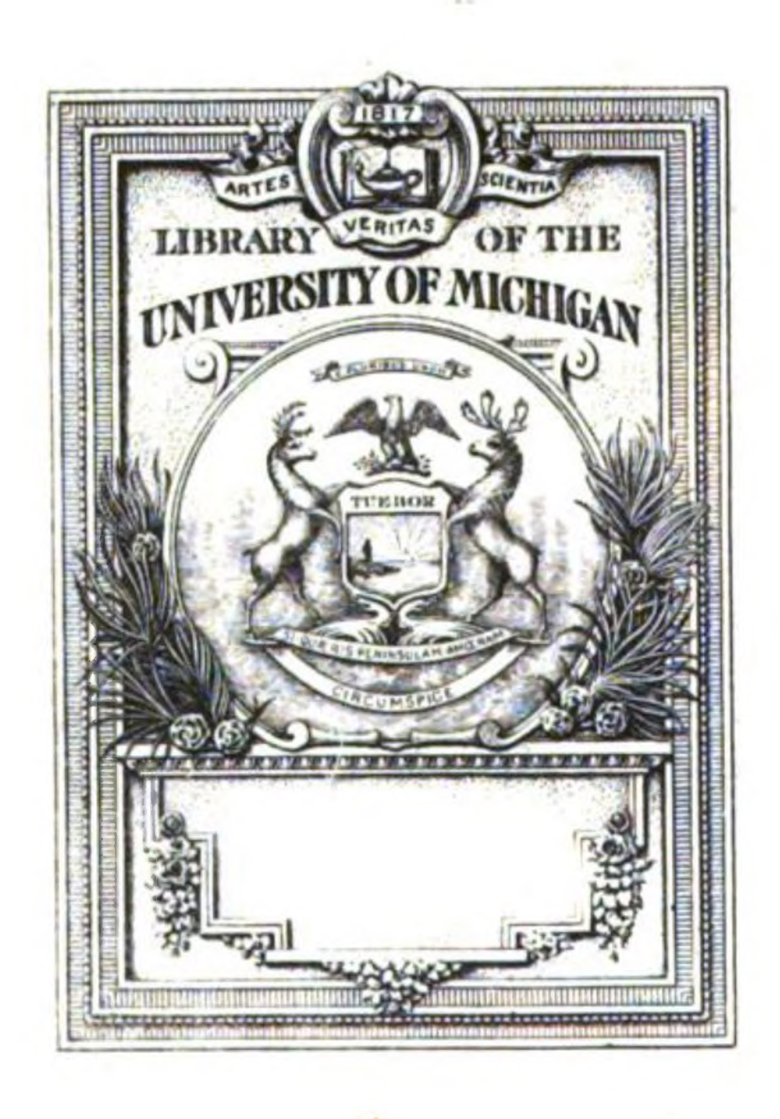
Die Zukunft


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1902.

Inhalt.



Berlin, den 4. Januar 1902.

Die Ideale.

„Diesmal, geehrter Herr, haben Sie mich nicht überzeugt. Aber auch garnicht. In Ihrem Artikel über die deutsche Muse nämlich. Manchmal gelingt es Ihnen, trotzdem ich über die meisten Dinge ganz andere Meinungen habe, mich zu dem Bekenntniß zu bringen: Was er sagt, könnte, da ers nun einmal von dieser Seite sieht, Einiges für sich haben. Diesmal gelang es nicht. Wollen Sie denn im Ernst behaupten, es sei ein Glück, daß der Kaiser die neue Kunst nicht protegirt? Daß es nicht besser, nicht herrlich wäre, wenn Klinger, Hildebrand, Obrist und Künstler ähnlichen Wesens für die Puppenallee gearbeitet hätten, statt der armen Epigonen? Wenn Liebermann dem Monarchen so nah stünde wie jetzt leider Anton von Werner? Wenn Herrscherportraits von Lepsius gemalt, Festsäle von Hofmann, Brandenburg oder Corinth geschmückt, Jagdreviere von Leistikow, Meeresstimmungen von Jakob Alberts dargestellt würden? Wenn Hauptmann, nicht Wildenbruch, den Schillerpreis erhielte, statt des ‚Eisenzahns‘ und des ‚Großen Lichtes‘ Ibsens Baumeister Solneß selbst auf die Hofbühne käme und der Dombau van de Velde anvertraut worden wäre? Das könnte der Kunst, dem Reich, dem Volk doch nur nützen, nur dahin führen, daß die Kultur, nach des Kaisers Wunsch, bis in die untersten Schichten durchdringt. Sie sprechen ja selbst von den Medici, die nur gute, nur die allerbeste Kunst förderten und deren Protektion den Künstlern wahrlich nicht geschadet hat. Nein: ich verstehe Sie gar nicht. Schon der Titel scheint mir falsch. Warum denn ‚Die deutsche Muse‘? In deren Herrschaftgebiet braucht doch nicht Mittelmäßiges

und Schlechtes nur zu entstehen. Und dann Julian! Da hat Ihr Gedächtniß Sie wohl im Stich gelassen? Durch Julians Gunst hat das Christenthum doch nicht den Sieg errungen. Gerade er hat ja die neue Lehre leidenschaftlich bekämpft und Sie selbst haben mehr als einmal hier vom Kampf des Kaisers gegen den Galiläer erzählt. In der vorigen Woche meinten Sie wahrscheinlich Konstantin und dachten an das Konzil von Nicaea. Das wäre nicht weiter schlimm; wenn nur Ihre ganze Darstellung der traurigen Angelegenheit, so sehr ich Ihr Urtheil über die Siegesallee billige, mir nicht so falsch schiene" ... Angenehm ists nicht, zwischen Weihnachten und Neujahr solche Briefe zu bekommen; aber nützlich. Man lernt erkennen, wie das gedruckte Wort wirkt, welcher Mißdeutung es ausgesetzt ist, von welchem Wall ehrwürdiger Zwangsvorstellungen es abprallen kann. Und man erwirbt das Recht, ein wichtiges Thema in Ruhe noch einmal zu behandeln.

Zuerst also der Titel. Sprach Lassalle wahr, als er sagte, über der Deutschen Häupter seien die großen Geister wie ein Kranichschwarm hingezogen, ohne im Sinn des Volkes dauernde Spur zu lassen? Ist Schiller sogar schon vergessen? Der schrieb unter den Titel „Die deutsche Muse" die Verse:

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
  Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
  Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne
  Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
  Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
  Deutscher Barden Hochgesang.
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
  Spottet er der Regeln Zwang.

Die Behauptung, der Titel dieses noch heute nicht veralteten Gedichtes passe nicht für eine Betrachtung der kaiserlichen Kunstproklamation, wird der Briefschreiber selbst im Aerger kaum halten können.

Und Julian? Daß nicht er, sondern Konstantin offiziell das Christenthum zur Staatsreligion machte, ist mir nicht ganz unbekannt. Nicht ihm

aber, nicht dem Jahr 324 und nicht dem im nächsten Jahr nach Nicaea berufenen ökumenischen Konzil dankt die Galiläerlehre die dauernden Sieg sichernde Macht. Nach wie vor Nicaea rauften Arianer und Athanasianer, lähmten sie die Propaganda; und das neue Regime der Duldsamkeit war der Sache der Christenheit nicht nützlicher als das heidnische Wüthen der Maximinus, Decius, Diokletian. Die Einheit des Fühlens, die Erlösung aus dumpfer Sektenenge war noch nicht erreicht; diesen werthvollsten Gewinn konnte die junge Gemeinschaft, der noch so wenig gemeinsam war, erst in einem letzten, entscheidenden Kampf erstreiten. Wohl durfte Gibbon sagen, jeder Sieg Konstantins habe der Kirche irgend eine Erleichterung oder Wohlthat gebracht, aber auch: „Schlau hielt er Furcht und Hoffnung seiner Unterthanen im Gleichgewicht; so erließ er in dem selben Jahr zwei Edikte, von denen das eine die Pflicht zur Feier des Sonntages einschärfte, das andere die regelmäßige Befragung der Haruspices vorschrieb.“ Von ihm, dessen Gebet mit heißester Inbrunst Phoebus Apollo, den Strahlenden, im Gewölk suchte, stammt die Bezeichnung des Ruhetages als des dies solis; „seine Freigiebigkeit stellte die Tempel der alten Götter wieder her und bereicherte sie; die Medaillen, die aus der kaiserlichen Münze hervorgingen, tragen die Gestalten des Jupiter und Apollo, des Mars und Herkules und seine kindliche Liebe vermehrte den Rath des Olympos durch die feierliche Apotheose seines Vaters Konstantius“. Galiläergeist spricht nicht aus solchem Handeln. Das Motiv, das Konstantins Bekehrung wirkte, ist noch heute nicht ganz entschleiert. Vielleicht war es, wie Gibbon sagt: „Seine Eitelkeit wurde durch die schmeichelnde Versicherung gefesselt, daß er vom Himmel auserwählt sei, um über die Erde zu herrschen; der Erfolg hatte sein Recht auf den Thron bestätigt und dieses Recht gründete sich auf die Wahrheit der göttlichen Offenbarung“. Vielleicht wird seine Stimmung richtig mit dem Wort angedeutet, das der ehrfurchtlose Satiriker ihm auf die Lippe legte: Les saints autels n'étaient à mes regards qu'un marchepied au trône des Césars. Das Bündniß von Thron und Altar hat der Sohn des Konstantius geschaffen; die innere Kraft der Christenheit aber erwuchs erst in dem Kampf, den der Apostat gegen sie führte. Nur ein Jovian, dessen Vorgänger Julian war, konnte wirken, sich offen zu Athanasius bekennen, den Glauben an Griechenlands Götter entwurzeln. Fast möchte man die Apostasie für ein klug ersonnenes Mittel politischer Taktik halten und meinen, der feine Geist Julians, des intellectuel, der so gern in Paris lebte, habe bewußt durch die Selektion eines harten Kampfes die zerfahrene, zank-

süchtige Schaar gestählt, die den Meisten noch immer nur eine jüdische Sekte war. Dem Manne, der auf dem Tigris seine ganze Flotte verbrennen ließ, um den Truppen die Hoffnung auf einen bequemen Rückzug abzuschneiden und sie vor die Wahl zwischen Sieg und Tod zu stellen, wäre solches Beginnen wohl zuzutrauen. Jedenfalls hat er, bewußt oder unbewußt, für das Erstarken des Christenthums mehr gethan als ein anderer Imperator. Darin stimmen, seit die schrillen Anklagerufe Gregors von Nazianz verhallt sind, beinahe alle Beurtheiler überein. Schon Gibbon meinte, der Triumph des Christenthums sei „in gewissem Grade“ Julian zuzuschreiben. Renan, der in Theodosius den ersten Kaiser eines christlichen Reiches sieht, sagt, die innige, liebevolle Christengemeinschaft sei erst nach dem Kampf, den die Galiläer unter Julian zu bestehen hatten, möglich geworden. Und Strauß schließt seine oft geschmähte Schrift über den Romantiker auf dem Thron der Caesaren mit dem Satz: „Unfehlbar muß jeder Julian — Das heißt: jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt — gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen.“

Der Titel und die Erinnerung an Julian stimmen, wenn sie Manchem auch nicht gefallen mögen, im Sinn wenigstens also zusammen. Ueber den Gedanken läßt sich natürlich streiten; immerhin sollte ihn Jeder nachdenken, ehe er ihn verwirft. Wäre es wirklich besser, „wenn Klinger, Hildebrand, Obrist und Künstler ähnlichen Wesens für die Puppenallee gearbeitet hätten“? Aehnlichen Wesens! Jeden der angeführten, jeden selbständig schaffenden Künstler trennt von dem anderen, mag er auch Thür an Thür mit ihm hausen und in dem selben Saal ausstellen, eine Welt, eine Weltanschauung. Das lehrt ein Blick in die Säle der Berliner Sezession, wo Klinger jetzt neben Hofmann zu sehen ist. Diese Künstler müßten einen Theil ihrer Persönlichkeit opfern, um für das Haus Hohenzollern arbeiten zu können. Klinger dürfte seinen Beethoven nicht auf einen Thron setzen, der ja nur legitimen Herrschern gebührt. Liebermann dürfte für Prunkgemächer den Kaiser nicht malen, wie er den hamburger Bürgermeister Petersen gemalt hat, den ja sogar die bürgerliche Senatorenfamilie schon „scheuslich“ und der Kunsthalle unwürdig fand. Lepsius müßte auf die feine Kunst des unerbittlichen Psychologen, Alberts auf den leisen Reiz frommer Intimität verzichten. Viele brächten das Opfer gern; der Lockung eines großen Auftrages, der nicht nur Geld und Ruhm, der oft überhaupt erst die Möglichkeit voller Bethätigung verheißt, widersteht selten Einer. Die ansehnlichere Standbilderreihe, die wir

dann im Thiergarten hätten, wäre aber recht theuer bezahlt. Der Vorschlag, Henry van de Velde für Preußens Hauptstadt einen Dom bauen zu lassen, klingt wie ein Witz. Dem Belgier, dessen leidenschaftliche Logik alle aus toten Kulturen stammende Tradition als unbrauchbar bekämpft, ist der Bau einer Kirche sicher kein Herzensbedürfniß; er müßte sein eigenstes Wesen aufgeben, wenn er für den summus episcopus der preußischen Landeskirche einen Dombauen wollte. Und wenn der Kaiser sagt, „jedes Kunstwerk müsse immer ein Körnchen von dem eigenen Charakter des Künstlers in sich bergen", so werden Viele sich nicht mit solchem Körnchen begnügen, sondern fordern, das Kunstwerk müsse, jeder Theil und jedes Ornament, das dem erstem Blick unverkennbare Gepräge der Persönlichkeit tragen, die es schuf. In der Siegesallee wird man die Professoren Begas und Brütt erkennen; die Namen der anderen Bildhauer wird nur der in berliner Ateliers Heimische errathen. Und doch sind Klassizisten aus der Rauchschule, mit Schaper und Siemering an der Spitze, Barockplastiker und angeblich Moderne darunter; und doch sagt der Kaiser, er habe ihnen „absoluteste Freiheit" gelassen. Freiheit in Grenzen, die Jeder von ihnen kannte, auf die Keiner sie hinzuweisen brauchte; Freiheit, die sich mit den Ueberlieferungen des Hohenzollernhauses verträgt. Welche Erwägungen da mitwirkten, beweist eine wahre Geschichte. Als einem der Hofbildhauer gesagt wurde, er habe seinen Preußenkönig in Kopf und Haltung Wilhelm dem Zweiten auffallend ähnlich gemacht, antwortete er, mit überlegenem Lächeln: „Das wollte ich ja!" Ob Vasari, als er Lorenzo, Bronzino, als er Giovanni dei Medici malte, auch solche Rücksichten kannten? Die Medici waren nicht angestammte Herrscher, sondern Großkapitalisten, Parvenus, Ahnen höchstens, nicht Enkel. Sie schleppten nicht die güldene Last dynastischer Ueberlieferungen mit sich und hatten, ehe sie einen Künstler wählten, nicht erst lange zu fragen, ob er auch schlicht und fromm sei nach altem Brauch. Ihr Schicksal wies ihnen den Weg, den der neue Geist beschritten hatte. Als sie Päpste geworden waren, hätten sie einem Künstler, dessen Atheismus in Rom bekannt geworden wäre, wahrscheinlich keinen Auftrag mehr gegeben. Damals aber, vor dem neuen Masseneinbruch in das Feld der Geschichte, that zwischen Besitz und Bildung sich noch keine Kluft auf und unmöglich war ein Zustand, wie Herr von Wildenbruch ihn in einem wunderlichen Artikel über den Schillerpreis jüngst prophetisch verkündete: „Dann kommt Das, was Feinde und Böswillige ersehnen und was ich, weil ich es als ein nationales Unglück betrachte, mit allen Kräften verhindern möchte, dann entsteht auf dem Gebiet, wo Deutschlands edelste Geistesfrüchte ge-

deihen, eine tiefe, alles gegenseitige Verständniß ausschließende, vielleicht nie mehr zu überbrückende Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volk." Kein Volk hatte in Medicäerpläne hineinzureden, kein Künstler stand vor der bangen Wahl, ob er dem Hof dienen wolle oder dem Demos. So hoch wie heute wagte der Ehrgeiz der Künstler sich auch kaum. Sie fühlten sich als Handwerker — das Portrait Michelangelos zeigt den Typus des Handwerkers, freilich eines vom Dämon besessenen — und setzten ihren Stolz darein, ihre Arbeit besser zu machen als der Nachbar und mindestens eben so gut wie der Konkurrent aus Venedig, Spanien oder Holland. Daher kommt vielleicht die beruhigende Einheit in manchen Räumen des Palazzo Pitti und der Uffizien, das überlebende Sinnbild einheitlicher Kultur. Diese Männer sprachen, wie sie dachten, malten und meißelten, wie sie empfanden, und brauchten nichts zu opfern, nichts ihrem Wollen anzuflicken, wenn sie eines Fürsten Auftrag ausführten. Und die klügsten Fürsten konnten dem Künstler getrost die Ausführung überlassen, weil sie wußten, der Mann werde nichts liefern, was in ihre Säle, Gärten, Grüfte nicht passe.

Das ist nun anders geworden. Nicht seit gestern, nicht durch die Schuld der Fürsten, nicht nur in Monarchien. Als Overbeck mit seinen Jüngern im römischen Kloster San Isidoro saß, trennte ihn schon eine Welt von Canova und Rauch, die, nicht weit von ihm, unter dem Himmel der selben Stadt antiker Skulptorenkunst nachzuschaffen versuchten. Und um wie viel breiter noch war die Kluft zwischen den Künstlern, die Ludwigs, des Bayernkönigs, Walhalltraum in Stein metzten, und William Turner, der von der Landstraße aus das Wunderwerk entstehen sah und nur die Stimmung, das Farbenspiel des Lichtes der Wiedergabe werth, zur Darstellung reizend fand! Leer und leerer wards seitdem über den Wolken; der alte Glaube war verbraucht und dennoch wurde die Natur wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmuth verachtet. Mußte sie für alle Zeiten gehaßt und verachtet, konnte sie nicht, gerade sie, zu der neuen Gottheit werden, die das Sehnen im Duft suchte? Goethe hat 1812 die kranke Epoche verhöhnt, „wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gequirlt ward.". Dreißig Jahre vorher aber hatte er das Hohe Lied gesungen, das uns heute klingt wie der unsichtbare, geheimnißvolle Chor aus der Dichtersage: „Die Natur spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen, noch, wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. Sie ist Alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst,

erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelind, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele; und am Besten ists, ihre List nicht zu merken. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst." Solche Worte verhallen nicht und kein Greisenspott verwischt ihre Spur. Wie die Ankündung einer neuen Schöpfungsgeschichte schlagen sie an unser Ohr. Herrscht nur die Natur gleichmüthig noch allein, ist Alles ihr Verdienst, ihre Schuld, dann muß der Mensch zu ihr ein neues Verhältniß suchen; der Mensch und der Künstler, der den Stummen, Tauben, Blinden die Welt zu deuten vermag. Ihm ist der Olympos versunken, ist das Leben in der Zeitlichkeit auch nicht mehr bestimmt, zu reineren Daseinsformen heranzuläutern; und er kann nicht länger mystische Vorstellungen fertig aus dem Waarenlager der Philologen und Antiquare beziehen. Das thaten auch die Alten nicht; auch ihre Phantasie ward durch das Mühen des Menschen befruchtet, des eigenen Wesens Art und die dunkle Räthselwelt sich selbst zu erklären. Nicht anders wird der Vorgang in der Seele eines Modernen sein, der sich, in bewußtem Gegensatze zu den Theisten, einen Naturalisten nennt. Licht und Luft, Alles, was ihn das Walten der Natur, der schaffenden und der leidenden, enträthseln, erkennen lehrt, wird ihn schön dünken und der Darstellung werther als der Glanz pomphafter Staatsaktionen und der Gespensterkult vor Altären, die keiner Menge Inbrunst mehr umfleht. Er wird die Alten ehrfürchtig lieben und von ihnen lernen, nicht aber ihr Gebet nachbeten, nicht mit der Seele das Land der Griechen suchen, in dem er ewig ein Fremdling bliebe, sondern in der Heimath, am hellen Tag, die Schönheit mit innigem Werben umklammern. Ueberall kann er sie finden: am ödesten Strand, auf dem sandigsten Boden, in des Berges dunklem Schacht sogar, wo Menschen unter Qual und Lebensgefahr den Wärme spendenden Stein aus Höhlengängen ans Tageslicht fördern. Alle Stätten wird er aufsuchen, wo ihm verwandte Menschen athmen, und keines Elends Anblick, auch des „scheuslichen" nicht, wird ihn schrecken. Denn er kommt nicht, um sein Auge an Reizen zu weiden, die vor ihm Hunderttausenden schön schienen, sondern, als ein furchtloser Entdecker der Heimathnatur, um in der Menschlichkeit Größe, in der Größe Menschlichkeit zu finden und Andere sehen zu lehren, wie auf der ärmsten Scholle, in der schmutzigsten Hütte Natur und Mensch einander bekämpfen, einander ertragen. So hat Millet und Meunier uns sehen gelehrt:

und kein Verständiger wird ihnen nachsagen, sie seien den Weg des Pyreikus gegangen, dem die Kunstgeschichte den Namen des Kothmalers verlieh. Nur darf man für solche Künstler, die erst in gottloser, demokratischer Zeit möglich wurden, nicht den Hoflieferantentitel fordern, nicht sie zu Dienern der an ganz andere Vorstellungen gebundenen Mächte erniedert wünschen. Sie sind Gestalter des Werdenden, Unbewährten und taugen nicht zu Vollstreckern des Willens der Mächtigen, deren Macht mit der alten Ordnung versinken müßte.

Herr von Wildenbruch erhitzt sich wieder einmal ohne Grund. Schiller, der ihm doch Vorbild ist, würde ihn tadeln. Der freute sich, daß die deutsche Muse nicht in den Zwang der Regeln gekerkert wurde, daß der Deutsche, ohne sich nach der Hofmode schniegeln zu müssen, sich selbst den Werth schaffen lernte. Der hätte die Frage, wann, wie oft und wem der Schillerpreis verliehen werden solle, nicht als „eine außerordentlich ernste Angelegenheit", sondern als eine für Kunst und Künstler bedeutunglose Staatsaktion betrachtet und nicht gejammert, weil Kaiser und Volk sich über die Aufgaben und Ziele der Kunst nicht verständigen können. Aber Herr von Wildenbruch irrt auch in seines Herzens Angst. Nicht dem Urtheil über die Fürstendenkmale der Siegesallee zwar, aber der Kunstauffassung des Kaisers ist die Zustimmung einer sehr starken Volksmehrheit noch immer sicher, noch auf lange hinaus. Ueberall, im Bannkreis der Sozialdemokratie, in den Schlössern des preußischen Adels und bei den Zwingherren der Industrie. Sie Alle glauben gern an ewige Kunstgesetze, „das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Aesthetik", und wollen von der Kunst „erhoben", nicht „in den Rinnstein" gezerrt sein. Nicht Allen ist die Ursache ihres Widerwillens so klar wie dem Monarchen, der genau weiß, wie er die Kunst wünscht, was er von ihr hofft und fordert. Sie soll fromm und patriotisch sein, dankbare Liebe zum angestammten Herrscherhaus lehren, die kriegerischen Tugenden pflegen und die „unteren Stände" durch das Schauspiel einer Phantasiewelt schönen Scheines über des Alltags Plage hinwegtrösten. Sie soll nicht des Lebens gemeine Wirklichkeit zeigen, nicht des Altars Heiligkeit noch des Thrones Macht antasten, nicht erkennen lassen, daß des Menschen Wille unfrei, die Ordnung aller Menschengemeinschaften von Menschen zu ändern ist. Auch die in geringeren Besitzrechten Wohnenden aber wittern in der Kunst, die sie ringsum wachsen sehen, ein fremdes, feindliches Element. Nicht das Häßliche ärgert sie; die wüstesten Bilder der Jan Steen und Brouwer würden sie lieber ertragen als Klingers Christus. Sie fühlen: da kommt Etwas herauf, das wir ablehnen müssen, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. Mit ästhe-

tischen Vorträgen ist da nichts auszurichten. Sie würden weiter gegen die Rinnsteinkunst wettern, auch wenn man sie zehnmal an die Scheusäligkeiten der klassischen Kunst erinnerte, zwanzigmal ihnen die Verse vorspräche, die Boileau schon, der Horazschüler, schrieb: Il n'est pas de serpent ni de monstre odieux, qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux. Die Sozialdemokraten sind schnell bekehrt, wenn sie merken, daß die Kunst, die sie selbst eben schalten, von der Bourgeoisie gehaßt und verfolgt wird. Die Besitzenden aber fühlen ihr wirthschaftliches Sein, ihre Privilegien bedroht und schreien, dem Volk müsse das Ideal erhalten bleiben. Ueberall ist es so, in Republiken wie in Monarchien. Vor ein paar Tagen erst hat Mirbeau gerufen, in den pariser Galerien werde man vergebens einen vom Staat angekauften Manet suchen. So war es immer, seit Künstler den Ehrgeiz hegten, neue Kultur zu schaffen. Sollen gegen solchen Versuch die mit der alten Kultur Zufriedenen sich nicht wehren?

Der Kaiser ist mit der Kultur des preußischen Reiches zufrieden. Er blickt um sich und findet, nur das deutsche Volk habe noch Ideale, die man nicht durch die Aufnahme neuer Kunstkultur gefährden dürfe. Die Frage, ob allen anderen Völkern wirklich die Ideale verloren seien, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wie aber steht es denn um die Ideale der Deutschen? Wo ist das „große Ideal", das Allen, das auch nur einer überwiegenden Mehrheit gemeinsam ist? „Deutschland", sagte Lagarde, „ahnt gar nicht einmal, wie es sich durch seinen Harem von Idealen dem Spott preisgiebt. Was unsere sogenannte Erziehung der Jugend als Ideal bietet, ist die volle Barbarei unserer Museen, nur mit der Verschärfung, daß gebildete Menschen dem gebildeten Vieh überlassen können, alles in den Museen aufgespeicherte Futter Halm für Halm abzuweiden, und selbst, was sie genießen wollen, wählen dürfen, während unsere Jugend, von Krippe zu Krippe getrieben, um acht Uhr Religion, um Neun Sophokles, um Zehn Cicero, um Elf Shakespeare, um Zwölf den alten Fritzen niederwürgt." Besser ist es seitdem nicht geworden; schlimmer vielleicht, denn der Lehrstoff hat sich vermehrt, die Christenpflicht wird heute stärker betont und die Weltpolitik ist hinzugekommen. Und der Jüngling, der aus der Schule ins Leben tritt, sieht sich vor neue Konflikte gestellt, die ihm das Gefühl verwirren. Er soll nach dem Gebot des Heilands leben und darf doch seines Vortheils nicht eine Sekunde vergessen, wenn er nicht hören will, er passe, als ein unpraktischer Träumer, nicht in die Welt. Er soll ... Doch wozu schildern, was Jeder tausendmal empfunden hat, bis er sich endlich in die Sitte schickte, Reden und Handeln, Bekennen und Thun zu trennen? Aus allen Kul-

turen haben wir Schätze zusammengeschleppt, aber wir haben keine Kultur, haben nicht den Muth, zwischen Lehre und Leben die Kluft zu schließen. Mit den von Griechen, Römern und Nazarenern abgetragenen Idealen brüsten wir uns und merken nicht, daß sie verdorrt sind, wie eine Palme, die lange schon wurzellos unter nordischem Himmel welkt. Wer von der steilen Höhe herabschaut, wo Fürsten stehen, mag glauben, die Palme sei frisch und grün; wer sie in der Nähe sieht, wendet sich weg. Ideale lassen sich nicht importiren; man kann sie auch nicht zu festen Preisen bestellen, weder bei Plato noch bei Krupp. Sie wachsen nur auf dem Boden einheitlicher Kultur. Die hatten Hellas und Rom, hatte Florenz unter den Medici. Darum konnten sie Ideale finden und eine Kunst hinterlassen, die dem winzigsten Geräth noch den Stempel ihres Wesens aufgeprägt hat.

Herr von Wildenbruch braucht nicht zu zittern. Der Kaiser steht als Schützer Dessen, was man heute Kultur nennt, nicht allein. Alle sind mit ihm, denen eine Neugestaltung Verlust bringen könnte. Und klein nur ist die Zahl Derer, die meinen, eine Kultur und ein Ideal sei den Deutschen erst noch zu schaffen. Um diesen Gegensatz handelt es sich; nicht um Zufallsfragen des Geschmacks und der Technik, sondern um verschiedene Arten, die Welt anzuschauen. Wer sie gut findet, wer unbekümmert in einer von griechischen und christlichen Vorstellungen möblirten Welt leben kann, ohne den Widerspruch zwischen Sein und Schein zu empfinden, hat keinen Grund, Neues herbeizusehnen, und wird dem Künstler danken, der die alten, bewährten, tausendjährigen Gedanken nachdenkt. Die Anderen werden schon froh sein, wenn der Spiegel der Kunst dem kurzsichtigen Auge die Welt zeigt, wie sie ist, mit ihren Mängeln und Heucheleien, mit allen Malen menschlicher Vergänglichkeit. Sie glauben, daß ein Volk, dem nur die Ideale der Hellenen und Nazarener geblieben sind, seelisch verhungern muß, mag es auch Reichthümer häufen, Märkte erobern und lange ungenützte Naturkraft sich dienstbar machen. Vor Jedem neigen sie sich, der die Erde sieht, als hätte eben erst ein unbekannter Schöpfer sein Werk vollendet. Lieber als fauler, die Geister lähmender Friede ist ihnen der grausamste Krieg des Alten gegen das Neue. Sie wollen kein Ideal, das blank aus der kaiserlichen Münze kommt, kein schwächliches auch, das den Mächtigen schon in seiner ersten Lebensstunde gefiele. Ein Konstantin würde ihre Hoffnung unter Kompromissen begraben. Jeder neue Julian aber müßte den Weg des alten gehen und im Kampf gegen den jungen Genius der Zukunft früh oder spät unterliegen.



Verse.

David d'Angers.

Nur, wer den Augenblick zu krönen weiß,
Ist groß und weise. Aermlich schleicht das Leben:
Du mußt der Stunde ihre Weihe geben
Und sie erhöhen aus der Schwestern Kreis.

Ein Haschisch ist dem Menschen Müh und Fleiß,
Wenn hundert Sphinxe ihre Pranken heben.
Doch Deine Seele will im Aether schweben
Hoch ob dem Lärm des Tags und Dunst und Schweiß.

Als David kam, des Goethe Bild zu malen,
Lag auf dem Tisch, in einem Lorberkranz,
Die Maske Raffaels. O ewiger Glanz!

Die schlichte Stube war voll heiliger Strahlen.
Die Horen hemmten ihren flüchtigen Tanz.
Ums Haupt der Stunde glomm ein ewiger Glanz...

❦

Homer.

Apollos Tempel war von Betern leer.
Nur Einer stand vor ihm. Ein Greis. Homer.

Und Gott und Sänger schwiegen lang. Dann quoll
Vom Mund des Gottes ein Akkord und schwoll,

Und war wie Harfenspiel und Cymbelschall
Und Amselschlag und Lied der Nachtigall:

„Mein liebster Sohn, mein Stolz und Preis und Zier!
Ich liebe Dich, Homer. Ich danke Dir.

Du hebst die Arme? Senke sie, mein Sohn,
Ein jedes Lied von Dir ist Dank und Lohn!"

Da gellt es durch den Tempel. Hohn und Spott.
„Nicht danken will ich; fluchen! Eitler Gott!

Phoebus, Du Strahlender, Dich hasse ich,
Dein liebster Sohn, Dein Stolz! Verfluche mich!

Du Gott des Lichts, Du Nichts! Du leerer Schein!
Ich bin ein Mensch, so laß mich elend sein!

Was zwingst Du meinen Mund zu Sang und Klang!
Schau her, Du Gott des Lichts! Dies ist Dein Dank!"

Und bebend steht vor seinem Gott Homer.
Er hebt die Lider auf: sein Aug' ist leer...

Die trauernden Mädchen.

Die Mädchen dieser Stadt, so schön sie sind,
Sie haben Alle einen Zug im Antlitz,
Als wären sie entsetzt, gequält von Angst.
Es liegt gleich einem Bann auf den Gesichtern,
Daß noch ihr Lächeln trauert.

Man erzählt,
Daß dieser Schreck auf den Gesichtern lagre
Seit einem Festtag auf den Wiesen draußen,
Der heiter wie ihr Mädchenlachen war,
Eh' das Entsetzen ihre Glieder lähmte.
Denn, da der Abend kam, erzählen sie,
Fiel eine Fackel auf der Fröhlichsten
Und Schönsten Kleid, daß sie zur Flamme ward
Und wie im Wahnsinn vor den Schwestern tanzte
Und starb.

Seit jenem bösen Tage lachte
Kein Mädchenmund in dieser kleinen Stadt,
Sind ernste Bräute ihre schönen Töchter
Und stille Fraun und Mütter ernster Kinder,
Die voll Entsetzen aus der Wiege schaun,
Als wär' die Sonne eine böse Fackel.

Prag. Hugo Salus.

Aufsichträthe.

Die wirthschaftliche Krisis hat das Institut der Aufsichträthe bei Aktiengesellschaften in eine grelle, für die Oeffentlichkeit erschreckende Beleuchtung gerückt. Was im Sonnenschein des wirthschaftlichen Aufschwunges harmlos und selbstverständlich schien, erweist sich nun, im Gewitter des großen Niederganges, als Verhängniß und öffentliche Gefahr. Wir haben Dutzende von Zusammenbrüchen aller Art erlebt, die verbrecherischsten Handlungen, von Direktoren Jahre lang geübt, sind ans Licht gekommen, nirgends aber haben wir erfahren, daß die in Frage kommenden Aufsichträthe das Unheil auch nur im Entferntesten geahnt, geschweige zu verhindern versucht hätten. Sie sind im besten und häufigsten Falle unwissend gewesen, wie die Lämmer und Kinder; sie haben nichts gesehen; ja, sie sind zum großen Theil von der Katastrophe ihrer Gesellschaft beinahe eben so überrascht gewesen wie jeder ihrer Aktionäre.

Das gilt nicht nur von den Aufsichträthen der Gesellschaften, die unter dem neusten Krach schon zusammengebrochen sind. Das gilt von der erdrückenden Mehrheit aller Aufsichträthe bei Aktiengesellschaften. Fast alle haben ihre wirkliche Pflicht nicht erfüllt. Heute weiß wieder einmal jeder Zeitungleser, worin eigentlich die Thätigkeit des üblichen Aufsichtrathes bei Aktiengesellschaften zu bestehen pflegt: man kommt im Jahr einmal, vielleicht auch zweimal, zu einer Sitzung zusammen; man nimmt mit Andacht, Anstand und vollstem Vertrauen den Jahres- oder Semestralbericht seiner Direktoren entgegen, die natürlich nur berichten, was sie für geeignet halten; man genehmigt am Ende jedes Geschäftsjahres in weitgehendster Coulanz, nach schnellster Einsichtnahme, die wieder von den Direktoren ausgearbeitete und vorgelegte Bilanz, vertritt sie auch gelegentlich gern in der Generalversammlung gegen den oder jenen vereinzelten aufsässigen Aktionär, — und streicht im Uebrigen mit Behagen die ansehnlichen Tantiemen ein, die für alle diese anstrengenden Leistungen häufig sogar statutarisch festgesetzt sind. Besondere Kenntnisse sind für das Alles natürlich nicht erforderlich, eben so wenig besonders viel Zeit. Und darum ist es nur zu erklärlich, daß es Leute giebt, die neben ihrem eigentlichen Lebensberuf, sei es als Bankdirektor, Rechtsanwalt, Geschäftsmann oder sonst was, nicht blos zwei- und dreimal, sondern zwanzig-, dreißigmal und noch öfter das Amt eines Aufsichtrathes zu bekleiden den Muth haben. Ueberaus lehrreich für diese Erkenntniß war die kleine Statistik, die im August die Frankfurter Zeitung aus dem Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtrathsmitglieder der Aktiengesellschaften darüber brachte: sie stellte fest, daß im Ganzen 70 Herren 1184 Aufsichtrathsstellen innehatten. Das macht im Durchschnitt auf den Mann fast 17 Stellen.

An dieser einzigen Zahl erkennt man, daß die Thätigkeit der meisten Aufsichträthe nichts als reine Farce ist und sein muß.

Natürlich giebt es auch Ausnahmen, sogar nicht zu seltene. Aber unter ihnen ist wieder ein großer Theil als durchaus nicht rühmlich zu bezeichnen. Gewiß arbeiten diese Aufsichträthe mehr als der Durchschnitt, manchmal sogar auffällig intensiv. Aber nicht immer im Sinn und zu Gunsten der Majorität der Aktionäre, deren Interessen allein zu vertreten sie die Pflicht und Schuldigkeit hätten, sondern in vieler Beziehung zu ihrem eigenen Vortheil. Ein Beispiel aus allerletzter Zeit als Beleg für viele. Am neunten Oktober war im berliner Kaiserhof die Generalversammlung der Kammerichschen Werke, einer Aktiengesellschaft. Die Werke hatten Besselmanns Fabrik angekauft. Ueber den Ankaufsmodus wurde nun, nach dem Bericht der Berliner Handelspost, von den Aktionären volle Aufklärung verlangt und nach längerem Sträuben schließlich auch gegeben. Man erfuhr, daß zu den Vorbesitzern der Fabrik auch der Vorsitzende des Aufsichtrathes, Herr Herz, und ein Herr Dr. Stamm, ferner Herr Direktor Kammerich selbst und zwei seiner weiblichen Verwandten gehörten; sie Alle hatten als Abfindung je ein Pöstchen Aktien zu verhältnißmäßig niedrigen Preisen erhalten. Die Berliner Handelspost fügt diesem Berichte das Urtheil hinzu: „Man wird zugeben müssen, daß es völlig ungehörig ist, wenn Mitglieder des Aufsichtrathes oder deren Verwandte derartige Geschäftchen mit ihrer Gesellschaft machen; es ist ungehörig, aber es ist leider typisch.“

Nach Alledem darf man wohl, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, sein Urtheil über das heutige Aufsichtrathswesen bei Aktiengesellschaften dahin zusammenfassen: Wo in ihnen gearbeitet wird, wird sehr häufig nicht oder doch nicht ausschließlich zu Gunsten der Aktionäre und der Gesammtgesellschaft gearbeitet; in viel, viel häufigeren Fällen aber wird überhaupt von den Aufsichträthen nicht oder nur scheinbar gearbeitet; in all diesen Fällen sind diese Aufsichträthe nur Coulissen für die Direktoren, Staffagen für die Aktionäre, Sinekuren aber für die angeblich zur Aufsicht Berufenen.

Ganz im Gegensatz dazu präsentirt sich dem Beobachter das Aufsichtrathwesen bei einer anderen Art moderner Erwerbsgenossenschaften: bei den Konsumvereinen, wie sie namentlich neuerdings von Arbeitern gegründet und vielfach bereits zu überraschender Blüthe gebracht worden sind. Die Aufsichträthe, die bei Aktiengesellschaften nur noch rühmliche Ausnahmen zu sein scheinen, sind hier die Regel; und Ausnahme ist hier, was dort die Regel zu sein scheint. In den Aufsichträthen der Arbeiterkonsumgenossenschaften, mögen sie klein oder groß sein, pflegt intensiv und regelmäßig gearbeitet zu werden; dagegen ist gewöhnlich der Gewinn, der für das einzelne Aufsichtrathsmitglied dabei herausspringt, um so geringfügiger. Die Aufsichträthe sind hier, bei

den Arbeiterkonsumgenossenschaften, in den allermeisten Fällen wirklich Das, was sie sein sollen: Organe der Aufsichtführung über die Geschäftsthätigkeit des Vorstandes, im Besonderen der oder des Geschäftsführers der Genossenschaft; sie sind Vertreter der Interessen der Genossenschaftmitglieder, die oberste verantwortliche Stelle für den guten geschäftlichen Fortgang des Institutes, das Schiedsgericht für Streitigkeiten zwischen Geschäftsführung und Angestellten des Geschäftes, die bekanntlich zugleich Genossen sein müssen, endlich die zuständige Instanz für allerlei Beschwerden der Mitglieder über die Genossenschaft, mit der Pflicht, sie nach bestem Wissen und Gewissen umgehend zu erledigen. Also nicht Coulisse, nicht Staffage, nicht Sinekure, sondern neben dem Vorstand, ihm gleichwerthig und in vieler Beziehung ihm übergeordnet, der wichtigste und kraftvollste Pfeiler, auf dem das Gebäude eines solchen Konsumvereins ruht.

Es kann nun freilich nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle den Massenbeweis für diese Behauptung anzutreten. Es muß vielmehr genügen, ein Beispiel für viele anzuführen. Aber dies eine Beispiel ist wirklich für viele typisch, denn eben der Verein, um den es sich hier handelt, ist für die meisten der modernen Arbeiterkonsumvereine das Vorbild geworden, nach dem sie ihre Geschäftsführung und auch die ihres Aufsichtrathes eingerichtet haben. Nicht die Art und Weise, nur die Wichtigkeit und Größe der Arbeit des Aufsichtrathes ist in den einzelnen Vereinen verschieden. Gleich aber ist wohl überall die Hauptsache: man arbeitet und übt eine wirkliche, oft recht mühevolle Aufsicht über das Institut. Und darum ist in der That ein Beispiel für viele nicht nur genügend, sondern schlagend.

Der Konsumverein und sein Aufsichtrath, der hier als Beispiel gemeint ist, ist der von Leipzig-Plagwitz und Umgegend, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Aus winzigsten Anfängen heraus hat er sich, Jahre lang im Verborgenen arbeitend, entwickelt. Nach den Einen mit 68, nach den Anderen mit 95 Mitgliedern hat er im Jahre 1884 seine erste primitive Verkaufsstelle für Viktualien und einzelne Kolonialwaaren eröffnet. Die ersten Jahre waren mühsam und eng; dann blühte der Verein rasch und rascher empor. Heute beträgt die Zahl seiner Mitglieder, fast lauter Arbeiter und kleine Leute, nur wenige bessere Bemittelte, rund 29 400. Die Geschäftsantheile dieser Mitglieder hatten Ende Juni 1901 die stattliche Höhe von 793 600 Mark erreicht; ihre Haftsumme betrug 1 174 320 Mark. Der Verein hält heute 49 Verkaufsläden offen, darunter zwei große Waarenhäuser und ein Schuhwaarengeschäft; die fünfzigste Verkaufsstelle wird nächstens eröffnet. Sie sind hauptsächlich über das Centrum und den Osten Leipzigs, über Leipzigs östliche und südliche Vororte zerstreut. Die Läden haben längst den Durchschnittsladencharakter der Detaillisten überholt. Einzelne unter ihnen

nehmen das ganze Parterre großer Miethhäuser ein und haben bis zu fünfzehn Verkäuferinnen in Dienst. In Leipzig-Plagwitz ist die Centrale des Vereins. Obwohl es Grundsatz ist, nur die nöthigsten Waaren auf Lager zu halten, ist das Centrallager doch von bedeutender Ausdehnung. Dennoch genügt es nicht und eben hat, unter Bewilligung einer Hypothek von 550000 Mark, die Generalversammlung die Erweiterung dieses Lagers beschlossen. Ein eigener Schienenstrang der sächsischen Staatseisenbahn führt die Waaren bis an die Ladestelle dieses Lagers heran. Hinter dem Lager erhebt sich die große, nach den modernsten Mustern eingerichtete Bäckerei des Vereins. Sie gilt als so mustergiltig, daß — horribile dictu! — im vergangenen Jahr Bäckermeister der königlich sächsischen Militärbäckereien mehrere Tage aufmerksamste und liebenswürdig aufgenommene Gäste dieses angeblich durch und durch sozialdemokratischen Betriebes waren und nach ihm Einrichtungen in ihren Neuanlagen treffen sollten. Die Bäckerei ist Tag und Nacht in Betrieb; die Arbeitzeit ist achtstündig. 63 Bäcker sind in ihr in diesen drei Schichten fest beschäftigt. Im vergangenen Jahr sind im Ganzen rund 2900000 Brote mit einem Verkaufswerth von 1508000 Mark, ferner 8800000 Stück Weiß- und Frühstücksgebäck von dieser Bäckerei produzirt worden. Neben der Bäckerei erhebt sich, gleich riesig, seit dem letzten Jahr die eigene Mühle. Seit ihrer Eröffnung vor einigen Monaten sind bereits an 140000 Centner Körner vermahlen worden. Ein nach neusten Mustern erbauter Getreidesilo beherbergt Unmassen von Körnern. Außer diesen beiden Hauptbetrieben hat der Verein aber auch noch andere Arten der Eigenproduktion in Betrieb: eine Tischlerei und Zimmerei, in der neuerdings Alles an eigenem Bedarf bis herab auf die Ladeneinrichtungen für neu zu eröffnende Verkaufsläden hergestellt wird; eine Limonaden- und Selterswasserfabrik, eine Sattlerei und Klempnerei, eine Kaffeerösterei, eine Käserei, Bierabzieherei und Hemdenkonfektion. Alle diese Betriebe werden elektrisch gespeist; das dafür nöthige Maschinenhaus, eben erbaut, entspricht den höchsten und modernsten Anforderungen. Dutzende eigener Geschirre vermitteln den Waarenverkehr zwischen dem Hauptlager und den einzelnen Verkaufsstellen. Ein großes Kohlengeschäft versorgt die Mitglieder des Vereines rechtzeitig mit ihrem Kohlenwinterbedarf zu Engros- und Sommerpreisen. Neuerdings hat man auch eine Sparkasse für die Mitglieder eingeführt. Obwohl sie meines Wissens erst knapp fünfviertel Jahre besteht, betrugen die Einlagen Anfang Oktober doch schon 253394 Mark. Im Laufe des letzten Jahres sind allein davon 223443 Mark neu gespart worden. An Steuern zahlte der Verein im letzten Jahre 51485 Mark. Seine diesjährige Bilanz schließt mit 3724800 Mark ab. Der Werth seiner Gebäude und Grundstücke steht mit 1575000 Mark zu Buche; sie sind mit einer — sehr geringen — Hypothek in der Höhe von

680000 Mark belastet. Der Werth der Maschinen ist heute, nach zwanzigprozentiger jährlicher Abschreibung, noch immer rund 460000 Mark. Der Umsatz an den Verkaufsstellen und am Hauptlager betrug 1900/1901 9730000 Mark, im Dezember 1900 allein 1056000 Mark. Als Reingewinn ergab sich für dies Jahr die stattliche Summe von 1021996 Mark. Daraus konnte, wie in den Jahren vorher, eine Dividende von 10 Prozent vertheilt werden. Bekanntlich ist der Maßstab für die Berechnung dieser Dividende auf das einzelne Mitglied nicht etwa die Höhe des von jedem eingezahlten Kapitals — die ist bei Allen gleich —, sondern die Höhe der Summe, die den von dem einzelnen Mitglied im Laufe des Jahres entnommenen Waarenposten entspricht. Im letzten Jahre ist an die Genossen pro Mitglied für 331 Mark Waare verkauft worden. Das ergiebt eine durchschnittliche Dividende von 33 Mark, die aber für eine ganze Anzahl von Mitgliedern in Wirklichkeit 50, 60, ja 70 und 80 Mark beträgt und kurz vor Weihnachten, in der an Ausgaben reichsten Zeit des Jahres, ausgezahlt wird. Im Ganzen beschäftigt der Verein 673 Personen, die sämmtlich zugleich Mitglieder der Genossenschaft sind, und zahlte im letzten Jahre an sie an Gehälter und Löhnen die stattliche Summe von 668000 Mark. Dabei beträgt das höchste Gehalt, das zur Auszahlung kommt und das der erste Geschäftsführer bezieht, 3000 Mark; die Löhne der Arbeiter entsprechen mit einzelnen Ausnahmen, sowohl nach oben wie nach unten, der von den betreffenden Gewerkschaften normirten Höhe.

Ich habe das Alles mitgetheilt, obgleich es scheinbar mit dem hier zur Erörterung stehenden Gedanken nichts zu thun hat. Doch zeigen diese Thatsachen, trotz ihrer Kürze und Trockenheit, den Umfang und die Größe des Betriebes, den hier der zu schildernde Aufsichtrath zu überwachen und mit zu leiten hat. Sie zeigen, daß ein solcher Betrieb, wenn er auch noch lange nicht mit der Deutschen Bank oder der Schuckertgesellschaft gleichzusetzen ist, doch Vergleiche mit unseren durchschnittlichen Aktiengesellschaften sehr wohl auszuhalten vermag. Und sie weisen demnach auch das Recht nach, Aufsichträthe solcher Durchschnittsaktiengesellschaften mit Aufsichträthen wie dem des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz sehr wohl zu vergleichen. Es steht hier ein Handelsgroßbetrieb, wie nur einer sonst, vor unseren Augen; seine Leitung ist eine Leistung wie die anderer kapitalistischen Großbetriebe. Ja, man könnte sie sogar angesichts der durch den Charakter der Arbeitergenossenschaft erzeugten Verhältnisse besonders schwierig nennen.

Der Aufsichtrath dieses großen Unternehmens besteht heute aus 21 Herren. Es sind ausschließlich Männer aus der Arbeiterklasse: Schlosser, Holzarbeiter, einfache Fabrikarbeiter, Kleinhandwerker. Diese Männer wohnen keineswegs in einem Stadtviertel oder Vorort zusammen. Vielmehr sind

sie gerade mit unter dem Gesichtspunkte gewählt, daß aus jedem Winkel der Stadt, aus jedem Vorort und Ortstheil, in dem der Verein Verkaufsläden geöffnet hat, mindestens ein Genosse dem Aufsichtrath angehört. Bei der ungeheuren Ausdehnung, die eine moderne Großstadt angenommen hat, ist der Wohnort und die Arbeitstelle vieler dieser Männer oft Stunden weit von dem Sitzungzimmer in Plagwitz entfernt; und wenn auch die in Leipzig besonders gut organisirten elektrischen Bahnen die Verbindungen beträchtlich abkürzen, so bleibt immer noch Entfernung genug, um auch daran die Größe des Eifers und der Mitarbeit der einzelnen Mitglieder, von denen nach den Protokolen nur äußerst selten einmal eins ausbleibt, zu erkennen.

Dieser Aufsichtrath hat nun in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1900/1901 zunächst im Ganzen 37 Sitzungen abgehalten. Alle diese Sitzungen finden in der Woche und abends statt. Selbstverständlich, da jedes der Mitglieder während des Tages in Fabrik und Werkstatt seine mühsame Berufsarbeit zu erfüllen hat. Im Durchschnitt hat jede der Sitzungen etwa $2^1/_2$ Stunden, von 9 bis $^1/_2$12 Uhr, gedauert. In diesen 37 Sitzungen sind, laut einer ungemein fleißigen Aufstellung des langjährigen Vorsitzenden des Aufsichtrathes, des Barbiers Max Pobbig, im Ganzen 267 Punkte zur Erörterung und Erledigung gelangt. Im Durchschnitt haben zu jedem dieser Einzelsachen 5 Herren das Wort genommen. Das ist auch ein Beweis für die Intensität der geleisteten Arbeit. Es ist unmöglich, alle 267 Berathungsgegenstände hier anzugeben. Doch seien wenigstens einige Hauptpunkte charakterisirt. Zu den Berathungsgegenständen gehörten:

a) Auseinandersetzungen mit einzelnen Angestellten;

b) Verhandlungen mit dem Arbeiterausschuß über seine Forderungen;

c) Verhandlungen mit den Lagerhaltern und den Kontoristen;

d) Aussprachen über Vorbereitung neuer Geschäftsstellen und anderer geschäftlichen Unternehmungen;

e) Erledigung von Beschwerden und Gesuchen, namentlich Unterstützungsgesuchen von Mitgliedern;

f) Begutachtung des Entwurfes einer Arbeitordnung für die neuerrichteten Waarenhäuser;

g) Klagesachen, Urlaubs- und Dienstreisegesuche der Geschäftsleiter;

h) Aussprachen über vom Vorstand geplante Waarenpreisermäßigungen, über den Zustand des im Silo lagernden Getreides, über die Qualität der Schuh- und Schnittwaaren und deren Anschaffung;

i) Aussprache über das Vorgehen der leipziger Schutzgemeinschaft der Kleinhändler gegen die Konsumvereine, über deren Flugblätter und Geschäftsbericht;

k) Auseinandersetzung über den Kampf um die Umsatzsteuer;

l) Strike- und Boykottangelegenheiten;

m) die Geschäftsverbindungen mit schon bestehenden und neu zu gründenden Arbeiterproduktivgenossenschaften;
n) Gehaltsangelegenheiten;
o) Anstellungen von Beamten und Vorarbeitern;
p) Einführung neuer Artikel;
q) Vornahme außerordentlicher Inventuren;
r) Branntweinverkaufskonzessionen;
s) Kohlenbestellung, Kohlenlieferung, Kohlenpreise für Mitglieder;
t) Vorbereitung von Neubauten;
u) Maschinenankäufe;
v) Verkehr mit Aufsichträthen anderer Vereine (sehr rege);
w) Orientirung über Unternehmungen anderer Konsumvereine.

Man kann ja nun freilich angesichts dieser Liste höhnisch die Achseln zucken und es lächerlich finden, daß Aufsichträthe sich mit solchen Einzelheiten und sogar scheinbaren Kleinigkeiten so intensiv beschäftigen. Aber ganz abgesehen davon, daß es sich bei vielen dieser Einzelheiten und Kleinigkeiten um Tausende und Zehntausende, bei einzelnen (zum Beispiel Neubauten) sogar um Hunderttausende handelte, so ist die Gegenfrage wohl erlaubt: Bestehen nicht auch die Geschäfte der Aktienunternehmen aus lauter Einzelheiten, die im Vergleich mit dem Ganzen des Jahresgeschäfts vielfach als Kleinigkeiten erscheinen? Sind diese Einzelgeschäfte denn nicht auch die Hauptsache und werth, von den Aufsichträthen beachtet zu werden? Jedenfalls wäre es gewiß nicht am Platze, diese überaus intensive Arbeit lächerlich und läppisch zu finden.

Aber diese bisher angeführte Arbeit ist nur ein Theil der ganzen. Zu den genannten 37 Sitzungen treten 18, an denen der Vereinsvorstand, die eigentliche Geschäftsleitung, mit theilnahm. Wo giebt es Aktiengesellschaften in größerer Zahl, deren Aufsichträthe neben 37 eigenen noch 18 Sitzungen im Jahr mit ihren Direktoren abhalten? Auch in diesen Sitzungen waren viele und wichtige Angelegenheiten zu erledigen; der Jahresbericht des schon genannten Herrn Pobbig führt 117 Berathungsgegenstände auf. Und zu Alledem tritt die eigentliche und engere Arbeit der Kontrole des Aufsichtrathes über die mehr technische Seite des Geschäftsbetriebes. Sie bestand in außerordentlichen Kassenrevisionen, die sechsmal im Jahre vorgenommen wurden. Ferner hat man in regelmäßigen Zeitabschnitten auch die Geschäftsbücher eingehenden Kontrolen unterworfen. Solche Bücherkontrolen fanden an 22 Arbeitabenden statt. Sie gingen in der Weise vor sich, daß jedes Aufsichtrathsmitglied abwechselnd die verschiedenen nach dem System der doppelten Buchführung eingerichteten Geschäftsbücher in die Hand bekam und ihren Inhalt mit dem anderer und der dazu gehörigen Belege verglich. Auf

diesem Wege wurde nicht nur eine gründliche und fortlaufende Buchkontrole, sondern auch eine praktische Einführung der einzelnen Aufsichtrathsmitglieder, einfacher Arbeiter mit gewöhnlichster königlich sächsischer Volksbildung, in das kaufmännische Gebiet dieses großen Geschäftsbetriebes ermöglicht.

Aber auch damit war die Jahresarbeit des Aufsichtrathes nicht erschöpft In Leipzig-Plagwitz besteht zur leichteren Bewältigung der vielen Arbeit in diesem demokratisch zugeschnittenen Großbetriebe die parlamentarische Einrichtung der Kommissionen. Es giebt eine Verfassung-, eine Bau-, eine Anstellung- und eine Waarenprüfung-Kommission. Außer bei der zuletzt genannten ist der Zweck der übrigen deutlich erkennbar. Die Waarenprüfung-Kommission aber hat die Aufgabe, die Qualität und Preislage der eigenen Waaren mit der von wichtigen Konkurrenten am Orte fortlaufend zu prüfen. In jeder dieser Kommissionen pflegen wieder neben zwei Vorstandsmitgliedern je fünf Aufsichtrathsmitglieder zu sitzen und auch diese Männer haben zusammen im Laufe des Jahres mehr als 50, zum Theil, wie in der Baukommission, ziemlich anstrengende und verantwortungvolle Sitzungen abgehalten.

Dazu kamen regelmäßig Waarenwiegkontrolen und Geldmarkenkontrolen durch Aufsichtrathsmitglieder in den einzelnen Geschäftsstellen; von den zuerst genannten fanden nach dem eben veröffentlichten Jahresbericht allein zehn statt. Außerdem sind alle Geschäftsstellen wöchentlich einmal von je einem Aufsichtrathsmitgliede noch im Allgemeinen inspizirt worden. Da es 49 Geschäftsstellen und 21 Aufsichtrathsmitglieder gab, so kommen hiervon auf den einzelnen Mann wöchentlich mindestens zwei Inspektionen. Und dabei sind die Inspektionen nicht so eingetheilt, daß jeder Herr immer die selben, ihm vielleicht zunächst liegenden Geschäftsstellen besuchte, sondern der Vorsitzende des Aufsichtrathes hat auch hier eine strikt zu befolgende Tabelle ausgearbeitet, nach der jedes Mitglied des Aufsichtrathes hinter einander alle 49 Läden zu inspiziren hat und so — natürlich unter großen Opfern an Zeit bei den in einzelnen Fällen sehr weiten Entfernungen — geradezu genöthigt wird, immer von Neuem alle Geschäftsstellen des Vereins aus eigenem Anschein kennen zu lernen und sich über sie ein Urtheil zu bilden. Jedem Bureaukratismus, der von einem grünen Aufsichtrathstisch aus etwa Beschlüsse fassen könnte, wird dadurch von vorn herein Thür und Thor geschlossen. Endlich würden unter den Leistungen des Aufsichtrathes noch zu erwähnen sein Konferenzen mit dem gesammten Personal des Institutes und mit den Aufsichträthen der übrigen leipziger Konsumvereine; es sind acht an der Zahl gewesen.

Rechnet man das Angegebene auch nur oberflächlich und ohne Uebertreibung zusammen, so würde sich für jedes Mitglied des Aufsichtrathes im Laufe des letzten Geschäftsjahres die Theilnahme an rund 100 Sitzungen und

etwa 110 bis 120 Kontrolen und Inspektionen ergeben. Ich glaube, da ist es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß es in ganz Deutschland schlechterdings keine Aktiengesellschaft giebt, deren Aufsichtrath eine auch nur annähernd eben so große, sowohl intensive wie extensive Arbeit leistet.

Und nun die Kehrseite der Sache, die Frage, was diesem Aufsichtrath für seine Arbeit bezahlt ward. Die Antwort giebt der eben veröffentlichte Geschäftsbericht für 1900/1901. Danach ist für die Gesammtverwaltung, mit Einschluß der fünf Mitglieder des Vorstandes, eine Entschädigung von 10400 Mark ausgesetzt. Da diese Summe unter die — in diesem Falle 26 — Betheiligten zu gleichen Theilen vertheilt wird, so ergiebt sich für jedes einzelne Aufsichtrathsmitglied die Summe von 400 Mark als Jahrestantieme. Das macht im Durchschnitt noch nicht ganz 2 Mark für jede geleistete Sitzung und abgehaltene Inspektion. Wiederum, glaube ich, ist angesichts dieser Thatsachen die Frage erlaubt: Wo giebt es in ganz Deutschland eine Aktiengesellschaft, die mit einem Reingewinn abschließt, der die Vertheilung einer Dividende von 10 Prozent zuläßt, und die trotzdem die Mitglieder ihres Aufsichtrathes mit einer Tantieme von je 400 Mark abspeist?*)

Man darf fragen, woraus wohl die geschilderten großen Unterschiede zwischen den beiden Aufsichtrathsarten zu erklären sein mögen. Die Verschiedenheit der Vorschriften des Handelsgesetzes auf der einen, des Gesetzes über die Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften auf der anderen Seite reichen zur Erklärung nicht aus. Vergleicht man die hierfür in Betracht kommenden Paragraphen beider Gesetze, so ergiebt sich eine weitgehende, mitunter wörtliche Uebereinstimmung. Auch die in den beiden Gesetzen nieder-

*) Ich habe vorhin gesagt, die soeben geschilderte umfangreiche Thätigkeit des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz sei nicht etwa eine Ausnahme, sondern die Regel. Um dafür einen Beweis zu erbringen, sei hier wenigstens eine knappe Uebersicht über die Thätigkeit der übrigen drei leipziger Konsumvereine, von Leipzig-Connewitz, Leipzig-Eutritzsch und Leipzig-Stötteritz gegeben. Die drei zusammen haben zwar nur den dritten Theil der Mitglieder von Leipzig-Plagwitz, nämlich 2795, 5303 und 2474 (Bestand vom ersten Juli 1901). Dennoch hielt ab der Aufsichtrath des

Konsum-Vereins	Laufende Sitzungen	Sitzungen mit Vorstand	Kassen-Kontrolen	Gewicht- und Markenkontr.	Laden-inspektionen	Kommission-sitzungen	Sonstiges
Connewitz . .	12	32	12	4	676	—	52 Besprechungen 50 Arbeitabende
Eutritzsch . . .	17	24	11	112	925	102	—
Stötteritz . . .	9	24	12	?	572	13	42 Arbeitabende

gelegten Strafbestimmungen für pflichtwidrig handelnde Aufsichträthe veranlassen diesen Unterschied nicht. Auch sie sind einander sehr ähnlich, zum Theil wieder wörtlich mit einander übereinstimmend. Und wo Verschiedenheiten vorhanden sind, liegen Strafverschärfungen eher im Handelsgesetz vor, die also, wenn sie überhaupt hier in Betracht kämen, Anlaß für erhöhten Pflichteifer gerade der Aufsichträthe bei Aktiengesellschaften werden müßten. Eher könnte man sagen, daß die Unterschiede in dem Wesen der beiden Unternehmungarten, der Aktiengesellschaft und der Konsumgenossenschaft, begründet seien. Thatsächlich sind solche Unterschiede, zum Theil sehr tiefgreifender Natur, auch natürlich vorhanden. Ob sie aber als der eigentliche und hauptsächliche Grund für die größere und geringere Leistung der Aufsichträthe hier und da anzusehen sind, muß stark bezweifelt werden. Denn diese Verschiedenheiten liegen durchaus nicht so, daß sie auf die Konsumgenossen und ihre Beauftragten im Aufsichtrathe ausnahmelos antreibend, auf die Aktionäre und deren Vertreter im Aufsichtrath aber ausschließlich erschlaffend wirkten oder wirken müßten. Im Gegentheil giebt es bei den Konsumvereinen Momente, die, gerade im Gegensatz zu den Aktiengesellschaften, das Interesse der Betheiligten und wohl erst recht auch der betheiligten Aufsichtrathsmitglieder an ihrem Institut verringern und schwächen könnten, es in gewissem Umfange auch wirklich thun. Das Alles also zeigt, daß auch dieser Erklärungsgrund nicht ausschließlich, ja nicht einmal hauptsächlich und in erster Linie in Betracht zu ziehen ist. Mir scheint, es giebt nur eine hauptsächliche Erklärung dieses merkwürdigen und tiefen Unterschiedes: dort sind die Mitglieder der Aufsichträthe ausnahmelos Angehörige der kapitalistischen, hier Angehörige der Arbeiterklasse; die Menschen, die betheiligt sind, nicht das Unternehmen, um das es sich dreht, erklären die Verschiedenheit. Für Jene ist der Posten als Aufsichtrath ein reines Geschäft, für Diese ein Stück Lebensarbeit und Lebensberuf. Der durchschnittliche Kapitalist hat schon als Aktionär mit seiner Aktiengesellschaft nicht die geringste innere Beziehung. Schon, weil er es als kluger Kapitalist gar nicht mit ihr allein zu thun hat. Er hat sein Kapital selten in einem einzigen Unternehmen, meist in vielen stecken, von denen die einen sicher und weniger lukrativ, die anderen lukrativer, aber weniger sicher sind. Der Grad dieser Sicherheit und des Ertrages ist das Entscheidende für ihn; Beides in möglichster Höhe und mit dem geringsten Aufwand an Arbeit und Aufregung zu erzielen, daran liegt ihm Alles, muß ihm Alles liegen. Ein Aufsichtrathsmitglied bei Aktiengesellschaften ist aber nichts Anderes als ein zu einer durch das Gesetz vorgeschriebenen Funktion erwählter Aktionär. Für ihn bleibt auch als Aufsichtrathsmitglied der Gesichtspunkt des Aktionärs durchaus maßgebend, gerade für ihn, der die Aussicht auf Tantieme hat. Es handelt sich für ihn, den kapitalistisch meist vielseitig Engagirten, außerdem vielleicht noch mit einem

Spezialberuf Belasteten, daneben meist auch gesellschaftlich stark in Anspruch Genommenen, auch jetzt, ja, jetzt erst recht nur darum, unter möglichst geringem Aufwand an Zeit und Kraft möglichst hohen Gewinn zu machen, also um ein gutes Geschäft. In Verbindung damit steht ein anderes Moment: jeder im Wirthschaftgetriebe stehende bürgerliche Kapitalist ist stark autokratisch und absolutistisch gerichtet. Diese Tendenz nimmt er für sich in Anspruch, wo er der eigentliche Macher und Verantwortliche ist; diesen Anspruch gesteht er aber auch ganz selbverständlich Anderen zu, wo sie die verantwortlichen Leiter sind. Und Das sind, für einen Aktionär und ein Aufsichtrathsmitglied, die Direktoren der Gesellschaft. Sie haben nicht nur pflicht- und berufgemäß die Arbeit zu leisten, sondern sie haben eben so auch die Verantwortung und aus beiden Gründen das Recht des Anspruchs auf Selbständigkeit. Das ist so natürlich, daß schon dieses Motiv, abgesehen von den andern angegebenen und nicht angegebenen, durchschlagend sein würde: es fällt keinem Menschen ein, durch eine intensive Aufsichtführung, die stets ein starkes Stück Mitarbeit bedeutet, diese Selbständigkeit dem Vorstand irgendwie beschneiden zu wollen, der solchen Versuch wahrscheinlich auch zunächst mit allen erlaubten Mitteln abzuwehren suchen würde. Ganz anders der Arbeiter, der Proletarier. Für ihn handelt es sich überhaupt nie darum, finanziellen Gewinn zu machen, sondern darum: einen möglichst hohen und möglichst gesicherten Lohn bei den möglichst besten Arbeitbedingungen zu erzielen. Zu den Mitteln, diesen mühsam erarbeiteten Lohn zu sichern, gehört auch der Konsumverein; denn er verhindert wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Schmälerung seines geringen Lohns durch den Zwischenhändler, von dem er sonst seine Nahrung- und Gebrauchsartikel beziehen müßte. Er sieht im Konsumverein ein — freilich noch recht bescheidenes — Mittel, sich wenigstens zum Theil aus der Abhängigkeit von der kapitalistischen Uebermacht frei zu machen. Wenn er sich also am Konsumverein betheiligt, leistet er ein Stück Lebens- und Berufsarbeit der Klasse, zu der er gehört; und je mehr er sich daran betheiligt, desto mehr. Das aber ist bei ihm gerade möglich, wenn er Mitglied des Aufsichtrathes ist: er wirft sich schon deshalb mit Eifer in die neue Pflicht. Dabei ist gar nicht gesagt, daß das eben Entwickelte jedem Einzelnen dieser Proletarier und Nichtkapitalisten in solchem Aufsichtrath zum klaren Bewußtsein gekommen sein muß. Aber als natürlicher Instinkt seiner Klasse treibt es in ihm. Eine Menge anderer Motive kommt dazu: der in die Enge seines oft stark einseitigen und eintönigen Berufes und seiner kärglichen Lebensweise eingepferchte Arbeiter findet hier ein neues, größeres und höheres Gebiet geistiger Bethätigung. In der Mitarbeit im Aufsichtrath erschließen sich ihm neue Lebensgebiete, neue Erkenntnisse, neue Erfahrungen. Auch Das lockt und drängt mit Gewalt. Ferner, je größer der Verein ist,

den er im Aufsichtrath mitleitet, um so größer sind auch die Aufgaben, die er und dadurch jedes einzelne Mitglied mit zu lösen hat; die zu fassenden Beschlüsse werden von immer größerer Tragweite; es handelt sich dabei mitunter um Hunderttausende. Welch ein stolzes, immer wachsendes Feld, auf dem er seine oft mißachtete und lange unterdrückte, unverbrauchte Kraft bethätigen und bewähren kann! Dazu kommt das in den Kreisen des gesunden Volkes stets stärker vorhandene Pflichtgefühl, das die Mehrzahl der Aufsichtrathsmitglieder dieser Arbeiterkonsumvereine vorwärts zur Arbeit drängt; dazu kommt weiter die in den Massen des Volkes heute vorhandene, durch die sie umgebenden Verhältnisse erzeugte demokratisch-sozialistische Gesammtrichtung, die sofort auch solchen Unternehmungen ihren Stempel dadurch aufprägt, daß sie die durch das Gesetz vorgeschriebene Generalversammlung wirklich nicht nur zu einer lebendigen und leistungfähigen, sondern auch zur letzten und höchsten Instanz erhebt, vor der sich auch der Aufsichtrath in Ernst und Wahrheit verantwortlich fühlt. Selbst minder erfreuliche Züge der Arbeiterklasse wirken hier mit. So das durch die bittersten politischen wie persönlichen Erfahrungen hervorgerufene und darum heute geradezu als öffentliche Tugend wirkende Mißtrauen, das auch vor den Angehörigen der eigenen Klasse nicht immer Halt macht, wo es sich um politische und wirthschaftliche Maßnahmen handelt. Gewiß wirken auch noch andere Gründe mit. So zum Beispiel die in ihrer Art geradezu mustergiltig bis ins Letzte und Kleinste ausgearbeiteten Vorschriften des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften zur praktischen Ausübung auch des Amtes des Aufsichtrathes. Aber auch hierbei liegen die Dinge doch so, daß ein bürgerlicher Kapitalist die wundervollsten Anleitungen für die Ausübung des Aufsichtrathspostens wahrscheinlich unbeachtet ließe, daß das Gegentheil auch hier nur eben der Arbeiter thut, der, ohne geeignete Vorbildung hierfür, vom Drange erfüllt, zu lernen und zu schaffen, mit Freuden sich ihrer bedient und sie so erst zur Geltung bringt. Nach Alledem scheint in der That die Erklärung für die merkwürdigen Unterschiede zwischen den zwei charakterisirten Aufsichtrathsarten in der Verschiedenartigkeit der Menschenklassen zu liegen, die betheiligt sind. Die Arbeiterklasse giebt einer von bürgerlichen Kapitalisten rein egoistisch und formal gehandhabten Einrichtung einen vertieften und ganz anderen Inhalt und sie eröffnet auch dadurch die Hoffnung, daß sie überhaupt die ganze Institution der Konsumgenossenschaften allmählich zu einer höheren wirthschaftlichen Organisationform entwickeln wird, — trotz der prachtvollen staatsmännischen Weisheit, mit der man Aktiengesellschaften bei uns in Deutschland frei und unbehelligt läßt, Konsumgenossenschaften aber mit allen möglichen Mitteln zu drücken und zu verfolgen sucht.

Zehlendorf. Paul Göhre.



Gykia.

Kaiser Konstantin der Siebente Porphyrogennetos erzählt am Schluß des Buches, in dem er 952 seinem Sohn alle für die Verwaltung des byzantinischen Reiches wichtigen politischen, historischen und geographischen Kenntnisse übermittelte, auch Einiges von der griechischen Stadt Cherson in der Krim. Sie lag ungefähr an der Stelle, die jetzt Sebastopol einnimmt, und barg in ihren Mauern den Artemistempel, dessen Priesterin Iphigenia war. Er berichtet ausführlich von Kriegen, die Chersons Bewohner mit den sarmatischen (slavischen) Fürsten des Bosporus an der Ostseite der Krim, in der Gegend des heutigen Kertsch, führten. Als das bosporische Volk, erzählt er, im Kriege mit den Chersoniten Niederlagen erlitten und ein großes Stück seines Landes verloren hatte, schmiedete es Rachepläne. Die Bosporer stellten sich, als sehnten sie eine Versöhnung herbei, und schlugen den Bewohnern von Cherson vor, Gykia, die Tochter des Lamachos, des ersten Beamten der Stadt, solle mit dem Sohne des Bosporerkönigs Asander den Ehebund schließen. Die Chersoniten willigten unter der Bedingung darein, daß der Bräutigam unter ihnen wohne und bei Todesstrafe nie wieder in die Heimath zurückkehre. Unter diesen Bedingungen wurde die Ehe geschlossen. Während jedoch Asanders Sohn sich scheinbar fügte, suchte er nur eine Gelegenheit, Cherson an seine Landsleute zu verrathen. Nach zwei Jahren starb Lamachos; und Gykia, die Erbin seiner Reichthümer, beschloß, sein Andenken alljährlich mit einem Fest zu feiern, bei dem die Bürger bewirthet und Tänze, Spiele, gymnastische Wettkämpfe veranstaltet werden sollten. Doch ließ ihr Gatte von Zeit zu Zeit eine Anzahl junger Leute vom Bosporus kommen, die unter dem Vorwande, Gaben aus ihrer Vaterstadt zu überbringen, über die Grenze ritten. Vom Dunkel der Nacht gedeckt, blieben sie dann auf dem Heimweg im Lande; sie gingen im Hafen Leimon (vielleicht das jetzige Balaklava) in Booten an Bord; heimlich wurden sie dann nach Cherson zurückgebracht und in den Gewölben des Schlosses verborgen. Nach zwei Jahren hatte sich so eine Schaar von zweihundert Männern zusammengefunden, die bereit war, am Lamachosfest, wenn die Chersoniten wehrlos, vom Wein berauscht, in tiefem Schlaf lägen, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und die Stadt anzuzünden.

Am Vorabend des Festes aber ließ ein zum Dienst herangezogenes Mägdlein, das man irgend eines Versehens wegen in eins der Zimmer gesperrt hatte, die über dem Versteck der bosporischen Männer lagen, die Spitze ihrer Spindel in eine Ritze des Fußbodens gleiten. Um sie herauszuholen, hob sie einen Stein hoch und sah nun, daß der darunter befindliche Raum von bewaffneten Männern besetzt war. Sie meldet der Herrin ihre

Entdeckung; und als Gykia sich selbst von der Richtigkeit der Behauptung des jungen Mädchens überzeugt hat, läßt sie heimlich die vornehmsten Bürger der Stadt zu sich berufen und befiehlt ihnen, das Fest wie gewöhnlich abzuhalten, doch darauf zu achten, daß sich das Volk nicht dem übermäßigen Genuß berauschender Getränke hingebe, und bei einbrechender Dunkelheit rings um die Mauern des Palastes Brennstoffe aufzustapeln. Sobald sie selbst heraustrete, sollten sie dann die Massen in Brand stecken.

Das Fest wurde den Anordnungen Gykias gemäß abgehalten. Sie feuerte ihren Gatten an, dem Wein reichlich zuzusprechen, und ging ihm mit dem Beispiel voran: häufig leerte sie einen purpurfarbigen Becher, der freilich nur mit klarem Wasser gefüllt war. Als ihr Mann sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte, um bald darauf an der Spitze seiner Landsleute hervorzubrechen, kam Gykia mit all ihren Frauen und ihrem ganzen Gesinde aus dem Thor geschritten. Die Scheite wurden alsbald angezündet und das Schloß mitsammt seinen Insassen verbrannt. Die Chersoniten wollten es auf öffentliche Kosten wieder aufbauen; Gykia aber lehnte das Anerbieten ab und setzte durch, daß die Stätte, wo man Verrath gegen das Vaterland gesponnen hatte, zum Abladeplatz für den Dünger und die Abfälle der Stadt gemacht wurde. Ihre Landsleute hatten ihr gelobt, sie als Wohlthäterin des Staates innerhalb der Stadtmauern zu bestatten. Eine solche Bestattung war in der heidnischen Zeit in der Regel streng verboten, wurde jedoch als ein Vorrecht angestrebt, ursprünglich in der Absicht, die Gebeine und die nachgelassenen Kostbarkeiten gegen die häufig vorkommenden Gräberplünderungen zu sichern. Ein paar Jahre darauf, zu der Zeit, wo Stratofilos, der Sohn des Filomusos, Archont war, beschloß sie, zu erproben, was das ihr geleistete Versprechen werth sei: sie gab sich für tot aus und wurde sofort vor das Stadtthor hinausgebracht, um dort, auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz, beigesetzt zu werden. Da erhob sie sich von der Bahre und schalt der Landsleute Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit so beredt, daß die Männer sie einstimmig baten, ihnen zu vergeben und sich sofort in einem ihr beliebenden Theil der Stadt selbst eine Grabstätte auszusuchen. Um aller Ungewißheit für die Zukunft enthoben zu sein, ließ sie das Grabmal zu ihren Lebzeiten bauen. Dort wurde, obwohl ihr auf öffentlichen Plätzen schon zwei Denkmale ragten, eine Bronzestatue der Heldin aufgestellt.

Zwei Züge besonders zeigen, daß diese Erzählung aus dem klassischen Alterthum kommt. Erstens die Geschlossenheit in Gykias Denken und thatkräftigem Handeln; kein Schwanken zwischen ehelicher Liebe und patriotischer Pflicht. Sie kommt, sieht und beschließt. Schon am nächsten Tage läßt sie den Verräther mit all seinen Mannen im Feuer umkommen und betreibt die Sache so gründlich, daß sie nicht einmal den Wiederaufbau des Schlosses

gestattet. Antik ist ferner das Gewicht, das sie auf ihre Bestattung legt. Diesen der Antike eigenthümlichen Zug finden wir noch heutzutage bei den unteren Volksschichten.

Der englische Dichter Sir Lewis Morris hat den Stoff zu einer Tragoedie benutzt und die Geschichte in die Zeit um 970 verlegt. So spielt sie, merkwürdig genug, elf Jahre nach dem Tode des Kaisers Konstantin, der sie uns überliefert hat. Dieser Kaiser selbst nimmt an, die Begebenheit habe sich mehr als sechshundert Jahre früher, etwa um das Jahr 380, zugetragen. Erst jetzt ist es geglückt, das richtige, viel frühere Datum festzustellen. Der Mann, dem wir diesen Fund zu danken haben, ist einer der gelehrtesten und feinsten Schriftsteller Englands, Richard Garnett, der frühere Oberbibliothekar im Britischen Museum.

Gykia, sagt er, kann nicht im vierten Jahrhundert gelebt haben, wo das Christenthum die Staatsreligion war. Denn das Christenthum jener Tage würde ihr nicht gestattet haben, eine Gedächtnißfeier für ihren Vater mit Tänzen und Belustigungen zu veranstalten; es hätte die Anwesenheit von Priestern und Choralgesang gefordert. Auch hätte sie damals sicher gewünscht, in irgend einer Basilika zu ruhen, und sich nicht mit dem vagen Verlangen begnügt, innerhalb der Stadtgrenze begraben zu werden. Die Geschichte gehört also der heidnischen Zeit an. Dazu kommt noch, daß die angeführten Namen mit dem vierten Jahrhundert gänzlich unvereinbar sind: Lamachos, Asander, Filomusos, Stratofilos. Mit Filos und Stratos gebildete Namen sind in der besten Zeit Griechenlands sehr häufig, sehr selten aber im vierten Jahrhundert und entsprechen keineswegs den unzweifelhaft echten Namen, die Konstantin aus Cherson anführt: Chrestus, Papias, Themistus, Byskus u. s. w. Lamachos ist ein alter Athenername, vom peloponesischen Kriege her berühmt. Asander ein makedonischer, der unter Alexander dem Großen in Aufnahme kam. Doch haben beide Namen einen alten Zusammenhang mit chersonesischer Geschichte. Lamachos kommt in des Fotus Abriß der Geschichte von Herakea, die ursprünglich von Memnon aufgezeichnet war, als Name eines der einflußreichsten Bürger von Heraklea zur Zeit des Mithridates vor; Asander ist der Name eines Bosporerkönigs, der von 47 bis 16 vor unserer Zeitrechnung regirte. Der Name eines anderen Königs Asander ist uns auf keiner Münze bewahrt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es also dieser König, den Konstantin erwähnt und dessen Lebenszeit er unrichtig bestimmt. Diese Annahme wird durch eine Bemerkung gestützt, die, ohne allen Zusammenhang mit der Geschichte Gykias, in Boekhs Werk über griechische Inschriften zu finden ist: nämlich, daß die Chersoniten vom Jahre 36 oder — wahrscheinlich — 21 an sich einer eigenen Zeitrechnung bedienten. Beide Daten aber fallen in die Regirungzeit Asanders. Schon Boekh zog daraus den Schluß, daß jenes Datum einen Wendepunkt in der Geschichte

Chersons bezeichnet haben müsse, vermuthlich den, wo die Stadt, die den Königen von Pontus unterworfen gewesen war, ihre Freiheit wiedererrang. Asander, der nur Vicekönig war, hatte sich, nachdem er seinen Herrn Pharnazes ermordet hatte, unabhängig gemacht. Die Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, daß die Chersoniten den Zeitpunkt, wo statt der mächtigen pontinischen Könige ein kleiner König über sie herrschte, benutzten, um das drückende Joch abzuschütteln. Wir können demnach die Geschichte Gykias mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit Asanders (zwischen 36 und 16 vor Christus) zurückführen. Und mit dieser Datirung stimmen die Namen und die in der Erzählung beschriebenen Sitten überein.

Jetzt können wir auch erklären, wie der Irrthum Konstantins entstand. Asander war der Mörder und Nachfolger des Pharnazes; allein die Geschichte von seinem und seines Sohnes Komplot folgt in Konstantins Buch unmittelbar auf die Schilderung des chersonitischen Sieges über einen König von Bosporus, Pharnakus. Augenscheinlich hat die Aehnlichkeit der Namen Konstantin verführt, die Geschichte Gykias falsch zu datiren.

Wer Gykia liebgewonnen hat, weil sie ein Weib nach seinem Sinn war, wird Richard Garnett Dank wissen, daß er ihr einen festen Platz in der Geschichte angewiesen und es unmöglich gemacht hat, sie eine Sagengestalt zu nennen. Und wer Richard Garnett liebgewonnen hat, wird sich freuen, an diesem Manne wieder einmal den Scharfblick eines Dichters und Philologen bewundern zu dürfen. In der ganzen heutigen Literatur Englands giebt es keine feinere Gelehrtenphysiognomie. Garnett vereint einander scheinbar widersprechende Eigenschaften. Als Lyriker (Poems) ist er unter den jetzt Lebenden einer der Ersten, an Melodiefülle Reichsten; als Uebersetzer von Gedichten (die Sonette von Dante, Petrarca, Camoens) hat er spielend ungemeine sprachliche Schwierigkeiten überwunden; als Novellist (Twilight of the Gods) bleibt er, mit seinem Griechengeist und seinem Witz, nicht hinter den besten Hellenisten und muntersten Spaßvögeln zurück; als Literarhistoriker (die Geschichte der italienischen Literatur, die Werke über Carlyle, Emerson, Milton, Essays eines Exbibliothekars) ist er zugleich gelehrt und schlicht. In Allem aber, was er schreibt und sagt, ist er der Mann, den Shelley zum Denker und Dichter geweiht hat. Es war eine Wonne, im British Museum zu studiren, wenn man von Garnetts Händedruck und Lächeln empfangen wurde. Seit er dort nicht mehr sein Königsrecht übt, einem stillen Prospero auf einer verzauberten Insel gleich, ist es, als hätte der herrliche Ort, der Quell so reichen Wissens, seine werthvollste Anziehungskraft verloren. Ich kenne im Norden einen Mann, der mit Wehmuth daran denkt, das Museum wiederzusehen und Garnett dort nicht mehr zu finden.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Raritätenbetrug.

Im Frühjahr hat Professor Hans Groß, der als Strafrechtslehrer an der Universität Czernowitz wirkt, ein Buch über den „Raritätenbetrug“ veröffentlicht. Die vielseitig angelegte Schrift wird auch für Viele von Interesse sein: der Kunstsammler mag daraus nützliche Winke holen, die ihn zur Vorsicht mahnen, der Jurist wird seine Aufmerksamkeit den scharfsinnigen Argumentationen über die Stellung des Raritätenbetruges im System des Strafrechtes zuwenden, der Nationalökonom kann manches Wissenswürdige über die Werthbildung der in Frage kommenden Güter entdecken. Alle Leser aber können aus dem Buch einen neuen Beleg für die alte Annahme gewinnen, daß jede menschliche Schwäche, die der Ausbeutung fähig ist, mit eherner Nothwendigkeit ihre Ausbeuter findet.

Unsere Zeit ist dabei der Entwickelung der Fälscherindustrie äußerst günstig. Der Reichthum steigt und damit nehmen auch die Mittel zur Anschaffung von Kunstschätzen und Gegenständen der Sammelliebhaberei zu. Diese selbst wächst sichtlich; ausgeprägt ist dabei der Einfluß jeglicher Mode; die öffentlichen Museen und Sammlungen mehren sich, halten aber fest, was sie einmal erworben haben. Während also Kaufkraft und Kauflust steigen, verringert sich das Angebot; die Preise der wenigen verkäuflichen Objekte schnellen empor. Und damit wächst wieder der Reiz zu Fälschungen, die erleichtert werden durch die Fortschritte der Technik, die Entwickelung der Fertigkeiten, die zunehmende kunstgeschichtliche und sonstige Fachliteratur, aus der auch der Fälscher Belehrung schöpft.

Die Verhältnisse, die sich im Verkehr ergeben, möchte ich an der Hand des von Groß gesammelten Materials hier beleuchten, das theils auf eigenen Beobachtungen, theils auf gewissenhafter Benutzung der vorhandenen Literatur beruht.

Der Betrug mit alten Kunstwerken und anderen Objekten der Liebhaberei kommt in zwei Formen vor. Bei der einen handelt es sich um Mittel und Vorgänge der Täuschung, wie sie in ähnlicher Weise auch auf anderen Gebieten angewandt werden: bei der anderen kommen spezielle, gerade auf den Raritätenbetrug berechnete Kunstgriffe in Frage. An der Grenze zwischen beiden steht zum Beispiel der folgende, als vielbewährt und verbreitet geschilderte Kniff, der namentlich im Verkehr mit auf der Reise befindlichen oder sonst am sofortigen Mitnehmen des Eingekauften gehinderten Bilderliebhabern zur Anwendung gelangen soll. Der Liebhaber entdeckt in einem Laden ein wirklich gutes, sehr preiswürdiges Gemälde. Die Prüfung ergiebt die Echtheit des Bildes; es wird gekauft und die Nachsendung vereinbart; der Käufer schreibt, vielleicht auf die Initiative des Händlers, um die Identität

des Bildes zu sichern, seinen Namen auf die Rückseite des Bildes oder bringt ein anderes geheimes Erkennungzeichen an. Das Bild kommt an, Unterschrift und geheimes Zeichen sind vorhanden und echt, — das Bild ist aber eine mehr oder weniger werthlose Kopie. Wie Das gemacht wird? Auf den Blindrahmen war zuerst die Kopie und darüber das Original gespannt, der Käufer hatte also vorn das Original gesehen und geprüft, seine Zeichen aber auf der Rückseite der Kopie angebracht, so daß der Händler nur die kleine Mühe hatte, nach dem Abgang des Käufers das Original aus dem Rahmen zu nehmen.

Hier ist der Betrug durch Unterschiebung eines falschen Objektes mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln durchgeführt, wenn auch nicht ohne Raffinement. Andere Fälle reichen von der plumpsten Täuschung bis zur komplizirtesten Fälschung, wobei schwierige, an sich werthvolle Arbeiten geleistet werden müssen; bald liegt eine vollständige Fälschung, bald nur die eines Theiles vor, die dann verblümt als Embellirung, Assemblage (Zusammenstellen aus alten und neuen Stücken) u. s. w. bezeichnet wird.

Ein interessantes Beispiel dafür, wie sorgfältig oft eine Täuschung vorbereitet werden muß, giebt die von einem Fachmann gelieferte Beschreibung der Herstellung „alter" Geigen. Die einzelnen Theile müssen fertig gemacht und entsprechend gefärbt werden; häufig werden dann schon verschiedene Flickereien besorgt, da bei echten alten Geigen oft eine bestimmte Stelle der Decke neu ersetzt erscheint. Bevor man den Kasten zusammensetzt, wird der Innentheil mit feinstem Kolophoniumpulver eingerieben, um den später einzubringenden Altersstaub festzuhalten; ferner werden die Namen- und Reparaturzettel angebracht, zu denen man Papier aus alten Büchern verwendet, während die Beimengung von Chlorwasser zur Tinte genügt, um sie verblichen erscheinen zu lassen; kleine, künstlich bewirkte, aber reparirte Schäden, allerlei Manipulationen bei der Lackirung bewirken, daß man schließlich für achtzig bis hundert Mark eine Geige hat, die vielleicht für ein paar tausend verkauft werden kann. Charakteristisch für diese Industrie ist, daß auf der internationalen Ausstellung alter musikalischer Instrumente in London 1872 in Summa blos 22 Geigen, 7 Violas, 7 Violoncelle und 5 Kontrabässe (von italienischen Meistern) zu sehen waren; von den tausenden, die sich angeblich im Besitz von Händlern befinden, kam keine auf die Ausstellung, wo doch die ersten Kenner erscheinen sollten.

Außerordentlich zahlreich sind die Kunstgriffe bei Herstellung „alter" Bilder. Man nimmt ein wirklich altes, billiges Bild, wäscht die Malerei weg und hat nun die Bahn frei, etwas Neues zu schaffen; die Gefahr von Anständen bei Leinwand, Blindrahmen, Nägeln ist damit beseitigt. Oder man verwendet die noch in gewissen Dörfern nach der Väter Sitte erzeugte

Bauernleinwand, die nur noch entsprechend braun und schmutzig gemacht werden muß. Die Künstlerhandzeichen werden genau nach den vorhandenen Vorlagen imitirt; ist Etwas auf dem Bilde nicht gelungen, so wird die schwache Stelle mit Leimwasser gerieben, weil sich dann dort Schimmelpilze ansetzen und die Stelle ruiniren, — was außerdem ja für das Alter des Bildes spricht. Da Alkohol frische Farben löst, nicht aber alte, also als Prüfmittel gilt, wird die Malerei vor Anbringung des Schmutzes mit einer dünnen Leimlösung überzogen, die eben so gegen Alkohol schützt wie hohes Alter.

Vielgliedrig ist auch die Kette der Personen, die mit dem zweifelhaften Kunsthandel in Verbindung stehen. Neben den ausführenden Organen, unter denen auch wirkliche Künstler vorkommen, die für ihre Arbeiten keinen lohnenden Absatz finden, spielen selbstverständlich professionelle Händler eine große Rolle. Betheiligt sind aber auch Personen, die mehr im finsteren Versteck bleiben. So giebt es Leute, die offiziell nur als begüterte Sammler auftreten und scheinbar nur in Ausnahmefällen hier und da ein Stück abgeben; in Wahrheit aber kaufen und verkaufen sie ständig, sind vielleicht nur Etwas wie Kommissionäre eines Händlerringes. Diese falschen Amateure sind natürlich besonders gefährlich, weil man ihnen ein größeres Vertrauen entgegenbringt als den gewerbsmäßigen Händlern, der Verkauf von ihnen oft als ein Akt der Gefälligkeit hingestellt und auch aufgefaßt wird, genaue Untersuchungen als eine Art Beleidigung abgelehnt werden und es auch der Eitelkeit mancher Käufer schmeichelt, sich im Besitz eines Stückes aus einer bekannten Sammlung zu wissen. In der Regel verkauft der amateur-marchand zwar nicht gerade Fälschungen, aber Zweifelhaftes, stark Ergänztes oder Embellirtes, immer aber zu übermäßigen Preisen. Eine andere, von unlauteren Elementen nicht freie Gruppe bilden die in Italien häufigen art-critics. Sie sind scheinbar nur Sachverständige, in Wahrheit oft verkappte Agenten von Händlern. Eine Rolle bei Täuschungen übernehmen manchmal auch vornehme Mittelspersonen oder Vorbesitzer durch Ausstellung falscher Atteste und Urkunden. Bemerkenswerth ist auf diesem Gebiet der Fall Weininger, der 1876 vor dem Strafgericht in Wien zur Verhandlung kam. Weininger hatte zwei Altäre im Stil der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anfertigen lassen und sie, mit Benutzung eines von einem Grafen — gegen Entgelt — ausgestellten Zeugnisses, nach dem die Altäre stets zum gräflichen Familienbesitz gezählt hätten, für zwanzigtausend Pfund nach London verkauft. Die Altäre wurden von den Sachverständigen als nicht echt erkannt, aber doch auf dreißigtausend Gulden geschätzt. Der Fall ist ein Beispiel dafür, mit wie großen Mitteln zuweilen die Fälschung arbeitet.

Zur Folge hat der gelungene Betrug zunächst die Uebervortheilung des Käufers, der unverhältnißmäßig bezahlt hat. Daneben wird aber

auch die Allgemeinheit geschädigt. Kunst und Wissenschaft können durch Fälschungen ja leicht irregeführt werden. Ein einleuchtendes Beispiel dafür ist das folgende. 1880 wurde angeblich der Sarkophag eines Bischofs mit vielen Gold- und Silbergegenständen gefunden. Die Seltenheit der Schätze macht einen tiefen Eindruck, die Literatur befaßt sich eingehend mit der Verwerthung des Fundes, man sorgt für Reproduktionen, zieht Schlüsse auf archäologischem und kulturgeschichtlichem Gebiet und nimmt den Fund als wichtige Entdeckung, bis es einem Fachmann gelingt, nachzuweisen, daß der Schatz nur eine freche Fälschung sei. Mit Recht weist Groß darauf hin, daß mit der Enthüllung der Fälschung noch nicht die Folgen beseitigt sind; leicht können sich schon Annahmen eingelebt haben oder Behauptungen fortpflanzen, ohne daß man sich immer der Quelle bewußt ist, aus der sie ursprünglich stammten. Aber auch in anderer Beziehung können durch eine Fälschung weitere Kreise benachtheiligt werden, wenn auch in solchen Fällen die Schädigung nicht so weit reicht wie da, wo die wissenschaftliche Forschung auf Irrwege geleitet wird. Auch hierfür sei ein konkreter Fall verzeichnet. Die salzburger Rubenthaler von 1504 haben einen bedeutenden numismatischen Werth, da, so weit bekannt, nur sechs Stück davon vorhanden sind, die sich obendrein noch in festen Händen befinden; das Stück wird auf siebenhundert bis tausend Gulden geschätzt. Vor einiger Zeit gelang es nun einem spekulativen Manne, sich für eine Weile einen solchen echten Rubenthaler zu verschaffen, vielleicht mit Hilfe eines Dieners eines der sechs Besitzer. Nach dieser Münze wurden Imitationen bei einem geschickten Manne bestellt, der solche so gut auszuführen pflegt, daß man die Nachahmung nur an der winzigen, erhaben geprägten Firma erkennt, die er loyaler Weise stets anbringt. Nachdem nun diese Firmaprägung sorgfältig abgeschliffen worden war, konnten, unter Anwendung von allerlei Schlichen, mehrere Stücke als echt verkauft werden. Als dann die Sache herauskam, waren nicht nur die Käufer geschädigt, sondern auch die Besitzer der sechs Rubenthaler, die seit dem Prozeß als entwerthet gelten. Niemand weiß nämlich, aus welcher Sammlung der Fälscher das Vorbild bekommen hatte — aus einer der sechs muß es sein —; und eben so wenig ist sicher, ob in die bestohlene Sammlung der echte oder ein falscher Thaler zurückgekehrt ist, da böse Absicht oder auch eine Verwechselung mitunterlaufen sein kann und, wie gesagt, die Imitationen so vorzüglich sind, daß nach dem Ausschleifen der Firma des Erzeugers eine Unterscheidung nicht mehr möglich ist. Deshalb bleiben die Thaler in allen sechs Sammlungen verdächtig.

Wer sich für weitere Mittheilungen über Praktiken und Vorkommnisse auf dem Gebiete der Fälscherindustrie interessirt, sei auf die Schrift von Groß selbst und die in ihr angegebene Literatur verwiesen; eine Fülle von

Angaben enthält namentlich ein etwas älteres Schriftchen von Eudel über die Fälscherkünste (Le Truquage), das von Bruno Bucher für Deutschland bearbeitet worden ist. Die Aufklärung, der diese verschiedenen Schriften dienen, mag Manchen zur Vorsicht mahnen und daher Gutes stiften. Freilich scheint die Menschheit über einen geradezu unerschöpflichen Schatz von Leichtgläubigkeit zu verfügen, der sie immer wieder zur Beute von Parasiten und Betrügern macht. Nicht immer laufen die Dinge so harmlos ab wie in dem Fall eines gelehrten Mitgliedes der Académie des Inscriptions in Frankreich. Dem wurde als Fund ein Töpfchen mit den Buchstaben M. J. D. D. vorgelegt und er glaubte, diese Buchstaben bedeuteten die Wörter Magno Jovi Deorum Deo (dem großen Jupiter, dem Gotte der Götter). Leider war es aber nur ein Senftopf und die Buchstaben bedeuteten moutarde jaune de Dijon. Der Scherz wurde aufgeklärt und der Gelehrte lachte mit. Was hier mit Heiterkeit endete, endet sonst recht häufig mit empfindlichen Einbußen. Wie es scheint, ist der strafrechtliche Schutz bei dem so weitverzweigten Raritätenbetrug ungenügend und der Verbesserung sehr bedürftig. Professor Groß sucht wirksamere Hilfe aber nicht in einem der jetzt so beliebten Spezialgesetze, sondern in einer Verbesserung der Rechtspflege. Den Grund, warum Fälscher von Kunstsachen so selten vor Gericht stehen — und Das ist eine Thatsache, die auch in Frankreich beklagt wird —, findet er nur in dem Umstande, daß zur Untersuchung solcher Delikte besondere Kenntnisse nöthig sind, ohne die der Strafrichter weder mit Zeugen noch mit dem Beschuldigten noch mit den Sachverständigen verhandeln kann. Selten aber bequemt sich ein Kriminalist, sich diese Kenntnisse anzueignen, und deshalb verzichtet der Beschädigte, der den Mißerfolg voraussieht, lieber darauf, eine dem Richter doch kaum verständliche Anzeige zu erstatten, und die Betrüger betrügen ungestört weiter. Wird aber doch einmal eingeschritten, so wird der von keinem an der Entscheidung Mitwirkenden recht verstandene Fall nur mit spitzen Fingern vorsichtig berührt, aber nicht kräftig angepackt und das Ergebniß ist eine schüchtern bemessene, kleine Strafe. Darum fordert Groß, statt eines neuen Spezialgesetzes, bessere Ausbildung der Kriminalisten auf diesem schwierigen Gebiet. Angesichts der Ausdehnung, die heute die Fälscherindustrie nach übereinstimmenden Berichten erlangt hat, wird der Ruf nach einer wirksameren Repression in den Kreisen der Freunde der Kunst und geschäftlicher Ehrlichkeit nur sympathischen Widerhall finden, mag auch das Uebel, das dem ewig neue Formen ersinnenden Trieb nach mühelosen oder unverhältnißmäßigen Gewinnen entspringt, nur einzudämmen und nicht aus der Welt zu schaffen sein.

Wien. Sektionchef Dr. Victor Mataja.

Seine Majestät der König.

Wo das Wort eines Königs ist, da ist Macht. Und wer dürfte zu ihm sagen: Warum thust Du Das?

„So; und Chimo soll am Fuß von meinem Bett schlafen; und das jote Bilderbuch und mein Bjot, weil ich immer hungajig bin in der Nacht; und Das ist Alles, Miß Biddums. Und nun dieb mir noch einen Tuß und denn will ich einschlafen ... So! Danz juhig! Oh! Das jote Bilderbuch is unter das Topftüssen deschliddert und das Bjot is danz vertjümelt! Miß Biddums! Miß Biddums! Mich is so unglücklich! Tomm und leg mich zujecht, Miß Biddums!"

Seine Majestät gingen zu Bett und die arme, geduldige Miß Biddums, die sich bescheiden als „junge Person, Europäerin, gewöhnt an die Pflege kleiner Kinder" bezeichnet hatte, war gezwungen, seinen königlichen Launen nachzugeben. Das Schlafengehen war jedesmal ein langwieriger Prozeß, weil Seine Majestät ein besonderes Geschick hatten, zu vergessen, welchen von seinen vielen Freunden, vom Sohn des Gassenkehrers bis herauf zur Tochter des Kommissionärs, er in sein Gebet mit eingeschlossen hatte. Um die Gottheit nicht zu beleidigen, pflegte er sich daher jeden Abend in aller Ehrfurcht vier- bis fünfmal durch sein kleines Gebet hindurchzuarbeiten. Seine Majestät der König glaubte an die Kraft dieses Gebets eben so zuversichtlich, wie er Chimo, dem geduldigen Wachtelhund, oder Miß Biddums vertraute, die ihm seine Flinte — mit richtigen Zündhütchen — vom obersten Gesims des großen Kinderspielschrankes herunterholen konnte.

Die Thür der Kinderstube war die Grenze seiner Autorität. Darüber hinaus lag das Reich seines Vaters und seiner Mutter, zweier äußerst furchtbaren Menschen, deren Zeit zu werthvoll war, als daß sie sich mit Seiner Majestät dem König abgeben konnten. Seine Stimme wurde leiser, wenn er die Grenze seiner eigenen Gemächer überschritt, sein Auftreten wurde unsicher und seine Seele war voll Ehrfurcht vor dem mürrischen Manne, der in einer Wildniß von einem Taubenschlag ähnlichen Fächern mit faszinirenden rothen Bandstückchen daran lebte, und vor der wunderbaren Frau, die stets in einem großen Wagen fuhr.

Dem Einen gehörten die Mysterien des Duftar*)-Zimmers, der Anderen die große, leuchtende Wildniß des Memsahib**)-Zimmers. Hier waren die glänzenden und wohlriechenden Gewänder aufgehängt, meterhoch in der Luft, hier war die Hochebene des Toilettetisches, auf die man gerade noch hinaufsehen konnte und die ein wahres Brachfeld von „deispienkelten Tämmen, destickten Tolett Törbchen" und „weißtöpfigen Bürsten" offenbarte. Dort war kein Platz für Seine Majestät den König, weder in offiziösem Inkognito noch in weltlicher Pracht. Das hatte er schon seit Jahren entdeckt, ehe selbst Chimo in das Haus kam oder Miß Biddums aufgehört hatte, über einem Packet zerlesener Briefe zu weinen, die ihr einziger Schatz auf Erden zu sein schienen. Seine Majestät der König beschränkte sich daher weise auf seine eigenen Territorien, wo ihm nur Miß Biddums seine Macht streitig machte, und zwar nicht allzu energisch.

Von Miß Biddums hatte er sein Bischen Religion aufgelesen und es

---

*) Bureau.

**) Herrin, gnädige Frau.

mit den Erzählungen von Göttern und Teufeln, die er in den Bedientenstuben lernte, zusammengeworfen. Miß Biddums offenbarte er sich mit dem selben Vertrauen, wenn er sein Kleidchen zerrissen hatte oder wenn ein ernster Kummer sein Herz bedrückte. Sie konnte Alles wieder heil machen. Sie wußte genau, wie die Erde geschaffen word:n war, und hatte das kleine, zitternde Herz Seiner Majestät des Königs in jener schrecklichen Zeit, im Juli, beruhigt, wo es unausgesetzt sieben Tage und sieben Nächte regnete; keine Arche war zu sehen und alle Raben waren schon fortgeflogen. Sie war der mächtigste von allen Menschen, mit denen er in Berührung kam, — ausgenommen immer die beiden entfernt und schweigend dastehenden Leute jenseits der Kinderstubenthür. Wie konnte Seine Majestät der König wissen, daß vor sechs Jahren, in dem Sommer, wo er geboren wurde, Mrs. Austell beim Herumkramen in ihres Mannes Papieren den leidenschaftlichen Brief einer albernen Person entdeckt hatte, die sich durch die kräftige und schöne Erscheinung des ernsten Mannes hatte hinreißen lassen? Was wußte er von dem Unheil, das dieses Stückchen Papier in dem Herzen des verzweifelten und eifersüchtigen Weibes angerichtet hatte? Wie konnte er, trotz seiner Weisheit, errathen, daß seine Mutter es für gut befunden hatte, aus diesem Stückchen Papier eine trennende Schranke zwischen sich und ihrem Gemahl zu errichten, die mit jedem Jahr höher und unüberwindlicher wurde; daß sie dieses aus dem Schreibtisch erstandene Gespenst zum Hausgott erhob, der über ihren Schritten und über ihrem Bette wachte und alle ihre Wege vergiftete?

Diese Dinge lagen außerhalb seines Königreiches. Er wußte nur, daß sein Vater täglich durch eine geheimnißvolle Arbeit für ein Ding, genannt der Sirdar*), in Anspruch genommen wurde und daß seine Mutter stets das Opfer entweder eines Nautch**) oder einer Burrakhana***) war. Zu diesen Vergnügungen wurde sie von einem Hauptmann begleitet, den Seine Majestät der König durchaus nicht der Beachtung werth fand.

„Er lacht nicht!" sagte er zu Miß Biddums, die ihn gern etwas mehr Liebenswürdigkeit gelehrt hätte. „Er macht immer nur Djimassen mit seinem Munde; und wenn er mich müsiren will, bin ich danich müsirt!" Und Seine Majestät der König schüttelten den Kopf, wie Einer, der die Verworrenheit dieser Welt zur Genüge kennt.

Morgens und abends wars seine Pflicht, Vater und Mutter zu begrüßen; den Vater mit einem ernsten Händedruck, die Mutter mit einem eben so ernsten Kuß. Einmal hatte er gewagt, seiner Mutter Nacken zu umarmen, wie er es bei Miß Biddums zu thun gewöhnt war. Seine gestickte Hemdkante verwickelte sich dabei in einen Ohrring. Die Episode schloß mit einem unterdrückten Schrei und schonungslosem Verweisen in die Kinderstube.

„Es ist nicht dut", dachte Seine Majestät der König, „Memsahibs zu umarmen mit Dinger in ihren Ohren. Mich wird dajan denken!" Er versuchte deshalb das Experiment nicht zum zweiten Male.

Miß Biddums verwöhnte ihn allerdings. Sie wollte einen Ausgleich

*) Indischer Regirungbeamter.

**) Indischer Tanz.

***) Großes Diner.

für Das schaffen, was sie „die rauhe Art von Papa und Mama" nannte. Als Dienerin des Hauses erfuhr sie nichts von dem Streit zwischen Mann und Frau, von der tiefwurzelnden Verachtung für die Kurzsichtigkeit eines Weibes auf der einen Seite und dem stets neu auflebenden Haß, der durch keine Vernunftperiode zu entwaffnen war, auf der anderen. Miß Biddums hatte schon für viele kleine Kinder gesorgt und in manchen Häusern gedient. Als verschwiegene Dame bemerkte sie wenig und sagte noch weniger. Wenn ihre Kleinen über das Meer in das große, unbekannte Land gingen, das Miß Biddums, mit rührendem Vertrauen in ihre Zuhörer, „die Heimath" nannte, packte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammen und suchte eine neue Stellung, um von Neuem all ihre Liebe an undankbare Kinderherzen zu verschwenden. Nur Seine Majestät der König hatte ihre Zuneigung erwidert. In seine kleinen, an Verstehen noch nicht gewöhnten Ohren hatte sie die Geschichte all ihrer Hoffnungen und Bestrebungen geflüstert, von Hoffnungen, die erloschen waren, Geschichten von jenen glänzenden Tagen, die sie in ihrem angestammten Heim in Kalkutta zugebracht hatte, dicht am Wellington-Square.

Alles einigermaßen Interessirende war in den Augen Seiner Majestät des Königs „Taltutta dut". Wenn aber Miß Biddums seinen königlichen Willen gekreuzt hatte, so wählte er ein Epitheton von entgegengesetztem Sinn, um die achtbare Dame zu kränken, und alles Unangenehme war „Taltutta schlecht", — so lange, bis Reuethränen den Trotz hinwegspülten.

Hin und wieder erbat Miß Biddums für ihn das seltene Vergnügen, einen Tag in der Gesellschaft der kleinen Tochter des Kommissionärs zubringen zu dürfen, der eigensinnigen, vier Jahre alten Patsie, die zum größten Erstaunen Seiner Majestät von ihren Eltern fast vergöttert wurde. Er dachte lange über diese Angelegenheit nach und kam schließlich auf unbekannten Wegen zu dem Schluß, daß es Patsie so gut habe, weil sie eine blaue Schärpe und blondes Haar besitze. Diese werthvolle Entdeckung behielt er für sich. Das blonde Haar lag absolut außerhalb seiner Macht, da seine eigene struppige Perrücke kartoffelbraun war. Eher ließ sich mit der blauen Schärpe Etwas unternehmen. Er knüpfte einen dicken Knoten in sein Moskitonetz, um sich zu erinnern, daß er Patsie bei ihrer nächsten Zusammenkunft in dieser Angelegenheit konsultiren wolle. Sie war das einzige Kind, mit dem er jemals gesprochen, und fast das einzige, das er je gesehen hatte. Das kleine Gedächtniß und der dicke Knoten hielten gut.

„Patsie, leih mich doch mal Dein blaues Band!"

„Du begjäbst sie nur", sagte Patsie bedenklich, da sie sich an gewisse Scheusäligkeiten erinnerte, die an ihrer armen Puppe begangen worden waren.

„Nein, Das will mich nich! Wahrhaftig nich! Ich möchte es dern auch mal tjagen!"

„Puh! Jungs tjagen teine Sjzärpen; die sind blos für Mädjzen!"

„Das wußte mich nich!" Die Stimmung Seiner Majestät sank unter Null.

„Wer will gern ein Band haben? Wollt Ihr Pferdebahn spielen, meine kleinen Lieblinge?" fragte die Frau des Kommissärs, die gerade die Veranda betrat.

„Toby will dern meine Szärpe haben", erklärte Patsie.

„Nu nich mehr!" sagte Seine Majestät der König hastig. Er fühlte:

wenn er es mit einem von diesen schrecklichen „Djoßen“ zu thun bekam, würde ihm sein armes kleines Geheimniß schamlos entrissen und er vielleicht noch obendrein ausgelacht werden. Eine schlimmere Entweihung konnte es nicht geben.

„Ich werde Dir eine Knallbonbon-Mütze geben“, sagte die Frau des Kommissärs. „Komm mit, Toby, wir wollen sie aussuchen!“

Die Mütze war ein steifes, dreispitziges, roth und golden glänzendes Wunder. Seine Majestät paßte sie seiner königlichen Stirn auf. Die Frau des Kommissärs hatte eine Art, die Kinder sehr schnell Zutrauen fassen ließ. Vorsichtig und behutsam richtete sie die mittlere von den drei Spitzen auf, die nicht recht grade stehen wollte.

„Sieht sie djade so dut aus?“ stammelte Seine Majestät der König.

„Wie was denn, mein Kind?“

„Wie das Band?“

„Oh gewiß! Geh nur und besieh Dich selbst im Spiegel.“

Die Worte waren in der aufrichtigen Absicht gesprochen, den Kindern bei ihren Putzvergnügungen, die sie offenbar im Sinne hatten, behilflich zu sein. Ein Kind hat jedoch, so klein und wild es auch scheint, ein feines Gefühl für alles Lächerliche. Seine Majestät der König drehte den großen Spiegel herab und sah sein Haupt mit einem glänzenden, entsetzlichen Etwas, einer Narrenkappe, gekrönt ... Sein Vater würde es in Stücke reißen, wenn es je in sein Bureau käme. Er nahm es ab und brach in Thränen aus.

„Toby“, sagte die Frau des Kommissärs ernst, „Du solltest Dich nicht so gehen lassen. Ich bin sehr traurig, wenn ich so was sehen muß. Es ist Unrecht!“

Seine Majestät der König schluchzten untröstlich und das Herz der Frau regte sich. Sie zog das Kind zu sich auf den Schoß. Es weinte offenbar nicht nur aus Laune. „Was hast Du, Toby? Willst Du es mir nicht erzählen? Bist Du nicht wohl?“

Vergebens rang die Stimme gegen die große innere Erregung: das Schluchzen, Schlucken und Zucken war nicht zu stillen. Endlich, in einem plötzlichen Sturz, wurde Seine Majestät von einigen unartikulirten Lauten befreit, denen die Worte folgten: „Deh weg — Du klei ... ner schmutziger ... Teufel!“

„Aber Toby! Was soll denn Das heißen?“

„Das würde er saden! Mich weiß! Er hat es desagt, als nur ein danz klein wenig Eidelb auf mein T ... T ... Tleidchen war! Und er wird es wieder saden und lachen, wenn ich rein käme mit Das da auf mein'n Topf!“

„Wer würde Das sagen?“

„P ... Papa! Und mich meinte, er würde mich in dem djoßen Papierkorb unter dem Tisch schpielen lassen, wenn ich das blaue Band anhätte!“

„Aber welches blaue Band denn, mein Liebling?“

„Das, was Patsie hat, das bjeite, blaue Band um mein'n Leib!“

„Was ist Dir denn, Toby? Irgend Etwas bedrückt Dein kleines Herz. Du kannst es mir ruhig sagen; vielleicht kann ich helfen.“

„Oh nein, danichts!“ piepte Seine Majestät, seiner Manneswürde eingedenk und den Kopf von dem mütterlichen Busen, auf dem er geruht hatte, erhebend. „Mich meinte nur, daß Du zu Patsie so dut wärest, weil sie das

blaue Band hat; und wenn mich auch das blaue Band hätte, mein Vater wäre auch dut zu mir!"

Das Geheimniß war heraus und Seine Majestät der König schluchzten bitterlich, trotz den Armen, die sich um seinen Nacken legten und den Trostesworten, die seine heiße Stirn kühlen sollten.

Da betrat Patsie tumultarisch die Szene, verwickelt in die beste Mahseer-*) Angelruthe ihres Papas.

„Tomm snell, Toby! Im Windßirm vor der Hausthür hat sich eine Huß-huß-Eidechse defangt und mich hat Szimo desagt, daß er sie bewacht. Wenn wir sie pieten hiermit, wird ihr Szwanz Wittel Wattel machen und abfallen. Tomm snell! Mich tann nis jan!"

„Tomm schon!" sagte Seine Majestät der König und kletterte nach einem flüchtigen Kuß vom Schoß der Frau herab.

Zwei Minuten später zappelte der Schwanz der Husch-husch-Eidechse auf der Matte der Veranda und die Kinder waren eifrig bemüht, durch Stökern mit einem Holzsplitter ihn zu äußerster Lebensfähigkeit aufzureizen, zu „immer noch ein'm Wittel-Wattel mehr, denn es thut sa Huß-huß nis weh."

Die Frau des Kommissärs stand in der Thür. „Armer Kleiner! Eine blaue Schärpe! Und mein Kleinod Patsie ... Ich möchte wissen, ob der Beste von uns, ob wir, die wir unsere Kinder am Meisten lieben, jemals verstehen, was in ihren kleinen Querköpfen vorgeht."

Sie ging hinein, um für Seine Majestät den König eine Tasse Chokolade zuzubereiten. „Ihre Seelen sind in dem Alter noch nicht in ihren Körpern", dachte sie; „aber sie sind nicht weit davon entfernt. Ich werde sehen,ob ich Das Mrs. Austell verständlich machen kann. Armer kleiner Bursche!"

Ohne besondere List anzuwenden, besuchte sie Mrs. Austell und sprach lange und voll Liebe über Kinder. Dabei erkundigte sie sich auch nach Seiner Majestät dem König.

„Er ist bei seiner Gouvernante", sagte Mrs. Austell. Der Ton ihrer Stimme verrieth wenig Interesse.

Die Frau des Kommissärs, unerfahren in der Kriegskunst, fuhr fort, zu fragen. „Ich weiß nicht", sagte Mrs. Austell; „das Alles ist Miß Biddums überlassen; und natürlich wird sie das Kind nicht mißhandeln."

Die Frau des Kommissärs erhob sich hastig. Die letzten Worte waren ihr auf die Nerven gefallen. Sie wird das Kind nicht mißhandeln! Als ob damit genug gethan wäre! Ich möchte wissen, was Tom sagen würde, wenn ich Patsie nur „nicht mißhandelte!"

Von der Zeit an war Seine Majestät der König ein gern gesehener Gast im Hause des Kommissärs und ein erklärter Freund von Patsie, mit dem sie durch sämmtliche Verstecke tollte, die der Hof und die Bedientenräume boten. Patsies Mama war stets bereit, zu rathen, zu helfen und zu trösten und, wenn Noth am Manne war und kein Besuch da, an ihren kleinen Spielen mit einer Verleugnung ihrer Würde theilzunehmen, die alle glatthaarigen Subalternbeamten shocking gefunden hätten, — sie, die sich ängstlich in ihren Stühlen wanden, wenn sie bei ihr, die sie profaner Weise „Mutter Bunch" nannten, zu Besuch waren.

*) Lachsartiger Fisch.

Und doch: trotz Patsie und Patsies Mama und trotz der Liebe, die Beide an ihn verschwendeten, sank Seine Majestät der König doch tief von seiner Würde herab und beging — man denke! — das schwere Verbrechen des Diebstahls. Unbewußt that ers; schwer aber lastete die That dennoch auf seinem Gewissen.

Eines Tages, während Seine Majestät in der Flur spielte und der Diener gerade zum Mittagessen fortgegangen war, kam ein Mann mit einem Packet für die Mama Seiner Majestät vor die Thür. Er legte es auf den Flurtisch, sagte, Antwort sei nicht nöthig, und ging wieder fort. Sogleich hörte das Muster der Tapete auf, Seine Majestät zu interessiren, während das Packet, ein weißes, niedlich eingewickeltes Packet von auffallender Form, der Beachtung für werth befunden wurde. Mama war aus, eben so Miß Biddums; und um das Packet war eine rothe Schnur gewickelt. Sein größtes Sehnen war eine rothe Schnur! Sie konnte ihm bei vielen von seinen kleinen Geschäften nützlich sein: wenn er seinen Rohrstuhl über die Flur zog, wenn er Chimo vorhatte, der sich nie an das Anschirren gewöhnen konnte, und so weiter. Wenn er die Schnur nahm, würde sie sein eigen sein und kein Mensch wäre dadurch geschädigt. Mama darum bitten? Dazu hatte er nicht die Courage. Er kletterte deshalb auf einen Stuhl, band die Schnur sorgfältig ab und — siehe da! — das steife weiße Papier ging auseinander und ein schönes kleines Lederkästchen mit goldenen Verzierungen kam zum Vorschein. Er versuchte, die Schnur wieder herumzuwickeln, aber es ging nicht. So öffnete er das Kästchen, um seine Sünde ganz auszukosten, und entdeckte einen außerordentlich schönen Stern, der glitzerte und blitzte und der ihm ganz herrlich schien und jedes Strebens werth.

„Das“, sagte Seine Majestät nachdenklich, „is eine dlänzende Tjone; so eine werde ich tjagen, wenn ich in den Himmel tomme. Dann tjage ich sie auf meinem Topf. Miß Biddums hat es desagt. Aber ich möchte sie dern jetzt tjagen! Und mit spielen! Ich werde sie mir nehmen und mit spielen, danz vorsichtig, bis Mama sie wieder haben will. Mich meint, sie is detauft für mich; zum Spielen; eben so wie meine Tarre.“

Seine Majestät sprachen gegen ihr Gewissen. Er empfand es selbst, denn er dachte unmittelbar danach: „Denk nich djan! Mich will nur mit spielen bis Mama danach fjagt, und dann werde ich saden: Ich nahmte es und mich is tjaujig nun! Ich werde es nicht taput machen, denn es ist eine dlänzende Tjone! Aber Miß Biddums wird mir sagen, ich soll es zujück legen. Ich werde es lieber nicht Miß Biddums zeiden.“

Wäre Mama in diesem Augenblick hereingekommen, so wäre Alles gut abgelaufen. Aber sie kam nicht und Seine Majestät stopften Papier, Kasten und Juwel in die Blouse und marschirten nach der Kinderstube ab.

„Wenn Mama danach fjagt, werde ich es saden“: damit beruhigte er sein Gewissen. Aber Mama fragte nicht ein einziges Mal danach und drei ganze Tage lang saß Seine Majestät der König vor seinem Schatz und starrte ihn an. Er bot ihm keinen irdischen Nutzen, aber er glänzte und war, so viel er wußte, vom Himmel heruntergefallen. Immer noch stellte Mama keine Nachforschungen an und seinen verstohlenen Blicken schien es, als ob die glänzenden Steine von Tag zu Tag trüber würden. Was war der Nutzen einer dlänzenden Tjone, wenn sie einen kleinen Jungen seine ganze Schlechtigkeit fühlen ließ?

Er besaß die rothe Schnur eben so unangefochten wie den anderen Schatz, aber er wünschte sehnlichst, er hätte sich mit der Schnur begnügt. Es war seine erste Bekanntschaft mit einer Sünde und sie peinigte ihn, seit das heimliche Entzücken, das die „dlänzende Tjone" zuerst erregt hatte, auf ein Minimum zusammengeschrumpft war. Je länger er zögerte, um so schwerer wurde das Geständniß vor den Leuten jenseits der Kinderstubenthür. Hin und wieder entschloß er sich, der schön angezogenen Dame, wenn sie ausging, in den Weg zu treten und ihr zu erklären, er und kein Anderer sei der Besitzer einer „dlänzenden Tjone", die herrlich anzusehen und bis jetzt noch von keiner Seele ihm abverlangt sei. Aber sie trat immer so schnell an ihren Wagen heran, daß die Gelegenheit vorüber war, ehe Seine Majestät der König so tief Athem holen konnte, wie es zur Ausführung seines edlen Vorhabens nöthig war. Das entsetzliche Geheimniß trennte ihn von Miß Biddums, von Patsie und ihrer Mutter; und — zwiefach hartes Schicksal! — wenn er über dem Geheimniß brütete, sagte Patsie, er sei unerträglich, und erzählte es auch ihrer Mutter.

Die Tage wurden Seiner Majestät dem König sehr lang und die Nächte noch länger. Miß Biddums hatte ihm mehr als einmal gesagt, was mit allen Dieben schließlich geschehe; und wenn er an den unbeschreiblich düsteren Fronten des Hauptgefängnisses vorüberging, zitterte er in seinen kleinen Schnürschuhen.

Endlich aber kam die ersehnte Erlösung. Nachmittags hatten Seine Majestät an der Ecke eines Teiches am Ende des Gartens Bootfahren gespielt. Zum ersten Male, seit er denken konnte, mochte er nichts essen, als die Theestunde kam; seine Nase war ganz kalt und seine Backen brannten. Die Füße waren bleischwer und mehrmals faßte er sich an den Kopf, um sich zu versichern, ob er nicht dick angeschwollen sei.

„Mich is so tomisch" sagte Seine Majestät der König und rieb seine Nase. „Es macht immer buzz buzz in mein'm Topf."

Er legte sich ruhig ins Bett. Miß Biddums war ausgegangen und der Diener half ihm beim Entkleiden.

Die Erinnerung an das Verbrechen der „dlänzenden Tjone" war durch das Mißbehagen ausgelöscht, mit dem er nach einigen Stunden schweren Schlafes aufwachte. Er war durstig und der Diener hatte vergessen, ihm Trinkwasser hinzustellen: „Miß Biddums! Miß Biddums! Ich is so durstig!" Keine Antwort. Miß Biddums hatte Urlaub, um der Hochzeit einer Schulfreundin aus Kalkutta beizuwohnen. Seine Majestät der König hatten Das vergessen.

„Mich möcht' einen Tjunk Wasser haben!" rief er, aber seine Stimme trocknete förmlich in der Kehle. „Mich möcht' einen Tjunk! Wo ist das Dlas?"

Er richtete sich im Bett auf und sah sich um. Von draußen drang ein Stimmengewirr an sein Ohr. Es schien ihm besser, diesem schrecklichen Unbekannten entgegenzutreten, als hier im Dunkeln sich zu fürchten. Er glitt aus dem Bett, aber seine Beine waren merkwürdig eigensinnig und er taumelte mehrmals hin und her. Dann stieß er die Thür auf und schwankte — eine aufgeregte, im Fieber glühende Gestalt — hinein in das glänzende Licht des Eßzimmers, das voll von hübschen Damen war.

„Mich is so heiß! Mich is danich wohl", klagte Seine Majestät der König und hielt sich an der Portiere fest. „Und tein Wasser ist nich im Dlas und mich is so durstig. Dieb mir einen Tjunk Wasser."

Eine Gestalt in Schwarz und Weiß — Seine Majestät der König konnten sie kaum genau erkennen — hob ihn auf den Tisch und fühlte seinen Puls und seine Stirn. Das Wasser kam und er nahm einen tiefen Schluck; seine Zähne klapperten dabei gegen den Glasrand. Dann schienen Alle fortzugehen, — Alle mit Ausnahme des großen Mannes in Schwarz und Weiß, der ihn zurück in sein Bett trug. Vater und Mutter folgten. Und das Gespenst des „dlänzenden Tjone“ war wieder da und ergriff von seiner geängstigten Seele Besitz.

„Mich is ein Dieb!“ schluchzte er. „Mich möchte Miß Biddums sagen, daß mich ein Dieb ist. Wo is Miß Biddums?“

Miß Biddums war zurückgekommen und hatte sich über ihn gebeugt. „Mich is ein Dieb“, wisperte er, „ein Dieb, wie die Männer im Defängniß. Aber ich will Alles eindestehn. Ich nahmte ... ich nahmte die dlänzende Tjone, als der Mann, der tam, sie im Flur lieden ließ. Ich erbjach das Packet und den kleinen bjaunen Tasten; und sie dlänzte so schön und ich nahmte sie, um mit zu schpielen, und mich fürchtete sich so! Sie ist in der Schpielschachtel da unten. Teiner hat danach defjagt, aber mich fürchtete sich so. Oh ... Deh und hol die Spielschachtel!“

Gehorsam bückte sich Miß Biddums zu dem untersten Fache des Almirals*) herab und grub die große Pappschachtel aus, in der Seine Majestät der König seine werthvollsten Besitzthümer aufbewahrte. Unter Zinnsoldaten und einem Lager von schmutzigen Kügelchen für ein Blasrohr blinkte und glänzte ein Diamantstern, der ungeschickt in einen halben Bogen Schreibpapier eingewickelt war; auf dem Papier standen einige Worte.

Jemand schrie auf am Kopfende des Bettes; und die Hand eines Mannes berührte die Stirn Seiner Majestät des Königs, der nach dem Packet griff und es auf dem Bette ausbreitete.

„Das is die dlänzende Tjone“, sagte er und weinte bitterlich. Denn jetzt, wo Alles eingestanden war, hätte er gern das glänzende Wunder behalten.

„Es betrifft Dich!“ sagte eine Stimme am Kopfende des Bettes. „Lies diese Worte. Jetzt ist nicht der Moment, irgend Etwas zu verschweigen!“

Es waren wenige Worte, aber inhaltreich, unterzeichnet von einem einzelnen Buchstaben: „Wenn Sie Dieses morgen Abend tragen, werde ich wissen, was ich erwarten darf.“ Das Datum war drei Wochen alt.

Ein leiser Schrei folgte und die tiefere Stimme fuhr fort: „So weit hast Du es also kommen lassen! Ich denke, wir sind jetzt quitt; nicht wahr? Können wir diese Thorheit nicht für immer begraben? Ist sie unser überhaupt würdig, mein Herz?“

„Tüß mich auch!“ sagte Seine Majestät der König, halb im Traum; „Ihr seid nich sehr böse, nich?“

Die Fieberhitze fiel und Seine Majestät der König schliefen ein. Als er erwachte, war er in einer neuen Welt; Mama und Papa lebten da neben Miß Biddums und viel Liebe gab es in dieser Welt und keine Spur von Furcht und mehr Verzug, als für gewisse kleine Jungen gut ist. Seine Majestät der

*) Großer Schrank mit vielen Fächern.

König waren noch zu jung, um über diese Dinge moralische Betrachtungen anzustellen, sonst würden sie den sonderbaren Eindruck zu bekommen geruht haben, daß ein Vergehen — nein: ein schweres Verbrechen — manchmal mit großem Vortheil verbunden ist. Er hatte die „dlänzende Tjone" gestohlen und die Belohnung dafür war Liebe und die Erlaubniß, im Papierkorb unter dem Tisch spielen zu dürfen, „für immer."

Eines Nachmittags lief er zu Patsie herüber, um mit ihr zu spielen. Die Frau des Kommissärs wollt ihm gern einen Kuß geben, „Nein, nich da", sagte Seine Majestät der König mit empörender Frechheit, indem er einen Mundwinkel mit der Hand bedeckte: „Das ist Mammas Platz, wo sie mich tüßt!"

„Oh!" sagte die Frau kurz und dachte dann bei sich: „Mir scheint, ich kann mich seinetwegen freuen. Kinder sind doch selbstsüchtige kleine Dinger; nun, ich habe ja meine Patsie."

Brighton. Rudyard Kipling.



Differenzeinwand.

Das Börsengesetz wird revidirt. Preußen hat im Bundesrath die Revision beantragt. Die Agrarier drohen mit Obstruktion. Doch sie werden sich eines Tages in das Unabänderliche fügen müssen und vielleicht nicht einmal Gelegenheit haben, zum Ausgleich ihnen abzuringender Milderungen an anderen Stellen Verschärfungen einzuschmuggeln. Aber auch das Sehnen der Börsenfreunde wird nicht ganz erfüllt werden. Der verbotene Terminhandel wird nicht im früheren Umfang wiederhergestellt werden; die Hauptthorheit bleibt also im Gesetz. Denn ist der Gedanke, der zum Verbot des Terminhandels führte, der Wunsch, die Spekulation zu beseitigen, nur reaktionär, so ist das zur Durchführung dieses Gedankens gewählte Mittel, das Verbot einer ganz bestimmten Spekulationform, einfach thöricht. Alle Revisionen, die das Terminhandelsverbot nicht aus dem Gesetz schaffen, sind von vorn herein als verfehlt zu betrachten.

Die Art, wie an die Revision des Börsengesetzes gegangen wird, bezeichnet das Wesen neumodischer Gesetzmacherei. Das ethische Moment hat es den Herren von der Regirung angethan. Welchen wirthschaftlichen Schaden das Gesetz dem ganzen Reiche gebracht hat, wissen die Herren heute noch nicht. Erst als die Freunde der Börse sich auf die Moral beriefen, ward ihnen Gehör geschenkt. Wie die Dinge bei uns liegen, muß man sich, nach einem Seufzer, ja schon freuen, wenn der Stimme von Kaufleuten überhaupt einmal da gelauscht wird, wo eine starke Hand nach der Klinke zur Gesetzgebung greifen kann. In anderen Ländern würde man sich von nüchterner Erwägung wirthschaftlicher Wirkungen stimmen und bestimmen lassen. Bei uns haben unklare ethische Faseleien in erster Reihe dem Gesetz ins Leben geholfen; und eine Aenderung wird jetzt auch nur an den Punkten zu erreichen sein, wo man mit angeblich moralischen Forderungen arbeiten kann. Beinahe muß man sich schon wundern, daß noch Niemand die Frage aufgeworfen hat, wie die christliche Sittenlehre sich zum Differenzeinwand stelle. Immerhin ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen,

daß die Theologen über diese Materie noch ein Wörtchen mitsprechen werden. Da eine theologische Fakultät den aus den Bueckbriefen bekannten Unterstaatssekretär Lohmann vom Handelsministerium als Ministerialsozialisten zum Doctor honoris causa — wegen seiner Verdienste um die Sonntagsruhe — ernannt hat, kann eine andere Fakultät von Gottesgelahrten den Grafen Posadowsky promoviren, weil er durch die Einschränkung des dem Differenzeinwand offenen Gebietes die öffentliche Moral gehoben habe.

Im Ernst: die Moralpredigt schallt heute in Preußen so laut in den Rath kühler Vernunft hinein, daß man mit ihr auch bei der bevorstehenden Aenderung des Börsengesetzes zu rechnen haben wird. Das wurde mir wieder klar, als ich die bei Leonhard Simeon erschienene Brochure des Dr. Rießer, des Direktors der Darmstädter Bank, über „Die Nothwendigkeit einer Revision des Börsengesetzes" durchblätterte. Da wird viel Gescheites über die Nothwendigkeit der Aenderung gesagt. Herr Rießer hat sogar noch neue Gesichtspunkte für diese allzu lange beschwatzte Angelegenheit zu finden vermocht. Ein reiches Zahlenmaterial zeigt die wirthschaftlichen Folgen der verfehlten Börsengesetzgebung. Und doch ist jedes dieser verständigen Worte in den Wind gesprochen. Aber das Büchlein ist besonders deshalb werthvoll, weil es, ohne daß der Verfasser selbst die Moraltrompete bläst, uns die Argumente kluger Moralisten kennen lehrt. Ich habe schon früher hier über die Vergiftung der öffentlichen Moral durch die gesetzliche Herausforderung zum Differenzeinwand gesprochen. Herr Dr. Rießer führt in dem Anhang zu seinem Buch eine Menge einzelner Fälle an, die namentlich andere Nationen erfreuen muß; zum Beispiel die Engländer, denen wir in Protestversammlungen so gern unsere höhere Sittlichkeit vorrücken. Auf eine Umfrage der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben 101 berliner Bankfirmen 301 Differenzfälle aus ihrer eigenen Praxis mitgetheilt. Aber vielleicht könnte irgend ein frumber Centrumsmann gerade aus dieser grausigen Thatsache die Berechtigung des Differenzeinwandes herzuleiten versuchen und sagen: Da seht Ihr, wie nöthig es war, die Unerfahrenheit und die Tugend zu schützen, wenn so viele Menschen in der kurzen Zeit seit dem Bestehen des Börsengesetzes schon gezwungen waren, sich gegen die Ausbeutung aufzulehnen. Und wirklich kann ein naiver Mensch, bevor er die einzelnen Fälle aus der Enquete des Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes vom Juni 1901 durchgelesen hat, sich nicht vorstellen, daß in der „Liste der Personen, die den Register- und Differenzeinwand erhoben haben, fast durchweg nur Kaufleute, Fabrikanten, Rentiers, Haus- und Hotelbesitzer, Bankiers u. s. w. figuriren." Rießer hat nun, mit Angabe der Namen, auch die Differenzeinwände aufgezählt, die in der letzten Zeit besonderes Aufsehen gemacht haben. Sie sind zu charakteristisch, als daß man sie ganz übergehen könnte. Da haben wir zunächst den Fall Löwenberg. Der Bankier Löwenberg, der seit 1897 ins Börsenregister eingetragen war, gerieth in Konkurs. Der Konkursverwalter zog nun sofort die Forderungen der Firma aus sämmtlichen Börsengeschäften ein, bestritt aber die Verpflichtungen des Cridars, so daß die Konkursmasse wahrscheinlich einen Ueberschuß der Aktiva über die Passiva ergeben wird. Dieser Fall ist ganz besonders lehrreich. Unzweifelhaft macht das leidige Börsengesetz dem Konkursverwalter zur Pflicht, den Differenzeinwand zu erheben: aber es

giebt ihm nicht etwa das Recht, die Forderungen einzuziehen. Dann wird der Fall der Bankfirma Salmony & Sohn in Köln angeführt; da hat das Konkursgericht entschieden, von einer Zahlungeinstellung sei nicht zu reden, weil Börsenschulden nicht als Schulden anzusehen seien. Ferner der Fall Louis Schott in Glatz; diese Firma wurde durch den dreisten Differenzeinwand der Kundschaft in den Konkurs getrieben. Und den Schluß bildet der Brief, den der Bankier Goldschmidt in Mühlheim an der Ruhr noch im August 1901 an die Firma Samuel Zielenziger gerichtet hat, um, unter Androhung des Differenzeinwandes, das für einen Kux gezahlte Geld zurückzufordern. Der Kux war im Jahre 1899 abgenommen und mit 8200 Mark baar bezahlt worden. Im Lauf des Jahres 1900 war er bis über 20000 Mark gestiegen, dann allerdings wieder bis unter 1000 Mark gefallen.

Interessanter aber als diese der Oeffentlichkeit ja schon hinlänglich bekannten Fälle sind die anderen Einzeldaten, die ohne Nennung der Namen angeführt werden. Sie sind typisch für die Unverschämtheit der Versuche, unter Mißachtung von Treue und Glauben die Bankiers zu betrügen. Bei einer süddeutschen Bankfirma kauft ein Rentier, der dort ein sehr großes Effektendepot hat und außerdem Besitzer eines verhältnißmäßig schuldenfreien, werthvollen Hauses ist, für 100000 Mark Effekten, die ihm auf Konto belastet werden. Der Kauf ist per Kassa erfolgt. Trotzdem klagt der Mann auf Herausgabe des Depots und Stornirung der Rechnung. Dieser Mann war Stadtverordneter und Mitglied der Handelskammer. Ein großes schlesisches Bankhaus stand seit mehreren Jahren in Verbindung mit einer angesehenen Bankfirma, die im August 1900 gezwungen war, ihre Zahlungen einzustellen. Ein gütlicher Vergleich wurde angestrebt und von dem Haus der Vorschlag gemacht, den Gläubigern aus anderen Transaktionen 50, den Bankfirmen aber nur 20 Prozent zu vergüten. Die Firma schrieb zur Motivirung den folgenden Brief: „Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, den Firmen, die gegen mich Ansprüche aus Börsentransaktionen erheben, den Differenzeinwand entgegenzuhalten, und es ist mir ungemein peinlich, daß ich gezwungen bin, Ihnen eine geringere Dividende anzubieten als meinen anderen Gläubigern. Es haben aber bereits mehrere Gläubiger dringend verlangt, daß ich auf meine Börsendifferenzen gar nichts zahle, damit für die übrigen Forderungen mehr übrig bleibe. Bei einem gleichmäßigen Anerbieten wäre also mit Sicherheit anzunehmen, daß es von jenen Gläubigern nicht angenommen und dadurch der Konkurs herbeigeführt würde. Ich muß also suchen, einen Mittelweg einzuschlagen, und als solcher stellt sich mein Vorschlag dar. Es wird vielleicht noch viele Mühe kosten, jene Gläubiger zu überzeugen, daß ich Sie nicht ganz leer ausgehen lassen kann. Trotz der ungleichen Behandlung darf ich Sie aber wohl bitten, dem Vergleich Ihre Zustimmung nicht zu versagen; denn in einem Konkurs entfiele auf Sie nichts."

Fälle, wo die Bankiers durch ihre Kundschaft zur Erhebung des Differenzeinwandes gedrängt werden, gehören überhaupt nicht mehr zu den Ausnahmen. Sehr bezeichnend ist dafür die Klage einer Bankfirma, gegen die ein Cigarrenfabrikant zunächst selbst den Differenzeinwand erhoben und dann noch so und so vielen Anderen empfohlen hat, von den „Wohlthaten des Gesetzes" Gebrauch zu machen. Die Firma war dadurch gezwungen, an ihre sämmtlichen berliner

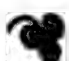


Bankverbindungen ein Rundschreiben zu erlassen, worin sie ihnen mittheilte, daß sie ohne Hilfe der Berliner den Konkurs anmelden müsse.

Wie schlau und verschmitzt unter dem Schutz des Gesetzes betrogen wird, zeigen Fälle, wo ein Papier per Kassa gekauft und per ultimo mit Gewinn bei dem selben Bankier verkauft worden ist. Der Kunde bestritt dann einfach die Rechtsgiltigkeit des Ultimoverkaufes, forderte aber gleichzeitig den Gewinn aus dem Kassageschäft. Sehr hübsch ist auch der Einfall einer in Liquidation gerathenen Bankfirma, die während der Jahre 1897 und 1898 in das Börsenregister eingetragen war. Die einträglichen Geschäfte jener Jahre erkennt sie unbedingt an; die Verluste aus der folgenden Zeit, wo sie nicht im Börsenregister stand, will sie aber nicht bezahlen. Noch viel netter ist, daß Jemand, der eine halbe Million geerbt hat, bei einer Bankfirma 200 amerikanische Shares kauft, dann aber, als auf diesem Geschäft ein Verlust von 5000 Mark ruht, den Differenzeinwand erhebt. Zur selben Zeit hat der selbe noble Herr ein sehr umfangreiches Engagement, auch in amerikanischen Shares, bei einer anderen Firma des Platzes. Dieses Engagement wird auf den Namen seiner Frau übertragen, die eheliche Gütertrennung wird aufgehoben und der inzwischen auf dieses Engagement entfallene Gewinn eingestrichen. Gegen die Erhebung des Differenzeinwandes schützt aber nicht einmal die Bestätigung der halbjährigen Kontokorrent-Auszüge. Denn eine Firma, der vorgehalten wird, daß sie doch stets die Auszüge bestätigt habe, führt gerade diese Thatsache als einen Beweis dafür an, daß ihre Nothlage ausgebeutet worden sei. Denn sie hätte sich nicht zehn Jahre lang zur Bestätigung der Kontokorrente verstanden, wenn sie in der Lage gewesen wäre, den Debetsaldo zu bezahlen.

Nach dieser Blüthenlese wird man wohl zugeben, daß die moralische Verlumptheit in geradezu erschreckender Weise um sich gegriffen hat und daß die durch das Börsengesetz geschaffenen Zustände eine öffentliche Gefahr zu werden beginnen. Herr Justizrath Rießer hat sicher Recht, wenn er schreibt: „Es giebt keine lokalisirte Demoralisation. Wer einmal und auf einem Gebiete Treue und Glauben mühelos und mit sichtbarem Erfolg mit Füßen getreten, wer lächelnd Vettern und Basen gerathen hat, doch auch in gleicher Weise vorzugehen. Der wird nur allzu leicht das gegebene Wort auch auf anderen Gebieten brechen und wird von Wortbruch und unlauterer Handlungweise zu Betrug und Fälschungen, wie wir sie in letzter Zeit in so großem Umfange auch bei Kaufleuten schaudernd erlebten, keinen allzu großen Weg mehr zurückzulegen haben."

Aufgefallen ist mir, daß unter den von Rießer angeführten Fällen die wenigsten mit einem gerichtlichen Urtheil enden. Meist haben die Bankiers einen schimpflichen Vergleich vorgezogen. Das ist aus den verschiedensten Gründen bedauerlich. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß den Bankiers selbst des Bewußtsein des Rechtes fehle. Schon um solchen Vorwurf zu entkräften, dann aber auch, um dem Kampf ums Recht mehr Raum zu schaffen, müßte der Bankierbund, wenn er wirklich etwas Praktisches leisten will, die Führung solcher Prozesse in die Hand nehmen. Die wirksamste Agitation ist hier: gerichtliche Urtheile herbeizuführen. Schon jetzt freilich sieht man, daß unter der Herrschaft des Börsengesetzes die Treue längst zum leeren Wahn geworden ist. Plutus.



Notizbuch.

Als hier von den kostspieligen Verzierungen unseres jetzigen, noch jungen Feldgeschützes die Rede war, die, beiläufig seis bemerkt, inzwischen auch auf einen großen Theil der bisher schmucklosen Rohre der Fußartillerie ausgedehnt worden sind, wurde gesagt, über die Leistungfähigkeit und Gefechtskraft dieses Geschosses sei das letzte Wort noch nicht gesprochen. Das war am sechsundzwanzigsten März 1898, also ziemlich genau ein Jahr nach dem kaiserlichen Erlaß, der die Einführung der neuen Feldkanone befahl. Der zweiundzwanzigste März 1897 hatte nämlich außer der — wie das Armeeverordnungblatt so schön sie nennt — „Erinnerungmedaille an Kaiser Wilhelm den Großen" auch jene Ordre gebracht. Ueber den Verfügungen dieses Tages scheint aber kein guter Stern gestanden zu haben. Jeder unreife Rekrut, der noch nichts geleistet hatte, erhielt die Denkmünze. Ehrenvoll verabschiedete, zur Disposition gestellte oder zum Beurlaubtenstande übergetretene Offiziere aber, die zehn, fünfundzwanzig und mehr Jahre unter den drei Kaisern treu gedient und gearbeitet hatten, gingen leer aus, sofern sie nicht an jenem Tage zufällig gezwungen waren, dienstlich die Uniform zu tragen. Diese selben Offiziere des Beurlaubtenstandes werden aber gut genug befunden, sich an der Aufbringung der Kosten für die Moltke- und Roon-Denkmäler betheiligen und ihre freie Zeit den Kriegervereinen widmen zu dürfen. Alles natürlich nur „freiwillig". Sie mögen mehr oder weniger resignirt der Frage nachdenken, wie es kommt, daß die Rathgeber des Kaisers sie für solche Zwecke stets zu finden wissen, bei zu gewährenden Vortheilen sich aber ihrer nicht erinnern. Vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus gesehen, mag Das für den Einzelnen hart und bedauerlich sein. Für die Allgemeinheit ist es eben so unwichtig wie die Vertheilung der fünfzigtausend Chinamedaillen an Nichtkombattanten, selbst wenn sich darunter der Präsident Loubet befindet. Ernster, sogar sehr ernst ist aber die Feldgeschützfrage. Ob es nothwendig oder richtig war, die abschließenden Versuche zur Schaffung eines neuen Materials so zu beschleunigen, daß die Einführungordre gerade auf den Wilhelmstag fallen konnte? Kundige zweifeln auch hier, wie sie zweifelten, ob das neue Bürgerliche Gesetzbuch pünktlich zur Jahrhundertwende in Kraft treten müsse. Gerade zu jener Zeit lagen auf dem Gebiete der Feldgeschützkonstruktionen neue Ideen und Verbesserungvorschläge sozusagen in der Luft. Hervorragende Privatfabriken und Konstrukteure im Inlande wie im Auslande hatten schon damals, wie den Rathgebern des Kaisers nicht unbekannt sein konnte, Laffeten nicht nur entworfen, sondern auch ausgeführt, die, wenn sie auch nicht die Vollkommenheit der neusten Typen zeigten, doch erhebliche Vorzüge vor den in den königlichen Artillerie-Werkstätten hergestellten aufwiesen und die vor allen Dingen entwickelungfähiger waren als jene, deren einziger, gewiß nicht zu unterschätzender Vortheil ihre rusticité ist. Und wie mit der Laffete, so war es auch mit der konstruktiven Anordnung des Schießbedarfes und der Gestaltung des Verschlusses. Wurde doch für die kurze Zeit nach und neben der Kanone angenommene Haubitze ein Verschluß verwendet, der trotz größerer Einfachheit ein schnelleres Laden und Schießen gestattet als der der Kanone, — ein Vortheil, der bei der Haubitze wegen der dieser Geschützart im Uebrigen anhaftenden Eigenschaften, die ein langsameres Feuern bedingen, nicht zur Geltung kommt. Schon zwei Jahr — der Benennung gemäß sogar nur ein Jahr — nach der Einführung unseres Feldartilleriematerials konnten die Franzosen mit einem



solchen auftreten, das eben so geräuschlos im Geheimen entstanden war wie das unsere, dabei aber neben einer geringen ballistischen Ueberlegenheit die dreifache Feuergeschwindigkeit des deutschen hat, der Bedienung einen nicht zu verachtenden Schutz gegen Shrapnelfeuer gewährt und durch seine Organisation eine außerordentlich umfangreiche Munitionausrüstung gestattet. Sein einziger Nachtheil ist eine nicht allzu tragisch zu nehmende Komplizirtheit und der etwas geringere Grad seiner Beweglichkeit. Tüchtige deutsche Ingenieure und Offiziere haben den vor längerer Zeit in Deutschland geborenen Typ der französischen Feldgeschütze still der Vollkommenheit näher geführt und sehen nun voll Freude, daß ihr in der Ausbildung eine Zeit lang vernachlässigtes geistiges Kind seine in dieser selben Zeit bevorzugten französischen Geschwister bei jeder Prüfung auf neutralem Boden in seinen Leistungen überragt. Um das Bild zu verlassen: deutsche Rohrrücklaufgeschütze tragen im Ausland den Sieg über französische davon. Die glücklichen Staaten, die die Neubewaffnung ihrer Artillerie noch nicht vorgenommen haben, werden in die Fußstapfen Frankreichs treten, aber zum größten Theil deutsche Konstruktionen verwenden. Deutschland wird hingehen und ein Gleiches thun. Es wird aber in seinen Entschließungen dadurch behindert sein, daß es sein jetziges Material nicht einfach zum alten Eisen werfen kann, sondern davon so viel wie möglich verwenden muß oder will, und deshalb leider keine einheitlich abgerundete Konstruktion haben. Aufgabe der artilleristischen Sachverständigen wird es sein, zu beurtheilen, wann und wie eine solche „Aptirung" eintreten soll. Daß sie kommen wird, bald kommen muß, wird in unterrichteten Kreisen für so sicher gehalten wie das Amen in der Kirche. Möge der Kaiser bei der Entscheidung eine eben so glückliche Hand haben wie bei der Einführung der nach dem Jahre 1891 benannten Geschoßkonstruktion. Damals wurde die deutsche Artillerie durch ihn vor der Thorheit bewahrt, Brisanzgranaten als Einheitgeschosse statt des Shrapnels M/91 anzunehmen. Wenn sie sprechen dürften oder wollten, würden die Offiziere des ersten Gardefeldartillerie-Regiments aus jener Zeit darüber ein gar lustiges Kasinostücklein erzählen können.

* * *

Wieder sind im Gebiete der preußischen Staatsbahnen Menschen getötet, Menschen verwundet worden. Die Zahl der Opfer ist diesmal ungefähr so groß wie in den Durchschnittsgefechten der südafrikanischen Guerilla. Nachgerade häufen diese Unfälle sich in Preußen so, daß dem Ressortchef um Kopf und Busen bang werden sollte. Herr Thielen wird ja fast nie angegriffen; erstens, weil er hochrothen Antlitzes after dinner verkündet hat, der Kruppkanal werde „doch" gebaut; zweitens, weil er die „Zukunft" mit Mannesmuth boykottirt. Seine Leistungen aber zeigen ihn als eine problematische Natur im Sinn Goethes. Der Kanal, sagt er, ist nöthig, denn die Eisenbahnverwaltung wird im Industrierevier des preußischen Westens den Verkehrsbedürfnissen bald noch weniger genügen können, als sie es jetzt schon vermag. Die aller Vorstellung spottende Ueberfüllung der Sonn- und Feiertagszüge im berliner Stadt- und Vorortverkehr, sagt er, ist nöthig, denn ohne solche Ueberfüllung könnten Abertausende nicht befördert werden. Diese Nothwendigkeiten mögen bestehen, so lange Herr Thielen einer Behörde präsidirt, die als die rückständigste und schwerfälligste aller Bureaukratien längst bekannt ist. Der Herr Minister selbst aber ist keine Nothwendigkeit. Darin stimmt das Urtheil der Unterbeamten mit dem des Publikums überein. Wenn ein junges, seit der Elektrifizirung ins Riesige gewachsenes Unternehmen wie die Große Berliner Straßenbahn ohne allzu empfindliche Störungen

den Verkehr bewältigt, trotzdem streng darauf geachtet wird, daß ihre Wagen auch nicht einen überzähligen Fahrgast mitnehmen, dann sollte es auch für die preußische Staatsbahn nicht unmöglich sein, unter den selben Lebensbedingungen ihre Pflicht zu erfüllen. Jeder Unfall in dem immerhin noch neuen Betrieb der elektrischen Bahnen, die durch überfüllte Straßen fahren, wird aber in der Presse bezetert, während die gute alte Staatsbahn über Leichen dem Tempel des Ruhmes entgegenrollt.

* * *

Immer kehrt in dem widrigen und werthlosen Polengezänk, das durch die Gassen tobt, ein Argument wieder. Wie tief, jeden zweiten Tag mindestens liest mans im Blättchen, muß der Kulturstand der preußischen Polen sein, da ihre Kinder glauben, der Heiland und die Jungfrau Maria hätten polnisch gesprochen und polnisch spreche auch der Papst. Es ist immer nett, wenn berliner Durchschnittsschreiber sich für die Kultur erhitzen; diesmal aber ist der Eifer besonders spaßhaft. Soll der Pfarrer etwa den Kindern sagen: Was ich Euch lehre, ist vor neunzehnhundert Jahren unter ganz, ganz anderen Verhältnissen fern im Osten der Welt verkündet worden und die Gestalten, die Ihr lieben lernen sollt, würden von Eurem Reden, Denken, Fühlen nicht das Geringste verstehen? Das wäre sehr unklug; und sehr unchristlich. Jedes Herz, selbst der nicht allzu fromme Faust empfand es, spricht zu den Geschöpfen seiner Phantasie in seiner Sprache. Und wenn dem katholischen Klerus der Provinz Posen nicht Schlimmeres vorzuwerfen wäre als die Thatsache, daß er die Kinder lehrt, Jesus, Maria, der Papst sprächen die Sprache, in denen das Herz des Polen sie anruft, dann könnte das liebe Vaterland noch recht lange ruhig sein.

* * *

Der Kaiser hat am achtzehnten Dezember den Künstlern vorgeworfen, sie stiegen nicht nur in den Rinnstein, sondern auch zu Marktschreierei und Reklame hernieder, und hinzugefügt: „Ich glaube nicht, daß Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft, weder im alten Griechenland noch in Italien noch in der Renaissancezeit, je zu der Reklame, wie sie jetzt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben, um ihre Ideen besonders in den Vordergrund zu rücken." Dieser Glaube irrt ganz sicher nicht. Weder Zeuxis noch Luca della Robbia haben Notizen in Tageszeitungen lancirt und Interviewern Auskunft über die Werke gegeben, an die sie „eben die letzte Hand legen". Und da auch die „Woche" noch nicht erschien, konnten die Zeitgenossen Michelangelo nicht für fünfundzwanzig Pfennige in der Casa Buonarotti am Modellirtisch in der engen Arbeitzelle sitzen sehen. Die heute lebenden Künstler, die mit ihren Vorfahren fremden Begriffen, wie Absatz, internationalem Markt, zu rechnen haben, sträuben sich selten gegen Reklame, die ihnen meist freilich von lüstern nach Neuigkeit spähenden Reportern aufgedrängt wird. Die Annahme, auch an dieser Stelle der Rede habe der Kaiser die Künstler gemeint, die „das Elend noch scheuslicher hinstellen, als es schon ist", wird schon durch die Anredeform des die Reklame verdammenden Satzes widerlegt. Die Herren, die der Monarch zum Festmahl um sich versammelt sah, haben mehr mit der Presse gearbeitet, als je vorher in deutschen Landen bei Künstlern üblich war; jeden Besuch, jedes huldvolle Wörtchen des Kaisers haben sie geschickt verwerthet. Nur ihnen kann deshalb der Tadel des Herrschers gegolten haben. Und es ist gut, daß doch einem Satz dieser Rede wenigstens jeder Kunstfreund ohne Bedenken zustimmen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 11. Januar 1902.

Professores.

Straßburgs Hoher Schule soll eine katholisch-theologische Fakultät angefügt werden. Das wünscht die Regirung; erstens: um dem Centrum wieder einmal gefällig zu sein; zweitens, um die jungen elsässischen Kleriker, die jetzt in Priesterseminarien, vielfach unter französischem Einfluß, erzogen werden, in den Hörkreis der deutschen Universität zu ziehen; drittens, um den Katholiken des Elsaß, also fast drei Vierteln der Bevölkerung, die Möglichkeit zu schaffen, den Wissensstoff in der ihrem Glauben angepaßten Färbung zu erwerben. Ueber die Ausführung des Planes wird noch verhandelt. Einstweilen hat die Regirung den Historiker Dr. Martin Spahn, den Sohn des katholischen Abgeordneten, als Ordentlichen Professor nach Straßburg geschickt. Herr Spahn ist als Dreiundzwanzigjähriger von der berliner Fakultät unter die Dozenten aufgenommen worden; wenn seine Bücher schlecht sind und, wie öffentlich behauptet ward, grobe Irrthümer enthalten, so hätte die Verantwortung die berliner Fakultät zu tragen, die ihn zum Hochschullehrer machte. Seine publizistischen Versuche zeigen ihn als einen gewandten Mann, der sich nur durch die starke Betonung seines Preußenpatriotismus von anderen jungen Historikern unterscheidet. Er schreibt, wie die Zunftmode es heute verlangt; sogar die jetzt sehr beliebten Dilettantenritte ins Reich der Kunstgeschichte fehlen nicht. Und er spricht begeistert von den Hohenzollern, denen Preußen so ziemlich Alles zu danken habe, und scheint empört über seinen königsberger Kollegen Prutz, der den Großen Kurfürsten als gehorsamen und honorirten Helfer Frankreichs enthüllt hat. Also vielleicht nicht der Mann

nach dem Herzen elsässischer Katholiken, doch einer, an dessen wohlgefälligem Wandel jede preußische Regirung sich freuen mußte. Er hatte in Berlin und in Bonn dozirt; warum sollte ers nicht in Straßburg können? Reifer muß er inzwischen geworden sein; und ob Einer Magister oder Dozent, Außerordentlicher oder Ordentlicher Professor heißt, ist im Grunde nur für seine Einnahmen und für seinen Bonzengrad wichtig. Aber die straßburger Fakultät wollte ihn nicht. Er mußte ihr aufgedrängt werden; und als er ernannt worden war, pries ihn ein Telegramm des Kaisers als den Mann, von dessen Lehre die schönste Frucht zu hoffen sei. Gegen solche Auszeichnung eines noch Unbewährten konnten die Hochschullehrer mit dem Muth wahrer Ehrerbietung protestiren. Ihres Strebens Ziel konnte auch die Wegräumung des Regirungrechtes sein, gegen den Willen der Fakultäten Lehrstühle zu besetzen. Und die Stolzesten, die sich als Professen der Wissenschaft fühlen, konnten erklären: Wir scheiden aus einem Amt, das nicht dem Verdienst mehr als Lohn zufällt, ondern nach persönlicher Gunst oder politischer Rücksicht verliehen wird.

Nichts davon geschah. Die Göttinger Sieben sind längst sicher beigesetzt und opera supererogationis sind nicht mehr modern. In Straßburg blieb Alles stumm und kein Professor lehnte die Amtsgemeinschaft mit dem aufgedrängten Kollegen ab. Da, plötzlich, vernahmen wir eine heftig scheltende Greisenstimme. Sie kam aus Berlin, aus dem Munde des Seniors der Fakultät, die dem jungen Herrn Spahn die Habilitirung an der ersten deutschen Universität ermöglicht hatte. Herr Professor Mommsen sprach. Durch die deutschen Hochschulen „gehe das Gefühl der Degradirung"; die preußische Unterrichtsverwaltung — oder wer sonst? — verleite „zu der Sünde wider den Heiligen Geist"; und die wissenschaftliche Forschung müsse „voraussetzunglos" sein. Ganz leicht war die Rede nicht zu enträthseln. Sind die Hochschulen degradirt, weil Herr Spahn, den die berliner Fakultät mit Mommsens Zustimmung vor Jahren schon des Lehramtes würdig fand, nun in Straßburg Kollegien liest? Und sind die „Voraussetzungen", die in Berlin kein Hinderniß waren, nur gerade für die Hörer der elsässischen Hochschule gefährlich, die doch mit ihnen aufgewachsen sind? Der weltberühmte Verfasser der Römischen Geschichte hat das Unglück, oft mißverstanden zu werden. Als er in einer politischen Rede von einem Hausmeier gesprochen hatte, der die Verfassung aufheben und „das absolute Regiment reaktiviren" wolle, hätte Jeder geschworen, damit sei Bismarck gemeint. Der Kanzler beging den Fehler, einen Strafantrag zu stellen; und vor den Richtern

erklärte Herr Professor Mommsen, sein kränkendes Wort sei nicht bestimmt gewesen, Bismarck zu treffen. Er wurde freigesprochen, denn er war mißverstanden worden. Als er im vierten Buch seiner Römischen Geschichte erzählte, welcher Schade dem Staat der Römer dadurch entstanden sei, daß die Landwirthschaft gegen ausländische Konkurrenz nicht genügend geschützt wurde und „das spottwohlfeile sizilische Sklavenkorn auf der ganzen Halbinsel das italische entwerthete", mußte man ihn für einen Schutzzöllner halten. Er ist aber Freihändler und war wieder mißverstanden worden. Die Juden nannte er in seinem Lebenswerk ein „Element der Dekomposition" und trat dann mit einem Notabelnaufruf gegen Treitschke auf, den er als Antisemiten haßte. Seit er Victor Hugo nachstrebt und, als eifriger Zeitungleser, der arbiter mundi sein möchte, hat er unter Mißverständnissen noch mehr als früher zu leiden. Nach seiner Bulle über die Sünde wider den Heiligen Geist mußte man ihn für den entschiedensten Gegner der preußischen Unterrichtsverwaltung halten. Mißverständniß: ein paar Wochen später saß er am Eßtisch des Unterrichtsministers und „brachte", wie sein Kollege Schmoller berichtet hat, „einen rührenden Toast auf Herrn Althoff aus", — den Ministerialdirektor, dessen Geist allverwaltend über den Hochschulen schwebt. Den Minister und dessen Gehilfen wollte er also nicht angreifen noch tadeln; den Kaiser, der dem Limesforscher manche Huld erwies, natürlich erst recht nicht. Er wollte nur sagen: ein Forscher, der zu den wissenschaftlich arbeitenden gerechnet sein wolle, müsse ohne jede Voraussetzung ans Werk gehen; und wer an die Lehre der katholischen Kirche gebunden sei, könne — zwar in Berlin Privatdozent, aber — im Reich der Wissenschaft nie als vollbürtig angesehen werden. Diesen Sinn konnte man erst aus der delphischen Rede schälen, als die Beifallskundgebungen kamen. Von fast allen Universitäten kamen sie; Berlin blieb, der Noth, nicht dem eignen Triebe gehorchend, still. Und staunend sah man, wie viele tüchtige Männer, Gelehrte von Ruf und Verdienst, sich zu einer völlig unwirksamen, ins Leere verhallenden Demonstration herbeiließen und einer Verkündung zujauchzten, die nur verständlich wird, wenn man bedenkt, daß sie von einem Manne stammt, dem, nach Bismarcks Wort, „die Vertiefung in zweitausend Jahre hinter uns liegende Zeiten den Blick für die Gegenwart vollständig getrübt hat".

Die Forschung, die Wissenschaft ist immer „voraussetzunglos". Darin irrt Herr Professor Mommsen ganz sicher nicht. Schwierig wird die Sache erst, wenn ein Mensch ins Exempel tritt, mit seinem Willen, seinen Zwangsvorstellungen, seinem Temperament, geistigen oder wirthschaftlichen Inter-

esse. Ob es Menschen giebt, die ohne jede Voraussetzung, ohne durch Eindrücke des Lebens und der Lehre geprägt zu sein, an die Arbeit des Forschens und Findens gehen? Psychologen mögen die Antwort suchen; sie kann, wenn sie von Deterministen kommt, kaum zweifelhaft sein. Gewiß aber und über jeden Zweifel hinausgerückt ist: daß kein vom Staat angestellter Lehrer der Kulturwissenschaften unter allen Umständen das letzte Wort seiner Forschungergebnisse aussprechen darf, daß jeder von ihnen sein mehr oder minder einträgliches Amt unter der Voraussetzung erhielt, er werde nichts lehren, was dem Staat, der Gesellschaft, der irdischen Rechtsordnung oder, wie man in Preußen sagt, der göttlichen Weltordnung ernste Gefahr bringen könne. Darüber sollte fünfzig Jahre nach Schopenhauers Anklageschrift gegen die Universitätphilosophie ein Streit nicht mehr möglich sein. Ein paar Citate: „Eine Regirung wird nicht Leute besolden, um Dem, was sie durch tausend von ihr angestellte Priester von allen Kanzeln verkünden läßt, direkt oder auch nur indirekt zu widersprechen, da Dergleichen, in dem Maße, wie es wirkte, jene erste Veranstaltung unwirksam machen müßte.. Der, dem es nicht um Staatsphilosophie und Spaßphilosophie zu thun ist, sondern um Erkenntniß und daher um ernstlich gemeinte, folglich rücksichtlose Wahrheitforschung, wird sie überall eher zu suchen haben als auf den Universitäten, wo ihre Schwester, die Philosophie ad normam conventionis, das Regiment führt und den Küchenzettel schreibt. Das wirkliche Philosophiren verlangt Unabhängigkeit.. Spinoza war sich der Sache so deutlich bewußt, daß er gerade deshalb die ihm angetragene Professur ausschlug.“ Wenn Mommsen alle an irgend eine Voraussetzung Gebundenen aus dem Reich seiner Wissenschaft verbannen will, mögen die staatlichen Philosophielehrer zittern; sollte Einer von ihnen sich zu Nietzsches Antichristen bekennen, dann brauchte er sich nie wieder in den Hörsaal zu bemühen. Und wie denkt der verehrte Erforscher der inscriptionum latinarum über die vielen Kollegen vom Fach der Gottesgelahrtheit? Treitschke sagte, es sei Phrase, in einem Lande, das katholische Fakultäten hat, von Lehrfreiheit zu reden. Sind aber etwa die protestantischen Theologen in Preußen voraussetzunglose Forscher? Schließt ein ihnen ertheilter Lehrauftrag die Erlaubniß ein, übermorgen einer im Herzen sich regenden Stimme zu folgen und die Schüler Verachtung der jüdischen Mythologie zu lehren, sie von Moses fort zu Darwin zu führen? Es ist wirklich schwer, ernsthaft, ohne Hohn, über diese Dinge zu reden. Ein Jurist, der zum Kampf gegen die schlechte Rechtsordnung riefe, ein Nationalökonom, der auch nur die Bernsteinküste des demokratischen Sozialis-

mus seinen Hörern als Ziel zeigte: sie würden nicht zwei Wochen noch Professoren bleiben. So war es immer; so ist es noch heute. Fichte wurde weggejagt, weil er der Staatsreligion nicht Reverenz erwiesen hatte. Dem Privatdozenten Fischer wurde die venia legendi entzogen, weil er Pantheismus lehre. Das war 1853. Vierzig und etliche Jahre danach wurde der Physiker Arons entamtet, weil er in sozialdemokratischen Versammlungen gesprochen hatte. Wurden die Herren Julius Wolf und Reinhold nicht unter der Voraussetzung ernannt, daß sie sanftere Weisheit lehren würden als die Professoren Sombart, Schmoller und Wagner? Und auch die Fakultäten selbst setzen von den bei ihnen Aufnahme Suchenden meist Einiges voraus; zum Beispiel: daß sie sich in alte Universitätsitte fügen, secundum ordinem des Magisteramtes walten und keine lebende „Autorität" des Faches angreifen. Der Fall Dühring ist noch nicht vergessen. Und wenn Behring, ehe er Professor war, Virchows Majestät zu kritisiren gewagt hätte, dann hätte keine alma mater ihm die Arme geöffnet. Mancher wird finden, in dem Netzwerk solcher Voraussetzungen könne man nicht viel freier athmen als im Glaubenskreis der katholischen Kirche und ihres Syllabus. Mancher auch, die Lebensleistung der Janssen, Franz Xaver Kraus, Pastor und Hertling sei beträchtlicher als die ganzer Dutzende lutherischer Gelehrten.

Das Wunderbarste an der Sache ist aber, daß auch der Historiker voraussetzunglos sein soll, gerade er: Mommsen sprach ja von Spahn. Ob die Geschichtforschung überhaupt schon eine fertige Wissenschaft zu nennen, ob sie nicht hier Archivarenarbeit, dort Kunstleistung ist: darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Noch ist die Biologie der Völkergeschichte ein dunkles Gebiet; noch nennen fast alle Zünftigen die Hoffnung, je historische Gesetze finden zu können, eine thörichte Utopie. Nach Schopenhauers Ansicht hätten die Pforten der Hochschulen sich eigentlich also der Historik zu schließen; denn „eine Wissenschaft, die noch gar nicht existirt, die ihr Ziel noch nicht erreicht hat, nicht einmal ihren Weg sicher kennt, ja, deren Möglichkeit noch bestritten wird, eine solche Wissenschaft durch Professoren lehren zu lassen, ist eigentlich absurd". Das sprach ein Ketzer. Auch Fontenelle und Voltaire, denen alle Geschichte fable convenue war, werden, als Bönhasen, bei der Zunft kaum Gehör finden. Den Geheimrath und Ordentlichen Professor Ottokar Lorenz aber muß sie als Zeugen gelten lassen. Der hat im zweiten Bande seiner „Geschichtwissenschaft" — der Titel lehrt, daß Lorenz nicht zu den Zweiflern gehört —, behauptet und bewiesen, daß man von einer objektiven Geschichtwissenschaft nicht im Ernst reden könne, und eine große

Zahl deutscher und französischer Historiker hat seinem Urtheil zugestimmt. Und in einen Brief an diesen Kollegen hat Treitschke, der Ranke allzu dichte Verhüllung des eigenen Meinens vorwarf, den Satz geschrieben: „Wenn ich nicht die Geschichte von meinem Standpunkt erzählen und frischweg urtheilen soll, so will ich lieber Seifensieder werden.“ Wer nicht an der Krankheit leidet, die Lamprecht jüngst wissenschaftliche Myopie genannt hat, weiß, daß den großen Historiker nicht die Fülle der richtig aus Urkunden zusammengelesenen Einzelthatsachen macht, sondern die zwingende Kraft persönlicher Auffassung, die starke Vision, das Auge, das Ereignisse und Zusammenhänge sieht, wie kein anderes sie je vorher sah. Solcher Intensität der Anschauung, der sich ein konstruktives Vermögen gesellt, lohnt bewundernde Liebe, von Thukydides bis auf Taine, bis auf Mommsen. Ob Alles „richtig“ ist, was Roms Historiker sagt? In keinem Laboratorium kann es mikroskopirt werden und der Nachprüfende käme immer schnell an einen Punkt, wo er nicht wissen, wo er nur glauben kann, gläubig fremden Bericht hinnehmen muß. Dennoch sind wir stolz auf diesen Geschichtschreiber, weil er Europa gezwungen hat, Rom aus seinem Auge zu sehen. Kein großer Historiker war ganz „voraussetzunglos“, keiner konnte die eigene Persönlichkeit zu stummem Automatendienst verdammen. Stets fühlen wir, weß Geistes Kind zu uns spricht. Und ein Staat, der sich seines christlichen Wesens rühmt, hat die Pflicht, katholischen Studenten nicht ein Protestantenbild der Geschichte zu bieten.

Professor Spahn kann in Konflikte kommen. Seine protestantischen Kollegen etwa nicht? Mit dankenswerther Offenheit hat Schmoller neulich gesagt, der Minister, der Ministerialdirektor sogar sei der „Vorgesetzte des Professors, der gehorchen muß, deshalb aber auch schimpfen darf.“ Wer Vorgesetzte hat und gehorchen muß, sollte von seiner Freiheit nicht allzu laut reden. Den Professoren bleibt — wir sehen es täglich — auch in solcher Beschränkung noch immer die Möglichkeit nachhaltigen Wirkens ins Weite. Nur sollten sie selbst im Greisengefühl der Gottähnlichkeit nicht vergessen, daß sie dem Staat und dem Staatszweck dienstbar sind und recht oft das Beste ihrer Wissenschaft den Jungen nicht sagen dürfen. Wird dieser Zwang ihnen zur Last, dann können sie ihn abschütteln und sich der kleinen Schaar der Unbeamteten anschließen, die Voltaire als die wahren Lichtbringer pries: les lettrés isolés, qui n'ont ni argumenté sur les bancs de l'université ni dit les choses à moitié dans les académies; et ceux-là ont presque toujours été persécutés. Denen ward nie der Titel eines Professors verliehen. Oft aber hat die Nachwelt sie dankbar Bekenner genannt.

✻

Der Aufbau der europäischen Geschichte.

Wer Ohren hat, zu hören, kann sich sehr leicht davon überzeugen, daß eben jetzt, in diesen Jahren, sich in der Geschichtschreibung eine entscheidende Wendung vorbereitet. Was Buckle herbeizuführen wähnte, die Hinüberleitung der Geschichte aus dem Lager der nur beschreibenden in das der begrifflichen, gemeinhin exakt genannten Wissenschaften, und was ihm sicherlich mißlungen ist, will heute Wahrheit werden. Droysens Spott über ihn war zwar oft sehr wohlfeil und läßt sich in allen grundsätzlichen Fragen — was bei anderer Gelegenheit nicht unterbleiben soll — auf grobes Unverständniß aller denkenden Geschichtauffassung gegenüber zurückführen, aber Buckle hatte in der That zu wenig Weitblick, um die Gesetze, die er so heiß erstrebte, wirklich zu finden. Heute aber scheint selbst dieses letzte, höchste Ziel erreicht werden zu sollen, für das die Nichtsalsempiriker in unserer Wissenschaft nie etwas Anderes als gedankenlosen Hohn übrig gehabt haben.

Was jetzt, und zwar nicht allein in der Geschichtschreibung, empordringt, ist der Gedanke, der Begriff, der wieder Herr zu werden strebt über die rohe Masse beschriebenen Stoffes. Man hat so viel von Entwickelungsgeschichte gesprochen und auch ich glaubte lange, damit ein brauchbares Merkmal grundsätzlicher Scheidung gefunden zu haben; aber man wird von dieser Begeisterung vermuthlich wieder abgehen müssen. Hier liegt eine der wohl theilweise, aber nicht ganz zureichenden Vergleichungen geisteswissenschaftlicher Fragen mit den Aufgaben der Naturforschung vor. Gewiß: der große Fortschritt Darwins und seiner Nachfolger hat der sich bis dahin nur mit starr gegebenem Stoffe befassenden Naturwissenschaft die gewaltige Anschauung gegeben, daß dieser Stoff in Wahrheit als ein fließender, stets sich wandelnder, also als Werden, also geschichtlich zu begreifen sei. Für diese neue und große Errungenschaft schuf sie sich den Namen Entwickelungsgeschichte. Man erkennt aber sogleich, daß für die Geschichtschreibung die Sachlage eine ganz andere ist. Hier hat, da der offenbare Augenschein dafür sprach, Niemand jemals an dem Wandel der zu beobachtenden Thatsachen, an ihrer im Lauf der Zeit fortschreitenden Veränderung gezweifelt. Und auch für den Gebrauch erweist sich das Wort als störrisch. Die verbissensten Anhänger einer rein beschreibenden Geschichtforschung rufen immerdar: Aber was wollt Ihr denn, Ihr angeblichen Neuerer? Wir reden doch immerfort von Zusammenhängen und Veränderungen und Entwickelung ist doch wohl Zusammenhang und Veränderung.

Weiter kommt man, denke ich, mit dem nicht auf die Geschichte allein, sondern auf alle Gattungen der Forschung anwendbaren Gegensatz von Begriffs- und Erfahrungwissenschaft. Er beherrschte in allen Zeitaltern das menschliche Denken und er bietet ein weiteres, aber trotzdem schärferes Scheidung-

merkmal dar. Er ist, wie alle Gegensätze in der Welt des Geistes und der Menschen, kein vollkommener, sich ausschließender, sondern in einander überlaufender und doch hinlänglich scharfer. Daß Geschichte nicht reine Begriffswissenschaft sein kann, im Sinne der Mathematik oder Logik, ist offenbar. Sie wird immer den großen, zunächst erfahrungmäßig zu erwerbenden Wissensstoff, den zu verwalten ihres Amtes ist, zum großen Theil unverändert weiter geben müssen. Aber heute handelt es sich um die Anwendung begrifflicher Hilfsmittel großen Maßstabes, um diese an sich abschreckend wirren und unübersichtlichen Stoffmassen zu bändigen und zu beherrschen. Das heißt also: um ein stärkeres Betonen der begriffs- gegenüber den erfahrungwissenschaftlichen Aufgaben und Thätigkeiten der Geschichtforschung.

Um es mit einem Wort zu sagen: es sind wesentlich Ordnungfragen, auf die es hier ankommt. Der Stoff bleibt in alle Ewigkeit der selbe, ob er in Urkundenbüchern und Chroniken oder ob er in den durchsichtigsten und klarsten Gesammtdarstellungen niedergelegt ist. Aber so wenig man die Steinmassen, aus denen das straßburger Münster erbaut ist, als sie noch in rohen Haufen auf dem Bauplatz lagen, mit dem fertigen Werke Erwins gleichsetzen würde, so wenig wird man den ordnenden Geschichtforschern verwehren dürfen, ihre Arbeit als die letzte und höchste Aufgabe ihrer Wissenschaft anzusehen. Heute aber gilt alles Andere für Wissenschaft, die Aneinanderpassung von zwei oder drei Theilen des Maßwerkes eines Fensterbogens oder noch lieber die Arbeit im Steinbruch oder auf dem Steinhauerplatz, höchstens noch die Ausführung einer Seitenkapelle, — niemals aber der Versuch, das Ganze von Neuem aufzubauen.

Im geschichtlichen Stoffe Ordnung zu schaffen, ist deshalb so schwer, weil eine besondere, dieser Wissenschaft eigenthümliche Eigenschaft ihres Gegenstandes ihre Jünger fast zwei Jahrtausende lang über die Nothwendigkeit solchen Ordnungschaffens hinweggetäuscht hat. Es ist die Zeitfolge aller geschichtlichen Ereignisse, die von je her eine Scheinordnung herzustellen erlaubte und die den Krebsschaden aller beschreibenden Geschichtforschung, ihre unwählerische, unbegriffliche, wirre Darstellungweise verursacht hat. Die Chronik und die chronikartige Geschichtschreibung sind so entstanden und diese Darstellungformen beherrschen noch heute fast den gesammten Betrieb der eigentlichen Geschichtforschung. Sie führen noch heute wie zu Herodots oder Einhards Tagen dazu, ein Königsleben, eine Staatsgeschichte mit wenigen Ausnahmezugeständnissen Jahr für Jahr, zuweilen selbst Monat für Monat zu schildern. Hier überwiegt die reine Beschreibung mit allen ihren Tugenden der Hingabe und Genauigkeit und allen ihren Fehlern, nämlich Unübersichtlichkeit und Unverwendbarkeit für alle denkende Betrachtung von Welt und Menschheit.

Die von je her begrifflicheren Wissenschaften der Rechts- und Wirthschaftkunde, der Kunstlehre und vor Allem der Philosophie selbst haben den ihnen benachbarten Zweigen der Geschichtschreibung zuerst das Heil gebracht, indem sie ihr sachliche Eintheilungen und Ordnungen darboten. Rechts- und Wirthschaftgeschichte sind deshalb so fruchtbar für die geschichtliche Forschungweise geworden, weil sie von je her so begrifflich theilend verfuhren, Das heißt: an tausend Punkten die tötliche Scheinordnung der Zeitfolge durchbrachen. Und wer heute versucht, die eigentliche Geschichte, also die Geschichte der Kriege und der auswärtigen Politik, im selben Sinne begrifflich aufzulösen, folgt nur ihrem Beispiel. Das Ergebniß ist hier eine Aufeinanderfolge von Bildern des kriegerischen und internationalen Verhaltens, an Stelle der tausend Einzelvorgänge, die hier immer erzählt werden. Daß schließlich auch die Wirthschaft- und Rechtsgeschichte so rein beschreibend hätten verfahren können, hat man bis auf den heutigen Tag übersehen, obwohl es an Büchern dieser Art nicht fehlt. Die einzelnen Ergebnisse geschichtlichen Wissens aber, die so entstehen, wird der selbe begriffliche Drang, der sie schuf, auch wieder zu höheren Einheiten zu erheben wissen: durch das Hilfsmittel der Vergleichung des Nebeneinander und durch das Aufsuchen aller Gemeinsamkeiten.

Hat aber der Zuchtmeister des Begriffes in solcher Weise seines Amtes gewaltet, so kann und darf sich innerhalb der nun errichteten und doch im Nebeneinander nicht unübersteiglichen Theilschranken die natürlichste Eigenschaft des geschichtlichen Stoffes, die zeitliche Aufeinanderfolge seiner einzelnen Theile, wieder geltend machen. Ja, sie wird der begrifflich verfahrenden Geschichtforschung zum Ansporn für ein neues Verfahren, besser für die folgerichtigere Durchführung eines bis dahin schon zuweilen, aber lässig geübten Verfahrens. Auch die alte chronistische Geschichtdarstellung hat Aenderungen des Bestehenden geschildert: schon indem man eine Thatsache auf die andere folgen läßt, thut man Das ja. Aber was so nur halb geschah, muß ganz durchgeführt, muß zum Grundsatz erhoben werden. Die Einzelthatsachen verloren schon gegenüber der begrifflichen Sachtheilung viel von ihrem Werth, ihre Zusammenfassung zu Gesammtbildern war schon dort geboten. Wie aber kann nun die Eigenschaft des geschichtlichen Verlaufes als eine zeitliche Abfolge von Zuständen, von solchen Gesammtbildern wissenschaftlich treu und begrifflich zureichend zum Ausdruck gebracht werden? Durch das Hilfsmittel der Vergleichung des Nacheinander und wiederum durch das Aufsuchen der Gemeinsamkeiten. Dieses Mittel muß immer wieder angewandt werden: so entstehen innerhalb der durch die Sachtheilung errichteten Schranken die langen Thatsachenreihen, an denen der Geschichtschreiber das letzte Ergebniß seiner Forschung, nämlich das Verhältniß von Ueberlieferung und Neuerung, von Erhaltung und Erfindung, um Tardes Ausdruck zu gebrauchen, ablesen kann.

In allen diesen Darlegungen ist das Wort Entwickelung nirgends gebraucht; und ich glaube, man wird es nicht vermissen. Freilich: auch von der Verursachtheit alles Geschehens war nicht die Rede; aber, Ihr Forschenden, legt die Hand aufs Herz: was wissen wir eigentlich von Ursachenzusammenhängen? Nicht viel mehr als die alten und neuen Chronisten, die von dem Tischgespräch eines Ministers auf die Entstehung seines am Abend erfolgten Entschlusses schliessen. Was wir zur Vermuthung, nicht zur Erweisung von Ursachen und Wirkungen thun können, ist im Grunde ganz und gar in der Aufstellung jener begrifflich getrennten Thatsachenreihen beschlossen. Die dort an einander gerückten Ereignisse oder Zustände werden sich vermuthlich auch wesentlich bedingt und hervorgerufen haben: Das ist, wenn wir ehrlich sind, unserer Weisheit letzter Schluß. Und auch Kreuz- und Querwirkungen in diesem aus vielen Fäden gesponnenen Geflecht wird eine so klar und reinlich verfahrende Darstellung am Ehesten herausfinden und zur Anschauung bringen.

Doch nicht eine Darlegung der Forschungmittel ist der Zweck dieser Blätter; sie könnte auf so kleinem Raum auch nimmermehr zureichend unternommen werden. Es soll vielmehr von dem allgemeinsten Ergebnisse eines in diesem Sinn angestellten Versuches zusammenfassender Geschichtschreibung Rechenschaft gegeben werden. Ich wollte in einem den Lesern dieser Zeitschrift heute nicht zuerst genannten Buche, das ich vielleicht allzu eng Kulturgeschichte der Neuzeit nannte, die Summe der europäischen Geschichte ziehen und bin dabei auf eine Anzahl von Anschauungen über den Bau dieser Geschichte gekommen, die es schon heute, noch inmitten der Arbeit, zur Erwägung vorzulegen mich drängt.

Die europäische Geschichte ist, Das drängt sich nicht vor, wohl aber bei begrifflicher Durcharbeitung und Zusammendrängung ihres Stoffes als letztes Ergebniß auf, in zwei Weltalter zu zerlegen, die zeitlich nach einander, sachlich neben einander verlaufen sind. Das heißt: die vierzehn Jahrhunderte europäischer Geschichte, die dem Untergange des weströmischen Reiches voraufgegangen sind, und die anderen vierzehn Jahrhunderte, die ihm gefolgt sind, bieten eine ungefähr ähnliche Folge von Entwickelungstufen dar, die griechisch-römische Geschichte zerfällt in ungefähr gleichwerthige Strecken wie die germanisch-romanische. An sich ist gleichgiltig, wie man diese Lebensalter beider Völkergruppen nennt, aber das einfachste Auskunftmittel ist, die für die jüngere Entwickelung bräuchlichen Theilnamen, nämlich Urzeit, Alterthum, frühes und spätes Mittelalter, Neuzeit und neuste Zeit der Germanen, ohne Aenderung auf die ältere zu übertragen. Die an sich inhaltlosen Bezeichnungen haben, wie namentlich Mittelalter, Neuzeit und neuste Zeit, für uns so viel Nebenbedeutung gewonnen, daß, auf sie zu verzichten, thöricht wäre. Es empfahl sich auch schon deshalb, so zu verfahren, weil die wenigen An-

deutungen einer ähnlichen Anschauung, die von älteren Forschern früher, wenn auch ganz gelegentlich, gemacht worden waren, ähnlich vorgegangen waren. Karl Wilhelm Nitzsch hatte, um hier einmal kurz die Keimgeschichte dieses Gedankens zu skizziren, in seinen 1883 und 85 herausgegebenen Vorlesungen an zwei Stellen von einem solchen Parallelismus jedesmal nur in ein oder zwei Sätzen gesprochen; Eduard Meyer hat in seiner 1893 erschienenen Darstellung der griechischen Geschichte die Zeit zwischen den Wanderungen und 630 Mittelalter genannt und in einer kleineren Schrift über die wirthschaftliche Entwickelung des Alterthumes von 1895 streifend die Zeit der Demokratie mit der Renaissance und den Hellenismus mit dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert verglichen, ohne sich übrigens auf irgend welche Begründung solcher Vergleichungen einzulassen. Ich versuchte dann im Herbst 1896, meine ersten eingehenderen, wenn auch noch durchaus nicht sicher geprägten Vergleichungen einzelner Entwickelungstufen vorzutragen. Im Januar 1897 hat endlich Wilamowitz in einer Festrede das griechische mit dem germanischen Mittelalter, die Zeit von 600 bis 400 mit der Renaissance, das Alter der hellenischen Königreiche mit dem vom Barock und Rokoko gleichgestellt. Er ließ, wie Eduard Meyer, die Römer ganz aus dem Spiel; oder schloß sie vielmehr in den Zusammenhang der Schicksale des griechischen Völkerkreises ein, indem er ihr bis ungefähr 133 hergestelltes Weltreich mit dem napoleonischen und ihre Revolutionzeit mit der von 1789 verglich. Er schloß mit dem Gedanken, daß man selbst zu der von ihm offenbar sehr wenig geschätzten modernen Kunst aus der des Hellenismus Seitenstücke entdecken würde, wenn solche „Eintagsfliegen" aus jener Zeit aufbewahrt wären.

Die im Jahre 1900 zuerst veröffentlichte, ausgebildete Ansicht eines Stufenbaues der europäischen Geschichte, die mit wenigen Aenderungen mich auch heute noch die richtige dünkt und die man mit diesen Aenderungen in der beigedruckten Tafel am Leichtesten überblicken kann*), deckt sich mit den

*) Ich wiederhole diese Zahlen später im Texte nicht und bitte deshalb sehr darum, sie in dieser übersichtlichen Form auch später im Auge behalten zu wollen.

Entwickelungstufen.	Griechenland-Athen.	Rom.	Germanisch-romanische Völker.
Urzeit	—	—	bis gegen 400
Alterthum	(1500?) — 1000	—	gegen 400 — um 900
Frühes Mittelalter	1000 — 750	(753) — 500	von 900 — 1150
Spätes Mittelalter	750 — 500	500 — 330	1150 — 1494
Neuere Zeit . . .	500 — 400	330 — 133	1494 — 1789
Neuste Zeit . . .	400 — 30	133 v.—476 n.B.u.Z.	seit 1789

bisherigen Andeutungen nur in Hinsicht auf das Mittelalter, weicht in allen späteren Strecken beträchtlich von ihnen ab, fügt eine abweichende Stufenfolge der römischen Geschichte bei und ist vor Allem bemüht gewesen, an die Stelle von einigen gelegentlichen Sätzen ein im Einzelnen ausgeführtes Vergleichsbild zu setzen, das Uebereinstimmungen und Abweichungen in gleicher Schärfe hervortreten lassen soll.

Die Vergleichspunkte, auf die sich diese Darlegung vornehmlich stützt, sind der Geschichte der Staats- und Gesellschaftordnung entnommen. Die geistige Entwickelung aber lieh oft die erfreulichsten Bestätigungen und Belege. Wie Alles sich zusammenfügt, soll hier in größter Kürze vorgeführt werden, ohne jedes farbige Beiwerk und ohne allen Redeschmuck, da es sich hier wirklich mehr um eine Rechnung als um eine Schilderung handelt. Einer ausführlichen Darstellung würde solche Gerippform übel anstehen, für den Versuch, ein letztes Ergebniß aus dem Ganzen zu ziehen, kann sie kaum knapp genug gewählt werden. Dieser Versuch soll hier nur als ein vorläufiger angestellt werden: ein vollständiger Aufriß der europäischen Geschichte in diesem Sinne wäre erst dann möglich, wenn von allen Zweigen der Gesellschaftgeschichte, insbesondere auch von Rechts- und Sittenentwickelung, wie von allen Theilen der Geistesgeschichte mit gleicher Zuverlässigkeit ihr letzter Inhalt in einige wenige Stichworte zusammengedrängt werden könnte. Wie wenig Das aber heute noch möglich ist, weiß nur Der ganz zu ermessen, der einmal gewagt hat, statt der Kriegs- und Diplomatiegeschichte rankischen Stiles ein volles Bild der Entwickelung auch nur eines großen Zeitalters zu gewinnen.

Die Urzeit ist eine Stufe, von der wir nur für die Germanen durch den glücklichen Zufall Tacitus Einiges aussagen können. Man hat wohl getadelt, daß eine solche Ansicht des Stufenbaues der europäischen Geschichte, wie sie hier versucht werden soll, zu Anfang mit mehreren Lücken einsetze. Denn auch vom griechischen Alterthum ist nur halbe, von der römischen Entwickelung noch kaum für das frühe Mittelalter einige Kunde zu gewinnen. Ein falscher Vorwurf: denn bei der Mangelhaftigkeit der Quellen ist das Verhältniß an sich nicht wunderbar. Die Gesammtanschauung des Parallelismus der griechisch-römischen oder der germanisch-romanischen Entwickelung aber kann dadurch um so weniger erschüttert sein, als nach allgemeiner Erfahrung alle frühen Stufen viel weniger Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der Völkergruppen aufweisen als die späteren und reiferen. Läßt sich also für diese Aehnlichkeit oder hier und da gar Gleichheit nachweisen, so braucht man an jenen weißen Flecken nicht Anstoß zu nehmen. Ueberdies sind alle Merkmale des gesellschaftlichen Zustandes, die sich von der germanischen Urzeit mit einiger Bestimmtheit aussagen lassen, so beschaffen, daß sie sehr wohl als Wurzel auch der späteren Entwickelungstufen wenigstens

bei den Griechen angenommen werden können. So die Zerspaltung des Volksganzen in zahllose kleine Verbände, so die noch an keinen bestimmten Landbesitz gefesselte Wanderlust dieser Stämme, so die Volksherrschaft bei geringer Ausbildung der Königsmacht als Kennzeichen der Verfassung, so ein ursprünglich roher Kommunismus als wirthschaftlicher Zustand, so gewisse Reste älterer lockerer Formen des Familienlebens neben der in der Hauptsache schon zum Durchbruch gekommenen Kleinfamilie oder Einehe, so die Anfänge einer Standesbildung in Adel und Leibeigenschaft.

Auf die Urzeit folgt das Alterthum, bei den Germanen schon durch eine reiche Ueberlieferung beleuchtet. Es ist dort ausgezeichnet durch den Uebergang von wandernder zu fest angesiedelter Staatenbildung, durch die Zusammenballung größerer Staatswesen in der äußeren, durch eine starke Vermehrung der Königsmacht in der inneren Staatsgeschichte. In der Volkswirthschaft bringt es die Entstehung des Sondereigenthumes der Einzelnen, die ersten durchgreifenden Verbesserungen stetigen Ackerbaues, die Anfänge eines etwas geregelteren Handels mit sich. Vom griechischen Alterthum dämmern da einige leise Umrisse durch den leider nur zu dichten Nebel fast völliger Ueberlieferungslosigkeit: aber keiner von ihnen widerspricht jenem Bilde. Gewaltige Königsburgen, weite Straßennetze kündigen das Dasein starken Königthumes und vielleicht auch etwas weiterer, jedenfalls aber seßhafter Staatsgebilde an. Und bewähren sich die märchenhaften Nachrichten von den Ausgrabungen in Kreta als unumstößlich, so müßte für diese Stufe in Griechenland eine reichere Kunstentwickelung angenommen werden als für das merowingisch-karolingische Zeitalter der Germanen. In beiden Fällen wird man freilich starke Beeinflussungen von außen, dort von Egypten oder Westasien wie hier von den Resten der Antike, in Abrechnung zu bringen haben. Freilich hat das Griechenthum der Edda nicht nur kein Gegenstück an die Seite zu stellen, sondern man wird ohne germanische Ueberhebung sagen dürfen, daß sie künstlerisch stärker ist als die Vorstufen, auf die man von Homer aus für die vorhomerische Dichtung schließen könnte.

Für das frühe Mittelalter ist man nun schon so glücklich, neben die germanische Entwickelung dank den homerischen Gedichten auch ein einigermaßen zureichendes Bild der griechischen stellen zu können. Die Aehnlichkeiten der Hauptzüge sind überaus schlagend. Der wichtigste ist Beiden gemeinsam: das Vordringen des Adels in Gesellschaft und Staat gegenüber der Königsmacht. Er ist in der nun in immer mehr Theilentwickelungen sich spaltenden Geschichte des germanischen Europas unverkennbar: der im Alterthum dort noch straff zusammengehaltene Adel sprengt oder bedroht wenigstens fast überall Staatseinheit und Königthum. In Griechenland aber ist diesem Zeitalter der gleiche Stempel dadurch aufgeprägt, daß es mit einem Zusammenbruch der Königsherrschaft endet, ein

Merkmal, das die entsprechende, ein Vierteljahrtausend später einsetzende Stufe Roms mit ihm theilt. Dieser Zeitunterschied darf, um Das sogleich zu bemerken, nicht irr machen, auch nicht an der vergleichsweise engen Zusammengehörigkeit der griechischen und der römischen Entwickelung, die ohnehin zuletzt in eine zusammenfließt. Fast ähnlich große Zeitabstände findet man nämlich auch in dem jüngeren Weltalter der europäischen Geschichte, bei den einzelnen Gliedern der germanisch-romanischen Völkergruppe. Sie beruhen auf ähnlichen Unterschieden zwischen den Entwickelungsgeschwindigkeiten der einzelnen Völker bei im Uebrigen fast gleicher Entwickelungrichtung. Der Verfassungzustand der skandinavischen Staaten noch um 1250 hat die auffälligste Aehnlichkeit mit dem fränkischen um 750. Der Abstand beträgt hier sogar ein halbes Jahrtausend; und, streng genommen, müßte für das germanisch-romanische Weltalter eine ähnlich gleitende Stufenleiter der Zeitaltergrenzen in Hinsicht auf die einzelnen Völker wie für das griechisch-römische angesetzt werden; sie würde nur drei bis sechs Spalten statt zwei, wie diese, aufzuweisen haben.

Die Adelsmacht hat in allen diesen Fällen sehr verschiedene Formen angenommen: schon innerhalb der jüngeren Völkergruppe sind die Gegensätze zwischen dem deutsch-französischen Hochadel und den Ritterschaften Englands und der spanischen Theilstaaten sehr groß. Ein klaffender Unterschied tritt vor Allem schon dort zu Tage: die eine Adelsform ist auf die vollkommene Lostrennung des einzelnen Adeligen vom Staatsganzen bedacht, die andere wünscht als Genossenschaft, als politischer Stand im eigentlichen Sinne des Wortes die Herrschaft im Staate an sich zu reißen. Die griechische wie die römische Entwickelung gehört in die zweite Gruppe; doch fehlt es ihr auch im jüngeren Weltalter nicht an Seitenstücken. Das beweist namentlich die englische Adelsgeschichte. Auch sonst fehlt es nicht an Aehnlichkeiten: selbst die griechischen Kleinkönige ist man in Versuchung, den Herzögen und Grafen Deutschlands und Frankreichs an die Seite zu stellen. Vielleicht waren sie gar einst von den größeren Herrschern von Tiryns und Mykene abhängig? Die Leibesübungen und Waffenspiele, auf die jüngst Bethe in dem neusten Versuch einer Parallelisirung antiker und moderner Entwickelung (Januar 1901) aufmerksam gemacht hat, sind beiden Adelsentwickelungen gemeinsam. Die Gefolgschaften der griechischen Dynastien erinnern durchaus an die Ministerialen; das Burgwesen ist auch in Griechenland nachzuweisen; und ich kenne kein Kriegsunternehmen der Weltgeschichte, das dem Kampf um Troja — was die Vielköpfigkeit der Leitung, den schwachen Oberbefehl, überhaupt die Kriegsverfassung betrifft — besser an die Seite zu stellen wäre als der ebenfalls frühmittelalterliche erste Kreuzzug. Zugleich ein wundervolles Symbol für die Verschiedenheit heidnisch-hellenischer und christlich-germanischer Weltanschauung: dort Meerfahrt, Ritterkämpfe und Völkerkrieg um ein schönes Weib,

hier um ein düsteres Grab. Ob der trojanische Krieg der Geschichte angehört oder nicht, ist dabei gleichgiltig. Es handelt sich um die Vorstellung, die die diesem Zeitalter Angehörigen von einem solchen Unternehmen hatten.

Der staatliche Zustand dieser Stufe weist in allen drei Reichen Abweichungen auf, die durch die sehr verschiedene Größe der in Betracht kommenden Staatsgebilde bedingt ist. Doch gleicht sich bei näherem Zusehen dieser Unterschied insofern wieder aus, als die halb staatähnlichen Zwerggebiete, in die etwa das Frankreich und Deutschland dieser Zeiten zerfielen, den griechischen Kleinstaaten wohl verglichen werden dürfen. Und in beiden Fällen ist der äußere Zustand der selbe: denn das Ganze hat sich damals in Deutschland oder Frankreich fast eben so wenig zu wirklichen auswärtigen Kriegen zusammengefaßt wie in Griechenland. Die deutsch-italienischen Beziehungen bleiben dabei billig außer Acht, denn sie beruhten auf einer Vereinigung zweier Stücke des alten Karolinger-Erbes, nicht aber auf dem Gegensatze zweier Staaten oder Völker. Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind insofern ähnlich, als sie in der griechischen wie in der germanischen Entwickelung noch ein vollkommenes Ueberwiegen der Natural- über die Geld-, der Land- über die Stadtwirthschaft, eine geringe Ausbildung von Handel und Gewerbe und somit auch des Bürgerthumes aufweisen. Im geistigen Leben endlich ist dieses Zeitalter das der epischen Dichtung: den homerischen Gesängen wird man die Nibelungen an die Seite stellen dürfen, obwohl erst die 1150 mit Beginn des späten Mittelalters eintretende höhere Regsamkeit zu ihrer abschließenden Formung führte. Ihr frühmittelalterlicher — wenn nicht noch früherer — Ursprung kann nicht in Zweifel gezogen werden.

Das späte Mittelalter weist in der centralen Entwickelunglinie der Verfassung- und Klassengeschichte einen wiederum überall nachweisbaren Grundzug auf: es ist die Zeit der höchsten Adelsmacht, aber zugleich auch die Zeit neu aufsteigender gesellschaftlicher Gewalten: eines neuen Standes, des empordringenden Bürgerthumes und einer zwar nicht ganz neuen, aber in dieser Stärke neuen Form des Verfassunglebens, des erst jetzt zu seinen Jahren gekommenen Staatsgedankens nämlich. Jäher, folgerichtiger ist hier die athenische, die römische Entwickelung: sie beginnt auf dieser Stufe mit der vollkommenen Beseitigung des Königthumes und seiner Ersetzung durch eine Adelsherrschaft. Aber wer wollte das späte Mittelalter Deutschlands nicht als das Zeitalter eines immer weiter fortschreitenden Niederganges der Königsmacht ansehen? Und in Italien wenigstens kommt es, auch in dem jüngeren Weltalter, zu ihrem völligen Zusammenbruch. In England und in Frankreich bleibt sie bestehen, aber die parlamentarische Mitregirung, die der englische und zuweilen auch der französische Adel durchsetzt, die Zertrümmerung der Staatseinheit, die wenigstens der französische auf Jahrhunderte herbeiführt, beweisen die Stärke dieser Adelsströmung auch hier.

Gleichzeitig aber vollzieht sich auf der Grundlage dieser wirthschaftlichen Umwälzung, des Ueberganges von der Natural- zu einer gemischten Natural- und Geldwirthschaft, des Aufsteigens von Handel und Gewerbe, eine neue und in der Richtung vollkommen entgegengesetzte Bewegung: die Entstehung von Städtewesen und Bürgerthum. Auch wo dem Namen nach schon früher Städte bestanden, wie Rom und Athen selbst beweisen, wie in Griechenland aber noch sehr häufig sonst sich ereignet hat, sind sie doch erst jetzt aus großen, meist aus mehreren Gemeinden zusammengesetzten Dörfern zu Städten emporgewachsen. Und zu diesem Vorgang fehlt es auch in der italienischen, deutschen, französischen, englischen Stadtgeschichte dieser Stufe nicht an den mannichfachsten Seitenstücken, insbesondere da, wo die Reste altrömischer Städte stehen geblieben waren. Aus diesem Emporwachsen eines neuen Standes ergab sich überall als nächste Folge eine Reihe harter Ständekämpfe zwischen Adel und Bürgerthum, die überall mit einer halben Niederlage des Adels endeten. Diese Ständekämpfe haben sich in dem jüngeren Weltalter, wo die weiten und lockeren Gesammtstaaten viel Spielraum ließen, oft ohne jede Beziehung auf den Staat vollzogen und endeten dort überall mit der Befreiung der neuen städtischen Gemeinwesen von jeder Adelsherrschaft. In den antiken Stadtstaaten, wo Stadt und Staat in Eins zusammenfielen, konnte davon nicht die Rede sein: der Ständekampf war in Rom, wo er sich in der mustergiltigsten Schärfe abgespielt hat, zugleich ein Kampf um die Staatsgewalt. Er endete auch hier mit einer halben Niederlage des Adels, die nur dadurch schnell genug in ihr Gegentheil verkehrt worden ist, daß der siegreiche Plebejerstand sich bald in Groß- und Kleinbürgerthum spaltete und daß das Großbürgerthum sich anschickte, mit dem alten Adel sich zu einem neuen herrschenden Stande zusammenzuschließen. In Athen ist Alles minder klar und begriffsmäßig vor sich gegangen: immerhin bedeutet auch hier die solonische Verfassung einen Uebergang zu nur noch halb adligen und schon halb bürgerlichen Staatseinrichtungen. Der leidende Dritte ist überall der Rest der weder einst zum Adel noch jetzt zum Bürgerthum emporgestiegenen Freien: der Bauernstand. Er wird in Rom und Athen vom Adel grausam bedrückt; Schuldknechtschaft und Bauanlagen sind die Plagen, an denen er am Meisten zu leiden hat. Bei den germanischen Völkern kehrt ein ähnliches Bild wieder: nur daß die Hörigkeit, in die der Bauer hier gebracht wird, noch fester ist und daher zu noch gewaltthätigeren Gegenbewegungen führt. Das späte Mittelalter ist hier das klassische Alter von Bauernnoth und Bauernkriegen; nur haben diese Umsturzbewegungen, so blutig sie waren, nicht den mindesten Erfolg gehabt.

Wahrscheinlich im innigsten Zusammenhang mit dem Vordringen des Bürgerthumes vollzieht sich das des Staatsgedankens. Der Staat beginnt

erst jetzt und damals seinen entscheidenden Kampf gegen Freiheit und Eigenwüchsigkeit des Einzelnen und der alten Stamm- und Orts- und Geschlechtsgemeinschaften. In den beiden gradlinigsten und gesundesten Entwickelungen des älteren und des jüngeren Weltalters, in Rom und in England, vollzieht sich sein Vordringen am Unmerkbarsten, gerade deshalb aber am Wirksamsten. In Athen kommt es, wie noch oft in Griechenland und im neueuropäischen Weltalter wieder in den ganz ähnlich geordneten italienischen Stadtstaaten, zu einer eigenthümlichen Uebergangsform der Verfassungsgeschichte, zur Tyrannis. In ihr hat sich gewissermaßen der reine Staatsgedanke vom bürgerlich-demokratischen abgespalten, ohne doch seine Herkunft zu verleugnen. Denn diese Eintagsmonarchie ist fast überall die Vorfrucht der Demokratie: wichtiger freilich ist, daß sie die Staatsallmacht so stark betont wie keine andere Verfassungform je zuvor. Das Wiedererstarken des altangestammten Königthumes in dem spätmittelalterlichen Frankreich und England, in den deutschen Theilstaaten und die Schaffung von tausend neuen Werkzeugen und Waffen der Staatsgewalt entspricht diesem Vorgange durchaus.

Der wesentlichste Unterschied der griechisch römischen und der germanisch-romanischen Staatsbildungen dieser Stufe, die geringe Ausdehnung jener im Vergleich zu den weiten Reichen dieser, hat sicherlich auch die wichtigste Scheidung der inneren Staatsgeschichte, den Zusammenbruch des alten Königthumes dort und sein Fortbestehen hier herbeigeführt. Die Machtmittel selbst der schwächsten dieser Kronen, der deutschen, waren immer noch beträchtlicher als die eines griechischen Zwergkönigreichs. Trotzdem macht sich die Gleichartigkeit der gemeinsamen Entwickelungstufe geltend und zum selben Ergebniß führt sogar die äußere Staatsgeschichte. Auch jetzt noch — Das ist das höchst bezeichnende Merkmal des späten Mittelalters in der Geschichte des internationalen Verhaltens der neueuropäischen Staatengesellschaft — kommt es nicht zu allzu vielen kriegerischen oder friedlichen Beziehungen zwischen den großen Reichen. Sie sind etwas häufiger als im frühen Mittelalter, aber im Vergleich zur Neuzeit noch ganz selten und, bis auf wenige Ausnahmen, sehr vorübergehender Natur. Dagegen ist im Innern dieser großen Becken Alles voll von Unruhe und Gährung, von örtlichen und Gebietskämpfen. Ganz ähnlich in dem alten Italien, dem alten Griechenland dieser Stufe: noch kein einziger Gesammtkrieg, wohl aber eine Fülle territorialer Fehden, die in Rom, Sparta und zuletzt auch in Athen freilich schon die keimende Neigung zu Unternehmungen größeren Maßstabes aufzeigen.

Das geistige Leben dieser Entwickelungstufe wird, um von der auffälligsten Aehnlichkeit zuerst zu reden, in der älteren, richtiger gesagt: in der griechischen Reihe — denn das banausische Rom fällt fast immer aus — im selben Maße von Baukunst, Dichtung und Glaubensbewegung beherrscht wie im neuen

Europa. Die dorische und jonische Bauweise dort, die gothische hier sind das wesentlichste Erzeugniß der geistigen Schaffenskraft des Zeitalters in beiden Fällen. Die nordfranzösisch-deutsche Epik des neuen Weltalters weist in ihren ersten Anfängen noch viel von der frühmittelalterlichen und (daß ich so sage) homerischen Breite und Erzählerlust auf. Aber vieles Tiefste in ihr, bei Chrestien und Gottfried und vollends bei dem Meister des hohen Mittelalters, bei Dante, ist eben so lyrisch, eben so voll von den Entdeckungen neuer Lebens- und Liebeskräfte, eben so ganz in das eigene Ich zurückgewandt wie die besten Dichtungen der provençalischen Troubadoure und Walthers in lallenden Anfängen, wie Dantes und Petrarcas Lieder und, im älteren Weltalter, wie die Gesänge der großen Jonier. Jedesmal war die neue Kunst zugleich eine Regung neuen, tieferen, leidenschaftlicheren Erlebens, jedesmal zitterte in ihr die vom Dichter wach geküßte Seele. Die Vita Nuova ist eben so sehr ein Bekenntniß des zu sich selbst gekommenen Ichs wie die Lieder der Sappho und des Archilochos. Die überraschendste Aehnlichkeit und, wie mich dünkt, den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit all solchen Parallelisirens bietet der Anblick des religiösen Lebens. Das Glaubensleben der Hellenen ist durch Abgründe getrennt von dem der germanischen Völker, die das Christenthum zwar nicht erzeugt haben, nie auch erzeugt haben würden, ihm aber doch zugefallen sind. Und dennoch zeigen sich gerade auf dieser Stufe bei Griechen wie bei Germanen religiöse Bewegungen, über deren Richtungähnlichkeit man nicht im Zweifel bleiben kann. Die Mysterien der Orphiker und die Mystik von Franziskus bis auf Tauler sind in Form und Inhalt ihrer Gefühlssteigerungen und ihrer Gedanken einander wahlverwandt. Nie haben Hellenen so schmerzensselige Vorstellungen gehabt, als da sie die Gestalt des ehemals so weinfröhlichen Bacchus zu einem leidenden Gotte umschufen; und auch die Germanen, die ehedem den fremden, ihnen von der überlegenen griechisch-römischen Kultur übermittelten Glauben nur kindhaft unselbständig hingenommen hatten, haben gerade damals in dem wunderbar schwimmenden Ineinander höchster Herzenserregung und ganz mächtiger, aber auch ganz unbestimmter Gottesgedanken die erste Form religiöser Erhebung gefunden, die sie selbst geprägt hatten.

Neben dieser innersten und auffälligsten Aehnlichkeit verschwindet eine andere, leisere: der erste Aufschwung forschender, denkender Weltbetrachtung. Hier wird durch das Nacheinander beider Weltalter und durch die Abhängigkeit des jüngeren vom älteren das Vergleichsbild verschoben. Diese Fehlerquelle ist auch sonst vielfach zu berücksichtigen. Die germanische Wissenschaft, im Besitz des reichen Erbes, das sie von den reifsten und letzten Stufen griechischer Geistesentwickelung überkommen hatte, scheint im späten Mittelalter weiter fortgeschritten zu sein als die griechische gleicher Stufe, wenn

man den beiderseitigen Besitzstand in Betracht zieht. In Wahrheit steht es natürlich umgekehrt: die Leistung der ältesten jonischen Denker war unvergleichlich viel höher; aber immerhin ist dies hohe Wollen der Scholastik der Kulturgeschichte des Germanenthumes in Anrechnung zu bringen, als der erste Versuch, sich im Gedanken der Welt zu bemächtigen. Daß er so schülerhaft war, ist vielleicht gerade seiner Abhängigkeit von dem antiken Vorbilde zuzuschreiben: ohne Dies würde er minder frühreif, aber vielleicht auch eigenwüchsiger ausgefallen sein.

Die Neuzeit hebt sich in allen drei Geschichtreihen am Sichersten und Schärfsten in Hinsicht auf die staatliche Form der gesellschaftlichen Entwickelung von ihrer Vorgängerin ab. Sie ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Stufe der stärksten Steigerung des Staatsgedankens nach innen wie nach außen. Die Geschichte des äußeren Verhaltens der jetzt erst recht staatgewordenen Völker zeigt in allen drei Fällen das charakteristischste Gepräge und zugleich die offensichtlichste Aehnlichkeit. Der bis dahin auffälligste Unterschied zwischen der griechischen und römischen Staatsgeschichte auf der einen, der germanisch-romanischen auf der anderen Seite fällt schon zu Beginn dieses Zeitalters fort: die griechischen Stadt- und Kleingebietsstaaten fließen zu einer zwar nicht staatsrechtlich gefestigten, wohl aber thatsächlich sehr wirksamen nationalen Einheit zusammen, Rom bemächtigt sich in den ersten Jahrzehnten des Zeitalters mit raschen Schlägen fast ganz Italiens: beide Länder sind damit zu den Großstaatsverhältnissen herangewachsen, die auf die germanisch-romanischen Völker der Neuzeit als ein längst erworbenes Erbgut der Väter gekommen waren. Und da die Staatsgebilde des westasiatisch-nordafrikanischen Orients es auch außerhalb dieser erweiterten Bereiche nicht an Reibungsflächen fehlen ließen, so bietet diese Stufe in der griechischen wie in der römischen Geschichte das selbe ihr ganz eigenthümliche Bild außerstaatlichen Verhaltens dar, das auch die germanisch-romanische Neuzeit kennzeichnet: nämlich eine übermächtige, offensiv und expansiv vorgehende Anspannung des Staatsgedankens nach außen. Griechenland hat sich dazu zuerst nur unter dem Eindruck eines auswärtigen Einfalles aufgeschwungen; aber daß es dann sogleich selbst zum Angriff vorging, daß es später, wieder zerfallend, seine inneren Gegensätze mit so maßloser Wuth und Heftigkeit bis zum Verbluten ausfocht, ist bezeichnend. Der Kampf zwischen Sparta und Athen, die Beide Großstaatsausdehnung und mehr noch Großstaatskraft gewonnen hatten, fällt in die selbe Linie, obgleich er nicht auswärtigen Feinden gilt. Daß der peloponnesische Krieg mit den Gebietsfehden des späteren Mittelalters nichts gemein hat, braucht nicht umständlich erwiesen zu werden. Die gewaltige Logik, die der römischen Entwickelung von je her eigenthümlich war, hat in ihr den Typus der auswärtigen Staats-

kunst dieser Stufe besonders rein sich entfalten lassen: die Eroberung Italiens, die punischen Kriege und die Schöpfung eines Universalstaates, der schon das Mittelmeer halb umklammert, sind die Ergebnisse dieses Zeitalters. In der germanisch-romanischen Geschichte aber bedarf es nur einer einzigen geschicht-statistischen Feststellung, um das Gepräge dieses Zeitalters als eines zu maßlosem auswärtigen Umsichgreifen des Staatsgedankens geneigten zu erkennen: man zähle einmal die Staatskriege zwischen 900 und 1200, dann die von 1200 bis 1500 und von 1500 bis 1800. Es sind jedesmal drei Jahrhunderte und es sind die Zeiträume, die abgerundet dem frühen, dem späten Mittelalter und der Neuzeit entsprechen. Man wird finden, daß es in den ersten dreihundert Jahren fast keine, in den zweiten nur sehr wenige und in den letzten ungemein viele — man ist versucht, zu sagen: kaum je abreißende — Staatskriege gab.

Die innere Staatsgeschichte zeigt einige Verschiedenheiten der Verfassungform; dringt man aber zum Kern der Sache, so ergiebt sich hier fast die selbe Aehnlichkeit. Kein Wunder, denn es handelt sich um die selbe Grundkraft, nämlich das Uebermächtigwerden des Staatssinnes. Zu all den thörichten Verallgemeinerungen, aus denen man sich das Gesammtbild einer in Wahrheit nie dagewesenen Antike aufgebaut hat, gehört auch die Fabel von der Kraft ihres Staatsgedankens. In der That ist er in der Verfassungsgeschichte der Römer und Griechen erst auf dieser Stufe zu voller Reife gekommen: in Rom, wie gewöhnlich, mit größerer Folgerichtigkeit. Wie auffällig, daß der Ständekampf diese zwei Jahrhunderte über völlig schweigt! Die neue, durch demokratische Einrichtungen halb maskirte Adelsherrschaft leitet den Staat mit unumschränkter Vollmacht, mit wachsender Ausbildung des Amts- und Heereswesens und unter Auflegung der härtesten Opfer an Gut und Blut. Fast ganz ähnlich in Athen, obwohl die minder in Zucht gehaltene Leidenschaftlichkeit der Griechen es zu innerer Ruhe nicht kommen läßt. Die Mischung aristokratischer Macht mit demokratischen Schein- und Fassadenzugeständnissen weicht nicht so gar weit von der römischen Entwickelung ab: alle großen Führer von Staat und Heer in den Perserkriegen gehörten dem alten Adel an und auch in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts war es nicht viel anders.

Alle demokratischen Neuerungen haben jedenfalls auch hier nicht verhindert, daß die straffste Anspannung des Staatsgedankens, die Ausbildung der mannichfachsten neuen Werkzeuge das Gemeinwesen für Krieg und Frieden und ein ungeheures Maß von Hingebung der Bürger an den Staat die entscheidenden Züge des Bildes liefern. Gewiß: in fast allen Staaten der germanisch-romanischen Neuzeit wich die Verfassungform von der antiker Republiken weit ab; hier war fast überall die Königsmacht an Stelle des

Adels oder einer adelig geleiteten Volksherrschaft der Träger des neuen Staatsgedankens und sie legte den Bürgern als Zwang auf, was sie in Rom und Athen in freiwilliger Huldigung darbrachten. Aber erstens bieten England und mancher kleinere Adels- oder Volksstaat Ausnahmen, die in hohem Maße an Rom erinnern: die regirende Aristokratie des Venedig von 1500 oder des England von 1750 weist diese Aehnlichkeit oft in überraschendem Maße auf. Und dann ist Zweck und Ziel des ganzen Treibens doch auch in den neuen, beschränkt regirten Königreichen des Festlandes der selbe. Schon die äußeren Merkmale, die Gliederung, Verfeinerung und Steigerung des Beamten- und Heerwesens, sind die selben, nur noch folgerichtiger zu berufsmäßiger Absonderung und Arbeitstheilung getrieben, wie etwa in dem perikleischen Athen, dem Aristoteles sein ungeheures Beamtenheer so scharf nachrechnet. Auch die noch fast tiefer eingreifende Durchdringung des ganzen Lebens und aller Bestrebungen des Einzelnen mit Staatsgedanken ist überall in den Graden verschieden, in der Grundrichtung die selbe.

Die Klassengeschichte dieser Stufe ist in allen drei Entwickelungreihen minder belebt und erregt als auf irgend einer frühern oder späteren. Eine grundstürzende Verschiebung des Schwergewichts wenigstens ist nirgends eingetreten. Das Bürgerthum wächst überall; aber zu wirklich tiefgreifenden Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem immer noch vorwiegenden Adel kommt es nirgends. Die englischen Bürgerkriege, an die man zu denken geneigt ist, sind kein sozialer Kampf. Das Wirthschaftleben aber weist ein stetiges Ansteigen der Geldwirthschaft, ein Aufblühen von Handel und Schifffahrt und die ersten Anfänge des Großbetriebes im Gewerbe auf.

In den Bezirken des geistigen Lebens ist dieser Zeitabschnitt überall bei Griechen und Germanen — nur wieder nicht bei den barbarischen Römern — die Zeit der Reife und des großen Mittags. Die reichste und zugleich leidenschaftlichste aller Dichtgattungen, das Drama, feiert jetzt in der Spanne zwischen Aischylos und Aristophanes, zwischen Shakespeare und dem jungen Goethe seine höchsten Triumphe. Trotz allen auch hier immerfort störend eingreifenden Einwirkungen des älteren Weltalters auf das jüngere ist auch die Entwickelungrichtung ähnlich, insofern sie von stilstarker zur Wirklichkeitkunst führt. Die letzte Stufe, auf der die griechische Bühnenkunst anlangt, die in sich zerfallene Seelenmalerei des Euripides und die beißende Satire des Aristophanes, hat in ihrer Annäherung an die Realität, die innere wie die äußere, und in ihrer sehr starken Schilderungskraft viel Wahlverwandtschaft mit dem Realismus der Zeit zwischen 1750 und 1780, zwischen dem letzten Ausklingen des Renaissance-Klassizismus und dem Beginn des neuen, bewußt antikisirenden Klassizismus, mit dem Realismus Rousseaus und des Werther. Die bildende Kunst erlaubt nur sehr viel vorsichtigere Ver-

gleiche dieser Art, da hier die jüngere Entwickelung in gar zu knechtische Abhängigkeit von der älteren gerathen ist. Die Griechen haben, was die Wegleistung angeht, in dem einen Jahrhundert viel größere Entwickelungstrecken hinter sich gebracht als die germanisch-romanischen Völker in drei, obwohl der Abschnitt ihrer Laufbahn, der dem Quattrocento entspricht, noch tief in ihre Neuzeit hineinragt. Aber das Gemisch von hoher Feierlichkeit und großer Weichheit, das des Phidias Kunst in Form und Auffassung darstellt, hat viel innerste Aehnlichkeit mit dem Wesen der eigentlichen Renaissance; der freilich spätere, erst am Schluß der griechischen Neuzeit aufgetretene Skopas ist des Michelangelo Blutsverwandter, Praxiteles der Fleisch gewordene Geist aller tändelnden Barock- und Rokoko-Anmuth. Daß die Griechen hier um einen Schritt zurückbleiben — ich meine natürlich nicht, an Werth der Leistung, sondern in der Geschwindigkeit der Entwickelung —, ist nicht im Mindesten auffällig: durch die Einwirkung ihres Vorbildes waren ja die Künstler des germanischen Weltalters gleicher Stufe unvergleichlich weit gefördert. In diesem Wettlauf hat jene Beeinflussung die Bedeutung einer Vorgabe von oft mehr als einem ganzen Zeitalter gehabt. Nur dort, wo sie sich nicht allzu stark geltend gemacht, wie in der Geschichte der Weltanschauung, stellt sich das Verhältniß gleichen Schritthaltens wieder her: bei Griechen wie bei Germanen ist dieses Zeitalter das Zeitalter der hochfliegenden, bauenden Welt- und Lebensweisheit. Und auch hier ist die Entwickelungrichtung gemeinsam von den Spekulationen der Naturphilosophen und Leibnizens, dem Pantheismus des Anaxagoras und Spinozas zu der nüchternen Beobachtung der Wirklichkeit bei den Sophisten und den großen Engländern und von dort wieder zu den höchsten Höhen phantasie-beschwingter und doch begriffsstarker Erkenntniß bei Platon und Kant. Aus der sonst um Sternweiten verschiedenen Glaubensentwickelung sei nur auf den einen gemeinsamen Punkt hingewiesen: auf das gegen Ende des Zeitalters bei den Griechen wie im neuen Europa gleichmäßig nachzuweisende Erkalten des alten Glaubens.

Doch im Grunde kommt wenig an auf solche Einzelheiten; man kann auch auf sie verzichten. Maßgebend ist und bleibt die gesellschaftlich-staatliche Entwickelung deshalb, weil sie sich in der neuen europäischen Geschichte im Wesentlichen unabhängig von der alten vollzogen hat. Für sie aber ist auch auf der letzten Entwickelungstufe, in der neusten Zeit der germanisch-romanischen Geschichte, ein so starkes Maß von Gemeinsamkeiten nachzuweisen, daß man auch für sie noch von einem Parallelismus zu reden berechtigt ist. Die Verfassungsgeschichte lehrt es zunächst am Deutlichsten. Das Jahrhundert der Revolutionen, das in Rom dies Zeitalter eröffnet, hat mit der französischen Geschichte des gleichen Entwickelungsabschnittes die auf-

fälligste Aehnlichkeit: demokratische und militärisch-imperialistische Umsturzbewegungen in buntem Wechsel sind das Zeichen der Zeit hier wie dort. Und die Verbindung dieser zwei so entgegengesetzten Strebungen des Verfassunglebens bietet überhaupt das Losungwort zur Erkenntniß dieses Zeitalters. In der hellenischen Geschichte, die sich jetzt zur hellenistischen erweitert, hält sich im vierten Jahrhundert noch die alte, jetzt ganz feit, friedensselig und bourgeoise gewordene Volksherrschaft, die nun wohl der alten adeligen Zusätze sich allmählich entkleidet. Eubulos, ein großer Finanzminister, der letzte große Staatsmann Athens: Das ist bezeichnend. Dann greift der Imperialismus um sich, leise schon in Griechenland selbst — man gedenke der zweiten syrakusischen Tyrannis —, mit Erfolg erst, als das Preußen der Griechenwelt, als das halbbarbarische Makedonien sich zum Führer und Alleinherrscher aufwirft. Der Demokratismus stirbt nicht aus, die alten Freistaaten von Hellas behalten ihn bei, aber sie führen ein gedrücktes, überschattetes, gänzlich glanzloses Dasein unter der Makedonierherrschaft. Das schnell geschaffene Weltreich zerfällt eben so rasch, aber für die geschichtliche Betrachtung bleibt es doch das größte Beispiel der zur Welteroberung gesteigerten Staatsexpansion dieser Stufe und die aus ihm hervorgegangenen Theilstaaten sind immer noch ungeheuer weite, unumschränkte Reiche mit einer stets aufgeregten Weltpolitik. Von einem Imperialismus des inneren Zustandes — Das heißt: von der eigenthümlichen Mischung absolutistischer und demokratischer Instinkte, die diese modernste Form des Königthumes auszeichnet — kann man im Hinblick auf sie nur deshalb sprechen, weil unter den Kronen und einem übermächtigen Beamten- und Heerwesen eine ganz bürgerliche und im sozialen Sinne demokratisirte Gesellschaft ihr Wesen treibt.

Das Rom der Caesaren und ihrer Vorläufer seit Tiberius Gracchus hatte nach außen im Welterobern noch dauerhafteren Erfolg und hat auch im Innern den Typus noch schärfer herausgebildet. Die ganz undynastische, fast unmonarchische Unerblichkeit der höchsten Staatsgewalt, der auffälligste, wichtigste und daher denn auch von der mikroskopirenden Forschung unserer Tage am Wenigsten beachtete Punkt im gesammten Staatsrecht der Kaiserzeit, zeigt sehr deutlich, daß dieser Imperialismus mit mehr als einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt war. Die Uebermacht des Staatsapparates, militärischer und bureaukratischer Einrichtungen ist gegen Ende der Kaiserzeit noch stärker herausgetrieben.

Die Aehnlichkeit unserer neusten Zeit mit diesen Vorgängerinnen auf der gleichen Entwickelungstufe braucht nur in leisen Strichen angedeutet zu werden, um sie erweislich zu machen. Imperialismus nach innen und nach außen ist seit 1850 noch mehr die Losung als seit 1800: Kolonisiren, Erobern nach außen, militärisch-bureaukratische Ausbildung der Staatsgewalt

nach innen ist selbst für das republikanische Frankreich, das parlamentarische England das Ziel einer sehr starken Bewegung, von Rußland, Deutschland und anderen Staaten ganz zu schweigen. Selbst die übelste Verfallserscheinung des spät kaiserlichen Roms, die Heraufführung eines künstlichen Mittelalters durch Verzünftelung und Vererblichung ganzer Berufe, das Hinstreben zur Schaffung eines hörigen, an die Scholle gefesselten Bauernstandes bleiben in unseren Tagen nicht ganz ohne Seitenstücke. Und selbst die Mumie des einmal schon verstorbenen Römerreiches, die in Byzanz noch ein Jahrtausend lang von den Stürmen der Zeiten zufällig verschont blieb, lockt zur Nachahmung.

Gewiß: alle diese Bestrebungen sind heute jugendkräftiger, gesunder. Von den sechs Jahrhunderten, die dieser Entwickelungabschnitt im Römerreich erfüllte, ist übrigens auch erst eins zurückgelegt, so daß auch der trübsinnigste Beobachter aus diesen Aehnlichkeiten heute noch keine Verfallsprognose herauslesen könnte. Wesentliche Unterschiede aber zeigt eher die entgegengesetzte Strömung, der Demokratismus, — doch auch nur Unterschiede der Stärke, nicht der Richtung. Den römischen Großstadtpöbel mit dem vierten Stande des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zu vergleichen, wird Niemand beikommen dürfen. Doch gleicht das heutige Großbürgerthum dem hellenistischen und spätrömischen ganz auffällig, in seiner sozialen Haltung wie in seinen wirthschaftlichen Erfolgen. Großhandel und Schiffahrt haben in Alexandrien zur Zeit der Ptolemäer, in Rom zur Zeit der Caesaren nicht so riesenhafte — aber sonst ganz gleich geartete — Blüthen getrieben wie in dem London, Hamburg oder New-York unserer Tage. Auch unser Geldgeschäft und Großgewerbe haben mehr als einen Vorgänger für ihre Wirthschaftformen dort zu suchen. Sozialistisch-kommunistische Folgerungen hat auf dem Papier wenigstens auch Griechenland aus dem demokratischen Gedanken gezogen; der Tag, an dem in Argos fünfzehnhundert Reiche mit Knütteln erschlagen wurden, und die römischen Sklavenkriege beweisen, daß man mitunter auch zu sehr nachdrücklicher That überging. Und wenn das so viel bessere Gedeihen des modernen Proletariates, verglichen mit dem griechischen oder römischen, von dem scharfsinnigsten der Anwälte des historischen Materialismus auf die Fesselung des vierten Standes durch die Sklaverei zurückgeführt wird, so ist Das wohl richtig. Nur wird damit die Frage durchaus nicht endgiltig von der anderen nach Lebenskraft und Kräfteverfall der Völker und ganzer Völkergruppen abgelöst. Denn lebenskräftigere Nationen hätten sich wohl auch von diesem aus Urzeit und Alterthum herstammenden Erbstück unweiser Wirthschaft- und Gesellschaftordnung endlich befreien müssen. Jedenfalls ist festzuhalten, daß auch hier die alt- und die neueuropäische Entwickelung wohl Grad-, aber nicht Richtungunterschiede aufweist.

Das geistige Schaffen dieser Entwickelungsstufe zeigt wieder die schlagendsten Aehnlichkeiten in beiden Kulturreihen. Am Auffälligsten ist die der Wissenschaftgeschichte: das Ueberwiegen beschreibender und empirischer Forschungweisen, das Blühen der Einzelwissenschaften und die verhältnißmäßig geringere Beachtung, die man der ehemals fast allein gepflegten Lebensweisheit und Daseinsforschung gönnt, zeichnen die hellenistisch-alexandrinische Zeit ganz eben so aus wie das neunzehnte Jahrhundert. Die Erfolge der griechischen Naturwissenschaft, an sich große, waren viel geringer als die der modernen, der Gesammtanblick aber ist ein durchaus ähnlicher. In den Bezirken der geschichtlichen Forschungzweige ist das Uebergewicht einer sehr genau, aber im höchsten Sinne ganz unselbständig verfahrenden Philologie in beiden Fällen gleich.

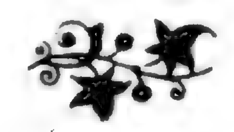
Die bildende Kunst ist in diesem Zeitalter in Alexandrien zu einem so radikalen Naturalismus vorgedrungen, daß der Vergleich mit moderner Geistesrichtung sehr nahe liegt. Nebenher ging eine historistische Kunstübung, die sich von unserem Klassizismus und seinen bis auf den heutigen Tag noch nicht verhallten, nur immer dünneren und schwächeren Nachklängen nur durch größeres Können unterscheidet. Das herrlichste Werk hellenistischer Kunst, die Venus von Milo, ist solchem Nachahmungeifer entsprungen; und der Altar von Pergamon mag sich zu Skopas verhalten wie unser heutiges, freilich unvergleichlich schlechteres Neubarock in Bildnerei und Baukunst zu Michelangelo.

Schließlich ist die seltsame Wiederaufwärtsbewegung des Glaubens, in der sich das späteste Heidenthum und das neue, vom Orient eingeführte Christenthum so wunderlich begegneten, die also nicht allein von dem neuen Glauben ausgegangen ist, sondern ein Erzeugniß des Geistes dieser Zeit gewesen sein muß, wiederum nicht ohne Seitenstücke im neunzehnten Jahrhundert. Denn man weiß, mit einem wie starken Antrieb neuer Gläubigkeit dieses einsetzt; und wer will sagen, ob der mit 1900 beginnende Zeitabschnitt nicht, wie in so vielen anderen Stücken, auch in diesem eine verstärkte Wiederholung der Bewegung von 1800 bringen wird?

Eine erschöpfende Betrachtung des älteren und des neueren Weltalters der europäischen Geschichte kann sich nicht auf die Feststellung der Aehnlichkeiten und Gemeinsamkeiten beider Reihen beschränken. Ihre zweite Aufgabe wird immer sein, die tiefen und zarten Besonderheiten zu erkennen, die jeder von beiden eigenthümlich sind und von denen hier mit voller Absicht niemals die Rede war. Aber auch dieses Amtes wird die Geschichtforschung nur dann mit Erfolg warten können, wenn sie durch jene Vergleichung erst das gemeinsame Gut ausgeschieden und vor Allem durch Herstellung solchen Stufenbaues die Theilstrecken beider Kulturwege herausgefunden hat, die in Hinsicht auf Aehnlichkeit und Unähnlichkeit überhaupt verglichen werden dürfen.

Ueberwiegt aber schließlich, wovon diese Untersuchung allerdings ausgeht, die Gleichheit der Entwickelung, ist bei aller Ueppigkeit des Formen- und Farbenreichthumes die Struktur beider Weltalter ähnlich, so ist damit ein gutes Stück des Weges zur Auffindung geschichtlicher Gesetze zurückgelegt. Inwiefern: Das zu zeigen, möge einer zweiten Darlegung vergönnt sein, die versuchen will, die begrifflichen Folgerungen aus dem heute nur erfahrungmäßig vorgetragenen und zwar schon geordneten, doch immer erst in reiner Beschreibung dargebotenen Stoff zu ziehen.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.



Die tausendundzweite Nacht.*)

„Scheherazade!"

„Mein Vater?"

„Der großmächtige Herrscher ist huldvoll gestimmt; es hat Seiner Majestät gefallen, Dir nach diesen 1001 Nächten das Leben zu schenken. Es ist jetzt wieder Abend geworden, meine Tochter. Seine Majestät sandte mich her zu Dir. Er erwartet Dich noch diesen Abend; aber nicht der Tod, sondern die Liebe soll Dein Lohn sein."

Der Großvezier in seinem Gewand aus blauer Seide stand hochaufgerichtet an der Pforte des kleinen Serails, wo seine Tochter 1001 Tage gewohnt hatte. Jeden Abend hatte er selbst sie mit klopfendem Herzen zu dem großen König geführt. Jeden Morgen, nachdem sie ihre Geschichten erzählt hatte und der König zufrieden eingeschlummert war, hatte er sie wieder ins Serail zurückgeführt. Und jeden Morgen war es ihm, als sei ihm die Tochter von Neuem geboren. Hatte nicht eines Morgens der König, da er von seiner Gattin betrogen war, alle Jungfrauen vor Scheherazade enthaupten lassen? Nur seine Tochter blieb am Leben, denn der König stand ganz im Banne ihrer Märchen und sehnte sich stets danach, sie weiter zu hören. Jetzt endlich war der König weich und gnädig gestimmt. Künftig sollten keine Jungfrauen mehr geopfert werden; und Scheherazade, seine Tochter, würde Königin sein!

Er sah das Mädchen an. Ihr Antlitz war bleich von den vielen Nachtwachen, die Augen waren dunkel und leuchtend, wie wohl abends ein Teich, in

*) Vom Fräulein Otten nach dem holländischen Manuskript übersetzt.

dem sich ein Licht spiegelt. Sie war wie eine in lichtlosem Treibhaus erblühte Blume; wohl hatten die Formen sich schön entwickelt, doch die Farbe fehlte. Ihm war, als sei die Tochter selbst einer der Geister, von denen sie so oft in ihren Märchen erzählt hatte. Jetzt aber würde eine Zeit der Ruhe, des Glückes und der Blüthe anbrechen. Königin würde sie sein, die muthige Scheherazade, die sich für die Jungfrauen des Landes geopfert und verstanden hatte, den König zu gewinnen. Und wieder, wie alle Tage, auf seinen Arm gestützt, schritt das schlanke Mädchen neben dem Großvezier dahin und ward hereingeführt, mitten durch die Reihen der Wächter, in den großen Saal, wo der König mit gekreuzten Beinen auf einem seidenen Divan saß und ihrer harrte. Als sie nun aber eingetreten und allein mit dem König war, wies er ihr nicht, wie sonst, das seidene Kissen an, das zu seinen Füßen lag und worauf sie sich niedersetzen mußte, wenn sie ihm in stiller Nacht ihre Märchen hersagte; sanft und freundlich lud er sie diesmal ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Die bleiche Scheherazade sah ihm in die Augen; und der Gedanke durchzuckte sie: Dieser Mann ist nun für immer in Deiner Macht! Nacht vor Nacht hatte sie geduldig ihre Märchen gesponnen, wie weiße Leidensfäden. Jede Nacht ward der König ein Wenig milder, ein Wenig sanfter gestimmt. Und jede Nacht fühlte sie sich ein Wenig weiter vom grausen Tode entfernt. So war sie denn auch heute, da ihr Vater ihr die frohe Kunde brachte, ruhig und unbewegt geblieben. Ihr Streben war gewesen, die Jungfrauen des Landes vor gewaltsamem Tod zu beschützen, nicht aber, des blutgierigen Fürsten Gattin zu heißen.

„Nicht neben Euch: Euch gegenüber ist mein Platz, hoher König!“ sagte sie und ließ sich auf das Kissen niedersinken.

„So war es, so ist es nicht mehr. Ich habe Dich lieb, Scheherazade.“

Durch den weißen Körper des erschöpften Mädchens fuhr ein Zittern . . . Der Tod wäre ihr lieber als die leiseste Berührung von der Hand des grausamen Peinigers. Er hatte sie lieb . . . Und sie, sie haßte ihn mit dem ganzen Abscheu der empfindsamen Dichterin gegen den Frauenhenker.

„Ich habe Dich lieb, Scheherazade“, wiederholte der König, der von der Höhe seines Divans milden Blickes auf sie niederschaute, wie er so viele Nächte gethan, wenn die Musik ihrer Stimme zu ihm emporschwebte und er in der Traumwelt lebte, die sie vor ihm schuf.

Aber sie schlug jetzt nicht, wie sonst, die schmachtend dunklen Augen zu ihm auf, diese Augen, die ihm einen Einblick in andere Welten gewährten. Sie hielt das Köpfchen gesenkt und er sah nur den schweren Knoten ihres üppigen schwarzen Haares und ein schmales Streifchen ihres zarten, weißen Halses, den ein seidener Kragen umhüllte.

„Ich habe Dich lieb, Scheherazade . . . hörst Du nicht?“

Sie richtete das Antlitz zu ihm empor. „Majestät, Ihr habt mir das Leben geschenkt. Das ist genug.“

„Aber ich will Dir mehr, will Dir Alles geben, was ich zu geben habe, meine Schätze, meine Länder, meine Titel, mein Ansehen, meine Macht und mein Herz. Das Alles will ich mit Dir theilen.“

„Herr, das Leben ist mir genug . . .“

„Also Du liebst mich nicht?“

„Herr, mehr als das Leben könnt Ihr mir nicht geben, denn mein Leben ist ein Leben, tausendfältig . . . Und Ihr könnt mir nur ein Leben schenken, das Eure: und das würde ich mit Euch theilen.“

Der König staunte. Wie? Dies kleine, schwache Mädchen, das tausendundeine Nacht seine Sklavin gewesen, das nach seinem Wohlgefallen sprechen mußte, Stunden auf Stunden, und dem er jeden Morgen von Neuem in seiner Gnade einen Aufschub des drohenden Foltertodes gewährt hatte, dieses Mädchen fiel ihm nicht dankbar zu Füßen, jetzt, da er sie zur Königin erheben wollte? Einen Augenblick ward er zornig. „Weißt Du wohl, Undankbare, daß ich Dich mit einem Wort qualvollem Tod überliefern kann?“

Sie blickte ihn noch immer fest und unerschrocken an. „Ich weiß, daß ein König mit einem Wort ein königliches Versprechen brechen kann.“

Er erschrak. Das einmal gegebene Wort konnte nicht zurückgenommen werden. „Und warum verwirfst Du mich?“ fragte er; noch immer klang die Stimme drohend.

„Herr, freiwillig erbot ich mich, für eine Nacht Eure Märchenerzählerin zu sein, als rings im Lande in so vielern Häusern Trauer herrschte, weil die liebe Tochter, die geliebte Schwester, die schöne Braut zu Euch entboten war, um, — ach, um niemals wieder heimzukehren! Damals, in jener ersten Nacht, als ich zu Euch kam und das ganze Land froh und dankbar war, weil es hoffte, ich würde das Märchen finden, das für Väter, Mütter, Brüder, Schwestern und Liebende zu so süßer Gewißheit werden könne, und doch immer noch fürchtete, der Morgen könne auch mir, wie allen Anderen, den Foltertod bringen, da war meine That geringer, als sie schien. Denn seht, ich war tiefunglücklich und zu Tode betrübt und der Tod hätte mir Erlösung gebracht.“

Traurig schlug sie die Augen auf und that einen langen Zug aus dem Bernsteinmundstück des Nargileh. Langsam blies sie den Rauch aufwärts; und der König athmete den Rauch ein und fühlte das blaue Wölkchen wie eine Liebkosung von Scheherazade über sein Antlitz streichen.

„Und warum warst Du so traurig, mein Opal des Abendhimmels, mein Rubin der Kirgiesh-Gruft?“ fragte er sie sanft.

„Herr, ich lebte nicht das Leben der anderen Menschen. Nie bestand für mich dieses irdische Leben so, wie es ist, sondern stets sah ich es durch das vielfarbige Prisma eines Traumes, eines Ideals, einer Hoffnung, einer Erwartung, einer Erinnerung, einer Phantasie, einer Zukunft. Ich kann alle Zeiten der Vergangenheiten durchleben und mir einbilden, in allen Zeiten der Zukunft zu sein. Doch — wehe mir! — nie lebte ich im Heute. Wenn meine Mutter mich liebkoste, glaubte ich, ich sei eine Prinzessin aus dem alten Haus des Harun al Raschid und meine Mutter seine Auserkorene. Wenn mein Vater mich küßte, bildete ich mir ein, die schwarze Braut zu sein, die den großen Heerführer küßte, bevor er gegen die Schaaren der Franken auszog, die das Kreuz anbeteten. Meine Schwestern, meine Freundinnen, sie Alle fanden einen Geliebten und liebten ihn zärtlich wieder: ich aber . . . Wohl fand ich viele Anbeter, wohl klang jeden Abend, wenn ich hinter den Gittern meines Serails träumend auf dem Divan lag, der süße Sang eines anderen Werbers an mein Ohr, doch nicht zu ihm zogen mich seine Lieder, sondern zu Euch. Ich träumte von Euch!“

„Du liebtest mich also, blanke Perle des Quellensprudels?“

„Ich glaubte es, großer Herr, bis zu dem Augenblick, da Ihr gnädiglich Eure Sklavin niedersitzen ließet, daß sie Euch ihre Märchen erzähle. Da schwebte meine Liebe hinweg auf dem weißen Rücken des grausamen Vogels Phantasie. Ich wollte den Vogel zurückhalten; aber seht, jede Nacht, wenn ich hier vor Euch saß und fühlte, wie die Kette meiner Märchenworte zu einem Bande ward, das sich um Euch und um mich schlang ... Sobald ich aufstand, flog der Vogel weiter, – immer weiter in die unerreichbaren Lande, wo nicht der Körper weilt, sondern nur die Seele. Und als dann der letzte Tag anbrach, als dann mein würdiger Vater mir das Wort Eurer Gnade verkündete, seht, da war der Vogel verschwunden an einem fernen, unbestimmten Horizont und Euch fühlte ich eben so weit entfernt von mir ... Nicht Euch, o Herr, habe ich lieb, sondern nur die Vorstellung von meinem König.“

„Und wie ist diese Vorstellung, Du Leitstern verirrter Karawanen?“

„Ach, so ganz anders als die Wirklichkeit! ... Es war einmal ein großer König von Indien“, sprach sie mit ihrer süßen Stimme, die ihre Worte trug, wie ein vom Frühlingswinde bewegter Ast seine Blüthen trägt, „der mächtiger war als Alle und schöner als Viele. Eines Tages berichtete ihm sein treuer Eunuche, die erhabene Gemahlin des Herrn habe den Schleier zurückgeschlagen vor den begehrlichen Blicken des Befehlshabers über Zehntausend.“

„Das ist nicht Phantasie, sondern Wirklichkeit! Der König bin ich!“

„Ihr wart es“, fuhr das Mädchen fort, „bis zu diesem Wort; doch da kam der grausame, weiße Vogel Phantasie ... Der große König ließ die ungetreue Gemahlin und den Befehlshaber zu sich entbieten. Beide waren mit Ketten schwer belastet und bebten vor Furcht. Ein sicherer Tod wartete ihrer. Aber der König hatte anders beschlossen. ‚Sünderin und Sünder‘, sprach er, ‚Euch habe ich geliebt und Euch habe ich geehrt bis heute; sollte denn Eure Untreue mich untreu werden lassen meiner Liebe und meiner Ehre, die weder untreu noch unbeständig ist, da ich ein König bin? So gehet denn frei aus von hier und lebet zusammen und kündet meinem Volke dieses mein Urtheil, damit es wisse, daß nichts auf der Welt die Liebe und die Ehre eines Königs anzutasten vermag. Geht!‘“

Scheherazade war aufgestanden und wies mit gebietender Geberde dem König, der seine Ehre dadurch gerächt hatte, daß er seine Frau und den Hauptmann töten, die Jungfrauen des Landes aber zum Scheiterhaufen schleppen ließ, die Thür ... Er sank in sich zusammen und ging wankenden Schrittes auf den Vorhang zu. Weinend stand er da. Dann zog er das Schwert und bohrte es sich in den Leib.

Scheherazade hörte seinen Todesschrei nicht. Die müden Augen hatten sich geschlossen. Sie lebte in einer neuen Phantasie und lächelte. Sie warf das Köpfchen leicht zurück und bot das rothe Mündchen dar, wie eine Frucht, die gepflückt werden will. Scheherazade träumte, der König von Indien gebe ihr den Brautkuß ...

Paris. Bernard Canter.



Moderne Kunst.

Kein Ausstellungsgebäude ohne Kuppelsaal; kein Bildermarkt ohne Kathedralstimmung. In solchem Bestreben, dem Besucher weihevolle, feierliche Empfindungen aufzudrängen, bevor er in die Kojen entlassen wird, stimmen alle Veranstalter größerer Kunstausstellungen überein. Nur kleinere Sezessions-Gemeinden, wie die berliner unter des skeptischen Liebermann Führung, verzichten auf die pathetische Einführung. In der Kantstraße machte man sich keine Flausen vor; höchstens die eine, man sei den „Anderen" durch solche Verachtung aller Feierlichkeit weit überlegen. Diese ehrliche Selbstgerechtigkeit ist aber nicht der Weisheit letzter Schluß. Denn im Grunde ist es einer der paar ewigen Instinkte, der die Künstlergenossenschaften veranlaßt, ihren Kunstmessen eine festlich-feierliche Folie zu geben: das unzerstörbare Gefühl, daß alle Kunst ihrem innersten Wesen nach Kult ist und nie etwas Anderes sein sollte. Dieser Instinkt, angewandt auf die zu einem Marktgeschäft gewordene Malerei und Skulptur unserer Zeit, muß all jene Verzerrungen hervorrufen, wovon ehrliche Naturen in die Anschauungskreise der neueren, wissenschaftlichen Profankunst hineingetrieben werden.

Aber hier wird ihres Bleibens nicht lange sein, sofern sie wahrhafte Künstler sind, also: wahrhaft Verehrende. Die große Kunst gehört in den Tempel, dahin, wo angebetet wird; von hier erst steigt sie zum Palast und Heim schmückend hinab. Wenn eine allgemeine Idee der Anbetung, reif genug, um das Dogma hervorzubringen, sich aller Künste anspruchsvoll als Suggestivmittel bedient, die ganze Schönheit herrisch für ihre Apotheose dienstbar zu machen weiß, dann ist der Grund zu einer Kultur gelegt. In solchem Zwang zur Harmonie erreicht die bildende Kraft eines Volkes ihre Mittagshöhe: und dann folgt die Erscheinung, daß die Künste sich allgemach mit der sittlichen Weltidee vollkommen identifiziren. Das einzelne Kunstwerk, wie unsere Zeit es hervorbringt, ist stets unorganisch und löst nur künstliche Sensationen des wissenschaftlichen Wahrheitdranges oder der lyrischen Empfindelei aus. Erst wenn ein Klang zum anderen kommt, wenn die im Tempel aufs Sakrament, auf das Symbol der ewigen Mysterien gerichtete Aufmerksamkeit durch strebende und gewölbte Architekturen, durch erregende Farben bunter Fenster und heiliger Bilder, durch rauschende Orgelharmonien und betäubende Düfte hymnisch zur Ekstase gesteigert wird, erst dann erfüllt die Kunst ganz ihre Bestimmung: sie steigert das Lebensgefühl, stimmt zum Singen und Tanzen, — nicht zum Denken.

Wo der Zweifel herrscht, giebt es nur Verfall; wo Alle die selbe Zuversicht trägt, ist die Kraft zur Kultur. Zum Wesen der Kultur gehört der Glaube. Nicht auf „Wahrheit" kommt es an, sondern auf Illusions-

fähigkeit, auf einen erhabenen Selbsttrug, mit dessen Hilfe die Menschen, ohne peinliche Fragen an das Schicksal, in den Tag hineinleben können, auf eine Ueberzeugung, die uns die ewig lastende Sorge vom Herzen nimmt. Dann bezieht sich alle Kunst auf das ewig Eine und jubelt in vollen Harmonien das Hohelied von der Lebensfreude: sie wird Kult.

Wo wir in unseren Kunstausstellungen die beabsichtigte Tempelstimmung merken, ist sicher das unzerstörbare Gefühl für den religiösen Charakter der Künste an der Arbeit gewesen. Welches Mißverhältniß mußte aber entstehen, als der rechte Instinkt von der leitenden Idee verlassen war, als die blanke Banalität des Alltags pathetisch umschrieben werden sollte! Die einzelnen Künste bezwecken heute nur sich selbst und fristen ein kläglich naturalistisches Dasein; trotzdem sucht der Drang nach der großen Harmonie diese entheiligte, in den Niederungen der Prosa sich umtreibende Pseudokunst mit Feierlichkeit zu verklären.

Aus dem Gottesdienste ist längst ein Beruf geworden, der nach Schweiß riecht; der Künstler ist nicht mehr Inbrünstiger oder ein froh Anbetender, sondern Spekulant. Mit der Schönheit wissen sich die Menschen, seit ihre Stimmen nicht mehr jauchzend im Chor klingen, nicht zu unterhalten. Das Erhabene wurde ein Nervenkitzel; die Muse ist zur Erzieherin, zur Gesellschafterin erniedrigt. Wir haben Museen, wo alte Kultur, in Ermangelung einer eigenen, mühsam konservirt wird; und das einzig Würdige wäre doch, wenn diese alten Bilder einer großen Zeit mit den letzten Traditionen an Altar und Wand langsam verbröckelten. Aber freilich: wir müßten selbst stark sein, um die Schönheit der Auflösung genießen zu können. Und unsere Kunstausstellungen: was sind sie denn als breite Trödelmärkte des idealen Vermögens der Nation?

Die Sezession hat wohl Recht, wenn sie von dem Humbug einer falschen, leeren Feierlichkeit nichts wissen will und die Sache für Das giebt, was sie ist. Aber die großen Ausstellungen haben auch Recht, wenn sie krampfhaft die letzten echten Instinkte zu erhalten suchen und verzweifelte Anstrengungen machen, um die Kunst nicht ganz ins Getriebe der Gasse hinabgleiten zu lassen. Selbst die pathetische Phrase des Kuppelsaales ist besser als eine Markthalle, die allein dem Wesen unserer Kunstproduktion entspräche.

In Berlin treten die Unwahrheiten und Widersprüche besonders grell an den Tag. Es ist nicht schwer, über die berliner Ehrensaalstimmung ein witziges Feuilleton zu schreiben. Welchen dankbaren Stoff bieten die vor allen Thoren dieser Ausstellung liegenden Kneipen — die Schänke war von je nah bei der Kirche — und wie viel Material fliegt Einem zu, wenn man die soziale Athmosphäre untersucht, die hier sowohl von einer Schaar proletarisch verzweifelter oder bourgeoismäßig gesättigter Künstler wie von

einer größeren Schaar im Kreise der Musikpavillons lustwandelnder und sich verstohlen anbietender Dirnen ein- und ausgeathmet wird! Der Markt der Liebe neben der Kunstmesse, die Prostitution in den Vorhöfen des „Tempels.“ Aber „wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!“

Es giebt viele Wege nach Rom. Nicht nur in der Sezession kann man Entwickelungen verfolgen. In mancher Konvention ist ein Stück gesunder Tradition verborgen und diese wieder kann zu der großen Form der Zukunft eben so sicher hinüberleiten wie der interimistische Wahrheitdrang. In Dresden konnte man Solches lernen. Auch dort war der übliche Hauptsaal feierlich hergerichtet, mit Pappe und Leinwand; aber es war in der Stimmung eine Nuance, die der Zukunft gehört. Das Meiste war künstlich. Sogar das vielgerühmte Totendenkmal Bartholomés, das dem Raum die Weihe geben sollte, ist als Ganzes nur kluges Theater; aber in der Architektur schwang eine Note, die das Gefühl wach hielt und alle museenhaft aufgestellten Skulpturen zur Nebensache machte. Alle; bis auf eine. Schräg im Raum stand ein Werk Meuniers, ein Reiter auf trinkendem Pferde. Bartholomés reicher dramatischer Aufwand, der zwingende Stoff, die anspruchsvolle Größe des Werkes: Alles wird zur Coulisse jener ragenden Schöpfung gegenüber; solche Kraft und Würde und Herrlichkeit gehen von ihr aus, daß man erschüttert ist und doch nicht weiß, wovon. Im Anblick dieser Kunst, in einem Raum, der selbst die Seele des Widerwilligen zu berühren weiß, bestärkte sich mir das Gefühl: wir werden einst die große, feierliche Kunst haben, die Kult ist; den Tempel, für den ein Böcklin die Altarbilder einer poetisch-symbolisirten natürlichen Schöpfungsgeschichte malen, ein Meunier Statuen schaffen wird, die soziale, und ein Rodin solche, die psychische Nothwendigkeiten ins Heroische erheben, wo eine neue Baukunst das Gesetz zur Schönheit steigern und die Musik von Neuem die monumentale Melodie des gläubigen Herzens hervorbringen wird. Wo ein ganzes Volk jauchzend verehren wird, fortgerissen von dem Schwall der in vollen Harmonien brausenden Schönheit. In dem Augenblick wird es erfüllt sein, wo die neue Menschheit sich in einem Weltgefühl begegnet, das groß und tief genug ist, um den Zweifel, der uns unfruchtbar macht, zu töten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags bei Cassirer Bilder von Renoir, abends das neue Böcklinbuch von Floerke: Das giebt einen Tag, den man den Zählern zurechnen kann. Den Kunstsalon verläßt man wie in einem Champagnerrausch, auf der Straße hält man den ersten besten Bekannten an, in einem leidenschaftlichen Verlangen, sich geistig mitzutheilen, die verdrossene Winterlaune hellt sich ganz maienfröhlich, der eheherrliche Murrsinn ganz bräutigammäßig auf. Beim Lesen des Buches aber freut man sich der Ruhe, der Einsamkeit und

der lautlosen Nacht; der Blick wird von einem seltenen Einzelschicksal aufs Ganze gelenkt. Die innere Aufregung dauert an; es gilt, ein Urtheil zu revidiren, den Werthmesser seiner Kunstanschauung zu aichen. Man sieht plötzlich über einen Gipfel hinaus, der lange das Gesichtsfeld begrenzte, eine gesunde Reaktion erfolgt auf die lyrische Verhimmelung des Meisters von Fiesole. Die dem innig Bewundernden schon fast sakrosankt gewordene Kunst Böcklins verliert den schädlichen Nimbus des ganz Unantastbaren. Eine geniale Bildnerkraft lernt man in den Grenzen ihrer Menschlichkeit kennen und begreift resignirend, daß das schöpferische Vermögen des bildenden Künstlers auf Einseitigkeit gegründet ist; daß genau so viel an Universalität verloren geht, wie an Eindringlichkeit gewonnen wird, — und umgekehrt. Die Menschheit sinkt im Werth vor dieser Erkenntniß; aber die leitenden Mächte zeigen sich deutlicher in ihrer ordnenden Thätigkeit. Als die wahre, größte Künstlerin steht Klio in der Erscheinungen Flucht.

Durch die werthvollen Indiskretionen des guten Buches*) gewinnt Böcklin so viel, wie er verliert. Die Wesenszüge des merkwürdigen Mannes treten plastischer hervor; man begreift, warum ein starkes Talent nur die „Wahrheiten“ sucht, die seiner besonderen Konstitution dienlich sind und daß oft die eigensinnige Beschränkung allein vor Zersplitterung bewahrt. Die Kunst des Alten ist — wenigstens für mich — nach der Lecture mehr relativ geworden. Einen Augenblick ist es ein peinliches Gefühl, daß ein Buch — freilich ganz gegen den Willen des Verfassers — Anlaß wird, ein Urtheil zu modifiziren; dann aber lache ich aller Unfehlbarkeitgelüste. Die Bilder bleiben ja, was sie immer waren. Nicht um den Künstler handelt es sich, sondern um das Verhältniß des modernen Menschen zu ihm. Wer sich diesem Hexenmeister ganz ergiebt — und wie Vielen ist die Verehrung zum Kultus, diese poetisch verklärte Aesthetik zum Dogma geworden! —, Der lebt in einer weltfremden Atmosphäre, muß das wirre und häßliche, aber leidenschaftlich drängende Leben unserer Zeit verachten und den Kreis seiner künstlerischen Entzückungen so verengen, wie es der Meister vorschreibt. Das Buch lehrt nüchterner anschauen. Der Nachempfinder nimmt die Dinge der Kunst gewöhnlich zu hoch und schätzt das Imponderabile im Uebermaß. Die Kraft des Gestaltens, die dem Schaffenden so natürlich ist, scheint ihm ein Mysterium. Und doch ist der Künstler — der bildende mehr als der poetische — fast immer eine Marionette von Zwangsvorstellungen, sein Wollen ein in System gebrachtes Müssen und der Intellekt amalgamirt alle Eindrücke und Vorstellungen nur nach den Anweisungen des übermächtigen Triebes. Wie ein Weib das Kind anstaunt, das sie geboren hat, sich ganz als Werkzeug

*) „Zehn Jahre mit Böcklin“. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

fühlend, so steht der Künstler vor seinen Ideen. Den Maler stört nicht ein ewig faustisches Drängen. Er besitzt die Oekonomie der Empfindung, die ihm ermöglicht, während der Ausführung eines Bildgedankens die selbe Vorstellung an der Hand technischer Bedingungen immer wieder planvoll durchzukosten. Das ist nicht sehr geistig, ist sogar etwas langweilig. Der Bildhauer begnügt sich jährlich mit wenigen Phantasieanstrengungen, weil sein Material und die umständliche Arbeitweise eine größere poetische Beweglichkeit nicht zulassen. Der Schulwitz von der „Beschränktheit", worin sich erst der Meister zeigt, ist, so betrachtet, gar nicht übel. Die in unserer Zeit so häufigen Begabungen der bildenden Kunst, deren geistige Nervosität eine solche Disziplinirung der fragenden Sehnsucht nicht zuläßt, entgleiten ins Literarische. Das heißt: ins Unkünstlerische.

Böcklin war als Mensch nicht eigentlich genial. Wenn er nicht gerade malte, fühlte er sich sozusagen als Farbenreiber seines Ingeniums. Die Phantasie verdichtete sich verhältnißmäßig selten zu poetischen Bildgedanken; dann aber schöpfte er den Gehalt des Vorwurfs ganz aus. Dabei leitete ihn ein Weltbegriff, der aus Reaktionärem und Divinatorischem ein Ganzes zu machen wußte. Diese Kunst macht Viele so „dumm", die poetischen Suggestionen liegen wie Blei im Hirn, weil den Beschauern eine kommensurabele Weltanschauung fehlt und zum Verständniß eine philosophische Operation nöthig ist. Nur ganz verwandte Naturen bewältigen mit dem Instinkt die poetischen Probleme. Andere begeben sich entschlossen auf die höchsten Standpunkte, weil sie glauben, die Werke als umfassende Symbole aller Lebensäußerungen nehmen zu sollen, und müssen schließlich doch zu der Einsicht kommen, daß viele Elemente, denen sie hinter den poetischen Umschreibungen nachgespürt haben, in dieser Kunst einfach nicht enthalten sind. Nun darf der geplagte Nachempfinder, der die Sache wieder einmal gar zu hoch genommen hat, vom Berg zu Thal steigen.

Und es ist gut, daß er gerade von Renoir kommt. Empfindung steht nun gegen Empfindung. Von heterogenen Einflüssen fühlt die Seele sich zugleich berührt; doch entscheidet sie sich nun nicht mehr zu Gunsten eines Künstlers auf Kosten des anderen. Die Vorliebe schwankt mit der Stimmung: Böcklin erhebt über das Ewig-Gestrige, zu ihm geht man am Festtag; Renoir söhnt mit Vielem aus, er verklärt den Werktag. Von Beiden aber wird man einmüthig auf die seltsame Zeit gewiesen, die solche Gegensätze gebiert.

Es ist ein Witz der Kulturgeschichte, daß Renoir, der Maler für den distinguirten Geschmack, für die ganz intellektuelle Aesthetik, von den Impressionisten abstammt, die die Landschaft humanisirt, die Athmosphäre wissenschaftlich analysirt haben: von der demokratischen Malerei; daß Böcklin aber, dessen Kunst täglich mehr volksthümlich im besten Sinn wird und auch ganz

für die Wirkung in die Breite angelegt ist, ein Aristokrat war mit Aristokratenekel. Die Malergemeinde, der der Franzose zuzuzählen ist, weicht dem Leben ihrer Zeit nicht aus. Ihre Malerei spiegelt vielmehr das sozial gefärbte Temperament der Künstler wieder, die Aesthetik wird auf der Grundlage nihilistischer Weltstimmungen formulirt; Böcklin floh in italienische Einsamkeit und träumte dort, mit großer Anschaulichkeit, seinem artistischen Egoismus ein Wunderland positiver Genüsse. Eine Welt, wo alle Größen glatt in einander aufgehen und die Gefühle wie Reime gegen einander klingen. Die Wege beider Kunstanschauungen kreuzen einander aber und wechseln dabei ihre Ziele. Der Impressionismus war im Anfang so auf Erkenntnißdrang und Naturalismus — der immer demokratisch ist — gegründet, daß er l'art pour tous darstellte; er endet nun aber in einer Art l'art pour l'art. Ursprünglich ging diese Kunst mit dem revolutionären Geiste des Jahrhunderts; sie war aber im Aufsuchen neuer Werthe so eifrig und konsequent, daß sie zu Resultaten kam, die nur noch von einem Kreise feinster Intelligenzen begriffen werden. Durch ihre unbestechliche Ehrlichkeit ist sie dem Volk, das die Wahrheit nur mit Lüge vermischt liebt, fremd geblieben oder gar verhaßt geworden. Umgekehrt ist die Kunst um der Schönheit willen, die Malerei Böcklins, im Begriff, den allgemeinen Beifall zu erobern, eine „Volkskunst“ im besten Sinn zu werden, weil die darin enthaltene Lyrik überall auf verwandte Regungen trifft. So fremd die Bilder des Schweizers zuerst anmuthen: im Grunde ist er gar nicht komplizirt. Er ist wohl ein Verächter des „Packs“ gewesen, dem Volke aber im Grunde nie innerlich fremd geworden; das Stück Volksmann, das in jedem Schweizer steckt, hat er nie überwunden. Der Vorgang der schon jetzt beginnenden Popularität Böcklins hat zahlreiche Parallelen in der Weltgeschichte: nur die Unbedingten werden volksthümlich.

Renoir ist auf dem Wege der Demokratie ein Marquis der Kunst geworden. Er liebt die halben, zarten Empfindungen, die geistvollen, pointirenden Umschreibungen der Wahrheit und vor Allem die Diskretion. Starke Empfindungen werden wie nebenbei ausgesprochen; und es ist Sache des verwandten Nervensystems, nach dem Maße der Empfindlichkeit zu reagiren. Nie wird die Impression zum Symbol vertieft, nie könnte der Künstler darum, wie Böcklin nach eigenem Ausspruch, seine Bildgedanken auch im Bett haben. Denn hier ist Alles Anschauung: die komplementäre Aussprache zweier Farben ist ein Epigramm, eine Skala von Tonwerthen kommentirt die poetische Empfindung, ohne daß ein erzählender Vorgang den Begriff stützte. Die Begeisterung verbirgt sich schamhaft unter Scherz und Geist; es ist die Kunst im Konjunktiv, sie läßt in jedem Fall unendlich viele andere Möglichkeiten offen. Heute malt Renoir das Paar in der Loge mit all dem weichen Zauber einer fein erregten, psychologisch schmeichelnden Sinnlichkeit;

morgen karikirt ein Toulouse-Lautrec die selben Menschen und animalisirt mit cynischer Laune, was seinen Landsmann entzückte. Solches ist den Vorwürfen Böcklins gegenüber unmöglich: seine Welt ist absolut und läßt nur die Anschauung ihres Schöpfers zu.

Die Kunst des Schweizers ist von der Art, daß sie Jahrhunderte überdauert, weil das Wesentliche der Bilder dem Verderb der Zeit trotzt. Und dann: sie läßt sich photographiren. Die Malereien der Impressionisten verlieren durch die Zeit und in der Reproduktion ihr Bestes. Die Photographie macht Böcklin populär; man kann ihn aus Büchern kennen und lieben lernen. Aber man entkleide einen Renoir der Farbe und es wird sein, als wenn ein Schmetterling des Flügelstaubes beraubt ist. Denn er malt nur, was im Auge flimmert, und beschränkt sich auf die von seiner Materie erregten Reize.

Die Impressionisten belauern das farbige Erlebniß des Auges; auch Böcklin that es, aber mit einer vorgefaßten Absicht. Er sucht die Lokalfarben des Empfindens, Illustrationfarben, während Renoir die Farbigkeit der Natur oder des Lichtes ohne poetischen Hintergedanken auf sich wirken läßt. Die Impressionisten machen sich künstlich naiv und warten ab, welche Sensationen das Sehen auslöst; ihr poetisches Urtheil aber steht sprungbereit, um das kleinste Resultat dieses Prozesses festzuhalten. Dieses ist mehr als ein Spiel mit der eigenen Psyche: indem die Maler aus ihrer Seele so ein Reagens machen, belauern sie auch sich selbst und warten — auf eine Weltanschauung. Da solche fortgesetzte Nervenanstrengungen die ästhetische Empfindlichkeit aufs Aeußerste steigern, wird der anfänglich nur analytische Prozeß allgemach zur Geschmackskultur. Und in diesem Resultat ist die Steigerung zum Stilgefühl schon angedeutet. Das vollendet den ästhetischen Genuß.

Die Malereien des Franzosen sind Zeugnisse einer koloristischen Oekonomie, die mit dem Viertel des Umfanges der Palette erschöpfend zu charakterisiren versteht. Böcklin geht in jedem Fall bis an die Grenzen der verfügbaren Kunstmittel; seine symphonischen Zwecke verlangen solche Polyphonie. Kammermusik ist jedoch keine geringere Art von Kunst. Ueber den Werth der Farben läßt sich nichts Bestimmtes lehren; es giebt nur Erfahrungen, die Jeder sich selbst erwerben muß. Keiner weiß, wie das symbolisirende Spiel des Farbensinnes, das jeder Mensch unbewußt übt, in der Seele entsteht und von welchen Faktoren es abhängt. Jedenfalls aber bleibt das sprechende Verhältniß zweier Töne gleich künstlerisch, ob der Vortrag stark oder zart ist. Den Grad des Forte oder Piano bedingt der Stoff. Es giebt eine Art von Platanen, deren Stamm im Frühjahr eine eindringliche gelb-grün-graue Rinde hat, ein Ton, der auf mich von je her wie etwas drohend Unheimliches wirkte. Genau diese Farbe habe ich im „Krieg"

Böcklins wiedergefunden, wo sie offenbar die grauenvolle Stimmung verstärken soll und es auch thut. Solche instinktiven Tonempfindungen beutet dieser Maler glänzend aus. Aber auch Renoir benutzt sie seinen Absichten gemäß. Jener illustrirt mit solchen Werthen, Dieser malt damit; der Franzose charakterisirt halbe Empfindungen, der Deutsche ungebrochene Gefühle. Im Grunde ist der Vorgang aber gleichartig: beide Maler betonen etwa durch die Farbe eines Gewandes das sinnlich Lockende eines nackten Frauenkörpers; die verschieden geartete Sinnlichkeit allein — der Eine will faunisches Begehren schildern, der Andere läßt gesellschaftlich raffinirtes durchblicken — temperirt die Farben, nicht ein Mehr oder Weniger an „Muth" oder künstlerischem Vermögen. Böcklin stilisirt die psychologischen Tonwerthe und reiht sie anderen Kompositionmitteln ein; in den Bildern des Impressionisten scheinen solche Farben jedoch fast zwecklos, weil ihnen vom Naturalismus die Tendenz genommen und jede Absicht ängstlich verkleidet ist. Diese heimlichen Wirkungen sind für Nervenmenschen von großem Reiz, sie machen den Genuß leicht und prickelnd, regen nur an, wo die poetische Absicht den ganzen Menschen fordert.

Der Genuß vor Bildern beider Maler ist denn auch sehr verschieden; und es ist keins der geringsten Räthsel unseres modernen Wesens, daß der Wechsel zwischen zwei so verschiedenen Anziehungpunkten dem Nachempfinden so leicht wird. Wenn man eine Evolution am Reck gut ausführt, wenn Einem beim Schlittschuhlaufen eine Figur elegant glückt, empfindet man die Geschmeidigkeit der körperlichen Bewegungen als erhöhte Lebenslust, als Vergnügen. Eben so verursacht es Etwas wie Glücksgefühl, die Farbenkontraste Renoirs gymnastisch mit den Augen zu bewältigen. Die Sehnerven gerathen in jene frohe Arbeitlust, die berauscht und sinnlich anregt, mit deren Hilfe man das ganze Dasein lebendiger im Empfinden aufnimmt. Hier, wie bei Böcklin, wird ein besonders gelaunter Gedanke, eine latente Stimmung durch optischen Anreiz ausgelöst; aber während dieser Maler die gewonnene Erregung seinen poetischen Zwecken dienstbar macht, begnügt Renoir sich mit der Sensation um ihrer selbst willen und überläßt es der Phantasie des Beschauers, sich poetische Ergänzungen zu suchen. Er darf es, denn er hat es nur mit kultivirten Intelligenzen zu thun. Den blinden Verehrern des Franzosen ist Böcklin so unbequem, weil sie seine künstlerische Despotie nicht ertragen mögen. Der Schweizer verblüfft, überwältigt, der Kreis des Empfindens ist bestimmt und fest geschlossen: es ist die Kunst auf den ersten Blick, die dekorative Ueberrumpelung. Ihre jähe Eindrucksgewalt wiederholt sich freilich immer von Neuem und bewährt so ihre hohe Potenz. Renoir enthüllt langsam, das Schöne tritt um so plastischer hervor, je länger man vor den Bildern verweilt. Zuerst geht man achtlos fast vorüber.

Der Grund, daß man Böcklin nur mit Unterbrechungen genießen kann, liegt darin, daß er nicht ins Dramatische führt, wo Jedermann seine Rechnung finden würde, sondern ins Lyrische. Psychologe im Sinne Rembrandts — Das will sagen: im Sinne Shakespeares — ist er durchaus nicht. Den Menschen versteht er nur, so weit seine eigene Psyche den fremden Anruf wiederklingt; das Lyrische ist ja stets subjektiv beschränkt, nicht objektiv unendlich wie das Dramatische. Darum mochte der Schweizer den großen Niederländer nicht, der Eis und Flamme zugleich, Teufel und Engel in einer Person war: ein mephistophelischer Alleswisser.

Böcklin brauchte den Wein. Er war nicht durchaus der selbstsichere Künstler in der berühmten „goethischen Klarheit“ dahinwandelnd, wie man ihn sich so oft vorstellt. Die Flucht nach Italien genügte nur zur Hälfte; um auch dann noch dem Alltag zu entgehen, brauchte er stimulirende Mittel. Im Weinrausch gelang ihm der geistige Aufschwung, um jene Gewalten, die ihn zur Betäubung getrieben hatten, zu vergessen oder vernichtend, mit Ernst und Humor, künstlerisch zu symbolisiren. So mag dem sich in Familienbanden beengt Fühlenden das starke Bild von Odysseus und der Kalypso entstanden sein. In der Erregung des Weines kam ihm das Lachen aus voller Brust, das über die Welt triumphirt. Er wollte von der Häßlichkeit des Lebens nichts wissen, wollte den Schönheitrausch um jeden Preis. Auch Das berührt den Werth seiner Kunst nicht im Mindesten; aber es zerstört die verderbliche Mystik, man möchte sagen, das Religiöse, wovon sie dem nicht Begreifenden umwittert scheint.

Eine große Tragik liegt in diesem Vorgang; aber Manches wird so auch erklärt. Selbst dieses Sonntagskind war so sehr abhängig von seiner zersetzenden Zeit, daß seine Illusionfähigkeit, sein Glaube an das lebendige Walten ewiger Mysterien im normalen Zustande zum Bilden nicht ausreichte. Er trank Wein, — und gleich wieder fühlte er sich jung, heroisch bewegt; er glaubte das Märchen immer noch einmal, verkehrte mit Nymphen und Faunen, hinter jedem Busch lauerte ihm das Geheimniß, in jeder Welle wohnte eine Seele: in der Natur wurde es lebendig in dem Maße, wie sein Blut schneller im Herzen pochte, wie der höhnende, schadenfrohe Zweifel still ward. Jetzt stehen wir nüchternen, entgötterten Skeptiker, zwischen der Vergangenheit, die jäh hinter uns abfällt, und der Zukunft, die steil vor uns aufsteigt, furchtbar eingeengt, vor diesen Werken des Ueberschwanges. Was Wunder, daß wir nicht gleich ein Verhältniß finden, daß nur, was noch an Jugend in uns ist, den stürmischen Anrufen antwortet? Die neu heranwachsende Jugend allein reagirt freudigen Herzens. Aber auch sie wird einst fühlen wie wir und bei aller Bewunderung erkennen, daß diese hohen Symbole nicht die fortzeugende Kraft haben, die ihnen — auch von mir — zu-

gesprochen worden ist. So paradox es klingt: diese Kunst ist zu schön. Sie eilt so schnell den letzten Resultaten zu, wie nur ein künstlich gesteigertes lyrisches Empfinden es wagen kann. Aber das allgemeine Ziel ist fern und der Weg dahin führt durch viele nothwendige Mühsal. Die Weltanschauung der zukünftigen Menschheit muß auf einem Felsen gegründet sein und die Wahrheitsucher nur können ihr in langsamer Ameisenarbeit den Grund bereiten. Der Rausch jedoch verfliegt bald. Wir gingen so gern mit Böcklin; doch wir müssen zurück ins Leben und Schritt vor Schritt eine Kultur bereiten helfen.

Zu den bescheidenen Arbeitern solchen Kulturdranges gehört Renoir. Bei seiner Kunst könnte er Abstinenzler sein; er ist der Intellektuelle mit dem messerscharfen Geschmack. Das Interesse seiner Begabung hat er gewiß so stark wie jeder große Künstler; ihm fehlte jedoch die heiße, man darf fast sagen: germanische Inbrunst, die Alles will oder nichts. Er nimmt das dem modernen Menschen Erreichbare und strebt, in seinem Kulturmilieu, dem zu entfliehen er keine Ursache hat, die höchste Disziplin zu erreichen.

Eins ist bezeichnend für Beide: das künstlerische Verhältniß zum Weib. Renoir ist sinnlich und keusch zugleich. Es ist die Keuschheit der Erfahrung, des klugen Großstädters. Diese Erotik ist ein Phantasievorgang, liebt die künstliche Verschleierung, ist das zurückgedrängte Verlangen Eines, der weiß, daß das Begehren poetischer und schöner ist als der Genuß. In der Art, wie er das Weibliche malt, merkt man die Sensationen des unterdrückten Triebes: ihn erfüllt die Lust, schöne Körper unter leichten, kostbaren Stoffen athmen und schimmern zu sehen, das Fleisch in eleganten Hüllen zu liebkosen. Die starke, lodernde, animalisch gesunde Sinnlichkeit spricht dagegen in Böcklins Bildern. Vor den Meeresidyllen kommt mir eine Erinnerung: einst sah ich zwei Löwen während der Begattung. Die Weibchen gehen auf im Verlangen und locken das Männchen, das, seiner Brunst ledig, sehnsüchtig in die Ferne starrt, zu immer neuen Genüssen. Alle sinnlich erregten Frauen Böcklins sind nackt; es ist der Naturtrieb im Paradies.

Was dem Besucher vieler Kunstausstellungen selten widerfährt, daß der Wunsch des Besitzes rege wird: bei Renoir habe ich es am Stärksten erlebt. Der Grund mag sein, daß diese Bilder einen Gipfel der Interieurkunst erreichen. Hier ist nicht mehr die Naturwahrheit, die, wie Zola in einem Essay über Manet einst schrieb, die Wand durchbricht. Die Skala der Valeurs ist vom Geschmack bestimmt, nicht vom Wahrheitdrang; die Grenzen sind vom Zweck gezogen, der, mit kluger Berechnung, nicht naturalistisch pointirt, sondern dekorativ. Die Bilder grüßen von der Wand, machen das Gespräch lebhafter, die Gedanken lebendiger, steigern alle Lustgefühle. Es ist leichter, unter ihrem Einfluß gut zu sprechen, das Leben verliert Schwere, die Wahrheit erscheint weniger gewaltthätig. Ganz unmöglich ist

aber ein Bild von Böcklin als Zimmerschmuck. Im Speisezimmer beschämt es den Essenden, im Salon läßt es jede Konversation banal erscheinen, aus dem Arbeitraum scheucht es die Unbefangenheit. Ein Gemälde des großen Lyrikers gehört in ein besonderes Kabinet; nach dem Kaffee heißt es dann: „Und jetzt gehen wir den Böcklin ansehen".

Auf den Gegensatz zwischen Zimmerkunst und Monumentalkunst spitzt sich der Geist der modernen Malerei immer mehr zu; die dekorativen Pathetiker finden jedoch keine würdigen Wandflächen und müssen für die Galerien malen und die Intimen des Tafelbildes vergessen gar zu leicht, daß es höhere Aufgaben in der Kunst giebt, als ein Heim dezent zu schmücken und geistvoll zu beleben. Beide Parteien empfinden den Mangel an Harmonie in unseren Lebensformen schmerzlich und von beiden Lagern gehen darum energische Versuche aus, mit angewandter Kunst die Zustände zu verbessern. Wir sehen seit einigen Jahren sowohl Die vom Temperament Böcklins — die deutschen Nutzkünstler — als auch die vom Geiste Renoirs — die belgischen Reorganisatoren der Gewerbe — nach dieser Richtung in Thätigkeit. Und wie diese Betrachtung des französischen neben dem deutschen Meister zu mancherlei Deutungen aufmuntert, so ergiebt sich auch eine Fülle von Antithesen aus dem Vergleich der gewerblichen Künstler, die in den Geistesrichtungen dieser beiden charaktervollen Maler ihre Kulturarbeit angreifen.

Friedenau. Karl Scheffler.



Praterverwüstung.

Wer des wiener Praters gedenkt, erinnert sich in der Regel nur zweier Partien. Ueber das Grün hinaus sieht er die sonderbare und dennoch unvergeßliche Unform der Rotunde, einen Riesentrichter, ragen. Die Hauptallee, die schnurgerade und fast eine Gehstunde lang zur Freudenau führt, so daß an ihrem Eingang, wie an ihrem Ende, Bahnzüge über hohe Brücken sausen, mit den vornehmen Gespannen, den flinken Fiakern, die trotz aller Ungunst der Zeiten an Schnelligkeit und Gewandtheit kaum Ihresgleichen haben. Den Volksprater, ein Pandämonium von Tönen, überfüllt an schönen Sonntagen von einer zahllosen Menge, die schaut und staunt, ihre Lustbarkeit sucht und findet.

Es giebt aber noch andere Partien voll heimlichen Reizes, in denen besser weilen ist. Hart an der Rotunde, unmittelbar in der Nähe des Trabrennplatzes, stehen die Ateliers, wo unsere Meisterbildhauer schaffen. Da haben sich Weyr und Hellmer in Ueberbleibseln der großen und für immer letzten wiener Weltausstellung eingenistet und schaffen im Grünen. Eine lächerlich geringfügige Miethe, wirklich nur einen Bestandzins, zahlen sie für Räume, die auch für Werke der ganz

großen Kunst genügen würden. Aber ein Schwert schwebt immerdar über ihren Häuptern. So mußte Hellmer einmal wechseln, weil ein Erzherzog künstlerische Neigungen in sich erwachen fühlte. Sie waren nicht dauerhaft: aber der Bildhauer mußte weichen, denn die Gebäude sammt dem Grund sind zu einem großen Theil Eigenthum des kaiserlichen Hauses.

Es kommen aber Partien, in denen man die Nähe der Weltstadt völlig vergäße, tauchte vor dem Einsamen nicht immer wieder die schöne und spitze Nadel von Sankt Stefan auf. Da stehen uralte Bäume, manche vom Blitz geschält, auf denen die Krähe horstet. Mit heiserem Krächzen streicht sie durch die Zweige, tummelt sich in den mächtigen Wipfeln. Da sind unbewegte spiegelnde Wasser, umwuchert von Schilf, überhangen von schönen und mächtigen Kronen. Alles schießt hier voll und kräftig auf, denn es ist durchlässiger Boden, von der nahen Donau her mit Feuchte erfüllt. Darum gilt ja der Prater auch für ungesund. Dann sind weite Wiesen; an ihrem Rande lichte Wäldchen. Und es ist gar eigenthümlich, wenn im Herbst hoch über dem Menschengewoge ein Zug wilder Vögel dem Süden zusteuert. Ihr Rufen hört man nicht einmal; aber mehr das Rauschen und Klatschen der hunderte Fittige. Also segeln sie bei sinkender Sonne den nahen, dichtverwachsenen Auen zu, wo sie einfallen und nächtigen, um in der Frühe die Schwingen zu heben und ihre unerkundeten Pfade weiterzuziehen.

Eine Welt für sich bildet der Prater. Die Wirthe darin sind eine festgeschlossene Genossenschaft. Die Miethen, die an die kaiserliche Kasse zu entrichten sind, gelten für nicht zu hoch. Meist betreibt man nebenher eine Schaubude oder ein Ringelspiel, so daß ein Geschäft vom anderen seinen Nutzen hat. Das vererbt sich durch Geschlechter, die bei vernünftiger Wirthschaft meist ihr Auskommen finden und es zu ganz ansehnlichem Wohlstand bringen. Fremde dringen nicht leicht ein und sind unwillkommen. An eine Nummer, von der man sich eine ganz besondere Anziehungskraft für Kinder und gleich empfängliche Gemüther verspricht, wagt man ganz beträchtliche Summen, unter Umständen ein nicht einmal kleines Vermögen. Die Buden, in denen namentlich mit der Roheit gerechnet wird und der Hauptspaß darin besteht, daß ein Clown den anderen mit einer guten Tracht Ohrfeigen — „Watschen“ — bedenkt, werden mehr und mehr zur Seltenheit und wohl bald verschwunden sein. Selbst im Prater verfeinert man sich und rechnet mit der „Aktualität“, bietet den Beschauern für ihr gutes Geld Etwas. Ihr gutes Geld. Denn wer all die mannichfachen Genüsse an einem Nachmittag auskosten will — und man glaubt nicht, wie genußfähig ein bosnischer Soldat und ein böhmisches Dienstmädel sind; und daß die Gemeinsamkeit ihre Empfänglichkeit ins Quadratische steigert, ist eine mathematische Thatsache —, vom Tanzboden ab, Der braucht einen höchst gesunden Magen und einen nicht gar zu leeren Säckel. Es summirt sich in der unglaublichsten Weise.

Dieser Theil des Praters nun erscheint vorläufig in seinem Bestand nicht bedroht. Denn er wirft eine Grundrente ab, sei sie auch bescheiden, die immerhin die Unterhaltunsgkosten ansehnlich übersteigen muß. Den Unternehmern von Vergnügunglokalen und Schänken geht es noch lange nicht an den Kragen. Auch das nächste Geschlecht mag noch, wie sies da unten in der Gepflogenheit haben,

unter einander heirathen, mag vielleicht noch seine Kinder aufziehen zum ehrsamen und nahrhaften Beruf der Väter. Nur wird Das nicht mehr in der grünen an der weißen Stadt geschehen können. Denn man geht dem Grünen rücksichtlos zu Leibe. Der Prater wird verbaut; und in Wien regt sich unbegreiflicher Weise kaum eine Feder dagegen, daß man den minder Bemittelten ihren besten Lustplatz, ja, ihren Sommeraufenthalt, ihren Kindern eine der wenigen Stätten wegnimmt, wo sie sich mit einiger Ungebundenheit tummeln und ergötzen konnten. Zwar wird immer wieder betheuert, was verkauft wird, sei ganz wenig im Vergleich zur übrigen Grundfläche. Jeder Pratergang aber zeigt neue Verwüstungen und die Stadt dringt immer näher heran. Mit grauen Mauern umfängt und erdrückt sie den grünen Frieden, der hier so lange heimisch war.

An der Stelle schöner Wiesen, von denen sonst das Jauchzen ungestümer Kinder scholl, über die sich hoch die Papierdrachen schwangen, stehen ebenmäßige Häuserreihen. Sie lügen sich eine gewisse Eleganz an. Vorgärtchen sind da. So winzig, daß man sieht, man habe sie nur, um einen Villencharakter anzuschminken, ausgespart. Eine phantastische Architektur ist beliebt: man klebt kühne Erkerchen an die Fassade, die möglichst prunkvoll und billig gemacht wird und dem kundigen Auge dennoch nicht verbergen kann, daß dahinter Armeleutwohnungen sich verstecken. In jedem Haus fast ist eine Schänke oder eine Branntweinbude. Alles ist übervölkert: denn obwohl wir eine ganz ernsthafte Grundstückskrisis durchmachen und Häuser in Folge einer unsinnig hohen Uebertragungsgebühr, wahnsinniger Steuerlast für die Besitzer und der schlechten Erwerbsverhältnisse kaum verkäuflich sind, besteht dennoch eine ganz bedenkliche Wohnungnoth für die kleinen Leute und selbst den Mittelstand in Wien. Die nun hier hausen, dürfen nicht nach den gesundheitlichen Gefahren fragen, die hier, in halber Sumpfluft, merklich selbst bei kurzem Aufenthalt an Sommerabenden, drohen. Es ist wohlfeil und nah den großen Betrieben an der Donau, in denen sie ihren Erwerb finden: Das entschädigt für Alles.

Von da aber durchdringt die Bauwuth den ganzen Prater. Andere Straßen zweigen ab und sind schon der Kriau nahe, einem der stimmungvollsten und landschaftlich feinsten Winkelchen, wo man, müde von einem tüchtigen Marsch, früher gern im Sommer seinen Morgenkaffee trank, den Radfahrern nachsah, die ins Weite flitzten, ehe man ruhig, an stillen Gewässern vorüber, durch wucherndes Buschwerk, die endlose Hauptallee mit ihren rothblühenden Kastanien, den rothen und flinken Wagen der elektrischen Straßenbahn sich auf den Heimweg machte. Vom Donaukanal her droht eine andere Gefahr. Auch da stehen schon Villen. Nun ist nach manchen verunglückten Versuchen, ihn zu halten, der Thiergarten endgiltig verkracht und seine schönen Bäume werden fallen und seine Baugründe unter den Hammer kommen. Niemals wird sich bei uns ein ähnliches Unternehmen halten können. Wer wird, besondere Lockungen abgerechnet, Eintritt zahlen, wenn ihm in Schönbrunn die reichste Menagerie im herrlichsten Park sammt prächtigen Gewächshäusern unentgeltlich offensteht? Am Eingang zum Prater endlich steht der englische Garten, dessen Tage auch schon gezählt scheinen. Man muß ihm keine Thräne nachweinen. Er war in den letzten Jahren wahrhaftig kein Ort, den man ohne Widerwillen besuchen konnte, so zügellos benahmen sich die Stammgäste und ihr weiblicher Anhang in diesem riesenhaften Tingeltangel. Aber auch er wird dann ausgeschlachtet werden. Der Prater, von allen

Seiten umzingelt, mit vorgeschobenem Posten des Feindes in seiner Mitte, wird in seiner heutigen Form und Bestimmung nicht mehr zu halten sein.

Man spricht natürlich viel von den Gründen, die den Hof zur Veräußerung eines Besitzes, der lange genug in seinen Händen war und im Lauf der Zeit im Werth ganz gewaltig gestiegen ist, veranlaßt haben. Thatsache ist: überall wird heute in einer Weise gespart, wie sie bisher in den Gewohnheiten des Kaiserhauses, das ja über ein ansehnliches Vermögen verfügt, nicht erhört war. Eine weitere Thatsache ist: man realisirt gern Werthe, die sich noch realisiren lassen, mobilisirt sie gern, wenn sie festgelegt waren. Die Gründe kümmern mich nicht. Ihr Ergebniß aber ist, daß der Prater, den Joseph II. für ewige Zeiten seinem Volke geöffnet hat, nicht für ewige Zeiten bestehen zu sollen scheint. Jetzt schon fehlt es an Gärten. Manche Kavaliere haben unter der Ungunst der Zeiten, die selbst ihr unerschöpflich scheinender Wohlstand spürt, ihre Parks in der Stadt veräußert und ganze Straßenzüge stehen da, wo sonst die Amsel sang. Jene Bürgerhäuschen in der Vorstadt, hinter denen sich schattige Bäume, wohl gar mit einem Rebengang darin, erhoben, werden immer seltener; und an ihrer Stelle erheben sich Miethkasernen, Zwingburgen des Bauspekulantenthumes, so luftig gebaut, daß sie nicht selten in ihrem Sturz auch die waghalsigsten Unternehmer begraben, die sie auf ungenügendster Fundamentirung, über einem Schuldbrief, errichten wollten.

Aeneas Sylvius fände heute wenig mehr von den wiener Gärten zu sagen, die ihm so begeistertes Lob entlockt haben. Den Wienerwald, den ja auch einmal Gewinngier bedrohlich genug anpackte, hat uns die Stadtbahn nur ganz wenig näher gerückt und es ist für ein schwer bewegliches Volk, wie die Wiener eins sind, immer noch eine kleine und durch den Zwang des Umsteigens nicht ganz bequeme Reise auch nur bis zu seinen Ausläufern. Den Prater, eins der Wahrzeichen unserer Stadt, dessen Jeder denkt, wenn er sich ihrer erinnert, dessen Luft erfüllt ist von süßen Walzerweisen, den beknappt man uns und wird ihn uns in absehbarer Zeit ganz genommen haben. Nichts wird bleiben als der Rummel des Volkspraters, der inmitten von Häusern seinen eigensten Reiz verlieren, eine Anomalie in einer modernen Stadt sein und so wirken muß, und die Vornehmheit der Hauptallee, die mehr und mehr verödet. Denn die Fahrt am ersten Mai ist nicht mehr Mode und wird unlustig mitgemacht und thunlichst eingeschränkt, seit die Arbeiterschaft an diesem Tage demonstrirt. Nur das Derby giebt noch einen Begriff vom Glanz, der sie einst erfüllte. Jedem Wiener aber muß wohl das Herz wehthun, denkt er des nahenden und unabwendbaren Geschickes dieses Parkes. Denn Jedem knüpfen sich Erinnerungen an ihn von der Art, wie man sie nimmer vergißt, aus jungen, frischen Jahren, da man sich den Donauwind um die Stirn blasen ließ und genoß, bei kleinen Mitteln so unbändig, königlich und unvergeßlich genoß. Es ist wenig vom Phäakenthum mehr übrig geblieben, um das man uns früher schalt. Wir sind recht kopfhängerisch geworden. Eine Freistatt hatte der alte Leichtsinn noch. An sie tastet man nun; und vergeblich möchte man ein goethisches Wort falsch interpretiren: „Laßt den Wienern ihren Prater!“ Und man sieht keinerlei Ersatz mehr . . Als gäbe es dafür einen!

Wien. J. J. David.

*

Anzeigen.

Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Diese Arbeit stützt sich in keiner Weise auf persönliche Mittheilungen, giebt auch keine biographischen Daten. Für mich kommt es nur darauf an, Das, was in Lechter ringt und zum Ausdruck kommen will, zu ergründen; indem ich mich der fremden Persönlichkeit, die mich an sich ziehen will, vollkommen, uneingeschränkt, hingebe, bringe ich Dinge zur Sprache, die sich jeder Kontrole entziehen; der Leser erhält Einblick in einen Prozeß, in das Wachsen und Werden, in den ersten chaotischen Wirbel, aus dem — kaum erkennbar — künstlerische Formen sich bilden wollen. Also: wie das Werk Lechters auf einen für künstlerische Eindrücke empfänglichen Menschen wirkte, die Gedanken und Gefühle, die mir bei dem oftmaligen Anschauen kamen und wieder verschwanden, dieses Auf und Ab des Genusses, das der in mir sich projizirende Gehalt der Werke hervorbrachte: Dieses in der ganzen psychologischen Verzwicktheit wiederzugeben, war meine eigenste — uneingestandene — Absicht. Die Entwickelung Melchior Lechters ist seitdem weiter gegangen. Wer daher den Zweck, dem zu Liebe man über Künstler redet und schreibt, in der möglichst vollständigen, sozusagen lexikalen Zusammenstellung der Werke bis auf den heutigen Tag sieht, wird diese Vollständigkeit hier vermissen.

München. Ernst Schur.

❦

Und sieh', so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Die Lösung des Konfliktes zwischen Künstler und Ehemann ist das Problem meines zweiten Buches. Warum soll sich unsere künstlerische Erfassung aller Lebensformen gerade vor der Ehe zurückziehen? Warum soll nicht gerade die Ehe, das sonderbare Einheitverhältniß eines Doppelwesens, geeignet sein, höchste künstlerische Kräfte auszulösen und schönste Erfüllungen zu gewähren? Damit soll nicht gesagt sein, daß gerade Standesamt oder Kirche zu jener Ehe, die ich meine, nothwendig sind. Nur halte ich nichts von der „freien Liebe“ im mißbräuchlichen Sinn, dem unersättlichen Trieb, der von einem Weib zum anderen hetzt, weil er die Eine nicht findet, in der er Alle umarmt. Daß diese freie Liebe keine Künstler erzieht, ist wohl klar, weil ihr die Zeit und Ruhe des Reifens fehlt. „Aber“, so klingt der Chor der „Genialischen“, „sie ist immer noch besser als die Versimpelung in der Ehe. Auch in der ist ja nicht Zeit und Ruhe des Reifens. Man denke nur an den Schmutz, die Unordnung, die tausend Erniedrigungen und Lächerlichkeiten der Kinderwirthschaft.“ Und freilich —: Das ist der Abgrund, in den alle Versuche, die Ehe künstlerisch zu gestalten, zu verschwinden scheinen. Darum muß dem Künstler der höchste Wunsch die Unfruchtbarkeit seiner Ehe sein. Und das Weib — wenn es überhaupt fähig ist, auch die Ehe als Kunstwerk zu erfassen — wird ihren Trieb zur Mutterschaft überwinden und mit ihm sich in diesem Wunsche vereinen.

Brünn. Dr. Karl Hans Strobl.

❦

Die Sünder an unserer Sprache. Deutsches Verlagshaus Vita.

Im Juni haben sich Konferenzen mit der Veränderung unserer Schreibweise, also mit der Schaffung einer neuen Orthographie, befaßt. Gegen Weihnachten sollten wir über die Beschlüsse dieser Konferenzen das Nähere erfahren und zu Ostern soll die neue Rechtschreibung in die Schulen eingeführt werden. Wir werden dann sehen, ob bei den Berathungen der Grundsatz festgehalten worden ist, daß wir nicht für das Ohr, sondern für das Auge schreiben, folglich so schreiben müssen, daß der Leser bei jedem Wort sogleich auf den richtigen Begriff hingeleitet wird. Zu diesen Bestrebungen, die gegenüber der einreißenden Verwilderung unserer Sprache ganz und gar Nebensache sind, soll mein Buch sich äußern und zugleich zeigen, wie es mit der Kenntniß unserer Sprache bei den Leuten aussieht, von denen sich die Einen mit der Verdeutschung von Fremdwörtern und die Anderen mit der Veränderung unserer Schreibweise beschäftigen.

Gottlieb Hermann.

❦

Handbuch der Frauenbewegung, herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer. I. Theil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. II. Theil: Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. W. Moeser, Berlin S. 1901.

„Mit von Sachkenntniß ungetrübtem Blick!“ pflegten wir „alten Afrikaner“ zu sagen, wenn eine Verordnung aus Berlin den Mangel an Kenntniß der beurtheilten Verhältnisse recht deutlich zeigte. An diesen von Sachkenntniß ungetrübten Blick erinnern mich zuweilen auch die Urtheile, die ich über die Frauenfrage zu hören bekomme. Da werden Voraussetzungen aus der Luft gegriffen und Folgerungen aus ihnen hergeleitet; da werden Banalitäten, die so abgegriffen sind wie alte Kupferpfennige, mit der Wucht dogmatischer Ueberzeugungen ins Treffen geführt; da werden persönliche Erfahrungen ohne Weiteres verallgemeinert; zum Beispiel: Einer leidet an einer unangenehm blaustrumpfigen Ehefrau und schließt nun von der Einen, die er gründlich kennen zu lernen das Pech hatte, auf die gesammte Frauenwelt. Und so weiter. Vielleicht ist diese Art des Argumentirens auf jedem umstrittenen Gebiet üblich; doch nicht jedes umstrittene Gebiet ist so unzugänglich, wie die Frauenbewegung es bisher gewesen ist. Ihr gelegentliches Ueberschäumen und das zum Handwerk gehörende Klappern haben sich freilich bemerkbar — und zwar unliebsam bemerkbar — gemacht, ihr Kern und Wesen aber ist Wenigen bekannt geworden. Ich möchte darum auf das eben erschienene, in seiner Vollständigkeit vier starke Bände umfassende Handbuch aufmerksam machen. Helene Lange halte ich für die größte Persönlichkeit der gesammten deutschen Frauenbewegung. Sie ist Etwas von einem weiblichen Bismarck. Ihr Name bürgt für Echtheit, Zuverlässigkeit, Sachlichkeit. Wer in Zukunft für, gegen oder über die Frauenfrage das Wort ergreift, Der würde wohl daran thun, sich vorher in diesem Handbuch über seinen Gegenstand zu orientiren.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

❦

Kochs Hoffnung.

Die Hausse ist tot, es lebe die Hausse! So tönt es von Börse zu Börse. In allen Händlerherzen erhält sich die Meinung, der „neue Aufschwung" müsse nächstens beginnen. Die Presse, die vorläufig noch nicht recht Farbe zu bekennen wagt, aus Furcht, durch einen Irrthum Zweifel an ihrer Gottähnlichkeit zu erregen, nimmt ihre Zuflucht zu dem modernen Auskunftmittel, alle möglichen Leute, die von der breiten Masse als maßgebend betrachtet werden, zu interviewen. Das interessirt und verpflichtet nicht. Denn treffen die Voraussagungen des Befragten nicht ein, so hat das Blatt sich ja damit keine Blöße gegeben. Erfüllt sich aber die Weissagung, dann wird plötzlich der Interviewte mit dem Interviewer identisch und stolz heißt es: „Wir haben es ja immer gesagt!" Das ist des Landes so der Brauch.

Die Jahreswende hat einen willkommenen Anlaß zu solchen Interviews gebracht und eine ganze Reihe von Blättern hat von der guten Gelegenheit Gebrauch gemacht. Die interessanteste Aussage ist unzweifelhaft die, zu der die wiener Neue Freie Presse den Präsidenten unserer Reichsbank veranlaßt hat. Herr Dr. Koch ist einer der tüchtigsten Fachmänner auf dem Gebiete des Geldwesens und seine Ansichten sind deshalb stets beachtenswerth. Allgemein nimmt man ja in Deutschland auch an, nicht zum geringsten Theil sei es der Umsicht und kaufmännischen Tüchtigkeit unserer Reichsbankleitung zu danken, daß die schweren Erdstöße, die das Innere unseres Wirthschaftlebens erschüttert haben, nicht noch viel sichtbarer und fühlbarer geworden sind. Dieser Glaube giebt Kochs Worten doppeltes Gewicht. Gerade jetzt aber wurde das Interview noch besonders aufmerksam geprüft, weil vor wenigen Wochen eine Rede des Reichsbankpräsidenten Anlaß zu geräuschvollen Börsensteigerungen gegeben hatte. Er hatte in München das neue Gebäude der Reichsbank eingeweiht und mußte — wenigstens scheint es im neusten Deutschland ja nun einmal durchaus nicht zu vermeiden — den feierlichen Akt mit ein paar passenden Worten verschönen. Zur feierlichen Gelegenheit paßt aber nur ein feierliches Wort; und wer einen neuen Geschäftsbau seiner Bestimmung übergiebt, kann die am Fest Theilnehmenden nicht mit Pessimismus ins Bockshorn jagen. Da gilt es vielmehr, namentlich in schlechten Geschäftszeiten, der lauschenden Versammlung Trost zu spenden und ihren Muth zu heben. So sprach die Bankexcellenz in München denn gelassen das große Wort, die Krisis habe in Deutschland ihren Gipfelpunkt schon überschritten. Auch in dem Gespräch mit dem wiener Redakteur hat Herr Dr. Koch diese Ansicht wiederholt, aber hinzugefügt, er wolle sie nicht etwa als Ergebniß exakter Beobachtung genommen wissen, sondern nur als den Ausdruck einer Hoffnung. Diese Hoffnung sei natürlich das Resultat bestimmter Wahrnehmungen, die er von der hohen Warte seiner exponirten Stellung aus zu machen in der Lage war. Aber diese Wahrnehmungen sind doch kaum von so unzweideutiger Art, daß sie allein das Wort von dem Gipfelpunkt der Krisis zu rechtfertigen vermöchten. Zwei Hauptgründe führt der Reichsbankpräsident ins Feld. Zunächst konstatirt er, daß trotz dem behaupteten allgemein schlechten Geschäftsgang auf einzelnen Gebieten unseres Erwerbslebens, zum Beispiel in der Textilindustrie, noch immer lebhaft gearbeitet wird; auch andere Branchen aber hätten, nach Ueberwindung des ersten Schreckens, den alten

Muth zu eifriger Produktion wiedergefunden. Der erste Theil dieser Wahrnehmung ist richtig. Alle Berichte aus der Textilindustrie stimmen darin überein, daß die Beschäftigung besser geworden ist, als sie vor Monaten war. Bedauerlich ist nur, daß der Bankpräsident, da er schon einmal über die Lage der Dinge sprach, nicht auch die Gründe für diesen besseren Geschäftsgang anführte. Ich behaupte — und halte diese Behauptung für leicht erweisbar —, daß eine Begründung dieser Thatsache dem Durchschnittsbeurtheiler ganz unmöglich ist. Die Textilindustrie nimmt eine eigenthümliche Stellung im Gesammtorganismus unseres Wirthschaftlebens ein. Sie ist, wie es im Wechsel der Zeit fast allen alten Produktionzweigen der kapitalistischen Gesellschaft zu geschehen pflegt, in einem Stadium ständiger Gedrücktheit, fortwährender Krisis. Nur von Zeit zu Zeit blüht auch ihr Weizen. Aber eigentlich immer nur dann, wenn der Goldregen glücklicher Jahre auch bis auf die ärmsten Bevölkerungschichten durchgesickert ist und die Konsumkraft dieser Massen steigert. Denn die Textilindustrie ist in ihrer Mehrheit so recht die Industrie des armen Mannes, da die Nothdurft der Bekleidung nun einmal auch von den Aermsten befriedigt werden muß. Woher kommt nun jetzt, gerade nach der ersten Epoche der ersten großen Krisis, die plötzliche Regsamkeit der Textilfabrikanten? Man kann sie höchstens durch die Erinnerung an die Thatsache erklären, daß die niedrigen Löhne, namentlich der sächsischen Fabrikanten, unerreicht in der Weltkonkurrenz dastehen. Das ist aber kein Grund, der uns veranlassen könnte, die Krisis des deutschen Gewerbes für überwunden zu halten. Denn eine Krisis wird nicht durch die Mehrwerthanhäufung überwunden; wirthschaftliches Gedeihen kann vielmehr nur aus dem Wohlergehen einer reichlich konsumirenden Arbeiterschaft erblühen.

Darf man demnach schon den ersten Theil der Wahrnehmung Kochs nicht als beweiskräftig ansehen, so noch viel weniger den zweiten Theil: die Behauptung nämlich, auch auf anderen Geschäftsgebieten werde, seit der erste Schreck vorüber ist, flott weiter produzirt. Das spräche nicht für eine Ueberwindung der Krisis, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach für einen mit untauglichen Mitteln unternommenen Versuch, wie er in kritischen Zeiten sehr oft schon zu beobachten war. Man produzirt lustig drauf los und versucht eben, durch eine vergrößerte Produktion, also durch ein schnelleres Umschlagen des Kapitals, Das wiedereinzubringen, was man durch den Rückgang des Preises eingebüßt hat. Solche Versuche haben bisher aber stets dazu geführt, den Krisenzustand zu verschärfen; und auch die jetzige Lust am Produziren dürfte kaum etwas Anderes sein als ein kurzes Intermezzo in der Leidenszeit unserer Industrie.

Aber der Bankpräsident findet auch, das allgemeine Mißtrauen weiche allmählich schon und die Banken begönnen wieder, Kredit zu geben; und wenn er auch als vernünftiger Mann nicht an einen übermorgen zu erwartenden Aufschwung glaubt, so sieht er doch wesentlich schneller, als Andere meinen, die Gesundung wiederkehren. Richtig ist Eins daran: das Mißtrauen ist zum größten Theil wieder geschwunden. Aber wo? Nicht etwa in den Kreisen der Wissenden und Reichen, sondern in den Tiefen der Spekulantenwelt, da gerade, wo man die größte Zahl der durch die neusten Zusammenbrüche vernichteten Existenzen suchen zu müssen geglaubt hat. Aus allen Ecken und Enden wagt sich schon wieder die Spekulation hervor. Man glaubt die schwere Krisis überwunden und will mit dabei sein, wenns

wieder losgeht. Das zeigt sich so recht in der Hast, womit das deutsche Spekulantenpublikum sich auf Goldshares und amerikanische Eisenbahnaktien stürzt. Die Vertreter der englischen Häuser haben alle Hände voll zu thun, um die Gewinngier der deutschen Tröpfe noch rechtzeitig zu möglichst hohen Kursen zu befriedigen. Die selben Züge aber findet man auch in dem Bilde, das die Auffassung der deutschen Wirthschaftlage bietet. Alles Ungemach wähnt man überstanden; und schon werden auch Käufer heimischer Industriewerthe all in ihrer Munterkeit wieder bemerkbar. Nur kommen, wie ich schon andeutete, diese Käufer nicht etwa aus den Oberklassen des Besitzes, auch nicht aus den Reihen der Sachverständigen, sondern aus den Revieren der kleinen Leute, denen nur hier und da ein größerer Kapitalist zu vorsichtigen Effektenkäufen sich gesellt.

Außer den hier besprochenen Gründen hat Herr Dr. Koch als Stütze für seine Hoffnung, die Krisis habe den Gipfelpunkt überschritten, keinen mehr anzuführen. Wohl aber erwähnt er selbst Momente, die vor einer Unterschätzung der Krisis dringend warnen müßten. Er sagt, man werde die deutschen Eisenpreise nicht aufrecht erhalten können. Er hat selbst in Oberschlesien große Mengen unverkaufter Kohlen gesehen. In diesen Standardindustrien, die den Gradmesser für unsere gesammte Wirthschaftlage bieten, sieht es also viel weniger erfreulich aus, als man nach Kochs sonstigen Reden glauben sollte. Hier hat die Krisis sicher noch nicht den Gipfelpunkt überschritten. Es wäre vielleicht nicht unangebracht gewesen, wenn der Leiter der Reichsbank in diesem Zusammenhang auch ein paar Worte über die amerikanische Gefahr gesagt hätte. Denn von der Beantwortung der Frage, ob die Amerikaner ihr Eisen bald wieder nach Deutschland exportiren können, wird die nächste Zukunft unserer Eisenindustrie abhängen*).

Eine beachtenswerthe Stelle in dem Interview ist die, wo Koch erzählt, wie er in Tilsit von den ostdeutschen Industriellen nur Lob über den Geschäftsgang gehört und wie ihn plötzlich dann die Hiobspost von dem dresdener Kummerkrach nach Berlin zurückgerufen habe. Und kaum war er in Berlin, da hagelte es Unglücksbotschaften, gerade aus den nordischen Distrikten, wo die Leute noch eben des Lobes voll gewesen waren. Das ist charakteristisch für die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirthschaft überhaupt: die Produzenten können das Wesen der Aufträge, die ihnen zuströmen, nicht erkennen und sind nur zu leicht geneigt, die Fülle der Ordres für ein Zeichen strotzender Gesundheit zu halten, während sie doch sehr oft ein Symptom krankhafter Anschwellung ist. Gerade diese Erzählung des Reichsbankpräsidenten sollte eine Mahnung sein, nicht Alles für baare Münze zu nehmen, was aus Industriekreisen zu uns gebracht wird. Wir könnten sonst leicht wieder von Hiobsposten überrascht werden; und am Ende kämen sie wieder aus den Gegenden, wo man jetzt den Mund gar so voll nimmt.

Plutus.



*) Ein anderer Interviewter, der Geheime Kommerzienrath Goldberger, der seit zwei Monaten in New-York das amerikanische Wirthschaftleben studirt, hat, trotzdem er durchaus nicht zu den Pessimisten gehört, vorausgesagt, sobald der Bedarf in den Vereinigten Staaten nachlasse, würden die Trusts, besonders die United States Steel Corporation, deren Kapital mehr als eine Milliarde beträgt, ihre Produkte zu billigen Preisen auf die Weltmärkte abwälzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 18. Januar 1902.

Eine neue Aera?

Seit dem achten Januar sind in den berliner Parlamenten so viele politische Reden gehalten, so viele für die preußische Reichspolitik wichtige Gegenstände berührt und nach langem Ruhen verrückt worden, daß nur eines Taschenspielers Schwindelkunst sie sämmtlich unter einen Hut bringen könnte. Und doch hatte die Parlamentszeit so still begonnen, als stehe uns keine Ueberraschung bevor. Die Thronrede, nach deren Verlesung der preußische Landtag eröffnet wurde, stellt die Kammern vor ein Pensum, das im laufenden Quartal bequem aufgearbeitet werden kann, wenn die vom Volk Erwählten ihren Eifer nicht von dem Wunsch hemmen lassen, bis tief in den Lenz hinein Diäten zu beziehen. Keine beträchtliche Vorlage ward eingebracht. Kaum aber waren im Wallotbräu und in der Prinz Albrecht-Straße die erlauchten, edlen und geehrten Herren wieder vereint, da brach die Redelust verherend aus. Die Führer glaubten, ihre Pflicht zu versäumen, wenn sie nicht mindestens anderthalb Stunden sprachen, und auch der Kanzler hielt vier große Reden. Gehts so weiter, dann lesen in vierzehn Tagen höchstens noch müßige Rentiers die Parlamentsberichte. Das Lebensinteresse der Volksvertretungen fordert die Beseitigung der Unsitte, daß jeder Redner alle Gründe und Sentiments der Vorredner bespricht; solche Katzbalgerei mag sich in der Presse austoben, in deren Bereich sie gehört, jetzt aber nicht dringt, da keine Zeitung einen ausführlichen, dem Gegner ein verständliches Wort gönnenden Parlamentsbericht bringt. Auch die Regirenden sollten nur reden, wenn sie Etwas zu sagen, ein neues, wirksames Argument anzuführen haben, sich aber hüten,

durch leere Rednerei den Lauernden Stoff zu neuem Rhetorengespinnst zu liefern. Diesmal wurde am Ministertisch und im Saal arg gesündigt. Waren es wieder nur verba et voces? Das wird erst zu erkennen sein, wenn man die stenographischen Berichte gelesen und die offiziösen Erläuterungen, die mitunter ja über die Grenze geschmuggelt werden, in den Unterthanenverstand aufgenommen hat. Einstweilen ist ein großes Geschwätz leichter zu leisten als ein auf sichtbare Symptome gestütztes Urtheil über das Ziel der deutschen Politik. In den preußischen Ostmarken sollen nicht mehr die Polen chikanirt, sondern die Deutschen wirthschaftlich gestärkt werden. Dieser Weg ist hier seit Jahren oft empfohlen worden; betreten aber sollte ihn nur ein Geduldiger, der entschlossen ist, nicht an der nächsten Ecke schon in einen breiteren Seitenpfad abzubiegen. Mit dem alten Apparat einer Verwaltung, die auch den stärksten Willen lähmt, ist nichts zu erreichen; eine halbe Milliarde und die ganze Lebensarbeit eines schöpferischen Staatsmannes wird nöthig sein, um auch nur den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Graf Bülow, der mit rühmenswerthem Eifer sich den zähen Stoff angeeignet und eingesehen hat, daß es sich dabei um die wichtigste Frage der deutschen Zukunft handelt, kann nicht glauben, solches Riesenwerk sei im Nebenamt zu vollbringen. Der Entschluß zu innerer Kolonialpolitik größten Stils — und jede andere wäre nutzlose Spielerei — muß organisch mit der Summe des Wollens zusammenhängen, das in der Gestaltung neuer Möglichkeiten und Nothwendigkeiten fühlbar werden soll. Dieser Zusammenhang aber ist noch nicht zu erkennen. Soll die Legende vom Dreibunde endlich verstummen, die Vetternintimität mit England sacht einem Verhältniß kühler Höflichkeit weichen? Langt der Wunsch über das Weltmeer und sucht da Freundschaft zu werben, wo die schlimmste aller Europa schreckenden Gefahren heranreift? Und entschlief die Hoffnung, in Nebelfernen des Segens Fülle zu finden? Solche Fragen mußten sich Jedem aufdrängen, der gewohnt ist, ernsthafte Dinge ernst zu nehmen. Der Kanzler fühlt sicher die Wucht der Verantwortung, die er in diesen Tagen auf sich geladen hat. Ein Jahr ist verstrichen, seit er sagte, noch dürfe man über ihn ein „politisches und persönliches Urtheil“ nicht fällen. Jetzt kann er die Tadler enttäuschen. Folgt jetzt aber seinem Wort keine wirkende That, dann ist sein Nimbus für immer dahin und er muß sich, wie seine beiden Vorgänger, mit papiernen Kränzen begnügen, duftlos raschelnden Kränzen, die der Verleiher ohne Erbarmen von der Stirn des Entamteten reißt.



Pädagogische Psychologie.

Im Jahre 1900 ist in Berlin ein „Verein für Kinderpsychologie" gegründet worden, dessen Leitung in den Händen des Professors Karl Stumpf liegt. Diese Gründung ist als Symptom wichtig, weil sie zum ersten Male weiteren Kreisen von einem neuen Wissensgebiet Kunde giebt. Die Psychologie hat während der letzten vier Jahrzehnte in überraschend schnellem Tempo die Wandlung zu einer selbständigen Spezialwissenschaft durchgemacht und auch schon eine Reihe von Unterdisziplinen entstehen lassen, wie die Psychophysik, die Völker- und Sozialpsychologie, die Kinderpsychologie. Diese hat sich alsbald in zwei Aeste getheilt, die sich ziemlich unabhängig von einander entwickeln und die man füglich als Baby-Psychologie und pädagogische Psychologie bezeichnen könnte. Dort gilt es, menschliches Seelenleben in seinen ersten Phasen und primitivsten Aeußerungen zu beobachten; hier wiegt der praktische Zweck vor: aus der Kenntniß der Kindespsyche sollen Folgerungen für ihre Behandlung in Erziehung und Unterricht gezogen werden. Seit etwa drei Jahren schon erscheint die von Kemsies und Hirschlaff herausgegebene „Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pathologie" (Berlin, H. Walther).

Was kann die pädagogische Psychologie leisten und was hat sie schon geleistet?

In den Kreisen der praktischen Pädagogen — seien es nun Eltern oder Lehrer — findet man oft völlige Nichtachtung der pädagogischen Theorie, gepaart mit blindem Glauben an die Allmacht einer natürlichen, intuitiv wirkenden Erziehungsgabe und einer eben so natürlichen, in der Praxis erworbenen Menschenkenntniß. Nun soll der Antheil von Instinkt und Routine an erfolgreicher pädagogischer Thätigkeit durchaus nicht herabgemindert werden; es wäre ja auch schlimm, wenn alle Eltern auf einen Kurs in theoretischer Erziehunglehre angewiesen wären. Und ferner sei ohne Weiteres zugestanden, daß das pädagogische Genie manchmal ohne jede Theorie Glänzendes leistet und daß auf der anderen Seite der Mangel an pädagogischer Begabung durch kein theoretisches Wissen ersetzt werden kann. Aber was im Einzelfall zur Noth entbehrlich ist, erweist sich doch für die Gesammtkultur als unumgänglich nöthig. Und insbesondere für unsere Gesammtkultur, die in ihrer Vielgestaltigkeit und Variabilität dem Menschen und seinem Erziehungwerk fortwährend neue Ziele vor Augen stellt und neue Stoffe zur Aneignung bietet, die ihn aber im nächsten Moment unter der Wucht der allerneusten Anforderungen zu erdrücken droht. Da hilft keine Bequemlichkeit; da versagt der genialste Instinkt und die stärkste Routine: wir müssen uns, um der großen Kulturaufgabe der Erziehung gerecht zu werden, zur theoretischen Selbst-

besinnung durchringen und drei Fragen zu beantworten suchen. Erstens: Welche Ziele hat die pädagogische Thätigkeit? Zweitens: Wie sind deren Objekte beschaffen? Drittens: Welche Wege führen an dieses Ziel? In wie öden Formen bewegt sich oft der moderne Streit um realistische oder humanistische Bildung, weil man die erste Frage einseitig, nicht aber als eine ethische Prinzipienfrage behandelt! Und zu welchen Sünden in der Methode des Unterrichtes und der Erziehung, zu welchen verderblichen Zumuthungen an die Leistungfähigkeit des Erziehungobjektes hat es geführt, daß man dieses Objekt, das Kind, in seiner physischen und vor Allem psychischen Beschaffenheit so wenig kannte! Daß Ethik und Psychologie die beiden Grundwissenschaften der Pädagogik seien, hatten schon die Herbartianer betont; heute müßten wir noch die Hygiene und Pathologie zu ihnen rechnen.

Eine systematische Verwerthung der Psychologie für die Pädagogik hat das neunzehnte Jahrhundert zweimal erlebt. Herbart, der durch mehrere Schülergenerationen bis auf die Gegenwart fortwirkte, brachte sie uns zum ersten Male. Seine Psychologie ist Mechanik des Vorstellunglebens; damit sind ihre Vorzüge, aber auch ihre Grenzen und Unzulänglichkeiten bezeichnet. Wie sich Vorstellungen mit einander verknüpfen und zu Reihen ordnen, wie sie sich den schon vorhandenen Vorstellungbeständen eingliedern und wie sie einander wieder hervorzurufen im Stande sind, schildert er mit meisterhafter Analyse und lehrt diese Vorgänge der Reproduktion, der Assoziation, der Reihenbildung und der Apperzeption bei der Unterrichtsmethodik gebührend berücksichtigen. Unterricht ist aber mehr als Beibringung von Vorstellungen: er ist Erweckung der intellektuellen Selbstthätigkeit; für diese aber ist in dem mechanischen System Herbarts kein Platz. Und Erziehung ist mehr als Unterricht; sie ist vor Allem Willens- und Gemüthsbildung. Aber für die Eigenart und den fundamentalen Charakter von Wille und Gefühl fehlt Herbart das Organ, da er Beide zu sekundären Folgen von Vorstellungprozessen herabzusetzen sucht. Bei Herbart tritt die Seele als etwas völlig Passives auf; sie ist nichts als der indifferente Schauplatz, auf dem die Vorstellungen ihr Maschinengetriebe entfalten. Sie ist qualitätlos: Alles, was sie an Eigenart enthält, ist erworben. Damit leugnet Herbart einen psychologischen Fundamentalbegriff, die Anlage, und verschließt sich selbst den Weg zum Verständniß der entscheidendsten pädagogischen Phänomene. Er glaubt, daß die erziehliche Beeinflussung Alles von außen geben muß, aber auch Alles geben kann. Hinzu kommen noch gewisse Schwächen der Methode, die nichts als Selbstbeobachtung mit einem starken spekulativen Einschlag ist und die pädagogischen Schlußfolgerungen direkt aus der Psychologie des Erwachsenen zieht. Dieser Philosoph kannte weder das psychologische Experiment noch eine Kindespsychologie. Ein solches psychologisches System

konnte trotz seiner Durchsichtigkeit auf die Dauer weder den Ansprüchen der Theoretiker noch denen der Praktiker der Pädagogik genügen.

Die unausbleibliche Folge dieses Zustandes war zunächst eine allseitige Rathlosigkeit. Herbart hatte doch immerhin Brücken zwischen Pädagogik und Psychologie geschlagen; wer diese Brücken nicht benutzen wollte, Der konnte überhaupt nicht ans andere Ufer hinüber. Unsicheres Tappen und Tasten, Zurückgehen auf zum Teil veraltete und überwundene Psychologien, Zusammenstellung von Gemeinplätzen des „gesunden Menschenverstandes", von empirischen Regeln der Routine, von Dogmen der orthodoxen Kirchenlehre über Seele und Seelisches: Das verstand die nichtherbartianische Pädagogik im Allgemeinen unter Psychologie. Noch heute ist dieser Zustand erst zum kleinsten Theil überwunden. Es ist seltsam, zu sehen, wie in dem Geistesleben eines Kulturlandes zwei Provinzen, die so eng zu einander gehören, einander nicht kennen und verstehen. Von der Thatsache, daß wir seit mehr als einem Menschenalter eine durchaus neue psychologische Wissenschaft mit ganz neuen Methoden, Betrachtungstandpunkten und Ergebnissen haben, nehmen sehr viele Pädagogen gar nicht Notiz. Beweis: die Erbärmlichkeit Dessen, was noch heute als Psychologie in vielen Büchern unserer Lehrerseminare zu finden ist.

Die Schuld an dieser Zusammenhanglosigkeit tragen freilich nicht allein die Pädagogen. Die neue Psychologie hatte selbst zunächst nichts gethan, um den Weg von ihren Erkenntnissen zu pädagogischen Nutzanwendungen zu zeigen. Sie war ursprünglich ganz und gar von rein theoretischen Interessen in Anspruch genommen; und erst, als sie diesen in weitem Umfange genügt hatte, erkannte sie, daß sie als angewandte Wissenschaft anderen Disziplinen, der Psychiatrie, der Aesthetik, der Kriminalwissenschaft, vor Allem aber der Pädagogik, werthvolle Dienste zu leisten vermochte. So ist denn die erneute Beziehung erst seit etwa einem Jahrzehnt eingeleitet; kein Wunder, daß hier weniger von den Leistungen als von den Aussichten, weniger von Problemlösungen als von Problemstellungen der pädagogischen Psychologie zu berichten ist.

Die moderne Seelenlehre, an deren Wiege Männer wie Fechner, Helmholtz, Spencer, Wundt standen, ist im Vergleich zu der Herbarts inhaltlich vielseitiger und methodisch vollkommener. Dem Inhalt nach beschränkt sie sich nicht auf das Vorstellungleben, sondern läßt auch den anderen Gebieten, der Sinneswahrnehmung, der Gefühls- und der Willenssphäre, vollstes Recht zukommen. Ja, sie kehrt zum Theil die Betrachtung geradezu um, indem sie, angeregt durch Schopenhauer, nicht im Intellekt, sondern im Willen die primäre Funktion der Psyche überhaupt sieht. In der Methode hat sie mit überraschendstem Erfolg von der Naturwissenschaft gelernt. Sie bedient sich jetzt als „experimentelle Psychologie" in weitestem Umfange des Experimentes und der Messung und drängt mit diesen Hilfsmitteln zu immer centraleren

Gebieten des Seelenlebens vor; sie studirt, as „physiologische Psychologie", systematisch die Beziehungen der psychischen Funktionen zu den immer genauer bekannt werdenden körperlichen Vorgängen in Gehirn, Nerven, Blutcirkulation, Ernährung u. s. w., sie hat als „genetische Psychologie" seelisches Leben als einen Entwickelungprozeß auffassen gelernt, der in der Entfaltung gegebener (zum Theil durch Vererbung überkommener) Anlagen, aber auch in einer fortwährenden Anpassung an die äußeren Einflüsse des Milieu, der Erziehung, der Umgebung u. s. w. besteht. Diesen Zuwachs an psychologischen Einsichten beginnt man nun für die Pädagogik fruchtbar zu machen. Ich deute an, in welchem Sinne und mit welchem Erfolge.

Seelisches Leben ist nicht nur Passivität, sondern vor Allem Aktivität; nicht bloßes Geschehniß, sondern That, Leistung. Diese Betrachtungweise ist qualitativ und quantitativ verwerthbar. In qualitativer Hinsicht setzt sie zunächst ein pädagogisches Ziel fest: sie stellt den Voluntarismus gegen den Intellektualismus auf. Wenn innere Willensbethätigung das Wesen des Menschen ist, so muß ihre Ausbildung der Endzweck der Erziehung sein und die Ueberschätzung des bloßen Wissens muß weichen. Aber während dieses Ziel als Ziel nicht neu ist — hat doch schon Kant deutlich genug den Primat der praktischen Vernunft verkündet —, ist der Weg zu ihm ein spezifisches Studiengebiet der modernen Psychologie geworden. Sie läßt uns die Entwickelung des Willens vom blinden Trieb durch mancherlei Zwischenstufen zum überlegten und überlegenen Vernunftwillen genau verfolgen und lehrt uns ihn verstehen, nicht als Negation der niederen Stufen, sondern als deren Herrscher, der sie regelt und höheren Zwecken dienstbar macht. Sie zeigt uns einen gleichzeitig sich vollziehenden, rückläufigen Prozeß der Uebung und Gewöhnung, der einen ursprünglich bewußten und überlegten Willensakt durch häufige Wiederholung zu einer selbstverständlichen Funktion unseres Ich verwandelt, zugleich aber auch durch diese Mechanisirung früher gebundene Kräfte für andere Aufgaben brauchbar macht. Sie weist nach, wie beide Prozesse auf einander angewiesen sind, und stellt damit die Pädagogik vor die schwere, aber unumgängliche Aufgabe einer Willenserziehung nach doppelter Richtung: zur Selbständigkeit und zur Gewöhnung. Sie untersucht ferner Umfang und Grenzen des Einflusses, den die Vorstellungen auf das Willensleben auszuüben vermögen, und damit die pädagogische Bedeutung von Belehrung, Beispiel, Nachahmung und Suggestion. Und endlich erforscht sie, inwiefern gewisse Weisen der Willensbethätigung von Anfang an gegeben und in welchem Maße diese „Charakterveranlagungen" einer Einwirkung zugänglich sind. Diese Forschungen sind allerdings noch nicht über die Anfänge hinausgelangt.

Dagegen betreten wir mit dem folgenden Problem das am Besten bearbeitete Gebiet der pädagogischen Psychologie. Ist Seelenleben thätige

Leistung, so erhebt sich die Frage: Wie viel kann es leisten? Diese Frage führt uns mitten hinein in die hitzige Diskussion, die sich um das „Ueberbürdungthema" drehte und dreht. Nachdem dieses Thema lange Gegenstand erregter Auslassungen gewesen war, bei denen Behauptung gegen Behauptung stand und Einzelfälle vorschnell verallgemeinert wurden, ging man endlich zu einer ruhigen Untersuchung der Angelegenheit über und stellte sich die Frage: Läßt sich ein Maßstab für die Entfaltung und den Verbrauch physischer und psychischer Kräfte finden? Und was lehrt uns ein solcher Maßstab über die Leistungfähigkeit des Schulkindes und deren Schwankungen, so weit sie durch Schulunterricht und häusliche Arbeit, durch die einzelnen Fächer, durch die Lage der Pausen u. s. w. hervorgerufen werden? Der elsässische Arzt und Schulmann Griesbach eröffnete die Untersuchungen, die von Jahr zu Jahr an Umfang und Vielgestaltigkeit zunehmen und mit Hilfe des in Laboratorium und Schule angewandten Experimentes uns schon sehr interessante Einblicke in die Dynamik des kindlichen Geisteslebens gewährt haben. Es stellte sich bald heraus, daß es eine ganze Reihe körperlicher und seelischer Thätigkeiten gebe, an deren wechselnder Qualität und Quantität man mit unerwarteter Genauigkeit den jeweiligen Stand des psychischen Habitus gleichsam ablesen kann. So denke man sich etwa, daß die Kinder einer Klasse am Ende jeder Schulstunde fünf Minuten lang einfache vorgedruckte Additionexempel schriftlich rechnen müssen; dann ist die Anzahl der in jener Zeit erledigten Aufgaben und die Anzahl der Fehler Maßstab für die jeweilige geistige Frische oder Ermüdung. In ähnlicher Weise verwandte der italienische Physiologe Mosso und nach ihm Kemsies die Leistung eines Fingers im Heben von Gewichten, Griesbach das Unterscheidungvermögen des Tastsinnes für zwei dicht neben einander stehende Spitzen, Ebbinghaus die Fähigkeit, einen lückenhaften Text sinnentsprechend zu ergänzen, als der Messung zugängliche Symptome für das Auf und Ab der psychischen Energie.

Noch sind wir nicht berechtigt, aus den vorliegenden Ergebnissen schon definitive und für die Praxis bestimmende Schlüsse zu ziehen. Das muß besonders gegenüber jenen allzu enthusiastischen Experimentatoren nachdrücklich ausgesprochen werden, die durch ihre vorschnellen Forderungen der guten Sache eher schaden als nützen können. Und vor Allem ist jener Trugschluß der Hyperhygieniker abzuwehren, daß der Nachweis einer durch Schule und häusliche Arbeit erzeugten Ermüdung identisch mit dem Nachweis einer Ueberbürdung sei. Ermüdung ist ein normaler Prozeß, die nothwendige Begleiterscheinung jeder Inanspruchnahme eines Organs; und nichts ist pädagogisch gefährlicher als die zärtliche Scheu vor der Ermüdung. Der wirkliche Feind ist die Uebermüdung, also eine durch die normalen Mittel von Erholung, Schlaf, Nahrungaufnahme nicht wieder rückgängig zu machende

Herabsetzung der Leistungfähigkeit. Nur wo sich diese feststellen läßt, ist Reform erlaubt und geboten.

Es bleibt einer hoffentlich nicht fernen Zukunft vorbehalten, durch die Ergebnisse solcher Versuche die Ueberbürdungfrage zu klären und bei etwa vorhandenem Uebel die Wege zur Besserung zu weisen. Wir dürfen aus ihnen Aufklärungen darüber erwarten, bei welcher Dauer der einzelnen Lektionen, bei welcher Anordnung des Lehrplanes, bei welcher Lage und Dauer der Pausen, bei welchem Maße der häuslichen Arbeiten ein normaler psychophysischer Kräfteverbrauch die erfolgreichste und ökonomischeste Verwendung finden kann. Doch ist damit die pädagogische Ausbeute, die von einer Psychologie der geistigen Leistungfähigkeit zu erhoffen ist, noch lange nicht erschöpft. Man denke etwa an jene Kulturprodukte des praktischen Lebens, die ja die geistige Leistungfähigkeit auf irgend einem Gebiete nachweisen sollen: die Examina. Wagt sich erst einmal die Seelenkunde an die wissenschaftliche Analyse und Beurtheilung dieses Phänomens — das ein öffentlicher Nothstand zu werden beginnt —, so muß sie sich auf eine Herkulesarbeit gefaßt machen. Die Psychologie und die Ethik der Examina werden sicher wichtige Probleme des zwanzigsten Jahrhunderts werden.

Unter den anderen Gebieten der modernen psychologischen Arbeit hat lange Zeit das Gebiet der Sinneswahrnehmung eine fast despotische Vormachtstellung behauptet, da es zur physiologischen und experimentellen Erforschung die breiteste und bequemste Gelegenheit bot. Dies scheint sich in neuerer Zeit erfreulicher Weise zu Gunsten der anderen Gebiete zu ändern; inzwischen aber hat jene fieberhaft intensive Beschäftigung mit den Sinnesempfindungen eine Fülle von Wissen zu Tage gefördert, das nun auch pädagogisch verwerthbar wird. Für dir alte Forderung, die Anschauung zur Grundlage des Unterrichtes zu machen, und für die neuere Tendenz, den ästhetischen Sinn der Kinder zu wecken und zu üben, sind jetzt die Handhaben zu exakter und Erfolg verheißender Durchführung gegeben; denn wir sind über das Entstehen, die Zusammensetzung und die Ausbildung, über die Gemüthswirkung der Farben-, Licht- und Raumauffassung, der Ton-, Harmonie- und Rhythmuswahrnehmung ganz anders unterrichtet als früher.

In dem Reich der Vorstellungen ist seit Herbart emsig gearbeitet worden. War der Mechanismus der Vorstellungassoziation früher nur in seinem allgemeinen Wesen bekannt, so hat das Experiment seitdem gezeigt, wie er im Einzelnen funktionirt und wie sein Triebwerk speziell in der Kindesseele arbeitet. Pädagogisch wichtig ist besonders die Funktion des Gedächtnisses. Hier haben uns die bekannten Versuche von Ebbinghaus über die quantitativen Verhältnisse des mechanischen Lernens und über den Einprägungwerth von Wiederholungen wichtige Aufschlüsse gegeben. In Bezug auf Treue und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses habe ich Experimente angestellt, die das

unerwartete Resultat ergaben, daß gebildete erwachsene Personen bei der schriftlichen Schilderung eines einmal gesehenen Bildes nach zwei bis drei Wochen durchschnittlich zehn Prozent Fehler machen; entsprechende Versuche bei Kindern würden lehren können, ob nicht eine Erziehung zur Redlichkeit des Gedächtnisses möglich und nothwendig ist.

Ein Problem, das die ältere Psychologie so gut wie gar nicht gekannt hat, ist das der Erforschung der individuellen Differenzen. Die ungeheure Mannichfaltigkeit individueller Eigenarten war zunächst von einer nur generalisirenden Seelenkunde in den Hintergrund gedrängt worden, damit das allgemeine Schema des menschlichen Seelenlebens rein dargestellt werden konnte. Neuerdings aber sah man ein, daß auch in den besonderen Ausprägungen, die die Seele in verschiedenen Individuen zeigt, Regel und Gesetz herrschen, die wissenschaftlich erfaßbar sind, und daß hier Aufgaben entstehen, die theoretische Lösung heischen. Schon die so wichtige Frage, wo innerhalb des psychischen Lebens die Grenze zwischen dem Normalen und dem Abnormen liege, ist nicht allein von der Psychopathologie und Psychiatrie her zu beantworten; die Psychologie muß selbst feststellen, welche Verschiedenheiten im Funktioniren etwa des Intellektes oder des Willens noch in die normale Breite fallen. Sie kann dann ferner innerhalb dieser Breite gewisse Typen des Funktionirens konstatiren: die vier sogenannten Temperamente sind solche Typen, die aber erst noch einer Nachprüfung harren. Ein neueres Beispiel sind die von französischen Psychologen (Charcot, Binet und Anderen) gefundenen Typen des Vorstellunglebens, die man als visuell, auditiv und motorisch bezeichnet. Diese Worte wollen ausdrücken, welches Sinnesgebiet zum Aufbau der Vorstellungwelt überwiegend Verwerthung findet. Die „Visuellen“ phantasiren und träumen in den lebhaftesten optischen Bildern; sie behalten besonders leicht Farben, Formen, Gesichter, dagegen schlecht Schälle, Töne, Sprachtimbres. Sie reproduziren Sprachliches vorwiegend mit Hilfe der Schriftbilder, sie bauen sich überhaupt ihre Vorstellungwelt zum großen Theil aus optischen Elementen auf. Die „Auditiven“ verhalten sich gerade umgekehrt. Und nun vergleiche man mit dieser individuellen Differenzirung die Tendenz der Pädagogik, eine einzige Methode des Einprägens und Lernens für die allein selig machende, bei allen Kindern in gleichem Maße anwendbare zu erachten! Der eine Knabe behält seinen Grammatikparagraphen dadurch, daß er ihn rechts oben auf der Buchseite in Druckschrift geistig vor sich sieht, der andere, indem er den Klang der Worte innerlich hört. Darf man da Beide nach dem selben Schema F lernen lassen? Zu der praktischen Forderung, daß der Erzieher individualisire, gehört als Theorie eine Psychologie der individuellen Differenzen.

Meine Zusammenstellung giebt nur eine kleine Auslese aus der Fülle

der Beziehungen, die zwischen Pädagogik und Psychologie schon bestehen oder zu naher Zukunft werden hergestellt werden müssen. Dabei wurden weder die so wichtigen Funktionen der Aufmerksamkeit, des Denkens und Urtheilens, der Sprache, des Affekt- und Gemüthslebens u. s. w. berücksichtigt noch einer Förderung gedacht, die der Kenntniß und Behandlung psychisch nicht normaler Kinder (der Blinden, Tauben, Geistesschwachen, geistig Zurückgebliebenen u. s. w.) aus der modernen Seelenkunde zu erwachsen vermögen.

Wie allem Neuen gegenüber, so schwankt auch in der Auffassung der pädagogischen Psychologie Stimmung und Verhalten heute noch zwischen zwei Extremen. Auf der einen Seite herrscht, wie ich schon erwähnte, Ignoranz oder Mißachtung ihres Werthes, auf der anderen oft eine etwas fanatische Ueberschätzung, die in ihr den Herold einer pädagogischen Umwälzung begrüßt. Beide Uebertreibungen werden sicher bald einer besonnenen Würdigung Platz machen; und wenn dann erst einmal die organische Verbindung der zwei Disziplinen in weiterem Umfange durchgeführt sein wird, so dürfen wir daraus Früchte erhoffen, nicht nur für manche Frage der pädagogischen Reform, sondern auch für die Bethätigung all der Tausende und Abertausende, die Natur oder Beruf mit dem Amt der Erziehung und des Unterrichtes betraut hat. Dann aber wird auch der Pädagoge den Psychologen Vieles lehren können. Verfügt ja der Lehrer, der Erzieher, die Mutter über ein geradezu überwältigend reiches Material psychischer Geschehnisse, das jetzt zum größten Theil ungenutzt verloren geht. Hier kann psychologisches Interesse und psychologische Schulung in Zukunft reiche Schätze heben; freilich nur, wenn strengste wissenschaftliche Selbstzucht dauernd mitwirkt. Denn dem pädagogischen Psychologen drohen zwei Klippen: die Verflachung der Psychologie zu feuilletonistischem Spielen mit dem Gegenstand und amusanter Anekdotensammlung; und die naturalistische Ueberschätzung von Experiment und Messung, die nicht nur zu ödem Zahlenkultus, sinnloser Materialanhäufung und Blindheit gegenüber höheren, jenen Methoden nicht zugänglichen Geistesfunktionen, sondern im schlimmsten Fall sogar zu der von dem Psychologen Münsterberg gefürchteten Gefährdung des ethischen Erziehungzweckes führen kann, wenn das Kind dem Erzieher nun nicht mehr als moralische Persönlichkeit, sondern nur noch als interessantes Naturobjekt erscheint. Weiß er beide Klippen zu meiden, dann können mitunter wohl Unterrichtsstunden als psychologische Experimente im Großen, der Aufsatz als Index geistiger Beschaffenheit, die Fehler in den Rechenaufgaben und Diktaten als Beiträge zur Psychologie des Irrthumes, dann können Kinderstube und Schulzimmer als psychologische Observatorien Verwendung finden.

Breslau. Dr. L. William Stern.



Geschichtliche Gesetzmäßigkeiten.

Eine Selbstanzeige, die ich im April dieses Jahres in Schmollers Jahrbuch veröffentlichen durfte, schloß ich mit den Worten: Und wenn es, wie meine feste Hoffnung ist, doch noch zum Schrecken aller Empiriker gelingt, Gesetze des geschichtlichen Lebens aufzustellen, so werden sie nicht bucklescher Art sein. Oppenheimer hat in dem gedankenreichen Aufsatz, den er meinem Versuche einer europäischen Geschichte widmete, unter einer gewissen, später noch zu erörternden Voraussetzung diesem Buche sogar schon die Möglichkeit zugeschrieben, daß es wirklich schon geschichtliche Gesetze entdeckt und damit seine Disziplin zum ersten Male zu einer Wissenschaft im strengsten Sinne erhoben habe. Ich hätte nicht geglaubt, die allerdings grundstürzenden Fragen, die sich an solche Möglichkeiten knüpfen, schon so bald erörtern zu müssen. Da jüngst aber Lamprecht, in dem hier abgedruckten Vorwort zur neuen Auflage seiner Deutschen Geschichte, die selbe Frage aufgerollt hat, so möchte ich mich doch jetzt schon zum Worte melden. Vielleicht ist nun wirklich der Tag nah, an dem Buckles hoher Traum von der Umwandlung der Geschichtschreibung in eine Wissenschaft — ich würde sagen: aus einer beschreibenden in eine Begriffswissenschaft — in Erfüllung gehen, auf diesem in seinen Anfangsstrecken längst beschrittenen Wege das vorläufig erste große Ziel erreicht werden könnte. Lamprecht hatte die Folge von Entwickelungstufen, die er aufgestellt hatte, bisher immer nur auf die deutsche Geschichte, also eine einzelne Entwickelungreihe, angewandt; und es ist klar, daß ein einzelner Fall niemals die Grundlage für die Aufstellung eines Gesetzes darbieten kann. Heute aber erklärt Lamprecht, er könne schon jetzt mittheilen, daß die von ihm für die deutsche Geschichte behaupteten Entwickelungstufen „schlechthin allgemein giltig sind und sich in der Entwickelung aller Völker des Erdballes ohne Ausnahme wiederfinden.“ Dadurch gewinnt seine Reihenfolge einen unvergleichlich höheren Werth und kann wirklich, wie ihr Urheber auch gleich darauf mit vollem Recht erklärt, auf die Bedeutung eines Gesetzes Anspruch machen. Lamprecht hat zur Erweisung seiner Behauptung noch nicht den mindesten Stoff beigebracht, aber einem Manne von seinem Gewicht, seiner geistigen Schöpferkraft kann man ohne Weiteres zutrauen, daß ihm Stützen zur Verfügung stehen, die für seine Forschungweise und seine Forschungziele hinreichende Festigkeit besitzen. Nicht um einen müßigen Prioritätstreit zu beginnen, zu dem, von allem Anderen abgesehen, die vollkommene Loyalität Lamprechts nicht den mindesten Anlaß darbieten würde, aber aus dem begreiflichen Bestreben, die Unabhängigkeit meiner in vielem Betracht analogen Forschungen bei Zeiten sicher zu stellen, möchte ich Folgendes nachweisen. Mein Versuch einer Pa-

rallelisirung der alt= und neueuropäischen Geschichte, den ich von 1894 bis 1900 machte, ging von vorn herein darauf aus, mehrere Reihen einzelner Volksgeschichten mit einander zu vergleichen. Das Ergebniß, das ich, sämmtlichen späteren Bänden vorgreifend, im Oktober 1900 und im Januar 1901 veröffentlichte und das ich in dem Vorläufer des hier vorliegenden Aufsatzes in den gröbsten Grundzügen zusammenfaßte, langt aber bei einer so überraschenden Uebereinstimmung dieser Einzelentwickelungen an, daß auch ich mit Oppenheimer den Erträgen dieser Nachweisung die Bedeutung von Gesetzmäßigkeiten zuschreiben möchte.

Von einem Gesetz im vollen Sinne des Wortes wage ich auch heute noch nicht zu sprechen; denn dessen Voraussetzung ist an erster Stelle, daß aller überhaupt erreichbare Stoff für seine Aufstellung zusammengetragen ist. Das könnte erst geschehen, wenn auch die nichteuropäischen Entwickelungen in den Bereich dieses Stufenbaues gezogen wären. Doch scheint mir zur Vorbereitung dieses letzten Zieles hier mehr als irgendwo sonst geschehen zu sein. Denn erstens handelt es sich bei einer Vergleichung des älteren und des jüngeren Weltalters der europäischen Geschichte nicht nur um zwei neben einander gestellte Entwickelungreihen. Auf der einen Seite, bei den Alten, kommen vielmehr zwei Volksgeschichten in Betracht, die, von außerordentlich starker Eigenwüchsigkeit, sich gegenseitig ungemein wenig beeinflußt haben und von denen die eine wenigstens, die griechische, sich in eine beträchtliche Anzahl staatlich durchaus getrennter Theilentwickelungen gespalten hat. Auf der anderen Seite aber handelt es sich gar um ein ganzes Strahlenbündel einzelner Volksentwickelungen. Sie sind allerdings, so weit der Hauptbestandtheil der neueuropäischen Staatengesellschaft, der germanisch=romanische, allein in Rechnung gezogen wird, Zweige eines Stammes und nicht nur durch die Gemeinsamkeit des Blutes, sondern auch durch zahllose gegenseitige Beeinflussungen zusammengehalten worden; aber noch wir Heutigen sind doch so voll von dem Gedanken der Besonderheit des deutschen, französischen, englischen, italienischen, spanischen Volksthums, von den geringeren Gliedern dieses Gesammtkörpers zu geschweigen, daß die Nachweisung zahlreicher Uebereinstimmungen schon in diesen Volksgeschichten, und zwar nicht an der Oberfläche, sondern in den Grundströmungen, die Fülle und Mannichfaltigkeit des herangezogenen Stoffes ganz außerordentlich steigert. Dazu kommt ferner, daß in vielen Stücken der verglichenen Staats=, Wirthschaft=, Rechts= und Klassengeschichte gar nicht ganze Staaten, sondern wiederum überaus zahlreiche Theil=, Das heißt Gebiets= und Ortsentwickelungen die Vergleichsgegenstände sind, so daß die Menge der beobachteten Fälle oft in die Hunderte ansteigt. Man entsinne sich nur der Städtegeschichte, die doch den wesentlichsten Bestandtheil zur Geschichte der breitesten und schöpferischsten Klasse

des mittelalterlichen und neueren Europas und eben so zur Wirthschaft-, zum Theil auch zur Rechts-, Verfassung- und Verwaltungsgeschichte zu liefern hat. Endlich steht die Geschichte der slavischen Völker, die von der nur zunächst germanisch-romanischen Geschichte Europas an einem bestimmten Punkte in ihrer vollen Breite aufzunehmen ist, lange Zeit so sehr abseits, hat sich damals so unabhängig vollzogen, daß die hier noch nachzuweisenden Aehnlichkeiten fast den selben Werth besitzen wie die zwischen griechischer und römischer Entwickelung.

Zweitens handelt es sich bei Betrachtung der beiden großen Gruppen europäischer Geschichte um einen Theil der Weltgeschichte, der bestimmte Vorzugseigenschaften hat, die keinem anderen zugesprochen werden dürfen. So überlegen sich auch der Orient dem Westen gegenüber als Glauben schaffendes Land erwiesen hat, so reiche Schätze auch seine bildende Kunst bergen mag: kein außereuropäisches Volk hat die Fülle der Entwickelungstufen aufzuzeigen, die in dem älteren wie im jüngeren Weltalter Europas nachzuweisen sind. Mir scheint fast, als seien die höchsten Staffeln dieser Leiter überhaupt von keinem außereuropäischen Volk erreicht worden. Und so handelt es sich denn in der europäischen Geschichte beider Reihen zwar nicht, wie in der Weltgeschichte selbst, um einen singulären Prozeß, wie man heute zu sagen pflegt, um einen einzigartigen Gesammtvorgang, wie ich es lieber ausdrücken möchte, wohl aber um einzigartige Theile dieses Gesammtvorganges, und zwar gerade um die am Zartesten ausgebildeten, am Reichsten entwickelten dieser Theile.

So weit aber auch das hier in Arbeit genommene Feld war — und ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß solche Stoff zusammenfassende und zusammendenkende Forschungen, die nach der herablassenden Meinung vieler Spezialisten eine Art höheren Feuilletons darstellen, selbst auf ihren vorbereitenden Stufen dorniger und mühsäliger sind als recht schwierige Einzeluntersuchungen —, so rang ich mich doch zu der Ueberzeugung durch, daß es noch zu eng sei für die letzten Zwecke der Geschichtwissenschaft, für die Herstellung der Grundlagen, auf dem erst der Bau wirklicher Gesetze des geschichtlichen Lebens sich erheben könnte. In einem im März 1900 gedruckten Absatz des im Oktober des selben Jahres ausgegebenen zweiten Bandes meiner Kulturgeschichte sagte ich deshalb:

Doch so bunt auch die Fülle der Bilder ist, die eine das Erdenrund umspannende Völkergeschichte vorführen müßte: überall werden sich Analogien finden, überall werden sich Entwickelungstufen nachweisen lassen, die allen einzelnen nationalen Kulturgeschichten gemeinsam sind. Auf den tiefsten und tieferen von ihnen sind zahlreiche Stämme bis auf den heutigen Tag stehen geblieben; es sind die Kindheitstadien der Menschheitgeschichte; und die Völker, die noch heute in ihnen verharren, haben ihren Weg unzweifelhaft am Langsamsten durchschritten. Die asiatische und amerikanische Geschichte weiß sodann von Halb-

kulturen zu erzählen, die, aller Eigenthümlichkeit voll, sich doch wie Seitenstücke zu längst überwundenen Entwickelungabschnitten des heutigen Europäerthums ausnehmen; man denke an Japan, dessen politisch-soziale Verhältnisse noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit denen des germanischen Mittelalters die merkwürdigste Aehnlichkeit darbieten. Erst die höchstentwickelten Nationen des Orients scheinen Kulturen hervorgebracht zu haben, die ganz eigene, ganz uneuropäische Elemente aufweisen; aber auch sie werden nach bestimmten Kriterien des sozialen und geistigen Zustandes mit gewissen Entwickelungstufen der europäischen Geschichte in Parallele zu setzen sein. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu fern, in der man diese Stufen zum Eintheilungprinzip der gesammten Menschheitgeschichte erhebt; und es werden sich dann beim Vergleich mit dem alten chronologischen Maßstab, der auch dann noch unentbehrlich, aber nicht mehr der einzige bleibt, die erstaunlichsten Zeitdifferenzen ergeben: man wird finden, daß die begabtesten unter den Völkern, die Genies unter den Nationen, zwei oder drei Jahrhunderte für Wegstrecken verbraucht haben, die andere, vielleicht nicht minder befähigte, aber viel langsamer reifende Nationen ein oder zwei Jahrtausende gekostet haben, mit denen noch andere, wirklich minder befähigte Rassen und Stämme heute noch ringen, während sie für eine letzte Gruppe, für die am Schlechtesten ausgestattete, vielleicht nie erreichbar sind.

Hier ist also der Gedanke einer allgemeinen Giltigkeit der für die europäische Geschichte festgestellten Entwickelungstufen für den gesammten Erdkreis mit vollkommener Bestimmtheit ausgesprochen. Zugleich ist der Weg gewiesen, der zur Erklärung der überhaupt entstandenen Unterschiede führt. Zunächst ist das Dogma von der unbedingten Wichtigkeit der Zeitfolge gebrochen: die Einzelentwickelungen, die zu ganz verschiedenen, oft durch Jahrtausende getrennten, Zeitpunkten einsetzen, können eben deshalb aus der uralten chronologischen Ordnung herausgelöst werden, weil ihre Verschiedenheit zumeist auf einer Verschiedenheit der Entwickelungsgeschwindigkeit, nicht aber der Entwickelungrichtung beruht. Ich glaube, man kann die archaischen Monarchien der Egypter, Babylonier, Meder, Perser durchaus mit dem mykenischen Zeitalter der Griechen, mit dem merowingisch-karolingischen der germanisch-romanischen Geschichte auf eine Stufe stellen, unbesorgt darum, daß zwischen dem Anfang des ältesten und dem Ende des jüngsten dieses Entwickelungzeitalters gleicher Stufe fast genau vier Jahrtausende liegen. Zu wie unglücklichen Ergebnissen man gelangt, wenn man sich nicht durch diese Theorie der Entwickelungsgeschwindigkeiten von dem ganz äußerlichen Schema der Gleichzeitigkeit befreien läßt, zeigt das, im Uebrigen sehr anregende, im März 1901 erschienene Buch von Wirth über Volksthum und Weltmacht, das in Wahrheit zum ersten Male auf Grund weiter Reisen und noch weiter gespannter, wenn auch vorläufig nach ganz oberflächlicher Forschungen ein Gesammtbild der Weltgeschichte im wirklichen Sinne des Wortes versucht hat. Wenn dort die römische Kaiserzeit mit bestimmten Abschnitten

der chinesischen Geschichte verglichen wird, so hat Das nicht viel mehr Werth als jene bizarre Stelle in Rankes Reformationgeschichte, an der er Luthers Auftreten mit einer gleichzeitigen indischen Glaubensbewegung zusammenstellt. Ranke hatte noch ein Recht, die eigentliche Universalgeschichte, an die er im Uebrigen gar nicht dachte und die er auch in dem Werke seines Alters, der von ihm so genannten Weltgeschichte, grundsätzlich ablehnt, in dieser Weise scherzhaft zu behandeln; heute wird man damit nicht weit gelangen.

Auch für die Auffindung der Gründe dieser Verschiedenheit der Entwickelungsgeschwindigkeiten ist in meinem Buch, wie ich glaube, der einzig gangbare Weg eingeschlagen. Er führt zur Einwirkung des Klimas und des Bodens:

Niemand wird es beweisen können, aber die These, daß alle Stämme der Erde ursprünglich nicht allzu viel von einander verschieden gewesen sind, hat viele Wahrscheinlichkeiten für sich. Man müßte in diesem Falle annehmen, daß nur die Entwickelungmöglichkeiten, die in den einzelnen Völkerkeimen dieses embryonalen Stadiums der Menschheitgeschichte verborgen lagen, verschiedene waren. Die Differenzirung aber, die im Verlauf der Jahrtausende eingetreten ist und die heute zwischen dem Angehörigen der Kulturnationen und dem halbthierischen Australneger eine unabsehbar weite Skala von Graden und Unterschieden aufweist, ist, historisch betrachtet, zu einem großen Theile das Endergebniß einer eben so unabsehbaren Mannichfaltigkeit im Tempo der Entwickelung. Denn es liegt nichts näher, als anzunehmen, daß auch die am Raschesten vorgeschrittenen Völker einmal die Stadien durchlaufen haben, mit denen die am Meisten zurückgebliebenen Stämme sich heute noch abmühen. Man gelangt in dieser Ideenreihe zuletzt zu der Vermuthung, daß selbst Inner-Afrika und Australien, auf sich selbst angewiesen, nach Jahrtausenden zu einer gewissen Civilisation hätten gelangen können und daß sich die Geschichte der Kulturnationen, mit der der Naturvölker verglichen, allein durch die ungeheure Rapidität ihres Weiterschreitens auszeichnet. Nur ist der Vorbehalt selbstverständlich, daß die sehr verschiedenen Natureinwirkungen der einzelnen Klima und Bodenbeschaffenheiten schon ganz frühzeitig eine weitere Verzweigung, eine qualitative Differenzirung herbeigeführt haben und daß viele Naturvölker schon längst auf Bahnen gerathen sind, die in keine Ewigkeit hinein zu Europäerzielen führen würden. Vielleicht aber ist diese Klausel am letzten Ende nur eine Wiederholung, vielleicht ist eben jener Unterschied des Entwickelungtempos nur auf die Verschiedenheiten des Klimas und des Bodens zurückzuführen und vielleicht gehen selbst alle jene Keimverschiedenheiten der ältesten Menschenstämme und ihrer Anlagen, falls sie überhaupt vorhanden waren, auch wieder nur auf diese terrestrischen Voraussetzungen zurück, die schon Aeonen hindurch wirksam waren, ehe überhaupt die Spezies Mensch entstand.

Auch hier bewege ich mich in einer Richtung, die der später von Wirth eingeschlagenen einigermaßen entgegengesetzt ist. Sein Buch nämlich macht in Anlehnung an Gobineau die Rasse zum Ausgangspunkt aller weiteren Betrachtungen. Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung von Blut und Abstammung für die Gestaltung der Völkerschicksale zu leugnen. Erstens

aber haben mich die Forschungen, die ich allerdings nur im engeren Rahmen der europäischen Geschichte, also im Bereiche nur einer Rasse, angestellt habe, die aber bei der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Volksthümer, Das heißt doch: Rassentheile, mannichfache Seitenstücke darbieten, in dieser Richtung Vorsicht gelehrt. Wie fest ist man heute nicht durchdrungen von dem Volksthum, von der Eigenart der Völker! Und doch fand ich, daß mindestens in der gesellschaftlichen, staatlichen und wirthschaftlichen Entwickelung, unendlich oft aber auch in der Geschichte der geistigen Kultur alle großen europäischen Völker ein Uebergewicht von Uebereinstimmung aufweisen, und zwar in Zeitaltern, die noch nicht, wie das unsere, „im Zeichen des Verkehrs" standen. Gewiß: alle feinste Blüthe des geistigen Lebens der Völker ist einzig und eigen; und man kann zum Ruhm unseres Volkes hoffen, daß sich noch mehr als eine Ueberlegenheit seines Kunstschaffens über das in tausend Schlagworten so oft höher gestellte der Italiener erweisen läßt. Aber von einer lärmenden Zeitströmung soll die Wissenschaft sich nicht hinreißen lassen, da sie sonst ihre Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen das eigene Volk verletzen würde. Denn dem diente der Geschichtforscher schlecht, wollte er ihm Eigenthümlichkeiten und Verdienst dort vorspiegeln, wo sie in Wahrheit nicht zu suchen sind.

So flößt denn auch das etwas prahlerische Geräusch ebenfalls einiges Mißtrauen ein, mit dem man die Rassentheorie auf Politik und Geschichte anwendet, — womit ich nicht auf den durchaus sachlich und ruhig auftretenden Wirth anspielen will. Auch hier brauche ich keine Zugeständnisse zu machen, sondern bin aus eigenem Antriebe voll von dem Gedanken der weltgeschichtlichen Sendung und dem geistigen und natürlichen Uebergewicht des Indogermanen- und mehr noch des Germanenthums. Ich sehe das tragische Pathos der neueuropäischen Geschichte in ihrer Ueberwältigung durch das geistige Erbe der Alten, in dem verhängnißschweren Schicksal, das die Germanen unter der Wucht des antik christlichen Einflusses nicht zu einem eigenwüchsigen Ausleben, zu einem selbständigen Ausgestalten ihrer eigenen Kulturgedanken kommen läßt. Aber bei aller Hochschätzung der Rassenunterschiede vermuthe ich, daß sie nicht die entscheidenden und jedenfalls nicht die letzten Ursachen aller Differenzirung der Völkerentwickelungen darstellen, sondern daß Boden und Klima an dieser tiefsten Wurzelstelle des geschichtlichen Vorganges stehen. Wären die Vertreter der materialistischen Geschichtauffassung wirklich Materialisten und nicht, wie es in Wahrheit der Fall ist, Oekonomisten, sie müßten diesen Weg längst eingeschlagen haben. Bei allem sonstigen Gegensatze zu ihnen fühle ich mich in diesem Punkte als einen materialistischeren Geschichtforscher, als sie es sind.

Doch es mag noch lange dauern, bis es zur Aufspürung dieser Ursachen-

reihen und auf sie gegründeter geschichtlichen Gesetze kommt. Die Frage, die auf diesen Blättern beantwortet werden soll, ist die wesentlich bescheidenere, ob aus den neulich vorgelegten Umrißlinien einer nur europäischen, aber vergleichenden Geschichte Gesetzmäßigkeiten abzulesen sind, die in diesem begrenzten Umfange den Namen verdienen. Oppenheimers schon einmal erwähntes Urtheil gesteht meinem Versuche diese Möglichkeit auf der einen Seite zu, auf der anderen leugnet es sie wieder. Aber diese halbe Zurücknahme scheint mir nicht stichhaltig, denn sie gründet sich darauf, daß sie die gesellschaftwissenschaftlichen Formeln, in die ich letzten Endes diese Gesetzmäßigkeiten zu fassen suchte, als unzureichend verwirft. Ich kann aber nicht zugeben, daß festgestellte Gesetzmäßigkeiten — dies Wort immer mit der zuvor ausdrücklich hervorgehobenen Einschränkung auf die europäische Geschichte und also nur im Sinn vorbereitend behaupteter, noch nicht völlig erwiesener Gesetzmäßigkeit angewandt — in ihrer Schlagkraft davon abhängig sind, daß ihre letzte begriffliche Fassung die richtige ist. Gesetzt den Fall, die Meinung Oppenheimers von der ganzen oder halben Unbrauchbarkeit meiner letzten gesellschaftwissenschaftlichen Inhaltsanalyse der einzelnen Zeitalter wäre richtig, so würde dadurch die Brauchbarkeit meiner an vorletzter Stelle gewonnenen und ausgesprochenen Ergebnisse nicht im Mindesten erwiesen. Um so weniger, als ich nur hier und da, in den Anfängen meiner Untersuchung, da ich meiner Forschungweise noch nicht ganz sicher war, diese letzten Gesichtspunkte sogleich in die Einzeldarstellung eingemischt habe. Ich bin vielmehr mit peinlicher, fast hölzerner Folgerichtigkeit darauf bedacht gewesen, diese Schlußfolgerungen immer erst dann vorzunehmen, wenn das Gewebe aller einzelnen Fäden im Netz der Zeiten jedesmal vollkommen aufgelöst vor Augen lag. In dem vor einer Woche hier vorgelegten Aufsatz habe ich vollends mit aller Absichtlichkeit alle diese sozialpsychologischen Ergebnisse bei Seite gelassen. Und man möge mir in dem Generalbericht, den ich heute abstatte, deshalb auch zunächst erlauben, daß ich darlege, inwiefern diesem Unterbau das Gepräge der Gesetzmäßigkeit anhaftet.

Der bisher dargebotene Stoff läßt sich zu diesem Zwecke nach mehr als einer Richtung gewissermaßen in Streifen zerlegen. Am Nächsten liegt: die einzelnen Reihen, die in der bisherigen Uebersicht zu Querschnitten der einzelnen Zeitalter vereinigt, aber auch, was ihre Gesammtstrecke angeht, zerstückelt waren, in Längsschnitten vollkommen zu übersehen. Ich beginne mit der äußeren Geschichte der Völker; nicht aus der alten, in der Rankeschule noch herkömmlichen Ueberschätzung gerade dieses Bestandtheiles der allgemeinen Entwickelung. Sondern, weil die von der Durchführung meiner begrifflichen Methode an dieser Stelle geforderte Leistung eine besonders schwierige war. Handelt es sich doch gerade in diesem, auch von Lamprecht

noch durchaus im alten Zustande belassenen Bezirk darum, an die Stelle der in Hunderte und Tausende von Einzelthatsachen zerbröckelnden Beschreibung endlich einmal eine im strengen Sinne des Wortes allgemeine Darstellung zu setzen. Das heißt: nicht die Thaten der Könige nach einander abzuschildern, noch, wie Ranke es zuweilen auch gethan hat und nach ihm einzelne seiner Epigonen, die „Tendenzen" der auswärtigen Staatskunst eines größeren oder kleineren Zeitraumes nach ihren praktischen Einzelrichtungen zu verfolgen, sondern darum, eine Folge von einheitlichen Gesammtbildern des auswärtigen Verhaltens der Völker zu geben und aus ihrer Abwandlung auf den Charakter der einzelnen Zeitalter zu schließen. Das, was Diplomaten und Diplomatiehistoriker mit einem Schauer mystischer Weihe die hohe europäische Politik nennen, bietet für die Geschichtwissenschaft, wie ich sie meine, sehr nützlichen Einzelbeobachtungstoff; aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr allzu fern, in der man über die Auffassung lächeln wird, der die Verschiebungen auf dem Schachbrett der europäischen Staatskunst und der oft eben so mächtigen sehr dilettantischen Staatskünstelei hochgeborener Patrone den letzten und höchsten Schluß aller geschichtlichen Erkenntniß darstellen. Es war vielmehr nothwendig, hier leitende Gesammtdirektiven zu gewinnen, die den begrifflichen Kern dieser Dinge trafen und zugleich die Eigenschaft hatten, einen für alle Reihen und Stufen der europäischen Geschichte gleichmäßig anwendbaren Maßstab darzubieten. Man verzeihe mir diesen ausführlichen Bericht über das Wie dieser Forschungen; aber er ist nöthig, um einmal an einem Beispiel zu erweisen, daß nicht nur quellenkritische, sondern auch sehr allgemeine Untersuchungen möglich sind, bei denen nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden sind.

Der Vergleichspunkt, von dem die Darstellung ausgeht, bezieht sich auf die Gestalt und Form der staatlichen Verbände und die Art ihrer Berührungen. Das heißt: auf die größere oder geringere Einheitlichkeit und Dichtigkeit jener, auf die Häufigkeit und Beschaffenheit dieser. Die germanisch-romanische Reihe weist in diesem Stücke in der Folge der einmal angenommenen Stufen ein fast jedesmal wechselndes Nacheinander verschiedener Zustände auf. Am Ausgang der Urzeit einer Masse kleiner und noch wenig fester Gebilde, auf deren Beziehungen sich die naturrechtliche Wendung von dem Krieg Aller gegen Alle am Ehesten anwenden läßt. Das Alterthum*) zeigt die an den ausgezeichnetsten Stellen fast fieberhaft rasch um sich greifenden Neigung, jene Zweigverbände der Hundertschaften und Völkerschaften zu Stammes-, Volks- und schließlich zu Großstaaten zusammenzuballen. Die

---

*) Ich muß wiederholt bitten, die dem vorigen Aufsatz beigegebene Zeittafel („Zukunft" vom 11. Januar 1902) zur Hand zu nehmen.

griechische Entwickelung gleicher Stufe hat vielleicht ebenfalls verhältnißmäßig große oder wenigstens mächtige Königreiche hervorgebracht. Das frühe Mittelalter bereitet in deutlich sich abhebender Gegenbewegung in den meisten Germanenstaaten den Zerfall dieser großen Verbände vor, die vielleicht deshalb unendlich selten, fast nie mit einander in Reibung gerathen. Da der Geist dieses Zeitalters im Uebrigen nichts weniger als unkriegerisch ist, stellt sich allmählich der alte Unfriede zwischen den kleinen Verbänden wieder her. Diese erscheinen überhaupt, wenn auch unter neuem Namen, wieder aufgewacht. Und den Zustand des frühmittelalterlichen Griechenlands und seiner zahllosen Kleinkönigreiche kann man in diesem Betracht durchaus dem germanischen gleicher Stufe vergleichen. Das späte Mittelalter läßt die germanischen Großstaaten noch immer nicht häufig, wennn auch nicht ganz so selten mehr zum Kriege mit einander kommen; die territoriale Zerrissenheit und die territorialen Fehden überwiegen noch. In Griechenland bis auf die mangelnde Großstaatsbildung das Selbe: nur einzelne Anläufe zu Staatskriegen größeren Umfanges, stärkerer Heftigkeit in Sparta, zuletzt auch in Athen; im Uebrigen der kleine Krieg der kleinen Verbände. Selbst Rom zeigt erst die kleinen Anfänge seiner späteren Kriege.

Die neuere Zeit setzt überall mit einem unvergleichlich stärkeren Anschwellen der Staatskriege großen Stils ein. Die neueuropäischen Staaten sind von 1494 ab in einer stets wachsenden Verdichtung und Befestigung ihrer einst so lockeren Verbände begriffen und das Zeitalter ist von Anfang bis zu Ende von einer fast nie abreißenden Kette großer und heftiger Staatskriege erfüllt. Eben so die gleiche Stufe der römischen, eben so die gleiche der griechischen Entwickelung: dazu schließt sich selbst das von Grund aus partikularistische Griechenland thatsächlich zeitweise zu einem, zeitweise zu zwei Großstaaten zusammen; Rom wächst von selbst zu einem an. Die neuste Zeit stellt sich in allen drei Reihen zwiespältig dar: sie weist einmal in dem nach außen gekehrten Imperialismus eine gesteigerte Form der Kriegs- und Eroberungstaatskunst der Vorstufe auf, bringt aber auch das Weltbürgerthum und den Friedensgedanken hervor. Die griechisch-hellenische Reihe weist in der Friedenssehnsucht der Demokratie im alten Hellas und den Riesen-eroberungen der Makedonier, die römische Geschichte in der Doppelnatur ihres Weltreichs, das an den Grenzen den fortwährenden Kriegs- und Kolonisirungdrang im Innern aber den im Grunde verwirklichten Kosmopolitismus und die selbe Friedensseligkeit einer ganz unmilitärischen Zeit zeigt, die gleiche Mischung auf wie unser halb demokratisch-sozialistisch-kosmopolitisches, halb nationalistisch-imperialistisches Jahrhundert.

Leitet nun der Entwickelungsgang dieser Reihe des Völkergeschehens zu besonderen Ergebnissen? Für die Herstellung des Stufenbaues der

europäischen Geschichte bietet er einige sehr werthvolle Einschnitte: der Ausschlag des äußeren Verhaltens der Völker beim Eintritt der Neuzeit, die Verschiedenheit zwischen Neuzeit und neuster Zeit und selbst zwischen frühem und spätem Mittelalter sind auffällig genug. Aber auch für die heute vor Allem in Betracht kommende Frage der Gesetzmäßigkeit liegt hier eine Abfolge von in sich unterschiedenen Zuständen oder Thätigkeitbildern vor, die in ihrer mindestens dreimaligen Wiederholung an sich ein gesetzartiges Gepräge trägt. Der stoßweise sich vollziehende Fortschritt von Orts- und Gebietsfehden zu Staats- und schließlich Weltkriegen, der mit ihm Hand in Hand gehende Wechsel von kleinsten, kleinen, großen, größten Staatsgebilden würde, zum Gesetz geformt, zwar eine etwas lange Reihe von auf einander folgenden Einzelerscheinungen darstellen; aber Das dürfte bei einem so weitgedehnten Stoff- und Zeitgebiet nicht Wunder nehmen. Doch kann man vielleicht noch einen Schritt weiter kommen: jede begriffliche und um so mehr jede gesetzmäßige Betrachtung der Dinge drängt nach möglichster Vereinfachung ihrer letzten Ergebnisse und will nicht eher ruhen, als bis sie, ohne dem vorliegenden, durch Erfahrung gewonnenen Stoff Gewalt anzuthun, die kürzeste und knappste Fassung gegeben hat. Ueberschaut man nämlich in dem allein halbwegs vollständigen jüngeren Weltalter den gesammten Verlauf, so ist eine gewisse Wiederholung schon einmal dagewesener Entwickelungen unverkennbar. Die Weltstaaten Karls des Großen und Napoleons haben eine Aehnlichkeit, die nicht nur ihre geographische Beschaffenheit, ihren Umfang angeht. Einen ähnlichen Gang für die Staatsbildungen der ältesten griechischen Geschichte zu behaupten, wäre frevelhaft; daß aber die durch den Nebel schimmernden Umrisse in ihrem Alterthum stärkere Reiche vermuthen lassen, ist schon öfter angedeutet. Eben so müssen die Vorstufen dieser Zielbildungen ein gewisses Maß von Aehnlichkeit haben: der Weg von Hundertschaft- und Völkerschaft zum Stammes- und Volks-, zum Groß- und Weltstaat mag in jener älteren Zeit viel schneller zurückgelegt worden sein; aber eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bahn, die von den selben Völkern in den nächstfolgenden Zeitabschnitten durchlaufen wurde, läßt sich nicht fortleugnen. Die im frühen Mittelalter einsetzende, hier und da im späten Mittelalter noch höher ansteigende partikularistische Zersetzung der vom germanischen Alterthum überkommenen Großstaatsgebilde nimmt sich in mehr als einem Betracht nur wie ein Wiederaufwachen der alten, erst eben überwundenen Zersplitterung aus: sind doch oft auch die neuen Grafschaften die selben Gebiete wie die alten Gaue. Kein Zweifel: der jüngere Entwickelungsgang nimmt ganz andere Formen an als der ältere. Alles vollzieht sich gründlicher, bedachter, verfeinerter, zweckmäßiger. Aber man kann doch zwei Longitudinalwellen der Bewegung als vollkommen getrennt erkennen, die sich mehr der Stärke als der Richtung

nach unterscheiden. Man würde dann eine Erscheinung beobachten, die dem weit umblickenden Geschichtsforscher nicht selten und in ganz verschiedenen Formen aufstößt: daß der Geist der Weltgeschichte wie ein schaffender Künstler auftritt, der mehrmals hinter einander das selbe Gebilde zu formen sucht und dem es zwar nicht zuerst, wohl aber beim zweiten Mal gelingt. Für die hier zu behandelnde Frage aber ist leicht ersichtlich, wie viel mächtiger eine Gesetzmäßigkeit auftritt, die nicht allein in den neben einander zu stellenden Entwickelungreihen, sondern auch in den einzelnen nach einander folgenden Theilabschnitten nachzuweisen wäre.

Ueber diese zeitliche Wiederholung des Staatsbildungverlaufs einen anderen des Wechsels der Kriegsformen zu stellen, wage ich nicht, obwohl auch da der starke Friede, den das Königthum Karls des Großen in seinem Weltstaat aufrecht erhielt und der steiger und besser überwacht war als ein halbes Jahrtausend lang später, zu merkwürdigen Vermuthungen Anlaß giebt. Selbst in den voraufgehenden Stammeskriegen der Franken, Burgunder und so fort könnte man ein Seitenstück zur Neuzeit und ihren zahlreichen Staatskriegen sehen. Doch sei Dies nur angedeutet: es ist unnütz, eine Untersuchung, die sich auf so viele feste Thatsachen stützen kann, mit unsicheren Ausführungen zu belasten. Das bleibende Ergebniß ist, daß die Geschichte des auswärts gewandten staatlichen Verhaltens der europäischen Völker beider Weltalter einen räumlich oft, aber auch zeitlich einmal sich wiederholenden Fortschritt von kleinster, splitterhaftester zu größter Staatsbildung zeigt und daß sich mit ihm wiederum in allen drei Völkerreihen der Geschichte des Erdtheils wenigstens einmal, vielleicht auch zweimal ein Fortschritt von örtlichen zu Gebiets-, Staats-, Weltkriegen verbindet, wobei überall im letzten imperialistischen Abschnitt zugleich der ganz entgegengesetzte Drang nach vollkommenem Frieden auftritt.

Forscht man nach den Grundgedanken, nach denen sich die Entwickelung vollzieht — besser: auf die sie etwa zurückzuführen ist —, so findet man ein rein quantitatives, räumliches Fortschreiten überwiegen: die staatlichen Gemeinschaften scheinen von Anfang an von dem Triebe, sich auszudehnen, beseelt zu sein. Dann erfolgt eine Gegenbewegung, eine Zersplitterung; und das Spiel beginnt von Neuem. Die Formen des Krieges entsprechen ebenfalls nur den Größenmaßen der Staatsbildung, weisen eine Aenderung wesentlich in der Ausdehnung der kämpfenden Parteien auf. Immerhin lassen sich neben diesen rein räumlichen Wandlungen auch Zustands-, Eigenschaftänderungen nachweisen. Die Geschichte der Staatenbildung weist neben der steigenden Ausdehnung und Zusammenballung der staatlichen Verbände auch eine fortschreitende Verdichtung auf. Und Hand in Hand geht mit ihr in der Geschichte der Formen des Krieges nicht nur eine Vergrößerung seines

Maßstabes, sondern auch eine Zunahme seiner Heftigkeit und Zweckmäßigkeit. Die Landschaftkriege waren überlegter und folgenreicher als die ihnen voraufgehenden örtlichen Fehden, die Staatskriege der neueren Zeit weisen eine neue Steigerung auf und die Weltkriege der imperialistischen neuesten Zeiten sind vollends noch weiter vervollkommnet, also noch durchdachter, noch furchtbarer geworden. In scheinbarem Widerspruch zu dieser Entwickelung steht eine andere Aenderung, die doch auch nur auf die selbe Wurzel zurückzuführen ist: die Zunahme der Friedfertigkeit innerhalb der so stetig an Umfang wachsenden Staatsverbände. Der Staat des späteren Mittelalters vermehrt die Zahl der Landschaftkriege außerordentlich, etwas auch die der Staatskriege, aber er begiebt sich daran, die örtlichen Fehden zu unterdrücken, den Landfrieden herzustellen. Der starke Staat der neueren Zeit vermehrt die Staatskriege ins Unerhörte, unterdrückt aber die Landschaft-, die Gebietsstreitigkeiten innerhalb seines Bereiches, ja, er erzieht im germanischen Weltalter zu Gunsten seiner Berufssöldnerheere den Bürgerstand schon zu einer sehr unkriegerischen Gesinnung. Die neueste Zeit läßt im Schatten des Imperialismus vollends — und zwar in der alt- und neueuropäischen Geschichte ganz gleichmäßig — eine ausgesprochene Friedensseligkeit, eine grundsätzliche Abkehr von Krieg und Kriegsgedanken Platz greifen.

Sucht man auch für diese letzten Zusammenfassungen des Vorganges noch nach einer psychologisch zureichenden Erklärung dieser Entwickelung, ohne irgend eine andere benachbarte Thatsachenreihe des geschichtlichen Lebens zur Hilfe nehmen zu wollen, so gelangt man dazu, hier den Macht- und Kampftrieb der Menschen am Werke zu finden, der seinen Ehrgeiz fortwährend steigert, den Bereich seiner Thätigkeit fortwährend ausdehnt, die Schlagkraft seiner Mittel fortwährend erhöht, der aber nothgedrungen zuletzt in sein Gegentheil umschlägt. Diese letzte, an sich überraschendste Erscheinung darf auch nicht auf vollkommene Sättigung zurückgeführt werden: weder der hellenistisch-makedonische noch der römische Imperialismus wähnte sich am Ziele angekommen; und der moderne denkt daran noch weniger. Aber der Verlauf dieser Bewegung selbst brachte es so mit sich: der Macht- und Kampftrieb mußte aus innerer Zweckmäßigkeit heraus, nur um immer größere Reiche zusammenzuballen, immer gewaltigere Kriegsmittel aufzuhäufen, innerhalb der von ihm unterjochten und vereinigten Menschenmassen gegen seinen eigenen, letzten Grundsatz Frieden schaffen. Auf dieser Grundlage aber faßten die so entgegengesetzten Antriebe der Menschenliebe, der Hingebung, der Schwäche festen Fuß und wuchsen sich bald zu sehr erfolgreichen Nebenbuhlern des ihnen zuerst gleichsam wider Willen günstigen Gegners aus.

Während meines Wissens die Entwickelung des äußeren Verhaltens der Völker noch nie so, wie es hier geschah, als Stufenfolge betrachtet

worden ist, hat man der Geschichte ihrer Verfassung ein ähnliches Bemühen schon oft genug gegönnt. Wie lange hat man schon von der Reihenformel Königs-, Adels-, Volksherrschaft gesprochen, an der Treitschke mit all seinem triebartigen Haß gegen jede gesetzmäßige Auffassung der Geschichte so oft Anstoß nahm und die doch noch Roscher in seinem letzten Buche halbwegs aufrecht erhielt. Es scheint, als ob man in Roschers Weise, die eine Fülle werthlosen Einzelstoffes aufzuhäufen liebte und die Grundzüge des geschichtlichen Verlaufes nicht allzu klar hervortreten ließ, nicht eben weit gelangt. Schon die Grundbestandtheile jener Formel werden nur als Unterlagen festgehalten werden können. Ob ein Staat von Einem, von einer Minderheit oder von den Mehrheiten der Masse geleitet wird, ist unendlich wichtig für sein Verfassungleben, aber nicht ausschlaggebend. Es kommt vielmehr an erster Stelle darauf an, ob der Staat seine Bürger straff oder locker zusammenhält, ob er ihnen seinen Willen oft oder selten, streng oder schwach aufnöthigt. Das Entscheidende ist mit einem Worte die Dichtigkeit des Staatsverbandes; sie ist wichtiger als die äußeren Formen der Verfassung.

Daß deren Reihenfolge so, wie sie ehedem nach aristotelischem Muster so häufig behauptet wurde, vollends nicht aufrecht zu erhalten ist, zeigt sich schon zu Beginn der von uns überblickbaren Entwickelung. Hier steht eine ganz andere: die ersten dämmernden Anfänge innerer Staatsgeschichte, die gegen Ende der germanischen Urzeit zu erkennen sind, tragen das Gepräge fast reiner Volksherrschaft, der dann im germanischen Alterthum ein sehr starkes Königsthum nachgefolgt ist. Ob unmittelbar, sei dahin gestellt: könnte man sich, wofür es an einigen Anzeichen, zum Beispiel im vorkarolingischen Sachsen, nicht mangelt, an dieser Stelle als Uebergang von der Volks- zur Königsherrschaft einen Zustand überwiegenden Adels-Einflusses vorstellen, so wäre damit die merkwürdige Wiederholung meiner einigermaßen gleichförmigen Längswellen, die die äußere Staatsgeschichte aufweist, auch für die innere sogar im Einzelnen nachgewiesen. Doch läßt sich darüber nichts Sicheres aussagen, um so gewisser ist das Zutreffen dieser Aehnlichkeit im Großen und Ganzen: im germanischen, vielleicht auch im hellenischen Alterthum endet eine Reihe zunehmender Verdichtung des Staatsverbandes und zunehmender Staatsmacht im Innern, die dann abbricht und noch einmal von vorn beginnt, nur daß sich der Rückfall nicht bis zur Volks-, sondern nur bis zur Adelsherrschaft vollzieht. Von dem Anwachsen der Adelsmacht ist in beiden Weltaltern die Verfassungsgeschichte des frühen und zum Theil noch des späten Mittelalters erfüllt. Es wurde schon festgestellt, daß sie in dem ersten dieser beiden Zeitabschnitte in der griechischen Entwickelung wesentlich anders geformt auftritt als in der germanischen: dort richtet sie ihr Bestreben mehr auf Beeinflussung, hier mehr auf Zersplitterung der Staats-

gewalt. Damit hängt wohl auch am Ehesten der Ausgang des Kampfes zusammen, der in Griechenland und Rom, im jüngeren Weltalter aber nur im Falle Italiens zur Abschaffung des Königthumes führt. Wichtiger ist, daß die Lockerung des Staatsverbandes, die überall das unverkennbare Ergebniß dieser Vorgänge ist, in der alteuropäischen Geschichte minder stark gewesen sein mag als in der neueuropäischen; aber die Kleinheit der dort in Betracht kommenden Gemeinwesen im Gegensatz zu den großen Staaten hier hat dazu sicher viel beigetragen: das homerische Griechenland war, als Ganzes betrachtet, eben so und mehr zersplittert als das frühmittelalterliche Frankreich oder Deutschland, die Enge und Dichtigkeit des Gesammtvolksverbandes noch weit geringer als in den germanischen Reihen.

Das späte Mittelalter zeigt zu Anfang überall die Adelsmacht auf der Höhe ihrer Bahn, im weiteren Verlauf dagegen im Kampf gegen Volksherrschaftbestrebungen oder gegen das wieder emporsteigende Königthum. An Abweichungen fehlt es nicht, aber es ist bezeichnend, daß ihr Bereich nicht mit dem der beiden Weltalter zusammenfällt, sondern meist Glieder der griechisch-römischen Völkergruppe mit solchen der germanisch-romanischen vereinigt. Der englische Adelsparlamentarismus hat mit dem Athens und mehr noch dem Roms viel Aehnlichkeit. Und so verschieden die Eintagsherrschaft der griechischen Tyrannen von dem gewaltigen Aufschwung der alten gefestigten Königthümer auf der entsprechenden Stufe des jüngeren Weltalters gewesen sein mag: der Rückschlag der Königsherrschaft gegen den Adelsstaat giebt Beiden das entscheidende Gepräge. Und wenn im spätmittelalterlichen Italien die selbe Tyrannis wie im spätmittelalterlichen Griechenland die Stelle der monarchischen Reaktion vertrat, so geht daraus hervor, daß die neueuropäische Entwickelung dort, wo das haltende Band des Großstaates durchschnitten und eine Zwergstaatsbildung eingetreten war, ganz ähnliche Bahnen einschlug wie die alte. Schließlich sind Beide mit der nun sich regenden demokratischen, Das heißt: bürgerlichen Bewegung einen überall gleich merkwürdigen Bund eingegangen: der neue Königsgedanke ist mit den neuen Volksherrschaftgedanken von Anfang an in einem seltsam unausgesprochenen Einverständniß gewesen. Die letzten Ergebnisse dieser Mischung von Adels-, Königs- und Volksherrschaft weichen in den Verfassungformen weit von einander ab. Aber das Ziel der Bewegung ist zuletzt überall eine Verstärkung des Staatsgedankens, eine Verengerung, Verdichtung des Staatsverbandes, die sehr deutlich den Zustand des nächsten Zeitalters vorbereitet.

Dieses, die Neuzeit, bringt den Vorgang zum wirksamsten Abschluß: die demokratisch maskirte Adelsherrschaft Roms, die Adels- und Volksherrschaft Athens, die erst mit dem Ständethum kämpfenden, dann siegreich unumschränkten Monarchien des neueuropäischen Festlandes und die monarchisch maskirte

Aristokratie Englands stellen alle ganz gleichmäßig einen Höhepunkt der Staatsmacht im Innern dar: der Staat beherrscht meist durch Zwang, zuweilen in den Formen halb aristokratischer oder vollkommener Volksherrschaft den Geist und das Leben seiner Angehörigen so rücksichtlos wie nie zuvor. Der Staatsverband ist zu einem sehr hohen Grade der Dichtigkeit gelangt. Die neueste Zeit ist voll von demokratischen Gegenbewegungen, die im hellenistischen Griechenland immer wieder, in dem Rom der Revolution- und der Kaiserzeit nach stürmischen Uebergängen, im modernen Europa zuweilen von der charakteristischen Form des überstarken und dabei halb demokratisch sich geberdenden Königthums, vom Imperialismus überwunden werden. Der Staatsverband wird durch die eine dieser beiden sich bekämpfenden Grundströmungen der Zeit theoretisch oft gänzlich in Frage gestellt: die weltbürgerlichen, demokratischen und sozialistischen Anschauungen, die im jüngeren Weltalter nur stärker auftreten als im älteren, widerstreben ihm alle. Doch geht der Imperialismus auch mit den nationalen Instinkten der Masse eine so enge Verbindung ein, daß die riesenhaften Gemeinwesen dieser Stufe überall mächtiger zu sein scheinen als die Staaten der früheren Zeitalter.

Ueberblickt man den gesammten Verlauf der inneren Staatsentwickelung, so stellt sich zunächst mit dem schon erwähnten Vorbehalt eine erste Längswelle der Bewegung von geringerer zu größerer Dichtigkeit der Staatsverbände aus, die schon im Alterthum endet und selbst für die germanische Reihe nur in Umrissen nachgewiesen werden kann. Um so sichtbarer ist auch hier der Lauf der zweiten, viel schärfer ausgeprägten Längswelle: der frühmittelalterlichen Schwäche des Staates steht sein langsamer Kräftezuwachs im späten Mittelalter, sein rasches und vollkommenes Erstarken in der neuern Zeit gegenüber. Die neuste Zeit bringt dann auch hier theils eine noch weiter schreitende Steigerung der innern Staatsmacht, theils einen grundsätzlichen Rückschlag, der im älteren Weltalter zu nur unwesentlichen Gegenbewegungen führte, aber auch im jüngeren bis auf den heutigen Tag noch keinen dauernd entschiedenen Sieg errungen hat.

Zuletzt wird man die innere Entwickelung der Staaten nicht auf so einfache Triebkräfte zurückführen können wie den Fortschritt ihres äußeren Verhaltens. Kein Zweifel: zur Entstehung und zum Wachsthum der Staaten haben sehr mannichfache Seelenregungen beigetragen; faßt man aber nur den Grundgedanken ins Auge, aus dem die stattgefundene Bewegung selbst abzuleiten wäre, so ergiebt sich doch auch hier wieder das Walten des Machttriebes der Menschen und zugleich der inneren Zweckmäßigkeit der Dinge. Mag auch Hingebung und Unterwürfigkeit der Massen zu der Möglichkeit, daß Staaten überhaupt entstanden, eben so viel beigetragen haben wie die Entschlüsse der Einzelnen und der Wenigen, den Ausschlag gebenden Faktor

in der Rechnung stellt diese Bethätigung des Machttriebes dennoch dar, die zuweilen auch die Vielen ergreift, um dann zur Volksherrschaft zu führen. Die Träger des Impulses sind sehr verschieden: am Oeftesten Einzelne und ihre Nachkommen, Könige und Königsgeschlechter, dann wieder Minderheiten von gesellschaftlich und wirthschaftlich Bevorzugten, die, sei es als Einzelne sich der Staatsgewalt entziehen, sei es als Körperschaft, als wirklicher Adelstand, sich ihrer bemächtigen, sie für sich ausnutzen wollen, am Seltensten große Massen des Volkes, die auch dann, wenn sie der Verfassungform nach die Machthaber sind, von jenen Minderheiten geführt zu werden pflegen. Der Antrieb, der Durst nach Machtübung, ist doch immer der selbe. Ueber den dumpfen Instinkt und den fessellosen Ehrgeiz der Einzelnen oder der Wenigen oder der Vielen aber siegt die innere Zweckmäßigkeit der Sache und auf ihr allmählich fortschreitendes Durchdringen ist im Wesentlichen auch die Stufenreihe dieser Entwickelungen zurückzuführen. Zuerst ein Aufsteigen des Staats und des Staatsgedankens von Volksherrschaft zu starkem Königthum, dessen Verlauf selbst in dem besser von der Ueberlieferung beleuchteten Weltalter der Germanen in Nebel gehüllt ist, dessen Schlußergebniß aber in den starken Königreichen des germanischen Alterthums klar vor Augen liegt, für das griechische Alterthum wenigstens zu vermuthen ist. Nun der große Rückschlag, Zersplitterung oder Entkräftung der Staatsgewalt, Adelsherrschaft im frühen Mittelalter; im späten Mittelalter Wiederaufsteigen des Königthumes oder wenigstens des Staatsgedankens gegen die Adelsmacht, im Bunde mit dem entstehenden Bürgerthum; in der neueren Zeit Sieg des Staatsgedankens in verschiedenen Formen; in der neuesten endlich Steigerung und zugleich neue Anfeindung und Abschwächung des Staatssinnes. Auch hier wieder wird man nicht ohne Weiteres behaupten dürfen, die Entfaltung der Staatsgewalt sei an ihrem Sättigungpunkt angekommen und deshalb der Rückschlag eingetreten: einige staatssozialistische Zukunftpläne weisen eine noch stärkere Unterwerfung des Einzelnen unter den Staat auf. Auch hier hat vielmehr die Natur der Dinge selbst den Umschlag in das Gegentheil der bisherigen Entwickelung herbeigeführt: der Staat hat so lange Zeiten hindurch alle körperschaftlichen oder Gebiets-Sonderbildungen bekämpft, bis er den Einzelnen in einem sehr weiten Bereiche, innerhalb der Staatsgrenzen nämlich, vergleichsweise frei und fessellos hinstellte. Was Wunder, daß der schließlich auch die letzte Folgerung zog und sich auch von den Banden des Staates selbst zu befreien suchte, Das heißt: zu liberalen, sozialistischen, anarchistischen Anschauungen gelangte?

Wilmersdorf, Dezember 1901. Professor Dr. Kurt Breysig.



Vereinsrecht.

Wohl keine Materie des Bürgerlichen Gesetzbuches kann so sehr das Interesse der politischen Kreise für sich beanspruchen wie das Vereinsrecht, keine hat daher, abgesehen vielleicht vom Eherecht, bei der parlamentarischen Berathung des Gesetzbuches so lebhafte Erörterungen hervorgerufen. Das ist leicht begreiflich; denn wenn auch das Bürgerliche Gesetzbuch das öffentliche Vereinsrecht leider den Einzelstaaten überläßt und sich auf die Regelung des privaten Vereinsrechtes beschränkt, so kann doch dessen von großen Gesichtspunkten getragene Ausgestaltung ohne Zweifel viel zur Kräftigung und Konsolidirung des politischen Volkslebens beitragen.

Die wichtigste Frage des privaten Vereinsrechtes ist die der Rechtsfähigkeit. Ein Verein, der rechtsfähig oder, was das Selbe besagt, eine „juristische Person" ist, steht im Rechtsverkehr den physischen Personen gleich; er kann insbesondere im Wege grundbuchlicher Eintragung Grundstücke und Hypotheken, er kann Erbschaften und Vermächtnisse erwerben, selbständig Prozesse führen u. s. w. Aber auch im Verhältniß zu den eigenen Mitgliedern hat ein solcher Verein größere Unabhängigkeit und Konsistenz; es kann hier nicht so leicht wie bei anderen Vereinen vorkommen, daß die Mitglieder vielleicht eines schönen Tages auseinanderlaufen oder sich allmählich „verkrümeln". Es liegt danach auf der Hand, daß die Rechtsfähigkeit sich, namentlich auch im politischen Leben, für einen Verein als sehr vortheilhaft erweisen kann. Eben deshalb nun nahm die Reichsregirung gegenüber den Bestrebungen, die darauf abzielten, allen — gehörig organisirten und erlaubte Zwecke verfolgenden — Vereinen die Rechtsfähigkeit zu sichern, von vorn herein eine auf kleinlichen Bedenken fußende, durchaus feindliche Stellung ein. Die erste, 1874 eingesetzte Kommission zur Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches wagte sich daher an die Frage der Rechtsfähigkeit überhaupt nicht heran, sondern wollte sie aus dem Gesetz ausscheiden und ihre Regelung den Einzelstaaten überlassen, von denen wenig Ersprießliches zu erwarten war. Die zweite, 1890 eingesetzte Kommission gab zwar diesen gänzlich verfehlten Gedanken auf, vermochte aber unter dem Druck der Regirung gleichfalls zu keiner befriedigenden Lösung der Frage zu gelangen. Im Reichstag war eine Mehrheit über die Mängel der gemachten Vorschläge einig; aber da das Reichsjustizamt auch hier gegen alle erheblichen Verbesserunganträge das Gespenst der „Unannehmbarkeit" citirte, obwohl die Frage in keinem Verhältniß zu der Bedeutung des gesammten Bürgerlichen Gesetzbuches stand, wurde eine Aenderung nicht erzielt: es gelang nur, eine vom Bundesrath in den Gesetzentwurf hineingebrachte, noch über die Beschlüsse der „zweiten Kommission" hinausgehende reaktionäre Klausel zu beseitigen.

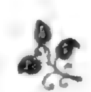
Diese Beschlüsse sind also Gesetz geworden. Ihr Ergebniß ist, kurz gefaßt, folgendes: Vereine mit wirthschaftlichen Hauptzwecken können die Rechtsfähigkeit nur durch obrigkeitliche Verleihung erlangen, andere Vereine dagegen durch die bei Erfüllung gewisser Normativbedingungen nicht versagbare Eintragung in

das gerichtliche Vereinsregister, — jedoch mit einer Ausnahme, die den Werth der ganzen Regel aufhebt: bei politischen, sozialpolitischen und religiösen Vereinen muß die Eintragung unterbleiben, wenn die Polizei Einspruch erhebt. Der Einspruch bedarf keiner Begründung ... Die Polizei darf hier nach freier Willkür handeln. Man kann schon heute feststellen, daß diese Regelung einen Rückschritt hinter das ältere Recht bedeutet. Insbesondere konnten in Preußen die Vereine früher Rechtsfähigkeit nur durch königliches Privileg erlangen. Es mußte also im einzelnen Falle das Staatsoberhaupt in Person bemüht und außerdem die erfolgte Verleihung in dem betreffenden Regirungamtsblatt, ein Auszug auch in der Gesetzsammlung, veröffentlicht werden. Hierin lagen immerhin gewisse Kautelen gegen einen Mißbrauch. Jetzt dagegen haben die Verwaltungbehörden es in der Hand, dadurch, daß sie je nach der parteipolitischen Richtung des Vereins den Einspruch erheben oder unterlassen, ganz ohne alle Umstände und geräuschlos die Vortheile der Rechtsfähigkeit den „staaterhaltenden" Parteien zuzuwenden, den zur Gruppe der „Nörgler" gehörigen dagegen zu versagen. In der That zeigt das berliner Vereinsregister, daß man zum Beispiel den Bund der Landwirthe und den Deutschen Flottenverein, ferner einige Arbeitgeberverbände, wie den Verein Berliner Metallindustrieller, den Verein für chemische Industrie, den Verein selbständiger Schuhmacher, zur Eintragung zugelassen hat: politisch links stehende und Arbeiter Vereinigungen sind dagegen nicht zu entdecken. Es wäre sehr wünschenswerth, daß konkrete Fälle, in denen Vereine oppositioneller Richtung durch polizeilichen Einspruch an der Eintragung verhindert worden sind, von den Betheiligten vor die Oeffentlichkeit gebracht würden. So war das Verhalten der Behörden sehr bemerkenswerth, als sich in Berlin die erste Gewerkschaft zur Eintragung anmeldete. Via Polizeipräsident, Minister des Inneren, Justizminister, Kammergerichtspräsident wurde, so verlautet aus „eingeweihten Kreisen", in einem langen Schreiben dem Registerrichter auseinandergesetzt, daß der Hauptzweck einer solchen Gewerkschaft „wirthschaftlicher" Natur sei und „dieselbe" daher in das Vereinsregister nicht eingetragen werden könne. Der Registerrichter hat sich denn auch in der That den Standpunkt der vorgesetzten Behörde zu eigen gemacht. Demnach kommt das Vereinsregister hauptsächlich solchen Vereinen zu Statten, die sich mit der Obstbaumkunde, der Züchtung von Vorstehhunden, dem Quartettgesang, dem Fußballspiel, dem Segelsport und anderen harmlosen Dingen befassen: sie füllen das Vereinsregister zu Dutzenden. Ihnen gegenüber hat die Regirung auch das Opfer des polizeilichen Einspruches gebracht. Wehe aber auch einem solchen Verein, wenn er politische oder sozialpolitische Seitensprünge macht: sofort kann ihm, laut § 43, Absatz 3, BGB., die Rechtsfähigkeit entzogen werden. Das ist allerdings unzulässig gegenüber den Vereinen, die auf Grund ihrer Satzung politische oder sozialpolitische Zwecke verfolgen, aber, weil von vorschriftgemäßer Gesinnung, polizeilichen Einspruch nicht erfahren haben. Jedoch sind auch sie, wie ich mit boshafter Genugthuung festzustellen vermag, nicht auf Rosen gebettet. Die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches sind nämlich auch in juristisch technischer Beziehung kein Heldenstück des Gesetzgebers. Sie sind ungeschickt und verzwickt: je gewissenhafter der Registerrichter, desto größer die Scherereien. Schon die Anmeldung eines Vereins zum Register wird regelmäßig vom Richter aus irgend einem

formellen Grunde beanstandet und sehr häufig läßt sich der betreffende Mangel nur auf dem umständlichen Wege einer Statutenänderung beseitigen. Ferner ist jede Aenderung im Vorstande, ja, jede Wiederwahl eines Vorstandsmitgliedes von sämmtlichen Vorstandsmitgliedern entweder persönlich bei Gericht oder in notariell beglaubigter Form zum Vereinsregister anzumelden. Ist nun die Zahl der Vorstandsmitglieder einigermaßen groß oder wohnen sie gar an verschiedenen Orten, so sind die Umständlichkeiten und Kosten ganz gewaltig. Uebrigens kostet nicht allein die persönliche gerichtliche Anmeldung beziehungweise die notarielle Unterschriftbeglaubigung Geld, sondern der Fiskus erhebt außerdem für jede Eintragung ins Register, auch wenn sie sich zum Beispiel nur auf eine Vorstandsänderung bezieht, seine Gebühr. Die Höhe der Kosten hängt von dem Bestande des Vereinsvermögens ab. Zur gehörigen Bewirkung aller Anmeldungen und Formalien werden die Vorstandsmitglieder durch gerichtliche Ordnungstrafen gezwungen . . . Berechtigt und verpflichtet wird der Verein nach dem Gesetz nur durch Erklärungen sämmtlicher Vorstandsmitglieder. Das Vereinsstatut kann zwar eine abweichende Vorschrift treffen, insbesondere bestimmen, daß auch der Vereinskassirer selbständig zur Vereinnahmung von Geldern und zu Quittirungen befugt sein solle; aber das Gericht darf, wegen der ungeschickten Fassung des Gesetzes, dem Kassirer eine amtliche Bescheinigung darüber nicht ertheilen. Ohne eine solche Bescheinigung lassen sich aber Behörden und wohl auch manche Privatinstitute mit dem Vereinskassirer allein nicht ein, da sie sonst Gefahr laufen, daß die Handlungen des Kassirers nicht als für den Verein bindend anerkannt werden. Es läßt sich sogar die Ansicht vertreten, daß Behörden – namentlich auch die Grundbuchämter – kraft gesetzlicher Vorschrift (§ 69 BGB.) nur gerichtliche Bescheinigungen als gehörigen Nachweis der Vertretungmacht der Vorstandsmitglieder ansehen dürfen. Für alle Rechtsgeschäfte mit und vor Behörden, streng genommen sogar schon bei der Quittirung über eine postalische Geldsendung, müssen sämmtliche Vorstandsmitglieder zusammengeholt werden. Endlich müssen eingetragene Vereine der Behörde auf Verlangen ein Mitgliederverzeichniß einreichen. Andere Vereine sind dazu nur nach Maßgabe des preußischen Vereinsgesetzes, nämlich dann verpflichtet, wenn sie eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken.

Nach Alledem kann es nicht Wunder nehmen, daß die Zahl der in das berliner Vereinsregister eingetragenen Vereine sich auf etwa 150 beläuft. Die Geringfügigkeit dieser Zahl wird erst offenbar, wenn man erfährt, daß im berliner Adreßbuch an die 2000 Vereine für Berlin allein aufgezählt sind, daß aber außerdem das berliner Vereinsregister auch sämmtliche Vororte, zu denen Großstädte wie Charlottenburg und Schöneberg gehören, umfaßt. Vermuthlich dürfte aber auch mancher unter den eingetragenen Vereinen geneigt sein, sich des Danaergeschenkes der Rechtsfähigkeit rasch wieder zu entledigen.

Frankfurt am Main. Dr. Eli Passow.



Die nobilitirte Nase.

Am Hofe zu Afterstadt herrschte fieberhafte Aufregung und daran war der angesagte Besuch Ottomars des Vierundzwanzigsten schuld, von dem man sich zuraunte, daß er geradezu übertrieben geistreich sei. Diese sonderbare, höchst überflüssige und vollkommen unstandesgemäße Eigenschaft erklärte zur Genüge die kopflose Geschäftigkeit des Oberhofmeisters, des Hofmeisters und aller anderen in Betracht kommenden Hofchargen und Aemter.

Bei sonstigen Besuchen lag ja die Sache sehr einfach: da veranstaltete man drei bis vier Galatafeln, Theater paré — natürlich mit Ballet — Truppenschau über sämmtliche drei in der Residenz liegenden Infanteriebataillone, Jagd auf eingefriedete Rehe und allenfalls noch ein ganz intimes Ueberbrettl, bei dem der Erbprinz Kasimir, im Gegensatz zu den albernen Serenissimuswitzen, höchst eigene Geistesblitze zum Besten gab, die stets die pflichtschuldigste Heiterkeit hervorriefen. Alle diese schönen Dinge konnte man Ottomar dem Weisen nicht bieten. Man wußte sogar, daß er, in Folge schlechter Verdauung, nicht einmal die offiziellen Hoftafeln liebe. Das trug zur allgemeinen Rathlosigkeit noch mehr bei.

Endlich fing sich in dem oberhofmeisterlichen Gehirnchen Etwas zu regen an. Und das Ergebniß dieser seltenen Thätigkeit bestand in der Erkenntniß, daß dieser Besuch irgend einen Grund haben müsse und daß sich vielleicht hier einsetzen ließe.

Am Einfachsten wäre es nun gewesen, sich bei dem am afterstädter Hofe beglaubigten Geschäftsträger zu erkundigen; da aber solche direkte Anfrage jedweder diplomatischen Gepflogenheit widersprach, fand man es für richtiger, sich der Vermittelung des berliner Auswärtigen Amtes zu bedienen.

Bülow rechtfertigte denn auch das in ihn gesetzte Vertrauen und brachte, nachdem für diese Staatsaktion dem Reiche nur die Kleinigkeit von 867 Mark an Spesen erwachsen war, heraus, daß sich Ottomar XXIV. am afterstädter Hoftheater die Erstaufführung der Oper „Wikingerfahrt" seines Schützlings Swendal anhören wolle.

Als der Minister des königlichen Hauses dem Landesvater darüber Vortrag gehalten hatte, ließ Allerhöchstderselbe den Intendanten von Pumphoff, der noch bis vor wenigen Wochen die Garnison als Lieutenant zierte, zu sich bescheiden und stellte ihn über diese ganz unangebrachten Neuerungen — als da sind: Erstaufführungen und sonstiger Unfug — höchst ungnädig zur Rede. Pumphoff machte in seiner Verblüfftheit ein nicht gerade sehr schlaues Gesicht und wollte von einer Erstaufführung absolut nichts wissen, ja, er verschwor sich hoch und heilig, außer „Zar und Zimmermann" überhaupt keine „nordische" Oper zu kennen.

„Vielleicht ließe sich diese Oper Seiner Majestät vorsetzen", wagte er schüchtern vorzuschlagen; „man könnte ja allenfalls ein größeres Ballet einschieben und mit einer Apotheose, die die völkerbeglückende Freundschaft der Allerhöchsten Häuser allegorisch zum Ausdruck bringt, schließen. Intendanturrath Schlaumann wird Das vortrefflich machen."

„Na, dann rufen Sie ihn gleich her“, befahl Majestät und fügte, während er sich zu dem Minister wandte, ärgerlich hinzu: „Wenn Pumphoff nichts versteht, dann paßt er eigentlich besser zum Militär und ich mache den Schlaumann zum Intendanten.“

Die Excellenz wäre vor Schreck beinahe hingefallen; zitternd und zagend und vor der eigenen Kühnheit erbebend, flüsterte sie beschwörend: „Wollen Euer Majestät gnädigst bedenken, daß besagter Schlaumann nicht einmal von Adel ist und sich also für solchen Posten gar nicht eignet!“

„Hm... Dem ließe sich allenfalls abhelfen.“

Die Excellenz glaubte, ihren sonst so fein hörenden Ohren nicht trauen zu dürfen, und stand ganz erstarrt. Nach und nach kam erst wieder Leben in die nur mäßig ausgefüllte Ministeruniform. Eingedenk der auf ihn in diesem kritischen Moment herabsehenden achtzehn männlichen und sechzehn weiblichen Ahnen, wagte er, submissest einzuwenden: „Mögen mir Euer Majestät gnädigst gestatten, zu erinnern, daß seine Frau einem on dit zufolge jetzt die Geliebte Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Amadeus ist. Es stünde also zu befürchten, daß der Pöbel, der sich ja leider nicht mehr den Mund verbieten läßt, den Grund dieser Standeserhöhung eher in den Verdiensten der Frau als in denen des Mannes suchen würde.“

„Der Mann soll also wieder einmal das Opfer der Verhältnisse seiner Frau werden“, warf Majestät schmunzelnd ein.

Excellenz begriff den feinen Witz — allerdings nicht sofort, aber immerhin schon nach einer nicht allzu langen Pause — und verzog sein faltiges, glattrasirtes Gesicht zu einem respektvollen Beifallslächeln. Dabei war ihm aber auch an der Stirn abzulesen, wie sehr er sich bemühte, den Wortlaut seinem Gedächtniß einzuprägen, um das königliche bon mot weiter kolportiren zu können.

„Bei Alledem begreife ich nur den seltsamen Geschmack meines Bruders nicht“, fuhr der Landesvater in seiner leutsäligen Art fort; „das Frauenzimmer sieht ja in ihrer übertriebenen Magerkeit wie ein frisch aufblühender Zahnstocher aus.“

Excellenz getraute sich nun sogar, ganz vernehmlich zu kichern; und als er bemerkte, daß dieses Kichern beifällig bemerkt wurde, verstärkte er seine Heiterkeit zu einem veritablen Lachen, das sich wie das Meckern eines Ziegenbockes anhörte.

„Na, sagen Sie mal“, fragte der Landespapa, „merkt denn der Gatte nichts von der Geschichte?“

„Wie würde er wagen! Der Mann steht ja schon fünfzehn Jahre in Hofdiensten, muß also doch mindestens so viel gute Formen angenommen haben, um solche Auszeichnung schätzen und würdigen zu können!“

Im selben Augenblick betrat der also Gekennzeichnete mit dem Intendanten das Allerhöchste Arbeitzimmer, wo er in bescheidener Weise auseinandersetzte, daß er an eine Erstaufführung der Wikingerfahrt gar nicht gedacht und die Nachricht nur in die Presse lancirt habe, um zu zeigen, mit welchem künstlerischen Ernst hier gearbeitet werde, und dadurch den Ruf der königlichen Hofbühne noch mehr zu heben.

„Nicht übel ersonnen“, mußte Majestät zugeben. „Aber Ihr habt mich dadurch in eine sehr unangenehme Situation gebracht; denn erstens liegt mir

nichts an diesem ..." Majestät hüstelten den „Besuch" ärgerlich hinunter und die drei höfischen Ehrenmänner schlugen wie auf Kommando die Augen zu Boden, um zu zeigen, daß sie absolut nichts gehört, geschweige denn verstanden hätten.

„Und dann", fuhr Majestät mißlaunig fort, „werden wir uns auch so schon bis auf die Knochen blamiren, denn eine so schnelle Einstudirung ist doch einfach unmöglich! So viel verstehe ich schließlich auch."

„Es ginge doch", erlaubte sich Schlaumann einzuwenden. „In Folge unserer Notiz wurde an verschiedenen Hofbühnen, die uns den Triumph neideten, sofort mit der Einstudirung begonnen. Wenn nun Euer Majestät in geeigneter Weise Allerhöchstihren Wunsch zu erkennen geben würden, so ist es doch selbstverständlich, daß man die in Betracht kommenden Künstler bei uns gastiren läßt und ihnen auch Urlaub zu den nöthigen Proben giebt."

„Ganz richtig", sagte aufathmend der Intendant, „und da das Geld bei solcher Gelegenheit gar keine Rolle spielt, so ..."

„Ne, ne, mein lieber Pumphoff", unterbrach ihn der Landesvater ungeduldig; „in Geldangelegenheiten sind Sie mir noch immer viel zu viel Lieutenant. Merken Sie sich: fürs Militär, das nach innen und außen die Macht Unseres Hauses und damit auch des Vaterlandes stützt, müssen natürlich stets die nöthigen Mittel vorhanden sein, aber die Kunst und die Künstler lohnt man durch kleine Gunstbezeugungen ab. Das ist viel vornehmer."

„Und billiger", setzte Schlaumann in Gedanken hinzu; laut aber sagte er: „Ich denke, daß wir mit vier bis fünf Medaillen für Kunst und Wissenschaft davonkommen werden."

Der Landespapa nickte gnädig. Das war sein Mann. „Na, dann leitet Alles in die Wege, lieber Rath." Damit war die denkwürdige Audienz, die für Schlaumann den ersten Schritt nach oben bedeutete, beendet.

Am Tage der Generalprobe langte der hohe Gast in Afterstadt an und gab, obgleich er von den Strapazen der Reise noch sehr angegriffen war, den Wunsch zu erkennen, der Probe beizuwohnen.

Ottomar XXIV. regirte über ein Land, wo es für ihn nichts zu regiren gab, da dieses Geschäft von dem Ministerium und dem Parlament besorgt wurde. Da sich aber schließlich auch ein König nicht nur mit Müßiggang beschäftigen kann, so widmete er seine freie Zeit der Kunst, die in ihm einen um so ehrlicheren Protektor fand, als er sich nicht einbildete, mehr als die Künstler zu verstehen, und sie nie mit unverlangten Rathschläge ärgerte. Wegen dieser sonderbaren Bescheidenheit galt Ottomar unter seinen Hermelingenossen als bête noire und ein wirklich regirender und redegewandter „Vetter" hatte über ihn die höchst impulsive Bemerkung gemacht, daß sich bei ihm die Weisheit in der Beschränktheit zeige. Trotz diesem königlichen Scherz aber hatte man vor Ottomars Kenntnissen einen ganz gewaltigen Respekt. Um sich vor ihm nicht zu blamiren, fand man es deshalb angezeigt, den Lieutenant-Intendanten krank werden zu lassen und Schlaumann mit seiner Vertretung zu betrauen.

Vor Beginn der am Abend stattfindenden Generalprobe mußte Ottomar eine Galatafel über sich ergehen lassen; und da er sich ohnehin schon auf der Reise eine kleine Magenindisposition zugezogen hatte, fiel es ihm schwer, seine volle Aufmerksamkeit dem Werke zu widmen. Er rückte auf seinem Platz so

unruhig hin und her, daß die ihn verstohlen beobachtenden Künstler der Meinung waren, seinen hohen Ansprüchen nicht zu genügen, dadurch wirklich ihre Sicherheit einbüßten und nun thatsächlich einen Einsatz nach dem anderen verpaßten. Der Kapellmeister, dem die Schweißperlen auf der Stirn standen, war nahe daran, den Taktstock wegzuwerfen und auf und davon zu rennen. Der Aermste ahnte nicht, daß auch dem königlichen Zuhörer der kalte Schweiß die Stirn netzte und daß auch er am Liebsten auf und davon gegangen wäre. Aber nicht die falschen Töne von oben bereiteten ihm solche Höllenqual ... Von Natur aus prüde, genirte er sich, seines Leibes Noth einem Sterblichen zu offenbaren. Doch Schlaumanns hofmännischer Nase konnte die Verlegenheit des hohen Herrn nicht lange entgehen. Rasch entschlossen, ließ er abklopfen und bat den königlichen Gast um die Erlaubniß, ihn nach einen Ort geleiten zu dürfen, wo schon so manches ehrwürdige Haupt Erlösung fand. Mit würdevollem Anstand folgte ihm Ottomar XXIV.

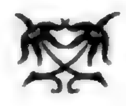
Wie aber sollte er solchen Dienst belohnen? Die Rettungmedaille am gelben Band dünkte ihn für diese That der verblüffendsten Geistesgegenwart zu gering und auch der Pavnuziusorden für Kunst und Wissenschaft konnte nicht in Frage kommen, da er dem wackeren Manne ohnehin schon zugedacht war.

Lange brütete Ottomar. Dann erhellte plötzlich ein sonniges Lächeln sein geistreiches Gesicht; und als er wieder in vollen Zügen die frische, freie Luft athmete, legte er die Hand auf des demuthvoll Harrenden Schulter und ernannte ihn, eingedenk der ihm persönlich geleisteten Dienste, zum Ritter seines Allerhöchsten Hausordens vom Heiligen Gundakar. Nachdem Schlaumann seinen tiefgefühlten Dank gestammelt hatte, geleitete er den Gast nach seinem Platz zurück, stellte sich wieder in ehrerbietig gebückter Haltung hinter ihm auf und hoffte, daß ihm bei einiger Aufmerksamkeit vielleicht noch eine Auszeichnung zu Theil werden könnte.

Darin täuschte er sich nun freilich; aber die außerordentliche Gnade, die der königliche Vetter seinem Intendanturrath erwiesen hatte — Hausorden und Pavnuziusorden! —, bestimmte den Landesvater, nun auch nicht länger mit seiner Huld zurückzuhalten. Noch am selben Tage ernannte er den Ueberglücklichen zum königlichen Intendanten und erhob ihn in den erblichen Adelsstand. Wie es kam, weiß man noch heute nicht; aber der mit dem Entwurf des Wappens betraute Künstler erfuhr von dem seltsamen Dienst, dem Schlaumann seine Auszeichnung zu verdanken hatte, und brachte in den Schrägfeldern überlebensgroße Nasen an, die er mit dreister Keckheit für Wikingerfahrzeuge ausgab.

Die Herren vom Heroldsamt, die mit dieser Nobilitirung ohnehin nicht recht einverstanden waren, thaten, als ob sie es glaubten; Herr von Schlaumann aber kann nicht mal auf den Visitenkarten mit seinem Wappen paradiren.

Victor von Reisner.



Selbstanzeigen.

Ahnentafel-Atlas. Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen. Berlin, bei J. A. Stargardt.

Das Werk erscheint in zwanzig Lieferungen, von denen siebenzehn schon zur Ausgabe gelangt sind. Jede Lieferung enthält vier Ahnentafeln. Auf diesen insgesammt achtzig Ahnentafeln sollen die Ahnen sämmtlicher evangelischen und römisch-katholischen und einiger griechisch-katholischen Herrscher Europas und ihrer Gemahlinnen gegeben werden. Unberücksichtigt bleiben nur die regirenden Häuser Serbiens, Montenegros und der Türkei. Diese Ausscheidung ist gerechtfertigt, weil alle übrigen und somit alle aufgenommenen regirenden Familien Europas eine große rechtliche Gruppe bilden. Auf diese Gruppe, zunächst alle evangelischen und römisch-katholischen Häuser umfassend, hat der alte deutsche Rechtsbegriff der Ebenbürtigkeit, mögen die einzelnen hausgesetzlichen und verfassungrechtlichen Bestimmungen darüber auch noch so verschieden sein, zur Anwendung zu gelangen. Von den griechisch-katholischen Häusern gehören Griechenlands Königshaus und Rußlands Kaiserhaus (Haus Oldenburg), Rumäniens Königshaus (Haus Hohenzollern) und Bulgariens Fürstenhaus (Haus Sachsen-Koburg) vermöge ihrer Abstammung zu der selben Gruppe. Sie sind deshalb aufgenommen. Jede Ahnentafel geht bis zu der Ahnenreihe hinauf, die zweiunddreißig Ahnen umfaßt, enthält also die beiden Eltern, die vier Großeltern, die acht Urgroßeltern, die sechzehn Ururgroßeltern, die zweiunddreißig Ururur-großeltern der Person, für die sie aufgestellt ist. Die Tafeln zeigen daher zunächst deutlich die mannichfache Verwandtschaft, in der die regirenden Familien Europas, so weit sie zu der angegebenen Rechtsgemeinschaft gehören, unter einander stehen. Sie lassen ferner die Ebenburtpraxis der regirenden Familien genau erkennen. Man wende nicht ein, daß für diese Praxis auch die Seitenlinien in Betracht kommen, denn es ist einleuchtend, daß in der zunächst zur Regirung berechtigten und berufenen Linie jedes Fürstenhauses das Ebenburtrecht des betreffenden Hauses am Strengsten zur Anwendung kommt. Die Tafeln verdeutlichen drittens die Blut- und Rassenmischung, die jeder Träger einer Krone, seine Gemahlin und daher in den meisten Fällen auch der Thronfolger in sich vereinigt. Aber der Zweck, der mich bei der Abfassung des Werkes leitete, war noch ein weiterer. Es soll Allen, die sich mit den in dem „Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie" von Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte in Jena, (Berlin, 1898) zum ersten Male in umfassender und eingehender Betrachtung erörterten Problemen der Statistik, der Physiologie, Psychologie und Psychiatrie, die nur auf genealogischem Wege zu lösen sind, mit dem Heer von Vererbungfragen beschäftigen wollen, das genealogische Rohmaterial liefern. Dazu würden allerdings Ahnentafeln zu 32 Ahnen, also solche, die noch die fünfte Generation der Ahnen mit umfassen, nicht ausreichen. Allein es handelte sich darum, einen Anfang mit der Beschaffung solchen Rohmateriales zu machen. Und Jeder, der höher hinauf reichende Ahnenreihen braucht, wird schnell merken, daß er da, wo meine Ahnentafeln aufhören, den Anschluß an das berühmte Ahnentafelwerk des großen Theologen Philipp Jakob Spener, das Theatrum

Nobilitatis Europeae (Frankfurt 1668) findet. Den angegebenen Zwecken konnte mein Atlas in vollem Maße aber nur genügen, wenn für jede einzelne auf den Ahnentafeln vorkommende Person die wichtigsten biographischen Daten, nämlich das genaue Geburt-, Vermählung- und Sterbedatum, auf Grund sorgfältigster kritischer Prüfung und eingehender Forschung festgestellt und angegeben wurde, zugleich unter Berücksichtigung des neuen oder alten Stiles und unter Angabe des Geburt-, Vermählung- und Sterbeortes. Das ist auch geschehen. Wer sich mit dieser geschichtlichen Kleinarbeit noch nie beschäftigt hat, wird sich keine Vorstellung davon machen können, welche Unsumme von Arbeit, Mühe, Nachforschung, Vergleichung erforderlich war. Auf jeder der 80 Tafeln des Ahnentafel-Atlas stehen 63 Personen. Also im ganzen Atlas 5040, rund: 5000 Personen. Da viele Personen mehrfach, manche sogar sehr oft, auf verschiedenen Tafeln vorkommen, so schätze ich, daß ich für 3000 Personen diese biographischen Daten feststellen mußte. Für je zwei Personen sind fünf solcher Daten, nämlich zwei Geburtdaten und zwei Sterbedaten und ein Vermählungdatum festzustellen, im Ganzen handelte es sich also um Feststellung von 7500 Daten. Daß alle diese von mir gegebenen Daten nun richtig festgestellt sind, wage ich als vorsichtiger Historiker nicht zu behaupten. Daß die größte Mühe auf die richtige Feststellung verwendet wurde, kann ich jedoch versichern. Deshalb glaube ich mich zu der Forderung berechtigt, daß da, wo ein von mir gegebenes Datum von dem in gedruckten Werken angegebenen abweicht, das von mir eingesetzte bis zum Beweise des Gegentheils als richtig angenommen werde. Doch werde ich für jede Berichtigung, wenn sie mit genauer Angabe der Quelle erfolgt, stets aufrichtig dankbar sein. Wegen dieser biographischen Daten hoffe ich, daß sich der Atlas, wenn erst sein Register vorliegt, auch als ein nützliches biographisches Nachschlagewerk, als eine willkommene Ergänzung der Werke dieser Art erweisen wird. Daß von den Berufshistorikern nach wie vor, selbst bei geschichtlich bedeutenden Personen, falsche Geburt-, Vermählung- und Sterbe-Daten und Orte weiter „fortgeerbt“ werden, wird der Ahnentafel-Atlas allerdings kaum verhindern können. Dazu wirkt das Gesetz der Trägheit zu stark. Auch gilt noch immer der Satz: Genealogica ab historicis numquam leguntur. Auf die Ausstattung des Werkes hat der Verleger in Bezug auf Druck und Papier solche Sorgfalt verwendet, daß, bei dem niedrigen Preise (eine Mark für die Lieferung), ich nicht hoffen darf, selbst nach einem Verkauf der ganzen Auflage auch nur auf die Kosten zu kommen. War ich doch genöthigt, in allen europäischen Hauptstädten, die sich des Besitzes großer Archive erfreuen, Mitarbeiter zu suchen.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

*

Mensch und Liebe. Neue Gedichte. Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Statt einer Selbstanzeige zwei Proben:

Das Lied des Dichters.

Bin ein König im Bettlerkleid,
Singe von Freude und singe von Leid,
Trage das Glück in den Händen.

Fasset es schnell und nehmt, was Ihr wollt,
Denn es ist schimmerndes Dichtergold
Und Ihr dürft es verschwenden!

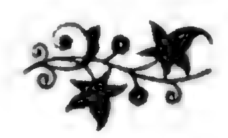
Und wenn Ihr glücklich und einig seid,
Will ich im glänzenden Bettlerkleid
Stolz, wie ein Siegender, sterben.
Und meiner blutenden Wunden Spur
Soll die erkaltete Winterflur
Mit glühendem Purpur färben.

Meine Liebe.

Deine goldnen Haare wallen,
Wenn im Herbst die Nebel fallen,
Zitternd mir ins Angesicht.
Und wenn an den grauen Tagen
Alle um die Sonne klagen,
Klag' ich um die Sonne nicht.

Darum küss' ich Deine weißen,
Schmalen Finger, Deine heißen
Wangen ohne Rast und Ruh,
Darum trink' ich Deine tollen
Küsse, schließ' ich Deine vollen
Lippen ohne Antwort zu.

Wien. Adolf Donath.



Gelsenkirchen.

Als die Kohlennoth den Höhepunkt erreicht hatte, wünschten viele und einflußreiche Leute die Verstaatlichung sämmtlicher Bergwerke. Nicht nur die grundsätzlichen Gegner des Privateigenthumes an sachlichen Produktionmitteln, sondern auch viele Vertheidiger der heutigen Wirthschaft betonten die Nothwendigkeit, das Monopol der Bergwerkbesitzer und Kohlenhändler durch ein Enteignungverfahren endlich zu beseitigen. Gerade in den Reihen der konservativen Elemente — und natürlich bei den Bodenreformern — wuchs die Zahl der für die Verstaatlichung Eintretenden schnell. Sieht man von der wirthschaftlichen Ignoranz der Manchesterleute ab, so kann man sagen, diese Idee habe damals nur ganz wenige Gegner gehabt; sogar die Bergwerkbesitzer selbst lehnten sie nicht rundweg ab. Für sie war wohl die allein entscheidende Frage, was ihnen das Geschäft eintragen könne. Die wenigen Gegner waren merkwürdiger Weise

hauptsächlich unter den Sozialisten zu finden. Diese Gegnerschaft wurde natürlich nicht von wirthschaftlichen, sondern von politischen Erwägungen bestimmt. Man hielt es für unklug, die politischen Machtmittel eines Staates zu mehren, dessen Sozialpolitik von den Herren Bülow und Thielen geleitet werde.

Schnell aber war der Wunsch nach Verstaatlichung wieder verschwunden. Es dauert gewöhnlich lange, bis das deutsche Volk sich zu irgend welchen ernsten Kundgebungen entschließt; und die Kohlenkönige mußten es schon sehr arg treiben, um Michel aus dem Schlaf zu rütteln. Als die ersten Symptome eine Ermäßigung des Kohlenpreises anzeigten, war der Zorn verraucht und Ruhe kehrte wieder in die Gemüther ein. In einzelnen Ministerien aber scheint seitdem die Absicht entstanden zu sein, einer weiteren Ausbeutung, namentlich des Staates, vorzubeugen und dem Staat selbst zum Besitz ertragreicher Grubenfelder zu verhelfen. Mehrfach — ich erinnere an die Zeche Minister Achenbach — ist über diese Pläne verhandelt worden und wir haben jetzt vernommen, daß die Zechen Waltrop, Vereinigte Gladbeck und die Vohwinkelschen Berggerechtsame erworben werden sollen. Diese Ankäufe richten sich selbstverständlich direkt gegen das Kohlensyndikat, das bisher einen sehr festen Rückhalt an den besonders für Lokomotivenbedarf recht beträchtlichen Staatslieferungen hatte. Wenn sich jetzt der Staat vom Kohlensyndikat befreit, vielleicht gar, über den eigenen Bedarf hinaus, in die Preisregulirung des Marktes eingreift, so wäre solches Vorgehen geeignet, unsere immer noch in phantastischen Hoffnungen schwelgenden Kohlengrubenbesitzer zur Besinnung zu bringen; denn gerade in einem Augenblick, wo die Kohlenkonjunktur auf der Höhe einer schiefen Ebene angelangt ist, würde ein solcher Ausfall ihnen besonders fühlbar werden. In die bedrohten Kreise war aber die Erkenntniß bevorstehenden Leids schon früh durchgesickert und in der Furcht vor dem plötzlichen Staatseingriff hatten die ganz Klugen der Verstaatlichung insofern Geschmack abgewonnen, als sie versuchten, die eigenen Aktien dem Staat anzutragen. Dem Staat, hieß es gewöhnlich, müsse doch viel angenehmer sein, fertige Kohlengruben zu kaufen, als für die Erbauung von Schächten erst noch Millionen aufzuwenden. Besonders schienen einige Großaktionäre des gelsenkirchener Bergwerks sich in den Kopf gesetzt zu haben, ihre Aktien an den Staat zu verkaufen. Schon früher ist, ohne daß widersprochen wurde, behauptet worden, Herr Kommerzienrath Klönne, der Direktor der Deutschen Bank, habe über die Offerte eines größeren Postens gelsenkirchener Aktien mit dem zuständigen Ministerium verhandelt. Daraus wurde nichts; aber seitdem spukte das Gerücht von einer nahen Verstaatlichung immer wieder durch den berliner Börsensaal.

Ich habe hier einmal die stürmische Kursbewegung geschildert, die sich unter so geheimnißvollen Umständen in gelsenkirchener Aktien vollzog. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Artikels tauchte als Grund für die umfangreichen Käufe wieder das Gerücht von der Verstaatlichung auf, und zwar mit einer Keckheit, die schließlich auch die Zweifler überzeugen mußte. Ein Treiben, wie es lange an der Börse nicht gesehen war, entstand. An einem Tage stiegen die Aktien allein um 7 Prozent. Alle Mittel raffinirtester Börsentechnik wurden angewandt, um diese Steigerung zu unterstützen. Prämien wurden in Massen gekauft und die Prämienstillhalter, die sich gefährdet sahen, versuchten, möglichst schnell ihre Verkäufe wieder einzudecken, und förderten damit die allgemeine Erregung. Dann hieß es, schon der

preußische Etat werde Summen für die Verstaatlichung anweisen, von der sogar in der Thronrede gesprochen werden solle. Als auch daraus wieder nichts geworden war, wollten Manche plötzlich wissen, Krupp werde das Bergwerk kaufen, während von anderer Seite wieder als Grund der Steigerung angeführt wurde, Gelsenkirchen wolle die Aktien des Bergwerks Nordstern zu erwerben trachten. Alle diese Meldungen klangen von vorn herein ziemlich unwahrscheinlich, ganz besonders die Behauptung, daß Krupp an einen Kauf denke. Krupp und, als er noch lebte, Stumm waren ja in der letzten Zeit für die Börse die Mädchen für Alles; wo ein Projekt auftauchte, wurde sicher erzählt, daß Krupp oder Stumm in einem gewissen Zusammenhang damit stehe. Diesmal war die Erfindung noch plumper als sonst; denn Krupp hatte wenige Tage vorher eine Anleihe von 20 Millionen Mark für seine Germaniawerft aufgenommen und es war daher nicht wahrscheinlich, daß er die Summe von etwa 120 Millionen Mark, die für den Ankauf des gelsenkirchener Bergwerks nöthig wäre, flüssig machen wolle. Aber auch das Gerücht von der Verstaatlichung mußte Mißtrauen wecken. Der Ankaufspreis hätte, wie gesagt, etwa 120 Millionen Mark betragen. Man ging in den letzten Tagen so weit, schon den Erwerbsmodus genau auszurechnen. Für je tausend Mark Aktien sollten zweitausend 3½ prozentige Konsols gegeben werden. Daß bei dem augenblicklichen Geldstand der Staat 120 Millionen Anleihe mit Leichtigkeit aufbringen könnte, ist zweifellos; eben so, daß die Aktionäre gern 200 Prozent für ihre Aktien genommen hätten. Aber schon diese Bereitwilligkeit hätte den Staat stutzig machen müssen, wenn er überhaupt ernstlich die Absicht gehabt hätte, in Verhandlungen einzutreten. Man hat freilich den Staatsbehörden den Erwerb dadurch schmackhaft zu machen versucht, daß man eine Rentabilität von neun Prozent aus den Durchschnittsdividenden der letzten zehn Jahre für Gelsenkirchen herausrechnete. Dabei wurde völlig übersehen, daß noch im Jahre 1899 die Zeche Bonifazius neu erworben worden ist. So lange diese Zeche als selbständige Aktiengesellschaft bestand, brachte sie sehr ungleichmäßige Erträge. Der Durchschnitt der Dividendenziffern in den letzten zehn Jahren ihres selbständigen Bestehens war 4,7 Prozent gewesen, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß man bis in den Anfang der neunziger Jahre zurückgehen muß, um überhaupt eine einigermaßen annehmbare Dividende zu finden. Eine Reihe von Jahren war ganz dividendenlos geblieben. Nun hatte allerdings, in Folge ihres Agios, die gelsenkirchener Gesellschaft die Bonifaziuszeche verhältnißmäßig billig zu erwerben vermocht, da für 7½ Millionen Bonifaziusaktien nur 6 Millionen gelsenkirchener Aktien gegeben wurden. Falls aber die Bonifaziuszeche keinen Ertrag brächte, wäre auch dieser Preis noch zu hoch; es ist deshalb sehr thöricht, Durchschnittsberechnungen für Gelsenkirchen zu machen, ohne die Möglichkeit eines Ausfalles bei Bonifazius in Anschlag zu bringen.

Für die Börse gab es solche vernünftige Berechnungen aber überhaupt nicht. Für sie war Gelsenkirchen immer noch die alte, fest fundirte Gesellschaft, die eine vorzügliche Kohle zu Tage förderte und die vor allen Dingen mit der pariser Gasanstalt langfristige Verträge hatte. Die Börse glaubte dem Gerücht selbst dann noch, als alle Hinweise auf den Etat und die Thronrede sich als eitel Flunkerei herausgestellt hatten. Die Kurssteigerung dauerte fort und eines Morgens las die erstaunte Mitwelt, die Rheinisch-Westfälische Zeitung habe

ein Telegramm aus Düsseldorf erhalten, wonach durch Vermittlung der Deutschen Bank das Ankaufsgeschäft zum Kurs von 200 perfekt geworden sei. Das Gerücht wurde direkt auf den Generaldirektor von Gelsenkirchen, den Kommerzienrath Kirdorf, zurückgeführt. An der düsseldorfer Börse stockte, als diese Nachricht verbreitet worden war, das Geschäft. In ihres Herzens Angst hatten die Händler nach Frankfurt telegraphirt, um sich womöglich noch an der Abendbörse der Mainstadt zu decken. Man erwartete allgemein eine Riesenhausse. Da kam der kalte Wasserstrahl: Herr Kirdorf dementirte, die Deutsche Bank ließ die Nachricht für Schwindel erklären, — und der Kurs der Aktien fiel nun natürlich.

Man muß also annehmen, daß es sich bei dem ganzen Gerede von der Verstaatlichung um ein großangelegtes Börsenmanöver gehandelt hat, und es ist unbedingt nöthig, den Urhebern dieses Schwindels, durch den Tausende geschädigt worden sind, auf die Spur zu kommen. Paragraph 75 des Börsengesetzes lautet: „Wer in betrügerischer Absicht auf Täuschung berechnete Mittel anwendet, um auf den Börsen- oder Marktpreis von Waaren oder Werthpapieren einzuwirken, wird mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu 15000 Mark bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Einen wichtigen Fingerzeig für die Untersuchung giebt ein im Berliner Tageblatt veröffentlichtes Interview mit dem Handelsminister, der erklärt haben soll, er habe nie wegen des Ankaufes der gelsenkirchener Aktien verhandelt, aber selbstverständlich nicht zu hindern vermocht, daß ihm Offerten für die Verstaatlichung gemacht wurden. Danach muß man annehmen, daß gewisse Spekulantengruppen große Posten gelsenkirchener Aktien erworben, also ein Interesse daran hatten, den Kurs zu steigern, und, um den Schein ihrer bona fides zu wahren, den Staatsbehörden Offerten einreichten. Das Berliner Tageblatt will erfahren haben, eine dieser Offerten habe Herr Leo Hanau gemacht; dieser geriebene Herr soll auch versucht haben, den Handelsminister dadurch zu dem Ankauf zu reizen, daß er ihm erzählte, eine französische Käufergruppe wolle das Geschäft sehr gern abschließen. Das kann den Zweck gehabt haben, die Verbreitung von Verstaatlichung-Gerüchten weniger dolos erscheinen zu lassen. Ich will nicht behaupten, daß die Spekulanten David Kappel und Philipp Marx, die als Käufer von Gelsenkirchen genannt wurden, wirklich damit zu thun gehabt haben; nöthig aber scheint mir, sie und Herrn Hanau auf ihr großes Börsenehrenwort zu fragen, wer sie zum Kauf veranlaßt hat und welche Nachrichten dazu benutzt worden sind. Der Staatskommissar für die berliner Börse, der eigentlich in diesem Fall schon viel früher eingreifen mußte, sollte jetzt wenigstens die Untersuchung energisch betreiben. Der Fall ist um so skandalöser, als erhebliche Gründe zu dem Glauben berechtigen, daß die betheiligten Spekulanten im Rausch der Steigerung viel mehr Waare verkauft haben, als sie selbst besaßen, und deshalb schließlich die Baisse und den Rückgang der Kurse wünschen mußten. Vielleicht wurde darum plötzlich in bestimmtester Form der Name der Deutschen Bank genannt, dem das Dementi und der Kurssturz folgen mußte.

Eine Berichtigung. In meinem Artikel „Aufsichträthe" ist ein Irrthum stehen geblieben. Ich konstatire gern, daß sich die Aufsichträthe der Hugger-Brauerei nicht je 6000, sondern zusammen 6000 Mark Vergütung ausgedungen hatten.

Plutus.

‡

Bauernfeld.

Hundert Jahre waren am dreizehnten Januar seit dem Geburtstage Eduards Bauernfeld verstrichen. Keine berliner Bühne hat des einst so Beliebten gedacht. Verdiente er wirklich kein armes Wort des Erinnerns? Vielleicht doch; sogar im kälteren Klima des Preußenlandes, dessen Schauspielhäuser seine gute Laune so lange gewärmt hat. Heimisch war er freilich nur in Wien. Die Anzeige seines Todes wurde, da Bauernfeld keine nahen Verwandten hinterließ, vom Burgtheater ausgegeben. Nicht deutlicher konnte das Verhältniß des fast Neunzigjährigen zur modernen Bühne bezeichnet werden. Die nächsten Hinterbliebenen Bauernfelds waren die wiener Burgschauspieler; für ihre feine Kunst hat er seine liebenswürdigen Gestalten geschaffen; mit ihnen hat er das Repertoire der deutschen Bühnen beherrscht, bis Beiden, dem Dichter und seinen Vertretern, von der jüngeren Kaiserstadt in rauher Zeit die Führerschaft entrissen wurde. Der Lustspieldichter Bauernfeld, über dessen Erfolge man den geschickten Verskünstler und den gut gelaunten Erzähler fast völlig vergaß, hinterließ keine poetischen Erben; sein Name aber sollte auch bei uns nicht ganz vergessen sein, denn es ist der Name des Mannes, der das schwächliche Angstkindlein deutsches Lustspiel aus der engen Kleinbürgerstube und ihrer rührsamen Begrenztheit in den luftigeren Salon hinausgeführt hat. Iffland und Schröder, Raupach und Töpfer hatten bis in die dreißiger Jahre das deutsche Theaterpublikum in Nord und Süd geschäftig erheitert. Eins war ihnen, bei aller Verschiedenheit ihrer Individualitäten, gemeinsam: die altfränkische Gemüthlichkeit, das langsame Tempo, die schwerfällige Nüchternheit der Sprache. Da trat Bauernfeld auf. Er redete die Sprache der gebildeten Kreise des vormärzlichen Wien, er suchte die Gesellschaft zu schildern und stellte keck stadtbekannte Persönlichkeiten auf die Bühne. Nicht mehr „Bürgerlich": „Romantisch" sollte die Losung sein. Und da die Satire Bauernfelds gefällig, da seine Romantik weltmännisch blieb, hatte er nicht lange zu kämpfen: sein erstes Lustspiel „Leichtsinn aus Liebe" war sein erster Erfolg, das anspruchsvollere Publikum schwur sofort zu seiner Fahne und über verfehlte Arbeiten und lange Strecken künstlerischer Unfruchtbarkeit hinweg haben die Wiener und auch die späteren Reichsdeutschen dem immer liebenswürdigen Plauderer die Treue gehalten. Er war der Satiriker der Metternichzeit, einer erschrecklich censirten und arretirten Zeit. Das erklärt seine Zahmheit. Politisch zielen seine zierlichen Pfeilchen nicht höher als auf allerlei Paßscherereien; zur literarischen Scheibe mußten ihm gewissenlose Rezensenten dienen: der geschäftsschlaue Bäuerle und der skrupellose Witzbold Saphir, die dem neuen Bühnenbeherrscher das Leben nach Kräften zu erschweren suchten. Beiden hat der junge Theaterheld mit lustigen Hieben im kleinen satirischen Einzelgefecht weidlich zugesetzt. Aber sobald er das Ziel höher suchte, traf er nur noch die Peripherie; seine Ausfälle gegen Gutzkow und das Junge Deutschland trugen den Gegnern kaum winzige Schrammen ein. Die tiefer liegenden Zeitschäden wollte Bauernfeld nicht sehen; er sagte seinen Zuhörern nur gerade so viele Wahrheiten, wie sie vertragen konnten. Die Gerüste seiner Dramen sind locker gefügt, seine Menschen zeichnen sich nicht durch stark ausgeprägte Physiognomien aus. Als Erzieher der Hörer und der Spieler aber war er nicht zu entbehren; und wenn unsere Theaterleute nicht stolz heutzutage Alles verschmähten, was wie Tradition aussehen könnte, würde jedes Jahr uns ein Plauderstückchen des Salonraunzers bringen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 25. Januar 1902.

Moritz und Rina.

Kressin, Preußentag 1902.

Lieber Erbherr und Bruder!

Also: ich schwärme für Bülow! Schimpfe. Lächle. Brenne den Rest Deiner Raketen gegen die dummen Weiber ab, die unser Herrgott erst schuf, als er den Menschen gemacht hatte. Markire den Ueberlegenen. Du siehst: ich kenne Dein Repertoire noch. Nützt aber Alles diesmal nicht. Ich schwärme. Und verlange den meinen Jahren, wenn nicht meinem Geschlecht gebührenden Respekt für freie Meinungäußerung (so heißts ja wohl in den Blättern, die Du auf Deine alten Tage bevorzugst). Sehe auch gar nicht ein, warum ich mein Herz für 'ne Mördergrube ausgeben soll. Das Schelten und Kritteln ist mir schwer genug geworden. In der Kinderstube habe ich nämlich nicht gelernt, Unsereines Aufgabe sei, an der königlichen Staatsregirung herumzunörgeln. Du freilich auch nicht. Aber Ihr Männer des alten Kurses habt Alle einen Knacks gekriegt und könnt nicht mehr unbefangen in die neue Welt sehen. Dépit amoureux. Ihr habt Eure „Ideen", Eure „Erfahrungen" und sonstigen Hokuspokus und treibt Euch lieber die Galle ins Blut, als daß Ihr zugäbet, es gehe auch anders. Glaube mir: es geht immer auf zwei Beinen. Auch in der Politik. Namentlich in der Politik. Von der ich nach Deiner unmaßgeblichen Ansicht nichts verstehe, nichts verstehen kann etcetera p. p. Einerlei. Ich habe ja selbst kaum noch gehofft. Was sagte ich Dir vor drei Monaten in Paris? (Der Stoff aus dem Louvre trägt sich übrigens gut; den Regenschirm habe ich schon ohne Krücke hergebracht). Auf

Euer hochverrätherisches Gerede, das mir bei Noël Peters die moules verdarb, konnte ich mich natürlich nicht einlassen. Sogar in Frankreich sei es eigentlich noch besser! Na, Ihr hattet ein Bischen lange weiße Bordeaux durchprobirt. Aber Du fandest doch, ich sei auf ganz gutem Wege und schillere schon ganz gehörig ins Rothe. Leider. Konnte ich dafür? Wenn man so Alles, womit man verwachsen war, langsam in die Binsen gehen sah!... Welche niederträchtige Zeit es für mich war, wißt Ihr gar nicht.

Vorbei. „Sie athmet noch, sie lä-ächelt wieder", sang mein herzloser Bruder so oft, seit ich den blamablen Fall mit der Stute hatte und — long ago! — von wegen des Beinbruchs meinem Jugendideal, Schulreiterin zu werden, entsagen mußte. Sie lächelt wieder. Jetzt stimmts. Hoffentlich mit Fermate. Und bin wahnsinnig glücklich. Denn Trübsal blasen war nie meine Sache. Und frondiren erst recht nicht. Trotzdem ich, weiß Gott, kein Jammerlappen bin und nicht mal Herzklopfen hatte, als der Kronprinz mich damals zum Contre holte. Schließlich sitzts aber doch in Einem. Ganz zufrieden ist man nur, wenn man mit dem Herzen dabei sein kann.

Ich kanns wieder. Und wenn Du die Drap d'or Kammer-Miene aufsetzest und der Galettehut für die pommersche Schwester Dich reut: ich kanns.

Die Zollsache war doch schon sehr anständig. Du machst Dir nichts draus. Hasts auch nicht nöthig. Wer aber, wie Deine Ergebensten, auf das Bischen Bodenertrag angewiesen ist und mit zweieinhalb Prozent Zinsen nicht mehr ein noch aus weiß, Der nimmt, was er kriegen kann. Es konnte doch anders kommen. Nachdem S. M. sich gerade für diese Chose so sehr ins Zeug gelegt hatte. Und Du siehst ja, wie das Gesindel sich alle Mühe giebt, uns selbst diesen mageren Bissen aus den Zähnen zu reißen. Obstruktion und solche Gemeinheiten. Der alte Kardorff, der sich mit der Sorte herumschlagen muß, kann Einem wirklich leidthun.

Sogar Dir aber müßte die vorige Woche einen Choc gegeben haben. Schlag auf Schlag. Und jedes Wort von Erz. Ich habe gejubelt. Erst leise, dann laut. Und bin überzeugt, daß es Tausenden von uns so gegangen ist. Diese vornehme Kühle gegen die Herren Kipfelbäcker und Parmesankäsefritzen! Die Leute dachten wahrhaftig schon, wir müßten selig sein, wenn sie die Gnade hätten, sich unsere amis et alliés zu nennen. Haben sich „halt" geirrt. Bona sera. Die Lektion werden sie nicht vergessen. Was brauchen wir uns darum zu kümmern, ob da unten irgend ein Elli oder Etti mit den Franzosen Verträge schließt? Mir hat das Beispiel von der Extratour, bei der ein vernünftiger Ehemann nicht gleich 'nen rothen Kopf zu kriegen braucht, riesigen Spaß

gemacht. (Schon Adolfs wegen. Was habe ich in der Beziehung durchgeelendet! Früher; seit etlichen hundert Jahren würde er die Cigarre nicht aus dem Mund nehmen, wenn er mich als des Satans Balldame auf dem Blocksberg träfe.) Und überhaupt. Solche Töne haben wir, seit der Alte, der Einzige weg ist, doch nicht mehr gehört. Paß mal auf, wie zahm die Gesellschaft jetzt gleich werden wird. Und Chamberlain! Kein Minister ist je so vor Europa verprügelt worden. Ich sehe seitdem den Kerl ordentlich vor mir (kenne das freche Gesicht ja aus dem Kladderadatsch), wie er mit den langen Hauern auf Granit beißt. Fand auch den Herrn von Liebermann, der nie mein type war, nicht so schlimm. Alles hat seine Grenze. Und wenn so Einer sich nicht entblödet, unsere Armee noch unter seine Bande zu stellen, die nichts kann als Kinder morden und Weiber schänden, dann hört der parlamentarische Anstand eben auf und die nationale Ehre fordert, daß man sacksiedegrob wird. Aber das Feinere, das Feinste war doch, dem Verleumder mit einem echten Altenfritzenwort den großen Mund zu stopfen. Il ne l'a pas volé. Du wirst erleben, was weiter darauf folgt. Ich habe meine Ahnungen. Vielleicht hören wir bald, daß von Berlin aus für die armen Buren nun doch was gethan werden soll. Höchste Zeit wärs. Schon als Christen können wir doch nicht ruhig mitangucken, wie ein christliches Heldenvolk von einer Rotte goldgieriger Juden und Judengenossen hinterlistig abgeschlachtet wird. Sind Euer Liebden auch darin vielleicht anderer Meinung? Das Schönste von Allem waren für mich aber die Hiebe auf die dicken Polackenschädel. Dir ist donnemals ja Eine von der Rasse heftig unter die Augen gegangen und ich weiß noch, wie zappelig Du während der maîtres chanteurs-Aufführung wurdest, als die beiden halbnackten Galizierinnen in die Nebenloge traten. (Noch heute schwöre ich darauf, daß die roßkastanienroth Gefärbte einen Wachshals hatte; solche Sachen werden in Paris famos gemacht.) Alte Liebe rostet wirklich nicht, wies scheint. Ganz kann diese Neigung zum ewig Unweiblichen Dich aber nicht verblendet haben. Den Krapülinskis ist es bei uns immer viel zu gut gegangen. Das könnte ihnen gerade noch passen, daß ihre Kinder in preußischen Staatsschulen polnisch reden dürften. Und weil ein paar Göhren was auf die Hosen gekriegt haben, macht man ein großes Geschrei! In diesem Punkt war ich mit Bülow nicht ganz zufrieden. Solche Bälge sind nur mit der Ruthe zu kuriren. Diplomatischer Tadel der Prügler sehr überflüssig. Man merkt, daß er eine Italienerin zur Frau hat. Sonst aber war er deutlich genug. Die Fetzen flogen nur so. Das einzig Vernünftige. Die Gesellschaft konspirirt, wo sie kann, und hat

nichts Anderes im Sinn, als Preußen zu zerstückeln und sich, wie unsere Johanna sagte, als sie den Buchbinder heirathete, der dann ins Zuchthaus kam, „selbständig zu machen". Jetzt wird man sie nicht mehr mit Glacee-handschuhen anfassen. Uebrigens freut mich für Kuno die Aussicht auf Gehalterhöhung. Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, als Beamter unter schnurrbärtigen Frauenzimmern und finnigen Pfaffen zu sitzen und dabei noch jeden Tag fürchten zu müssen, man werde oben anstoßen, wenn man Einem von der Sippschaft auf die Finger klopft und dann in Berlin verpetzt wird. (Hatten Weihnachten eine Riesenpulle alten Ungar von ihm.)

Maßlos neugierig, wie der Hase nun weiter läuft. Die Sache mit Amerika verstehe noch nicht recht. Bündniß? Oder nur, um die Engländer zu ärgern? Auch ängstige ich mich ein Bischen um das Silberservice, das ja mitgehen soll. Fräulein Roosevelt kann lachen. (Ists denn wahr, daß der Vater eigentlich Rosenfeld heißt und aus Konitz stammt?) Und die Folgen der ostpreußischen Schießerei haben mir Kummer gemacht; muß ja für den Jungen zittern. Malle schrieb sehr ausführlich darüber. So ziemlich Alles von Rang hat den Blauen Brief und die Stabsoffiziere lassen die Köpfe hängen. Dienstverhältniß im ersten Corps war bis jetzt ideal. Namentlich Alten bis ganz unten vergöttert. Verlorenes Paradies nennt es Dietrich. Hahnke hätte wohl eher vermittelt und das Aeußerste hinausgeschoben, was Hülsen sich noch nicht leisten konnte. Hört man übrigens schon, wer die beiden Grenzcorps da oben kriegt? August Lentze muß doch auch mal fällig werden. Steht mit den langfuhrer Totenköpfen nicht übermäßig und hat ins Fettnäpfchen getreten, als er brummte, weil S. M. bei der Einholung der zweiten Husaren Uniform der ersten trug. Wer da hinkommt, muß sich bei Mackensen lieb Kind machen; sonst geht die Geschichte schief. Was jetzt in unseren feinsten Regimentern an Schusterei los ist: keine Kuhhaut langt.

Schadet nicht. Ich rechne auf Bülow. Gut mecklenburgischer Schlag. Der wird auch Deiner berühmten Forderung genügen und dem König Alles sagen. Alles. Du wirst sehen. Ich weiß im Grunde meines Schwesterherzens nicht, was Du noch aussetzen kannst. Die Leute machen doch Deine Politik. Zoll, mépris des Dreibundes, nicht mehr englisch, saftig gegen Polacken, starke Regirung et le reste. Wenn Du Sitz und Stimme in der Kamarilla hättest, könnte es ja auch nicht anders sein. Und ich rathe Dir ernsthaft, Deiner Pflicht gegen Familie und Vaterland zu denken und im Herrenhaus mal einen kräftigen Ton für die Regirung zu riskiren. Applaus sicher. Vorher sehe ich Dich. Denn wir kommen. Nicht nur auf einen Sprung. Marie

muß endlich wieder in guten Häusern tanzen und wir haben Beide buchstäblich nichts mehr anzuziehen. Thu also Geld in Deinen geschätzten Beutel. Nicht, um Schwester und Nichte einzukleiden (bin gespannt, ob Pétrus noch immer für Lotte der comble ist); nein, dazu reicht es zur Noth noch. Aber die in weiteren Kreisen bekannten Orgien! Seit der Chaussée d'Antin habe keine Zigeuner gehört. Und Theater. Daß Euer Intendant, trotz Pleß, nicht mehr en faveur (zweihunderttausend Mark-Rechnung eines Theaterlieferanten, über den vorher der Kommerzienrath verhängt worden war, und andere Aergerlichkeiten) und nächstens gehen soll, weißt Du natürlich längst. Ersatz Wiesbaden oder Stuttgart. Hoffentlich kriegen wir die Hugenotten zu hören. „Wär' ich so wie andre Frauen"! Man versauert nachgerade.

Adolf erklärt einstweilen, er passe. Will nicht mit. „Zu viel Klimbim". Am Liebsten schwiege ich über das Thema. Er ist einfach unmöglich. Meinst Du, ich hätte ihn dazu bringen können, heute den Majorsrock anzuziehen? Früher ging er an solchen Tagen immer in Uniform. Jetzt grient er, so oft ich was von Autorität sage, und schiebt ab, wenn ich ihm ins Gewissen reden will. Alles Unsinn für ihn. Wie ich auf den Leim kriechen könne. Als die Geschichte aus Wreschen bekannt wurde, sprach er Wochen lang nur von Po ... Na, er sprach die erste Silbe des Wortes Polenpolitik doppelt aus, als ob er stotterte. Vor dem Kind! Und jeden Tag solche Anzüglichkeiten. Keine Spur von Aenderung zu erwarten, ganz ausgeschlossen à son avis; nur Coulissenspektakel, Politik für Damen und unreifere Jugend, mit Bildern und Moral aus der Eierfibel. Hättest den speech hören sollen, den er losließ, als ich ihm im Lokalanzeiger Bülows Bild zeigte. Am Ende gut, wenn er zu Hause bleibt. In Berlin schimpft er beim Frühschoppen unter vierundzwanzig Augen und die Sachen werden dann herumgetragen. Oder er freundet sich mit dem Herrn Singer an. Unser Junge hats schon schwer genug, seit wir aus Allem raus sind. Und an diesen Mann bin ich, dank Deiner gütigen Weisheit, gekettet! Wenn wir wenigstens unter Privatfürstenrecht ständen. Dann wäre ich ihm schon lange hessisch gekommen. So aber lacht er und meint, ich hätte mich nach Einem umsehen sollen, der sticken kann; dann wäre auch ohne Hausgesetz an Scheidung zu denken. Wie ich unter Alledem leide, ahnst Du nicht. Was ahnst Du überhaupt von meinem Seelenleben?

Silvester waren die Ueblichen bis halb Fünf bei uns. Klaus und Fränze (die grüßen) brachten wir dann im offenen Wagen nach Hause. Adolf hatte seinen guten Tag und sprudelte. Wir haben die ersten beiden Wochen

im neuen Jahr mehr Freude gebracht, als ich noch zu hoffen wagte. Und heute ist der Achtzehnte! Dietrich ist bei der dritten Adlerklasse an der Tour.

Womit ich für heute bin und für immer bleibe

Deine unkluge, aber vergnügte Schwester

Nina.

Berlin, am Tage von Saint Quentin.

Allerliebste und allerletzte Borussin,

Du bist einfach erhaben. S'il n'y a qu'une seule, vous serez celle-là! Beschämst uns Alle und bist ein höchst lebendiges Argument für sämmtliche aktive und passive Wahlrechte der geschätzten Damen. Gott erhalte Dir Deinen himmlischen Optimismus bis in die aschgraue Pechhütte hinein. Du wirst ihn brauchen und, fürchte ich, bald merken, daß die Preußen, trotz neustem Modell, nicht ganz so schnell schießen, wie Deine Loyalität träumt. Immer mit der selbstverständlichen Einschränkung, daß ich als politisches Thier unheilbar verkrüppelt bin, nichts von der heutigen Mode verstehe und eigentlich gefaßt sein müßte, an einem hübschen Wintertage als Hochverräther standrechtlich erschossen zu werden. So ungefähr malt sich ja in Deinem Rokokoköpfchen (in Paris hielten sies, auf Wort, wegen der frischen Farben für gepudert) des Bruders Bild. Frère prodigue. Muß es eben leiden. Dabei kennst Du mein Herz noch lange nicht. Wahrer Segen. Sonst würdest vielleicht Entmündigung beantragen. Und manche Psychiater haben merkwürdige Ansichten von Gemeingefährlichkeit. In der Kommission des Höchsten Hauses sind mir die wildesten Sachen durch die Finger gegangen.

Also: Du schwärmst. Das ist immer schön; und namentlich ehrenwerth. Weißt Du zufällig noch, wie wir in den Bouffes dazumal die Travaux d'Hercule sahen? Dir wars zu unanständig; mein Gott: Operette! Dein älterer — übrigens auch weniger schwärmerischer — Parteigenosse Aristophanes war auch nicht gerade von keuschester Pappe. Und schließlich hat neben mir eine Preußendame im Silberhaar sich vor Lachen geschüttelt. Auch da wurde geschwärmt. Für Herkules, der nichts that, auch nie was gethan hatte, aber die Heldenfassade besaß. Gloire à Hercule! Und Hercule war an dieser Ruhmesfülle so unschuldig wie Dein Unterthänigster an der Erfindung der Funkentelegraphie. Der Sinn, daß es auf den Glauben, nicht auf die Leistung ankommt, gar nicht übel und erst recht nicht unsittlich. Fällt mir jetzt oft ein. Auch bei Deinem neusten Helden. Ist Einer mal ein Weilchen für einen Halbgott gehalten worden, dann bleibt ers gewöhnlich auch, weil

zu viele Leute ein Interesse daran haben, sich mit ihrem festen Glauben nicht zu blamiren. Famos, wie der Kerl damals sagte: Ich brauche keine Hand mehr zu rühren; je suis dans l'apothéose. Politik für den Hausgebrauch kann man nachgerade wirklich nur noch aus Operetten lernen.

Deine decidirte Behauptung, Tausende unserer Freunde dächten wie Du, ist sicher richtig. Sonst käme es ja nicht zu den Beifallssalven (die mir über das Grab des gesunden Menschenverstandes hinzuknattern scheinen). Der Held ist gefunden. Furchtlos und kühn, mannhaft und stark. Und Du schwörst drauf, daß er die mit Recht so unbeliebte Wahrheit ungeschminkt und ungekämmt alle paar Tage zu Hofe führt. Mag sein. Nur sind die Wahrhaftigen heutzutage mitunter komische Leute. Zur Illustration ein wahres Geschichtchen. Einer der Lehrer des Kronprinzen erzählte neulich Kollegen, er nehme, wenn er den jungen Herrn unterrichte, kein Blatt vor den Mund, habe ihm vor einiger Zeit „sogar" eine halbe Stunde lang über Bismarck vorgetragen. Ein tapferer Mann, kein Höfling, nicht? Sonst könnte er doch nicht wagen, dem Erben der preußischen Krone von Bismarck zu sprechen. So ungefähr sehen all diese Heldenleistungen bei Licht aus. Kann, wie die Dinge liegen, nicht anders sein. Aber: Gloire à Hercule!

Meinetwegen. Frohlocke, sing, scherze. Nur, mein gläubiges Herze, darfst Du von einem viel älteren Herrn nicht verlangen, er solle nach Neujahr schon in Deine Pfingstkantate einstimmen. Kann beim besten Willen nicht geleistet werden. Besagter Herr findet nämlich, ganz wie Dein Adolf (dessen Sündenfülle er übrigens nicht etwa vermindern will), daß die neuste Tetralogie nicht das Allergeringste geändert hat. Was denn? Der Dreibund ist „keine absolute Nothwendigkeit mehr" für uns? Schön. War er nie. Wäre traurig, wenn ers je hätte sein können. Wie wenig er ihm galt, hat Bismarck doch durch die russische Rückversicherung deutlich gezeigt. Aber der Kanzler Deiner Träume klammert sich ja noch immer an dieses Phantom und schleppt seine Hörer — wie oft nun schon! — abermals über alle leeren Gemeinplätze: defensiv, nicht aggressiv, volle Freiheit für jeden Kontrahenten, zu rüsten und abzurüsten, und mit ärgerlich bewußter Grazie so weiter. Und der „verehrte Freund", Prinetti oder wie das Menschenkind sonst heißt, ließ extra bestellen, er sei mit der Rede ganz einverstanden. Siehst Du, Trost meiner Jugendtage: diese Sorte von Parlamentsspäßchen verträgt mein Magen nicht mehr; kriege beim Lesen 'ne weiße Zunge. Die Bestellung des Risottodiplomaten hat genau den selben Werth wie (es wird ungefähr ein Jahr her sein) die entzückte Epistel des Chinesengesandten. Und wie die Pa-

rabel von der Extratour. Wunderhübsch für lieberale Zeitungen, die man nicht zu lesen braucht. Muß denn den Kautschukmännern vom Feuilleton gerade von dieser Stelle aus Konkurrenz gemacht werden? Extratour! Le bal ne touche pas à sa fin, las ich im Journal des débats. Und stehen wir zu Italien im Verhältniß des Ehemannes zur Mutter seiner Kinder? Verheirathet ist Italien, via Montenegro, mit Rußland! Jetzt hat es sich auch noch, auf dem selben Wege, mit Frankreich verständigt. Der Zustand, den Rudini und Giers herbeiführen wollten, ist also erreicht. Nun überlege gefälligst, was Victor Emanuel und seine Leute, wenn sie mit Frankreich gut stehen und die — wirklichen oder eingebildeten — Segnungen der slavisch-lateinischen Union auskosten wollen, vom Dreibund noch zu hoffen haben, den sie sich doch nur auferlegen ließen, weil sie vor den republikanischen Nachbarn Angst hatten. Ungefähr das selbe Bild in Oesterreich. Bülow beruft sich (auch neue Mode) auf die wiener Presse, die, um für ihre nationalen Klagen einen hellen Hintergrund zu haben, seit Jahren Alles großartig finden muß, was in Deutschland geschieht. Die österreichischen Deutschen sind aber eine Minorität und selbst unter ihnen schwärmen nur die Antiklerikalen für den Dreibund. Auch Die werden ihn billig geben, wenn eine andere Kombination (das Wort erinnert mich an Dein holdes Erröthen in der Lingerie) ihnen besseren Profit verspricht. Können sie an Rußland ordentlich verdienen, sich einen lohnenden Export schaffen, dann sind sie gerettet. Dann schläft auch der Sprachenstreit ein und der Novemberplan — Absolutismus mit je einem Erzherzog in jedem Kronland —, auf den der ruhige alte Herr sich nicht gern noch einlassen möchte, kann vertagt werden. Das hat Aehrenthal, der schlauste Mann, den sie dort zu versenden haben, in Petersburg angebahnt; mit Erfolg, wie es scheint. Anderes bleibt nicht übrig, wenn sie nicht auch noch den Balkanmarkt verlieren wollen. In Sofia können sie längst nichts mehr machen. In Belgrad wird vielleicht schon in allerkürzester Frist (Dragas Gefangener ist fertig) ein Satrap Rußlands sitzen. Ja ganz nett, daß unseren Offiziösen zur Hetze gegen Aehrenthal gepfiffen wurde; nur fällt heutzutage kein Erwachsener darauf herein, keiner von Denen wenigstens, auf die es ankommt. Oesterreich kann nur gewinnen, wenn wir zurückgedrängt werden, nur verlieren, wenn unsere Macht wächst; dann sind seine Deutschen nicht mehr zu halten. Kindisch, zu glauben, die Leute wüßten so was nicht selbst; als ob wir allein alle Weisheit geschluckt hätten. Die politische entente ist schon da; die wirthschaftliche soll nun folgen. Sinn und Zweck des edlen Dreibundes werden aber einigermaßen problematisch, wenn Oesterreich mit Rußland,

Italien mit Frankreich intimer ist als mit dem Bundesgenossen unter der Pickelhaube, dem sie aus Liebe nie die Hand gereicht hätten.

Mit Alledem will ich nicht etwa sagen, daß der Bund nicht erneuert wird. Warum denn nicht? Weshalb den guten Bürger erschrecken, lästige Interpellationen heraufbeschwören und den Zeitungmachern Futter für lange Wochen hinstreuen? Viel süßer ist heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß. Offiziell wenigstens. Artigkeiten kosten nichts; und es ist stets bequem, sagen zu können: Der Kurs bleibt der alte. Zu Schaustellungen kann die triplice noch lange dienen; bis zu der Stunde, wo sie aus dem papiernen ins wirkliche Leben treten soll. Länger natürlich nicht. Mit Scherzchen aber und niedlichen Wortspielen kommt man darüber nicht hinweg. Bitte, recht ernsthaft! So gehört sichs an einem Paradebett.

Wobei ich, in Parenthese, bemerke, daß ich über die Zollsache mich einstweilen ausschweige. Da wird an den verschiedensten Stellen Allerlei gebraut; mündlich mehr, auch über die Mitwirkung geschätzter Damen. Abwarten. Unsere ehrenwerthen Parteigenossen schreien seit Monaten, daß sies so billig nicht machen. Kein Mensch glaubts. Sind sie schließlich doch für fünf Mark zu haben (was, im Vergleich zu jetziger Lage, für ihr Budget etwa so wichtig wie für Eures, ob Ihr an Sonntagen Graves oder Chablis trinkt), dann haben sie sich wieder lächerlich gemacht. Das würde mein Schamgefühl immerhin weniger verletzen als ihre kritiklose Bewunderung jeder Eintagsrednerei. Triste Epigonen. Udo Stolberg für die championship ausgebuddelt: sagt Alles. Für auswärtige Politik haben sie überhaupt kein Interesse mehr. Halten Alles, was ihnen vorgekanzelt wird, für arrivé. Und ahnen nicht, wie dunkel sichs draußen zusammenzieht.

Und diese wahrhaft staaterhaltende Unwissenheit! Viel verlangt man nicht; bin selbst nicht übermäßig beschlagen. Als Bülow aber seine Anekdote von Friedrich dem Großen und dem Granitbeißer erzählte, hätte ich doch gewittert: Das kann nicht stimmen. Vielleicht wäre mir nicht gleich eingefallen, daß Napoleon das Wort in der Gefangenschaft gesprochen hat, doch sicher, daß es nicht der Ton, nicht der Timbre des Alten Fritzen ist (der auch verdammt wenig Grund hatte, sich für den sittlichen Werth seiner „Racker" zu engagiren). Du mußt übrigens zugeben, daß Dein Herakles da recht unsanft entgleist ist. Falsch citiren kann Jeder mal. Wenn ein deutscher Kanzler aber einen englischen Minister mit einem Fritzenwort zerschmettern will und zu diesem Zweck einen Satz anführt (wörtlich und mit vorbereitenden Details, als wäre er dabei gewesen), der nie von einem Preußenkönig, sondern von

Bonaparte gegen Deutsche gesprochen worden ist, dann ists doch ein Bischen eklig. Und der „korsische Parvenu" hat obendrein nicht Recht behalten; seine Ruhmeshalle war nicht von Granit. Die Nachredner, deren Ohnmacht sein Spott treffen sollte, haben ihm doch manches Blättlein aus dem Kranz gezaust. Stimmt also auch da nicht. Nein: mit solchen Beispielen ist ein Politiker von der Zähigkeit des Herrn Chamberlain nicht totzukriegen.

Noch lebt er, munterer als je, und ist, dank Bülow, der populärste Mann in der englisch sprechenden Welt. Empfangsjubel in Westminster, Feieradresse der City: toute la lyre. Eine nach jeder Richtung verunglückte Aktion. Ich habe mir londoner Blätter kommen lassen und den Wortlaut der berühmten oder berüchtigten Rede festgestellt. Nach meiner Ueberzeugung wars nicht beleidigend. Wenn aber, dann genau eben so wie für uns auch für Russen, Türken, Franzosen, Oesterreicher; denn er sprach von Polen, Kaukasus, Armenien, Tonking, Bosnien und dem deutsch-französischen Krieg. Nur ein Verrückter würde als Minister all diesen Völkern an einem Tage Barbarei und Sittenlosigkeit vorwerfen. Die Behauptung, der — mir ungemein gleichgiltige — Herr habe gesagt, England werde das von den aufgezählten Völkern gegebene Beispiel nie nachahmen, war eben falsch; er hat gesagt, noch habe England das Beispiel nicht nachgeahmt, und keinen Zweifel darüber gelassen, daß er diese Nachahmung für unbedingt nöthig halte. In Petersburg, Paris, Wien, wo man ganz den selben Grund zur Entrüstung gehabt hätte, hat sich kein Mensch gerührt. Jetzt aber las ich in der Neuen Freien Presse (einem noch immer sehr gut gemachten Blatt): „Was Chamberlain gegen die deutsche Armee, diesen Stolz der Nation, vorgebracht hatte, mußte eine tiefe Erbitterung in Deutschland hervorrufen." Mußte? Er hat nicht eine Silbe weniger über die österreichische Armee gesagt, die doch auch wohl der Stolz der Nation ist, und nicht der leiseste Versuch eines Protestes war zu merken. Ueberhaupt ... Was kümmert uns eigentlich der Mann? Seine Landsleute halten ihn für tüchtig. Ganz grundsatzlos kann er nicht sein; sonst hätte er sich nicht, wegen Homerule, von Gladstone getrennt und die sichere Aussicht auf die Nachfolge des großen Schwätzers geopfert. Er soll den Transvaalkrieg benutzt haben, um an Familiengeschäften Geld zu verdienen. Möglich; trotzdem sogar englische Sozialisten es bestreiten. Die Sache kann aber auch anders liegen. Unser Möller ist gewiß ein ehrlicher Mann; durchaus „teger", wie der alte Bleichröder zu sagen pflegte. Seit er aber Minister ist, wird sein „Kupferhammer" (eine Klitsche, an die vorher Niemand dachte) in Industriecirkularen eifrig als Bezugsquelle empfohlen. Leute, die dem eigenen Vor-

theil zu dienen glauben, wenn sie Ministern Gewinne zuschanzen, giebt es überall; der Minister braucht von solchem Bemühen gar nichts zu merken. Das wollte der brave Diest-Daber nie einsehen. Der maßgebende Schuldner der Rhodes und Beit sitzt jedenfalls nicht im Kolonialamt. Sicher scheint mir dagegen, daß Chamberlain der Inspirator des Jameson Raid war. Nicht schön; aber à la guerre comme à la guerre. Eben ist ein Brief veröffentlicht worden, der beweist, daß Bismarck vor 66 den Hannoveraner Bennigsen (der jetzt das Unglück mit dem Sohn hatte) zu Landesverrath übelster Art anstiften wollte. Wird meine Schwester ihn deshalb geringer schätzen? Gebt doch, liebe Kinder, endlich die Vorstellung auf, Großmachtpolitik sei von Englein im Flügelkleide zu leisten. Die Buren führen ihre Guerilla, daß es eine Freude ist, zuzusehen. Betet sie an, wenn Ihr schon anbeten müßt; aber vergeßt gefälligst nicht, daß erst ein paar Jahrzehnte vergangen sind, seit sie den Boden, den sie jetzt vertheidigen, mit grausamster Gewalt einem anderen Stamm entrissen und die Besiegten zu rechtlosen Knechten gemacht haben. Die englische Krankheit, Herrschaft der public opinion und des cant, ist bei uns endemisch geworden. Wenn ich alle Tage die Moraltrompeter höre und dabei bedenke, wie Preußen in die Höhe gekommen ist, könnte ich seekrank werden. Von Granit hat der große Fritz nie geredet, aber gesagt: S'il faut tromper, soyons fourbes. Ueberläufts Dich nicht? Zerbrochene Eier, Ninette!

Du ziehst die Lippe und findest, ich sündigte selbst da, wo ich Andere tadle. Nein, Madame, wirklich nicht. Einerlei, ob Bülow gerecht oder ungerecht war. Nur wirksam mußte er sein. Schien unsere Waffenehre ihm verletzt, dann konnte er in London Genugthuung fordern, Erklärungen verlangen, wie es sogar der Banause Guizot in solchem Fall gethan hat. Wozu hat man das Botschaftpersonal? Aber ich will nicht über die Mittel rechten. Er weiß, wie verhaßt die offizielle Anglophilie ist, und freute sich der Gelegenheit zu einem populären Kraftwort. Auch gut. Nur muß mit solchen Szenen mehr erreicht werden als ein schnell verhallender Applaus. Und erreicht ist nichts. Weniger als nichts. Die Briten rasen und planen einen Boykott, der unserem Handel und namentlich unseren Industriekapitalisten sehr unangenehm werden kann. Herr Chamberlain ist der Held des Tages, hat auch rein rhetorisch Bülow weit übertroffen und erzählt triumphirend, so wie er sei noch jeder große Minister Englands im Ausland gehaßt worden; richtig: siehe Napoleon über Pitt und dessen Schule, „die im frechsten Machiavellismus, in tiefer Unsittlichkeit, in selbstsüchtiger Verachtung alles Menschenschicksals ihren Ausdruck findet“. Ueber den Kanal wird gerufen, wenn der

Vergleich mit dem englischen Heer beleidigend sei, dürfe der Deutsche Kaiser in diesem Heer nicht Feldmarschall bleiben. Und Arthur James Balfour hat im Namen der Regirung erklärt, sie habe von Camberlains Worten nichts zurückzunehmen. Die Beleidigung — nach des Kanzlers Ansicht war es eine — ist also vom Kabinet Salisbury feierlich wiederholt worden. Danach müßte eigentlich der diplomatische Verkehr abgebrochen worden. Sonst, fürchte ich, wird man uns in Europa nicht mehr ganz seriös nehmen.

Und die stolzeste Preußin jubelt? Gloire à Hercule!

Schade. Ich hätte der Kanalgesellschaft eine ordentliche Schlappe gegönnt. Aber mit Lufthieben, Moralitäten, Rednereien ist da nichts zu machen. Dein großes B kennt sie eben nicht. Würde sonst auch nicht sagen, in London seien Angriffe à la Bebel auf Regirung und Heer undenkbar. Lieber Himmel! Sollte lesen, was Stead und die Iren an Pamphleten leisten, — während des Krieges noch dazu! Säßen bei uns längst im Loch. Fast Alles, was wir über südafrikanische Schnödigkeiten wissen, stammt ja aus diesen Quellen. Ob Alles wahr ist? Memento Dreyfus! Und was wird seit Wochen über unsere Polenpolitik gedruckt! Rochefort schrieb, ein paar wreschener Kinder seien in Folge der Züchtigung schon gestorben, andere für Lebenszeit verkrüppelt. Aehnlich in Dutzenden ernsterer Blätter. So wirds heutzutage gemacht. Krieg ist nun mal eine böse, barbarische Sache, grausig für verzärtelte Kulturmenschen. Zweifle auch gar nicht, daß Kitcheners Söldner im Lauf der Zeit gründlich verroht sind und sich nicht wie Kavaliere benehmen. Nur nicht jeden wüsten Blödsinn glauben und mit Moralartikeln hausiren.

Moralisch sind wir auch nicht zur Germanisirung der Polen berechtigt. Trotzdem: wenn das neue Programm durchgeführt wird, will ich sehr zufrieden sein. Schon Etwas, daß die Prügelei aufhört. Das Schlimme daran war, daß die Kinder gehauen wurden, weil sie den Eltern gehorchten. Geht nicht. Setze Dich in die Lage der Mütter. Brauchen die kleinen Demonstranten ja nur in den Klassen sitzen zu lassen, bis sie kirr werden; vom Staat fixirter Schulzweck nicht erreicht, — also! Nur nicht wieder Hetze gegen Adel und Klerus. Ganz veraltet. Wer Stablewski (kenne ihn aus der Zeit, wo er im Reichstag saß) für Fanatiker hält, ist schief gewickelt. Thut, was er kann, und kann mehr entgegenkommen als ein Deutscher; siehe Kopp, dem sie in den Grenzdistrikten nachrufen: Preußischer Freimaurer! Vorstellung, daß man, um Politik zu treiben, informirt sein muß, scheint vieux jeu. Jeder radotirt und Keiner weiß, was los ist. Polenbewegung ist heute radikal demokratisch. Klerus hält mit Ach und Krach die Reste seines Ansehens; wäre

verloren, wenn noch gouvernementaler; und auch für uns würde die Geschichte dann natürlich ärger. Hier denkt man immer, Geistliche und Slachta hätten die Leute noch an der Strippe. Keine Spur. Sind selig, wenn man sie in Berlin Hochverräther nennt, weil dann Hoffnung, früheren Einfluß zurückzugewinnen. Nur deshalb hat der Czartoryski sich jetzt eingemischt. Fahren wir mit Chicanen fort, dann kitten wir die ganze Sippe wieder zusammen. Außer wirthschaftlicher Stärkung der Deutschen Alles verkehrt. Glaube überhaupt nicht an Losreißungtendenz. Wird nur mitunter gesagt, um dem Mob was zu bieten. In Wirklichkeit drängts von unten; Slachzigen und Klerisei möchten Ruhe haben. Würde ich ihnen lassen, wenn an der Spritze säße. Und was an Geld aufzutreiben ist, in die Provinzen stecken. Nicht Vereinshäuser bauen; sind deutsche Forts, wie in Böhmen, und auf alkoholisch gefärbten Patriotismus pfeife ich. Aber kräftig kolonisiren, Industrie mit Hochdruck; Landwirthschaft muß ja mit Slaven arbeiten. Nur reichliche Düngung mit Kapital kann helfen. Daran fehlts leider. Keine Aussicht auf Besserung, trotz Siegestänzen der Börsianer. Die berühmte Krisis hat erst angefangen. Und nicht Einzelne sind schuld, sondern die allgemeine Ueberspannung. Weltpolitik! Unermeßliche Absatzgebiete! Das ist den Leuten zu Kopf gestiegen und jetzt geht ihnen der Athem aus. Seit dreißig Jahren sind wir eine Nation. Statt mit bismärckischer Geduld nun mal fünfzig bis hundert Jahre still zu sitzen, uns innerlich zu amalgamiren und zu konsolidiren, statt die Anderen sich an der Peripherie müde laufen und unsere Händler sich einfressen zu lassen, sollte es Hals über Kopf ins Weltimperium hineingehen. Schöner Gedanke. Aber es kommt anders. Alte Kultur und namentlich alter Reichthum sind nicht zu unterschätzen. Auch darin paßt mir Dein Held nicht, dessen A und O immer, wie sich seit Bismarcks Zeit draußen Alles verändert habe. Gar nichts, finde ich. Wir haben noch alle Hände voll zu thun, um das Reich fertig zu machen und in Europa en vedette zu sein. Das Bischen Asien, das vorläufig zu haben ist, gebe ich billig und die Bagdadbahnhoffnungen klingen nach Tausendundeine Nacht. Neu und Strich durch jede Rechnung ist nur die fabelhafte Entwickelung des basaltlosen Landes drüben. Fordert völlige Frontänderung. Ueber die new departure nach New-York weiß ich nichts. Scheint, daß man Demokrat sein muß, um Sinn für solche Feierlichkeit zu haben. Eine Rennyacht ist doch die privateste Privatangelegenheit, die ich mir denken kann. Dein arisches Herz mag sich beruhigen: Vater Roosevelt gehört nicht zur Synagoge. Ein smarter Herr, sehr impulsiv, wie man bei uns sagt, und mit Neigung fürs Dekorative; als er

Gouverneur des Staates New-York werden wollte, ging er als Rauhreiter mit Stabstrompetern auf den Stimmenfang, hatte aber auch nichts dagegen, daß seine Agenten im Judenviertel erzählten, er sei der Enkel eines sicheren Rosenfeld. Daher Deine Angst. Das Silbergeschirr wird den Astor, Morgan, Carnegie nicht imponiren. Aber der Prinz wird gefallen. (Hoffentlich giebts nicht wieder im nächsten Jahr Krieg, wie nach dem Besuch in Peking.) Die Leute werden entzückt ob der unerhofften Ehre sein und wir werden Wochen lang hören, daß ein Markstein errichtet ist. Rechne getrost auf einen Rummel, wie selbst wir ihn noch nicht erlebt haben. So was puffen die Yankees schon. Bitter ist nur, daß die Zuschauer dahinter wieder irgend einen fürchterlich tiefen Plan wittern und danach disponiren werden. So war es noch jedesmal; und der Glaube an die Stetigkeit unserer Politik sollte doch werthvoller sein als sämmtliche Rundreiseerrungenschaften. Thuts nichts: public opinion ist im siebenten Himmel; und Dein Angeschwärmter scheint sie noch höher zu schätzen als sein schlechtes Vorbild, der selige Palmerston, dem sie seit der Junirede von 1829 in die Apotheose verholfen hat.

... Herrgott: welcher Dauerbrief! Senile Geschwätzigkeit, denkst Du. Parfaitement. Erstens aber brauchtest Du mich durch Dein geschätztes nicht herauszufordern; und zweitens mußt Du zugeben, daß ich auf die scandalosa nicht mit einer Silbe eingegangen bin, mit denen großmütterlicher Uebermuth einen Greis zu necken geruht, sondern stockernsthaft geredet habe, als wäre die Sorge fürs römische Reich mir anvertraut. Und drittens bin ich bereit, alle Schätze Borchardts und Schaurtés aufzufahren und sogar die Hugenotten an die Rampe zu locken, um Absolution zu erlangen. Komm also, Trauteste, die nicht wie andere Frauen ist, komm auf lange; und bring den Genossen Adolf getrost mit. Ich werde ihn nicht aus den Fängen lassen und das liebe Vaterland kann also ruhig sein. Falls wir mit Herrn Singer Brüderschaft trinken, geschiehts im cabinet. Und ich benachrichtige Dich. Bitte, jedenfalls Ankunft melden, damit die unpolitische Lotte (die sich grüßend auf shopping freut) oben heizen läßt.

Schwärme weiter, standesgemäß Unentwegte, und, wenn Du keinen würdigeren Gegenstand findest, gelegentlich auch mal fünf Minuten lang für

Deinen bisher so schmählich verkannten

Bruder und Vasallen

Moritz.



Eugène Carrière.

Ueber Carrières „transszendentale Seelenmystik" raunen die Anhänger des modernen Okkultismus geheimnißvolle Worte. Die Mystik ist heute Mode. Zwei so ungewöhnliche Schriftsteller wie Huysmans und Maeterlinck, Beide von dem selben Stamm und Blut wie der berühmte Ruysbroeck, haben ihr viele vornehme Geister gewonnen, unter denen der früh verstorbene Dichter Georges Rodenbach, auch ein Flandersproß, den stärksten Zauber übte. Es sind — die Schüler wenigstens — recht wunderliche Heilige; fast immer nicht ganz gesunde Lebemänner mit mehr oder weniger perversen Neigungen. Maurice Barrès gehört ja auch zu ihnen. Und einige deutsche Namen wären zu nennen, die ich aber lieber nicht ausspreche.

Ob Eugène Carrière zu ihnen gehört? Jedenfalls hat er als Maler große Verdienste, die mit Mystizismus nichts zu thun haben. Die Psychologie seiner Kunst ist ohne alle Mystik und in rein historischer Betrachtung zu klären. Die sichtbarste kunstgeschichtliche Thatsache des abgelaufenen Jahrhunderts ist jene große technische Evolution, die man in historischer Folge als Impressionismus, Luminismus und Pointillismus bezeichnet und die sich uns original darstellt in den Werken eines Manet und Monet, eines Pissarro und Sisley, eines Renoir und Degas bis herunter zu dem Belgier Rysselberghe. Diese große Bewegung, die übrigens doch nicht nur technisch aufgefaßt werden darf — denn sie wurde zugleich ein Spiegel aller sozial gefärbten ethischen und ästhetischen Präokkupationen der Zeit —, ist der höchste künstlerische Ruhmestitel der französischen Nation, der wir sie der Hauptsache nach verdanken und die damit über den ganzen Erdtheil und weit darüber hinaus in der Malerei einen Einfluß und eine Herrschaft übte wie kaum in ihren glänzendsten Epochen auf dem Gebiet von Literatur, Mode und Politik.

Und dennoch wurde eine Reihe der hervorragendsten Maler der Zeit von dieser ganzen Bewegung gar nicht berührt: in Frankreich Puvis de Chavannes und Gustave Moreau, in Deutschland Böcklin und Thoma, in England Watts und Burne-Jones. Sie wurden nicht davon berührt, obwohl sie die ganze Bewegung von Anfang bis zu Ende mit erlebten. Sie waren in ihrer künstlerischen Bildung schon zu weit vorgeschritten, als das Neue einsetzte, und sie waren insbesonders zu ausgeprägte künstlerische Persönlichkeiten, um überhaupt eine „Bewegung" mitmachen, um überhaupt andere Wege gehen zu können als die selbst gewählten. Andere Künstler, jüngere, scheinen uns heute auch unberührt vom Impressionismus, — oder wie man die Sache nennen will. Doch der Schein trügt. Auch sie trugen einst das Modekleid, haben es aber rechtzeitig ausgezogen. Sie wußten, daß man mit den Wölfen heulen muß. Sie heulten sogar immer noch lauter als die

Wölfe selbst. Aber andere Zeiten, anderes Geheul. Der virtuoseste Heuler dieser Art ist der auf Java geborene Holländer Toroop. Er hat genau gemalt wie Courbet und dann genau wie Manet; er hat später Monet und Pissarro überboten, noch später Renoir und Degas. Es giebt von ihm Köpfe im Umriß, die an die wunderbarsten Handzeichnungen der Museen erinnern. Daneben ist er ein Plakatfarben-Symboliker der fanatischsten Art; da überbietet er nun wieder Helleu und Khnopff. Wo ist er Toroop? Ueberall oder nirgends? Er spielt siebenundzwanzig Instrumente mit gleicher Virtuosität, aber er sagt auch auf jedem nur, was Andere schon gesagt haben. Und er ist leider ein Typus. Nur sind die Anderen nicht ganz so virtuos. Courbet und Monet hatten nur eine Sprache, wie auch Rubens und Rembrand nur eine Sprache redeten. Nur eine Sprache hat auch Eugène Carrière.

Ihre Grammatik feststellen? Darauf kommt es mir nicht an. Sie ist impressionistisch, um es kurz zu sagen. Mehr als irgend Einer von Denen, die heute als Persönlichkeiten über die Anderen emporragen, steht Carrière, technisch, im Impressionismus und dessen Konsequenzen. Von Monet zu ihm führt eine gerade Linie. Deren Endpunkte sind zwei Welten. Aber diese Linie unterscheidet Carrière fast von allen bedeutenden Zeitgenossen. Die Anderen haben dem Impressionismus den Rücken gekehrt und zu Ausdrucksmitteln gegriffen, die der Impressionismus haßte. Carrière ist unbehindert auf dem einmal betretenen Weg weitergeschritten; er ist dem Impressionismus treu geblieben, hat ihn aber aus der Kraft seines Genius wiedergeboren.

Die impressionistische Kunst hatte eines Tages ein Gefühl wie der verlorene Sohn, der die Schweine hütete und Treber aß. Es war zunächst eine Art Hunger. Diese Kunst hatte sich zu lange nur von Luft- und Lichtschwingungen genährt, hatte alles Substantielle, alles Kompakte abgewiesen. Und alte, längst vergessene Sehnsüchte erwachten. Die Sehnsucht nach ganzen, klaren, hellen oder tiefen Farben, die so schön sein können, wenn sie auch nirgends in der Natur so rein und ungebrochen vorkommen sollten; die Sehnsucht nach der schönen bedeutenden Linie in ruhiger rhythmischer Bewegung, die Sehnsucht nach der festen, klar umschriebenen Gestalt. Es war ein schmerzendes Heimweh.

Und die Kunst machte sich auf und kehrte ins Vaterhaus zurück, zurück zu den ersten Märchenträumen ihrer Kindheit. Sie verliebte sich so närrisch in die arme Seele von Linie, die lange vergessene, die lange verschmähte, daß, wie sie vorher nichts sah als Lichtgeflimmer, sie nun nichts mehr wollte als Linie, als keusche, körperlose Linie, als gegenstandlose, symbolische Linie. Sie wurde manchmal ganz toll von dieser Leidenschaft. Doch huldigte sie nebenbei auch einer anderen, mehr sinnlichen. Sie vernarrte sich in breite Farbenflächen. Sie liebte Bilder, die dadurch entstanden schienen,

daß man einen Topf voll rother und einen Topf voll blauer und einen Topf voll gelber Farbe auf eine Tafel ausgegossen hatte, fein sauber und unvermischt.

Es war nicht die einzige Rückkehr zu alten Idealen. Wo sonst in der Landschaft von lauter Licht sich am Liebsten kahle Brandmauern und Fabrikschlote aufreckten und schwielenfäustige Arbeiter das nicht gerade immer Hohe Lied der Arbeit mit rauher und heiserer Stimme heulten, da schwebten nun zwischen schlanken Bäumen liebliche Allegorien und unleibhaftige Engel in weißen, wallenden Gewändern, mit eben so weißen, langen und schmalen Flügeln herab und sangen Gloria in excelsis.

Nie hat sich eine Zeit in so schroffen, rasch einander ablösenden Gegensätzen gefallen. Doch nicht alle Künstler machten die Sprünge mit. Carrière hielt keine Umkehr für nöthig. Er ließ sich in seinem Glauben an das Licht als weltschöpferisches Prinzip nicht beirren. Aber während Andere das Licht, ihre Gottheit, fast mehr als Chemiker denn als Künstler betrachteten und im Analysiren keine Grenze finden konnten, auch im Licht und in der Natur überhaupt sozusagen das Ding an sich der Kunst erblickten, sah Carrière in Alledem nur Mittel. Er wollte nicht die Natur mit Haut und Haaren in die Kunst hineintragen, er suchte, wie die eben zur idealen Linie und zur idealen Farbe Bekehrten, weniger als die Natur und mehr als die Natur. Das wollte er wie diese Bekehrten; nur mit anderen Mitteln. Nicht mit den so lange verschmähten der idealen Linie und Farbe wollte ers, sondern mit den Mitteln, die das mühsam gewonnene technische Resultat der letzten Entwickelung waren. Aehnlich empfand mancher Künstler. Im vorjährigen pariser Salon sah man ein Bild: nackte, tanzende Mädchen am Strand. Dem ziemlich umfangreichen Gemälde sah man die Monet-Schule auf den ersten Blick an. Aber während die impressionistischen Lehrer nichts malen wollten als ihre naturalistischen Lichtstudien, benutzte dieser Schüler die selben Studien nur als Mittel und that, was die Anderen für ein Verbrechen gehalten hätten: in Licht und Luft brachte er ein Traumgesicht persönlichster Art. Er heißt Raphael Collin. Sein Bild wäre gerade in dieser Duftigkeit, in dieser poetisch-leisen Wirkung eines schönen Traumes ohne die aus Monets Wirken gezogenen Lehren nicht möglich gewesen. Andere warfen diese Lehren weg, wie Kinder ihr Spielzeug, um wieder neues Spielzeug zu suchen. Das that Collin nicht. Das that noch weniger Carrière. Der idealen Linie und der idealen Farbe gesellte er das ideale Licht. So schuf er sich sein eigenstes, persönlichstes Instrument. Nicht zu alten Göttern brauchte er zurückzukehren; den neuen Götzen erhöhte er, weihte er zu einem lebendigen Gott. Nur mit des Lichtes Hilfe schafft er. Linie und Farbe haben keinen Theil an seiner Schöpfung. Seine Gestalten sind nur Licht, sind körperlos, noch körperloser als die unleibhaftigsten Engel der Symbolisten.

Wer noch nichts von Carrière gesehen hat, mag hier an Rembrandt denken und stutzen. Beides mit Recht. Carrière ist ganz zweifellos Rembrandt verwandt. Und wenn er auf manchen Bildern gewisse kümmerliche Frauen- und Kinderköpfe modellirt und gruppirt, erinnert er an Peter de Hoch. Mit Rembrandt verknüpft ihn besonders die Verwendung der Dunkelmassen zum Zweck der Vereinfachung und Reduktion des Ganzen auf das Wesentlichste. Das einst so berühmte clair-obscur, das in Leonardo seinen ersten geheimnißvollen Zauber übte, das dann in Correggio fast eine Art Vulgarisirung erfuhr und in Rembrandt sich ins Nordisch-Protestantische verdüsterte, erlebt in Carrière eine eigenthümliche Wiedergeburt. Und doch ist zwischen Rembrandt und dem Franzosen eine tiefe Kluft. Abgesehen von der ausgiebigen Verwendung der Farbe bei Rembrandt — und einer sehr materiell wirkenden Farbe —, machen seine Gestalten durchaus keinen geisterhaften Eindruck; sie leben in gesunder und oft genug in derber Körperlichkeit. Darin haben sie nicht die geringste Verwandtschaft mit den Geschöpfen Carrières. Und noch weniger darf man bei Carrière an die groben Gegensatzwirkungen von Licht und Schatten bei Carravaggio und Ribera denken, die vor der großen luministischen Evolution von Theodor Ribot virtuos wiedergeschaffen und neuerdings von Ferdinand Roybet noch übertrumpft wurden, wie die zwei spanischen Damen jetzt in der dresdener Ausstellung zeigen. Neben diesen Künstlern, die auf den ersten Blick die Erinnerung an das siebenzehnte Jahrhundert heraufbeschwören, wirkt Carrière erst recht wie ein Ursprünglicher. Oft — Das muß man den Okkultisten zugeben — wirken seine Geschöpfe wie Geisterspuk. Ob aber gerade darin seine Bedeutung liegt? Es giebt heute in Deutschland Dichter, deren Verse das Gefühl erwecken, als ob Einem vor den Augen Schleier niederwallten, schimmernde, irrisirende, opalisirende Schleier, hinter denen dann vielleicht sogar Gestalten auftauchen. Etwas wie eine dunkle Ahnung dieser Gestalten bekommt man wohl auch. Aber nicht mehr. Carrière giebt mehr, viel mehr. Er giebt wahrhafte Gesichte. Aber ein leiser Schleier ist auch immer davor. Und Das verdrießt den Betrachter manchmal. Man möchte die Spinnengewebe wegwischen können. Man wünscht, der Künstler hätte sie selbst weggewischt. Doch dieser Wunsch ist wohl sehr thöricht. Am Ende wäre auch Das mit weggewischt worden, was wir daran so hoch schätzen. Durchaus groß und bewundernswerth ist Carrière, wo er wirkliche Geister, Menschengeister, nervöse moderne Geister beschwört. Seine Dichterköpfe sind geniale Leistungen und ganz einzig in ihrer Art. Sie tragen auf der Stirn den Stempel ihres Jahrhunderts in schärferer Prägung als irgend ein Produkt dieser Zeit. Hier scheint alle Erdenhaftigkeit überwunden, alle Materie abgestreift zu sein. Muß man deshalb von Mystizismus und Spiritismus reden? Nein. Carrière hat sich das Medium

des Lichtes dienstbar gemacht; damit modellirt er nun, wie Andere mit Thon. Die Plastik kommt dabei etwas zu kurz und noch mehr die Körperlichkeit; um so stärker wirkt das Geistige. Das ist das Geheimniß.

Die auffallende Verwandtschaft Carrières mit Auguste Rodin kann nicht übersehen werden. Die einseitige Betonung des seelischen Ausdrucks bei dem Einen entspricht der übermäßigen Werthung der Geste bei dem Anderen. Und wie sehr der Bildner Rodin mit Beleuchtungeffekten arbeitet — mehr als irgend ein Plastiker vor ihm —, ist bekannt.

Von den Malern steht Aman-Jean dem Meister nah. Er ist nicht so konsequent wie Carrière. Die Farbe läßt er auch nur ganz leise und nur in den diskretesten Tönen sprechen; aber der Linie macht er keine geringen Zugeständnisse. Bei ihm wird man eher an Correggio als an Rembrandt erinnert. Er ist eine weibliche Natur. Anmuth, Zartheit, Lieblichkeit: Das ist sein Bereich. Neben ihm wirkt Carrière fast unheimlich. Doch kommt er bei diesem Vergleich nicht zu kurz. Er ist männlicher, stärker, einfacher und größer. Er ist vor Allem tiefer. Er schmeichelt weniger den Sinnen und reizt stärker den Geist.

Mannheim. Benno Rüttenauer.



Erziehung und Erzieher.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens herrscht eine lebhafte Reformthätigkeit. In Parlamentsdebatten und den Artikeln der Zeitungen verschiedenster Richtung werden in dieser Hinsicht Forderungen geltend gemacht, die häufig von einander in den wesentlichsten Punkten abweichen. Dabei macht man nur allzu oft die Bemerkung, daß auf Grund einer Einzelerfahrung gewonnene Privatansichten oder aus eigenen Erlebnissen abzuleitende Abneigungen in die öffentliche Diskussion getragen werden, so daß es für ferner Stehende schwer ist, ein Verständniß für das Ganze dieser Reformbewegung und ihre Nothwendigkeit zu gewinnen. Ich möchte versuchen, dem Leser einen solchen Ueberblick zu verschaffen, und darf diesen Versuch wohl wagen im Anschluß an ein jüngst erschienenes Buch des bekannten Pädagogen Rudolf Lehmann (Berlin, Weidmann, 1901), das den Titel führt, den ich an die Spitze dieser Ausführungen gestellt habe.

Das Buch darf in mehrfacher Beziehung ein modernes genannt werden. Einmal nach seiner Absicht: „Von Erziehung soll die Rede sein und vom Unterricht, sofern er der Erziehung dient. Aber nicht von einem allgemeinen Begriff der Menschenbildung soll darin gehandelt werden, sondern von der ganz bestimmten Art und Weise, wie wir in unserem Lande, zu unserer Zeit, in Deutschland um das Jahr 1900, das kommende Geschlecht zu bilden und an der Zukunft unseres Volkes vorbereitend zu arbeiten suchen oder suchen sollten. Aus unseren Nöthen ist das Buch entstanden, unseren Bedürfnissen soll es entgegenkommen." Das

Buch ist noch in einem anderen Sinne modern. Es ist geschrieben vom Standpunkte moderner Wissenschaft, die eingesehen hat, daß die Fülle des menschlichen Lebens nicht sich hineinzwängen lassen wolle in bestimmte Regeln, daß es nicht ein allgemein giltiges Schema gebe, nach dem das Kind emporwächst: gleich an Bedürfnissen und Wünschen und deshalb unter gleichen Bedingungen und Einflüssen fähig zu gleicher Entwickelung. Wir haben individualisiren gelernt, und wenn die Wissenschaft in dieser Hinsicht, was die Forschung anbetrifft, vielleicht zu weit gegangen ist, so ergeben sich aus dieser Einsicht in die Komplizirtheit menschlichen Wachsens und Werdens bedeutsame Resultate, die eine wissenschaftliche Pädagogik schon jetzt nützen darf. Auch darin möchte ich das Buch als aus moderner Geistesrichtung entstanden bezeichnen, daß es aus dem Bewußtsein geschrieben ist, unsere heutige Weltanschauung verlange stärkere Berücksichtigung bei der Erziehung der Jugend und die heutige Kultur sei im Stande, erzieherische Werthe aus sich hervorzutreiben. Das Bestehen einer solchen Forderung wird Niemand bestreiten; wichtiger ist, daß ihr Recht bewiesen wird.

Ziel aller menschlichen Erziehung muß sein, dem Zögling die Mittel zur Behauptung seines Ich im Leben zu geben. Diese allgemeine Forderung hat im modernen Leben — wegen des in ihm enthaltenen Zuges zur Diesseitigkeit — eine erhöhte Bedeutung erfahren. Die Flucht ins Jenseits, in das Reich des Ideals macht unfähig zum Kampf ums Dasein. Wir führen ihn heute mit Anspannung aller Kräfte und deshalb muß die Schule den Zögling ausrüsten mit den für diesen Kampf nothwendigen Kenntnissen. Lebenskräftig sollen wir unsere Jugend gestalten, auch in dem Sinne, daß der Körper nicht leide unter der einseitigen Berücksichtigung der rein intellektuellen Bildung. Schule und Haus haben hier gleichmäßig zu wirken. Anfänge nach dieser Richtung liegen vor, aber das Meiste ist noch zu thun, um unsere Jugend zu einer höheren Kultur der Lebenshaltung zu führen, wie sie der wachsende Volkswohlstand ermöglicht und wie sie in anderen Ländern bereits erreicht ist.

Aber nicht einseitig darf der Blick auf diese realistische Seite der Erziehung gerichtet sein: sie muß eine Ergänzung erfahren durch Uebermittelung ideeller Werthe an den Schüler. In der Diskussion des Tages werden nur allzu oft die rein materiellen Interessen allein in den Vordergrund geschoben und kurzsichtig wird übersehen, daß die höchsten ideellen Werthe die Frage nach dem „Wozu" nicht vertragen oder vielmehr nicht zulassen, weil sie darüber stehen. Lehmann zeigt sich als begeisterten Verkünder des Ideals. Mit Recht. Gerade an diesem Punkte ist eine moderne Erziehung erst zu schaffen. Das moderne Leben hat Probleme entwickelt, für die uns die Vergangenheit keine Lösung giebt. Vor Allem die soziale Frage, das Problem der Grenzbestimmung zwischen dem Recht des Individuums auf sich selbst und den Ansprüchen der Gesammtheit. Lehmann betont die Gefahr einer Schwächung der Persönlichkeit durch stete Anlehnung an die Gesammtheit und faßt in prägnanter Formulirung sein Urtheil über den Charakter unserer Zeit zusammen: „Alle Massenbewegungen unseres Zeitalters zeigen Kraft, aber den Persönlichkeiten fehlt es an kraftvoller Eigenart." Solche neu zu gestalten, ist Aufgabe einer modernen Erziehung; durch sie würde das Leben des Einzelnen wieder an Reichthum gewinnen, die Gesammtheit aber keineswegs verlieren, weil Arbeit an eigener Vollendung Arbeit an der Vollendung der Gesammtheit nicht ausschließt.



Ferner beginnt für die Erziehung unserer Jugend das antike Lebensideal an Bedeutung zu verlieren oder es wird ihr überhaupt nicht mehr so übermittelt, daß es lebenskräftig in ihr werden kann. Hier ist Ersatz zu schaffen; um so mehr, als gegen den realistischen Zug unserer Zeit Gegengewichte vorhanden sein müssen. Lehmann weist auf unsere klassische Literatur, auf Schiller und Goethe hin. Besonders Goethe ist berufen, Führer unseres Volkes zu sein. Aber ein Anderer soll neben ihn treten, weil sich in ihm das patriotische Empfinden unseres Volkes ein Symbol geschaffen und weil er in grandioser Einseitigkeit zwar, aber zum Heile der weltabgewandten Deutschen die realistische Weltanschauung durchgesetzt hat —: Bismarck. „Eine Verbindung von Bismarck und Goethe als Leitstern für unsere Jugenderziehung: erscheint der Gedanke zu groß, zu kühn, zu unmöglich? Hat doch auch Goethe die That verherrlicht, als Das, was im Anfang war und am Ende ist! Ist doch auch Bismarck eine Persönlichkeit in dem Sinn, wie Goethe und Schiller diesen Begriff dachten und verherrlichten. Eine Verbindung zwischen Bismarck und Goethe: Das heißt eine Vereinigung von geistiger Kultur und realistischer Lebensgestaltung. Das heißt eine Kultur der That und des Gedankens; und Das heißt zugleich eine Vereinigung von Gemeinsinn und Individualismus."

Nach diesem Ideal entwirft Lehmann nun in großen Zügen den Plan, nach dem es erreicht werden muß. Er schildert die Erzieher und die Mittel der Erziehung. Erzogen wird in Schule und Haus; Beide sind so zu gestalten, daß sie in bezeichneter Richtung erzieherisch wirken. Nach der Einsicht, wie leicht besonders bei Beginn der Erziehung schädlich auf ein zartes Kindergemüth gewirkt werden kann, zählt er zu vermeidende Fehler und die richtigen Mittel zu einer förderlichen Beeinflussung des Kindes im elterlichen Heim auf. Daß das Leben daheim von sittlichen Gedanken beherrscht sei, ist die erste Forderung; „nur wo ein Kind sittlich handeln sieht, kann es selbst sittlich werden." Ferner muß das moderne Familienleben an innerem Reichthum gewinnen. Wie ärmlich sieht es heute noch oft damit bei uns aus, wie selten finden sich Eltern und Kinder im gemeinsamen Genuß wirklich guter Lecture und wahrer Kunst zusammen, wie oft verlieren Eltern so ganz die Fühlung mit ihren Kindern, weil sie nie eine solche suchten! Wie oft werden Anlagen künstlich niedergehalten aus kleinlicher Gedankenenge, wie oft wird elterliche Autorität gegenüber berechtigter Forderung der Kinder gewaltsam geltend gemacht! Lehmann lehrt zwischen abgöttischer, blinder Liebe und herzloser Strenge die richtige Mitte halten.

Neben die Erziehung im Hause tritt die in der Schule. Auch hier sind Reformen nothwendig: es muß aufgeräumt werden mit einigen mittelalterlichen Resten unserer Weltanschauung, die dort noch ihr Dasein fristen. So oft sehen unsere Lehrer in kleinen Unredlichkeiten und Uebertretungen ihrer Schüler Kapitalverbrechen und bekämpfen sie mit einem solchen gegenüber angebrachten hohen Maß sittlicher Entrüstung. Dadurch rufen sie nur den Trotz des Kindes hervor und stellen durch Begünstigung der Angeberei in den Klassen sich in Gegensatz zu den sittlichen Instinkten der Schüler. Eine ruhige, entschiedene Ablehnung thut hier mehr als sittliches Pathos und inquisitorische Untersuchung. Weiter ist das Urtheilen nach moralischen Schematen und äußerlichen Erfolgen, wie es heute häufig üblich ist, zu bekämpfen. Lehmann findet, daß die heutige

Lehrmethode „die Thätigkeit des Lehrers viel zu sehr auf ein immer wiederholtes Richten und Urtheilen und viel zu wenig auf ein ruhiges Einwirken, ein stilles Wachsen- und Gewährenlassen stellt.“ Die einseitige Ueberschätzung der Extemporalienleistungen und ihre fast ausschließliche Berücksichtigung bei der Beurtheilung der Gesammtleistung der Schüler sind solche Fehler. Wohl Jeder von uns vermag sich aus der eigenen Schulzeit zu entsinnen, mit welcher Gewissenhaftigkeit die „Points“ gegen einander gestellt wurden, wie die Vierteljahrsabrechnung schließlich entschied, unabhängig von der Frage, ob nicht inzwischen die Höhe der Fehlerzahlen sich zum Besseren geändert hatte und ein Fortschritt also gemacht war. Je mehr aber der Lehrer auf alles Schematisiren verzichtet, desto größer wird die ihm so gestellte Aufgabe. „Es ist leichter, in seinem Notizbuch als in den Seelen seiner Schüler zu lesen.“ Eine wahrhaft pädagogische Wirkung, die als Ziel die Entwickelung lebenskräftiger Individuen vor sich sieht, ist ohne ein solches Lesen in den Seelen der Schüler nicht möglich. Aber wie nur Der die verborgenen Schätze eines Buches zu heben weiß, der solche in sich trägt, so vermag ein Lehrer nur dann die Schätze einer Kindesseele ans Licht zu bringen, wenn er mit ursprünglicher Liebe zur Jugend die Kenntniß und Welterfahrung vereint, die allein menschliches Streben trotz allen Irrungen richtig begreifen lehrt. An dem Typus des gelehrten Erziehers zeigt Lehmann die Schwächen einer weltabgewandten Bildung. „Wir müssen weniger gelehrte Bücher erzielen und mehr echtes Menschenthum erziehen.“ Eine Vereinigung gediegener Bildung und sicherer Beherrschung des Lebens sind Forderungen, die an einen Lehrer zu stellen sind. Aus Alledem ergeben sich in Bezug auf Fragen der Schultechnik und die Auswahl der Lehrstoffe verschiedene Erwägungen, die ich hier nicht näher erörtern kann; nur sei erwähnt, daß der Philosophie mit Recht eine große Bedeutung als Unterrichtsfach beigemessen wird.

Lehmann — der ja am zehnten August hier über „Schulreform“ gesprochen hat — zeigt in theoretischer Beweisführung die Unmöglichkeit einer Pädagogik als wissenschaftlichen Systems, das Anspruch auf Allgemeingiltigkeit machen darf. Er nennt Erziehung eine Kunst und verweist auf die Persönlichkeit als den letzten Grund pädagogischer Erfolge. Das ganze Buch ist ein Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes. Unter den Händen des wahren Pädagogen gestaltet sich das Gemüth des Schülers wie bildsamer Thon in den Händen des Künstlers: oder wie der Gärtner mit wachsamem Auge Schaden und Nachtheil vom keimenden Leben abwendet und sein Wachsthum helfend befördert, so beschirmt der wahre Pädagoge die keimenden Triebe des werdenden Menschen, liebevoll dem Schaden wehrend, voll Hoffnung auf glückliche Entwickelung, — „denn ohne Hoffnung kann Niemand erziehen.“ Aus seiner herzlichen Zuneigung zu unserer heute viel geschmähten Jugend und aus dem Glauben an ihr ideales, weil jugendliches Streben ist Lehmann, trotz aller Verketzerung, das sichere Vertrauen auf eine gedeihliche Entwickelung deutschen Wesens erwachsen. Wir dürfen ihm in solche Zuversicht folgen und können nur wünschen, daß unserem Volk Erzieher in diesem höchsten Sinn des Wortes niemals fehlen mögen.

Dr. Paul Menzer.



Geschichtliche Gesetzmäßigkeiten.*)

Verfassung- und klassengeschichtliche, theoretisch-politische und im engeren Sinn gesellschaftwissenschaftliche Betrachtung lassen sich, wenn man es der reinlichen Abgrenzung wegen wünscht, völlig von einander trennen. Es ist nur folgerichtig im Sinn einer so isolirten inneren Staatsgeschichte, nicht so oft von der Herrschaft eines Adels wie von der einer Minderheit gesellschaftlich und wirthschaftlich Bevorzugter zu reden. Für den Staat als solchen hat der Geburtstand grundsätzlich keine Bedeutung: er pflegt einen solchen denn in der That auch nur in den Zeiten seiner Schwäche vollkommen anzuerkennen; ist er zu seinen Jahren gekommen, so liebt er nur, von Unterthanen zu reden. Aber eben so gewiß ist, daß keine Verfassungsgeschichte zureichend ohne die ihr zugehörige Klassenentwickelung zu erklären wäre. Und so gleitet die Betrachtung zu dieser eben so selbstverständlich hinüber wie von der äußeren zur inneren Staatsgeschichte. Die Anfänge sind hier freilich besonders dunkel; unter welchen klassengeschichtlichen Voraussetzungen das fast unumschränkte Königthum des germanischen Alterthums, vom griechischen ganz zu geschweigen, über die ehemals bestehende Volksherrschaft gesiegt hat, bleibt fast völlig verschleiert. Das Verlockendste wäre auch hier, anzunehmen, daß sich in diesen ältesten Zeiten die spätere Bewegung keimförmig schwach schon einmal in allen ihren Theilabschnitten abspielte und daß dem Siege der Königsmacht eine — wenn auch noch so flüchtige — Adelsherrschaft voranging. Doch es wäre nicht räthlich, hier auch nur Vermuthungen auszusprechen. Um so gewisser ist alles Folgende. Das frühe Mittelalter ist die Stufe, auf der sich der Adel recht ausgebildet hat, als die, abgesehen von den Sklaven, erste Klasse. Das heißt: die erste durch Berufsgleichheit und wirthschaftlich ähnliche Lage zusammengehaltene Schicht innerhalb der Völker und zugleich als der erste Stand; unter dieser Bezeichnung ist nur die geburtmäßig abgeschlossene Klasse zu verstehen. Ueberall treten die in Krieg und Staat Führenden enger zusammen und wissen durch die Vererbung der von ihnen oder ihren Vorfahren erworbenen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Vorzüge ihren Geschlechtern, ihren Nachkommen, zu erhalten, was ursprünglich nur ihnen selbst zustand. Keineswegs schließt sich diese gesellschaftlich sehr deutlich abzugrenzende Gruppe Bevorzugter, der wirthschaftliches Vermögen — Das hieß damals in der Hauptsache: großer Grundbesitz — wie selbstverständlich zufällt, immer sogleich zu Körperschaften, die etwa staatliche Wirkungen ausübten, zusammen. Oft haben vielmehr die Einzelnen die viel stärkere Neigung, sich nicht nur vom Staat, sondern

*) S. „Zukunft" vom 18. Januar 1902.

auch von den Standesgenossen völlig selbstständig zu machen. Der Staat selbst tritt wohl als Schöpfer oder doch Mehrer des Adels auf, indem er ihn als den Kriegerstand emporwachsen läßt, der, so weit ich sehen kann, auf dieser Stufe ausnahmelos die Keimform des Adels darstellt. Aber zur Bildung von Gemeinschaften, die den Staat sich zu unterwerfen trachten, kommt es wohl innerhalb der kleinen griechischen Staatsgebilde oder des damals eben so unbedeutenden römischen Gemeinwesens, nicht aber in der neueuropäischen Geschichte und die Zwergkönige des damaligen Hellas haben, wie schon hervorgehoben, die größte Aehnlichkeit mit dem deutschen oder französischen Hochadel der gleichen Stufe. Der viel größere Rest des Volkes erleidet schon durch dies Emporwachsen eines Herrenstandes Nachtheil, genauer gesagt: Positionverlust; im germanischen Weltalter, wo diese Vorgänge allein sicher zu erkennen sind, geräth er zum Theil auch schon geradezu in wirthschaftliche und rechtliche Abhängigkeit vom Adel.

Die späten Mittelalter vollenden dann diesen Verlauf. Der Adel ist zunächst nach unten wie nach oben im stärksten Vorgehen begriffen. Ueberall, nun auch in Athen und Rom nachweisbar, übt er den stärksten Druck auf den Bauernstand aus, überall, nun auch in der neueuropäischen Geschichte, faßt er sich zu staatlich einflußreichen Körperschaften zusammen, wird Stand auch im engeren, politischen Sinne des Wortes. Er leitet die Staatsangelegenheiten in den verschiedensten Formen parlamentarischer Vertretung; und wo der alte Trotz seiner auseinander und vom Staat fortstrebenden Einzelglieder vom Königthum gebrochen wird, ist die nächste Folge eigentlich nur eine Verstärkung des körperschaftlichen Einflusses der Adelsstände auf den Staat, den der griechische und römische Adel ohnehin längst besaß. Die wesentlichste Neuerung dieser Stufe ist dennoch eine dem Adel abträgliche Bewegung: die Loslösung des Bürgerthums aus dem Bauernstand und sein Emporwachsen zu einem neuen Stande, der dem Adel unsäglich oft als Feind, immer als gefährlicher Nebenbuhler gegenübertritt. Der Hebel dieser Bewegung ist ein uneingeschränkt wirthschaftlicher: die Theilung der wirthschaftlichen Arbeit bringt Handel und Gewerbe zur Selbständigkeit, und Die sie ausüben, werden, dank den ihnen zufließenden Reichthümern, unfähig, den alten Druck zu ertragen. In den kleinen, nun stadtstaatlichen Verhältnissen der griechischen und römischen Entwickelung wird auch dieser neue Stand sogleich zur staatlich wirksamen Körperschaft und in dieser Eigenschaft der Träger der adelsfeindlichen, angeblich oder wirklich nach Volksherrschaft strebenden Bewegung. Bei den germanisch-romanischen Völkern findet man in einzelnen Fällen, wie etwa innerhalb der italienischen Stadtrepubliken, genau übereinstimmende Seitenstücke; im Uebrigen wird das Bürgerthum durch die Zersplitterung seiner Kräfte, die es der örtlichen Selbständigkeit der einzelnen

Städte weit eifriger zuwendet als seinem Auftreten in den Gesammtstaaten, gehindert, die bürgerliche Aktion einigermaßen gelähmt. Immerhin entspricht doch auch das Auftreten des dritten Standes in den Parlamenten der Königreiche dem allgemeinen Bilde, nur ist es dort viel weniger erfolgreich als im Rahmen der eigenen städtischen Gemeinwesen des Bürgerthumes, in denen auch der neue Stadtadel meist bald dem Andringen der Demokratie erliegt. Der Bauernstand versucht im Lauf des Zeitalters öfters, das drückende Joch abzuschütteln, das ihm der Adel auferlegt hat: sei es im Bunde mit dem Bürgerthum, wie in Rom und wohl auch in Athen, sei es in blutigen Aufständen, wie in den spätmittelalterlichen Bauernkriegen des germanisch-romanischen Weltalters, aber es gelingt ihm nur in Ausnahmefällen, eine sehr zweifelhafte persönliche und wirthschaftliche Freiheit zu erreichen.

Die Neuzeit ist fast in allen Reihen der alt- und neueuropäischen Geschichte ausgezeichnet durch ein merkwürdiges Stillstehen der Klassenentwickelung. Der Bauernstand bleibt überall in der alten, wenig günstigen Lage; das Bürgerthum macht wirthschaftlich die größten Fortschritte, aber seine staatlichen Kräfte werden nur in Athen allmählich größer; selbst in Rom bildet sich aus der höheren Schicht des alten Plebejerthums und dem Patriziat ein neuer Adel, ganz zu geschweigen von dem neueuropäischen Bürgerthum, das eigentlich nirgends Geltung im Staate gewinnt. Der Adel selbst behält meist sein thatsächliches Uebergewicht: er führt nicht nur das Rom, sondern in Wahrheit selbst noch das demokratische Athen dieser Stufe. Er gelangt im England der Neuzeit zur selben Macht wie in Rom und selbst die starken Königreiche des Festlandes begnügen sich mit seiner formellen Unterwerfung und befestigen durch ihre Macht das im Uebrigen durchaus beibehaltene Uebergewicht des Herrenstandes mehr, als daß sie es abschwächten. Dennoch ist das Gepräge dieser Entwickelungsstufe ein so überstark staatliches, daß es ihr fast gänzlich an schroffen Bethätigungen des Klassengefühles fehlt. Dieses blieb nicht gänzlich unthätig, aber es bereitet sich zu starken Ausbrüchen nur vor.

Die neueste Zeit wird im älteren Weltalter in Rom, im jüngeren in Frankreich eröffnet durch eine Folge von innern Kämpfen und Zuckungen, die im schroffsten Gegensatz zu der voraufgehenden Stille stehen. Sie haben Aenderungen der Verfassungform zum Ziel, aber sie sind ganz gesellschaftlicher Natur: es sind wirkliche Klassenkämpfe. Dieses ihr innerstes Wesen wird verhüllt durch den Anschein, den das vorwärts stürmende Bürgerthum sich immer wieder gab: als wolle es für alle Volksgenossen die Vortheile erringen, die es in Wahrheit doch zuerst für sich erstrebte. Die Julirevolution in Frankreich, das Kompromiß, das Gajus Gracchus mit einem Theil des aufstrebenden Großbürgerthums schloß, bieten dafür sehr lehrreiche Belege; der vierte Stand leistet dem dritten Heerfolge in Bürgerkriegen, deren Früchte

nur diesem zufallen. In Athen, wo die inneren Kämpfe dicht vor 400 dieses Zeitalter der Umwälzungen mehr andeuten als darstellen, ist der Adel der Angreifer: er will die alte Stellung zurückgewinnen, wird aber endgiltig von der Herrschaft entfernt. Auch im germanisch-romanischen Europa ist der Adel bei dieser Bewegung durchweg der verlierende Theil gewesen: oft ist, wie in dem nach allen Seiten hin ausgeprägtesten Falle Frankreichs, seine Gegenwehr im Grunde viel erbitterter als die des von ihm getragenen Königthums. Und obwohl an vielen Stellen der Adel alte Rechte und altes Unrecht zu behaupten weiß, wie namentlich noch heute in England, so ist doch die neueste Zeit beherrscht vom Bürgerthum, im selben Sinn, wie etwa das früh-Mittelalter vom Adel beherrscht war. Gewiß: an der staatlichen Oberfläche kommt dieser Sieg nicht unverhüllt zum Ausdruck, weil die neue Form des Königthums, der Imperialismus, das Bürgerthum um einen großen Theil seiner staatlichen Errungenschaften bringt, wie in so vielen Staaten des neunzehnten Jahrhunderts, oder fast um alle seine Rechte, wie in den hellenistischen Reichen oder im kaiserlichen Rom. Trotzdem ist selbst in diesen schlimmsten Fällen die gesellschaftliche und wirthschaftliche Kultur eine ausgesprochen großbürgerliche. Und das halbdemokratische Gepräge, das den Imperialismus von den früheren Gestalten des Königthums unterscheidet, ist unzweifelhaft ein Zugeständniß nicht an die niederen, sondern an die höheren bürgerlichen Schichten des Volkes. Erst in seinen Verfallszeiten gelangt der Imperialismus zu dem ganz antidemokratischen, künstlich-mittelalterlichen Gedanken, die alten Geburt- und Berufsstände willkürlich von Neuem ins Leben zu rufen. Doch gelangt das Bürgerthum auch in einigen Staaten des jüngeren Weltalters auf dieser Stufe zu vollkommener staatlicher Herrschaft, wie in der dritten französischen Republik und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, gefährdet freilich auch da von den Instinkten des Imperialismus, dessen auswärts gerichtete Angriffslust es sich, ähnlich wie das adelig-bürgerliche England, dienstbar macht, ohne doch die entsprechende innere Staatsform annehmen zu wollen.

Doch auch in der Klassengeschichte weist die bisher letzte Entwickelungstufe eine von allem Früheren abweichende Erscheinung auf. Es ist das Emporkommen eines vierten, kleinbürgerlich-proletarischen Standes und der von ihm getragenen kommunistischen und sozialistischen Staats- und Gesellschaftgedanken. Zu diesem nur in der neueuropäischen Geschichte voll ausgebildeten Vorgange findet man in Griechenland verhältnißmäßig weit ausgebildete theoretische, aber nur wenige keimhafte praktische Seitenstücke: die Beibehaltung der noch aus Alterthum und frühem Mittelalter kommenden Einrichtung eines erblich gefesselten Proletariates, der Sklaverei, hat einen wirklich starken vierten Stand nicht aufkommen lassen und auch in Rom

sind die Aufruhrbewegungen der Sklaven, die eine solche Emanzipation gewaltsam herbeiführen wollten und deshalb hier die Stelle der proletarischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts vertreten, gänzlich erfolglos geblieben. In der neuesten Zeit unserer Völker liegt Alles klar vor Augen; nur wurde auch diesmal, ähnlich wie bei der Aufwärtsbewegung des Bürgerthums, der Klassencharakter der Bewegung durch die Formulirung ihrer Ziele einigermaßen verschleiert. Denn zunächst will der heutige vierte Stand natürlich sich die Rechte verschaffen, die er für Alle fordert, schon deshalb, weil nach den Begriffen der bisherigen Gesellschaftordnung alle anderen Klassen nur zu verlieren hätten. Trotzdem würde man den innersten Kern dieser Bestrebungen verkennen, wollte man nicht zugeben, daß sie außer ihrem rein klassenmäßigen Zweck noch ein weiteres Ziel verfolgen: die Herstellung eines völlig klassenlosen Zustandes. Und gerade hier ist der Punkt, wo der Sozialismus mit dem Zielgedanken des Kosmopolitismus und zuletzt auch des radikalsten Liberalismus, des Anarchismus, zusammentrifft: er will den klassenlosen, diese den nach außen und nach innen staatlosen Gesellschaftzustand.

Uebersieht man den Gesammtverlauf der Klassengeschichte und läßt man die Vorläufer der vormittelalterlichen Stufen, die vielleicht das selbe Bild in keimartigen Anfängen schon einmal darboten, als ungenügend gesichert gänzlich bei Seite, so findet man in Hinsicht auf die äußeren Formen mit vollkommener Regelmäßigkeit diese Abfolge. Zuerst das Emporwachsen eines Adels als Kriegerstandes, das Zurückbleiben eines Bauernstandes im frühen, dann das Emporkommen eines Handel und Gewerbe treibenden, Städte bauenden Bürgerthumes im späten Mittelalter, Stillstand in der Neuzeit, Vordrängen des Bürgerthumes und keimhaftes, aber starkes Emporwachsen eines Proletariates und des Gedankens einer völlig klassenlosen Gesellschaftordnung in der neusten Zeit. Sucht man nach einem Kern- und Grundgedanken, auf den sich diese Entwickelung zurückführen ließe, so ist offenbar, daß in dem Leben dieser gesellschaftlichen Gebilde der Machttrieb nicht im selben Maße die entscheidende Rolle gespielt hat wie in dem der härter geformten, straffer zusammengefaßten Staaten. Die Einflüsse der Arbeitstheilung sind unverkennbar: auf sie sind alle entscheidenden Thatsachen der Klassengeschichte zurückzuführen, die Bildung zuerst eines Krieger-, später eines Kaufmanns- und Handwerker-, zuletzt eines Arbeiterstandes. Die Antriebe der vielfach sich spaltenden und theilenden Thätigkeit der Menschen einmal, dann ihre Gemeinschaft- und Hingebungbedürfnisse sind hier noch stärker als bei Entstehung und Wachsthum der Staaten wirksam gewesen. Für das Verhalten dieser großen Körperschaften zu einander aber ist zuletzt der Machthunger und die Herrschlust doch maßgebend gewesen: die großen Klassenkämpfe des späten Mittelalters und der neuesten Zeit sind durch sie

eben so herbeigeführt wie die erste Entstehung von Klassenmacht und Klassendruck bei dem frühmittelalterlichen Emporkommen des Adels.

Am Oeftesten und Entschiedensten ist bisher für die wirthschaftliche Entwickelung eine Folge von Stufen aufgestellt worden. Doch leiden auch diese Vorarbeiten ordnender Geschichtforschung ein Wenig an Dürftigkeit und Unbiegsamkeit. Man hat immer wieder von dem Unterschiede der Natural- und der Geldwirthschaft gesprochen. Aber erstens ergiebt diese Gegenüberstellung nur eine Aufeinanderfolge von zwei Zeitaltern, also nur einen sehr ärmlich gegliederten Stufenbau, und dann ist es an sich einigermaßen bedenklich, lediglich das Zahlungmittel einer Volkswirthschaft zum Maßstab ihrer Würdigung zu machen. Es scheint richtiger, mindestens die Größe der Betriebe und die Formen des Eigenthumsrechtes noch zu Hilfe zu nehmen. Dabei ergiebt sich, daß wenigstens in dem jüngeren Weltalter die Urzeit und die für sie selbstverständlich allein in Betracht kommende Land- und Naturalwirthschaft kommunistisches Gemeineigenthum und verhältnißmäßig kleine Einzelbetriebe der einzelnen Wirthschaftgenossen aufweist, daß dagegen das germanische Alterthum zwar ein Fortbestehen der Naturalwirthschaft, außerdem aber die Entstehung des Privateigenthums und des Großbetriebes in der Landwirthschaft als Merkmal darbietet. Hält man sich vor Allem an die Einführung des Großbetriebes und vergegenwärtigt man sich, daß die großen Frohnhöfe im Grunde auch in ihren zahlreichen hörigen Handwerkerschaften gewerbliche Großbetriebe darstellten und daß im Schatten vieler von ihnen der Handel jener Zeit sich sammelte, so gelangt man unwillkürlich zu der Vermuthung, auch in wirthschaftgeschichtlicher Hinsicht könne das germanische Alterthum den Abschluß einer längeren Entwickelung bilden, die in keimhafter Zartheit und Unausgeprägtheit den späteren Verlauf von Gemeinschaft und Kleinbetrieb zum Großbetrieb schon einmal vorweg genommen haben würde und in der nur für unsere Kenntniß einige Zwischenstücke fehlten. Die größere, voll ausgereifte Entwickelungreihe setzt dann im germanischen Weltalter sehr deutlich mit einem Hinschwinden der großen Betriebe und einem Umsichgreifen der mittleren in der frühmittelalterlichen Landwirthschaft ein; es trat ein Zustand ein, von dem der des homerischen Griechenlands vielleicht nicht allzu weit verschieden gewesen ist. Das späte Mittelalter sieht dann in der älteren wie in der jüngeren Schicht der europäischen Geschichte das Erstarken und Emporkommen eines selbständigen Handels und Gewerbes und damit auch die Anfänge der Geldwirthschaft; es erweist sich wenigstens in dem heller beleuchteten germanischen Weltalter dieser Stufe, daß auch in diesen Zweigen der Volkswirthschaft eine Mischung von Kleinbetrieb und körperschaftlicher Zusammenfassung den Beginn der Entwickelung darstellt. Die spätmittelalterlichen Zünfte und Handelsgesell-

schaften haben ihre Mitglieder zwar bei Weitem nicht so straff zusammengefaßt wie die Ackergemeinden der Urzeit und des Alterthums, aber ihre Verfassung weist einen starken Zug zur Gemeinwirthschaft auf, sei es in Hinsicht auf Arbeit- und Preisregelung wie im Handwerk, sei es geradezu durch Gesammtbetrieb und Gewinnvertheilung, wie in den großen Handelsgesellschaften der Italiener. Stände dem Geschichtforscher die selbe Kühnheit zu wie dem Astronomen, so müßte er, nur rechnend, wie Jener das Dasein eines Planeten, hier auch im späten Mittelalter Griechenlands das Dasein von Zünften und Handelsgesellschaften annehmen. Die bereits bestehende Landwirthschaft dagegen erhob sich jetzt von Neuem zum Fortschritt, zu größeren Wirthschafteinheiten hin. Und hier ist der Vorgang in allen drei Geschichtreihen mit auffallender Uebereinstimmung nachzuweisen: der attische, der römische und der germanische Adel, der zuletzt genannte wenigstens in seinen regsamsten Gliedern in England, Nordostdeutschland, Dänemark, haben sich auf dieser Stufe ganz gleichmäßig daran begeben, durch Bauernlegen den eigenen Grundbesitz zu vermehren.

Die Geschichte der Neuzeit erzählt in allen drei Fällen von einem kräftigen Wachsthum von Handel und Gewerbe, einem entsprechenden Obsiegen der Geldwirthschaft und, wenn man das auch jetzt noch allein hinlänglich hell beleuchtete jüngere Weltalter in Betracht zieht, von einem Zurückweichen der Gemeinwirthschaft in Handel und Gewerbe, einem starken Fortschritt der Einzelunternehmung und hier und da auch schon von Einführung des Großbetriebes bei solchen Einzelunternehmungen. Die athenischen Großgewerbetreibenden lassen sich mit den englischen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunders nicht vergleichen, aber die Entwickelungrichtung ist die selbe. Die neueste Zeit aber hat nicht nur in der neueuropäischen Geschichte diese Bestrebungen auf den Gipfel getrieben: wenigstens in der Landwirthschaft ist es der Drang zum Großbetrieb, der diese Stufe überhaupt durchaus beherrscht, in dem spätrepublikanischen und frühkaiserlichen Rom noch unvergleichlich viel schrankenloser beherrschte als im neunzehnten Jahrhundert. Geld- und Großhandel, vor Allem aber das Großgewerbe sind weder in den hellenistischen noch in dem römischen Reiche so riesenhaft gewachsen wie im modernen Europa und Nordamerika, aber im Verhältniß dieser überhaupt nicht so gewaltigen Wirthschaftentwickelung schwerlich allzu weit zurückgeblieben. Und selbst die wiederspruchvollste, gewissermaßen den bisherigen Verlauf widerlegende Erscheinung des heutigen Wirthschaftlebens, die Rückkehr zur Sammel-, zur Körperschaftunternehmung, die nun freilich nicht mehr aus Schwächegefühl, wie im späten Mittelalter, sondern aus dem Streben nach immer maßloserer Anhäufung von Wirthschaftmitteln zu erklären ist, bleibt auf der entsprechenden Stufe der hellenistischen und römischen Entwickelung nicht ohne

Seitenstücke. Und daß die künstlichen Bemühungen der kaiserlichen Sozialpolitik um Einführung von Zunftverbänden und Schollenfesselung einen Vorläufer zu den unerfreulichen Bestrebungen gleichen Zieles in unseren Tagen darstellen, macht die Aehnlichkeit voll. Bräche über unsere Völker einmal, was Niemand wünschen und kein denkender Geschichtschreiber weissagen dürfte, eine ähnliche Kulturdämmerung herein wie über das späte Römerreich, so möchte wohl selbst das Zurücksinken von der Geld- zur Naturalwirthschaft, in dem dieser Krankheitverlauf damals gipfelte, sich wiederholen.

So sehr man auch davon überzeugt sein mag, daß die soziale Frage wirklich eine soziale, zunächst auch eine Klassenfrage, nicht nur eine ökonomische ist, wie Nationalökonomen und Verfechter der materialistischen Geschichtschreibung gleichmäßig behaupten, so wenig wird man leugnen dürfen, daß sie auch eine neue Erscheinung der Wirthschaftentwickelung darstellt. Auch im jüngeren Weltalter ist diese Auffassung bisher erst Plan und Forderung geblieben; in dieser Begrenzung ist der Sozialismus im neunzehnten Jahrhundert zu viel reiferer, schärferer Form gelangt als bei den Griechen und seine Aussichten auf Verwirklichung sind unvergleichlich viel größere, als sie es zu den Zeiten Platons oder später der urchristlichen oder der karpokratianischen Kommunisten waren. Immerhin läßt sich die Entstehung dieses Gedankens als Merkmal der Stufe, der neuesten Zeit überhaupt ansehen; und auch er gliedert sich den Zielen des Weltbürgerthums, der Staat-, der Klassenlosigkeit als gleichgeordneter vollkommen an: denn er bedeutet die Atomisirung der Volkswirthschaft, wie jene die der äußeren und inneren Staatsverfassung, der Klassen und Stände bedeuten. Gleichviel, ob er sich für Groß- oder kleine Einzelbetriebe enscheidet: er will den Einzelnen als solchen zur wirthschaftlichen Einheit machen. Dadurch, daß Jeder gleichen Antheil an den Erträgen der Volkswirthschaft erhalten, daß das Geld und das Einzeleigenthum aufgehoben werden soll, wird die Frage des Eigenthumsrechtes und selbst die der Betriebsform, die beide bisher maßgebend gewesen waren, gleichgiltig und inhaltlos. Denn der letzte Zweck jener Rechts- und Betriebsgestaltungen war die Regelung der Güterverteilung und sie erscheint nun als im Voraus geordnet und vom Güterrecht und der Gütererzeugung ganz losgelöst.

Als leitender Grundsatz für die Ordnung der Entwickelungstufen stellt sich auch hier am Ehesten das Zusammenwirken eines starken Triebes mit der inneren Strebensrichtung sachlicher Zweckmäßigkeiten heraus. Ob man nur den Selbsterhaltung-, Nahrung-, Erwerbstrieb als Springfeder allen wirthschaftlichen Handelns ansehen soll, wie die Materialisten der Wirthschaft- und Geschichtauffassung es wollen, erscheint zweifelhaft. In allen höheren Schichten der Wirthschaftordnung ist die Frage des mehr oder minder großen Unterhaltes zu einem Theil ausgeschaltet: den Großkaufmann, den Groß-

grundbesitzer, den Großgewerbetreibenden beherrscht sie meist nicht mehr allein; der Machttrieb tritt hier sehr oft an ihre Stelle. Doch um welche der beiden Auswirkungsformen der Selbstliebe es sich auch handeln mag: sie verbinden sich mit den inneren sachlichen Bedürfnissen der Arbeitstheilung und der Arbeitzwecke und führen so von dem Gemeinschaft- und Kleinbetrieb der Urzeit zum Großbetrieb und Sondereigenthum des Alterthums und dann von Neuem, nach dem Rückfall der frühmittelalterlichen Landwirthschaft in den Kleinbetrieb, zum spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Großbetrieb; und in den jüngeren Entwickelungreihen von Handel und Gewerbe, von spätmittelalterlichen Gemeinschaft- und Kleinbetrieb zu den großen und größten Betrieben der neuen und neuesten Zeit. Daß auch die gröberen Fortschritte von der Natural- zur Geld- und Zinswirthschaft im späten Mittelalter und der Neuzeit aus der gleichen Verbindung wirkender Triebkräfte zu erklären sind, ist selbstverständlich. Und der Umschlag ins Gegentheil, die sozialistische Abwendung von allen Betriebs-, Eigenthums- und Geldfragen in der neusten Zeit ist schließlich auch hier nicht so sehr aus Uebersättigung zu erklären wie aus der Fortbildung längst bestehender Entwickelungrichtungen über sich selbst hinaus; dem Genossenschaftprinzip des Sozialismus hat die Bildung der großen Betriebsgesellschaften, dem Gedanken der gleichen Gütervertheilung schon die Zielvorstellung des Manchesterthumes von der zuletzt doch jeden Einzelnen am Besten fördernden Kraft einer vollkommen fessellosen Volkswirthschaft vorgearbeitet.

Neben diese Längsschnitte der äußeren und inneren Staats-, der Klassen- und Wirthschaftentwickelung müßten, um das Bild der Geschichte des Handelns der Völker abzurunden, weitere der Rechts- und der Sittenentwickelung gestellt werden. Es ist heute bei der gänzlichen Zurückgebliebenheit dieser Forschungzweige noch nicht möglich und es sei nur auf eine seltsame Uebereinstimmung dieser Reihen mit den anderen in Hinsicht auf die letzte Wegstrecke, auf die neueste Zeit aufmerksam gemacht. Die jüngsten, ganz gegensätzlichen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch der spätrömisch-christlichen Zeiten streben hier auf Rechtlosigkeit, auf Sittenlosigkeit des Einzelnen zu, wie sie Staat-, Klassen-, Eigenthumlosigkeit herbeizuführen wünschen. Denn sie begehren für den Einzelnen Entfesselung von allen Banden der Rechts- und Sittenvorschrift, sei es, daß sie ihm Kraft genug zutrauen, um auch ohne solche Bande den Anderen, den Nächsten nicht schwer zu schädigen, sei es, daß sie es auf diese Gefahr ankommen lassen wollen.

Auch für die einzelnen Entwickelungreihen der geistigen Geschichte der europäischen Menschheit sollen hier nur wenige Andeutungen gesetzmäßigen Fortschrittes versucht werden. Die Geschichte der Glaubensformen und der Götter- und Gottheitgestalten weist in den beiden Weltaltern sehr weit von

einander abweichende Linien auf. Aber man darf bei ihrem Vergleich nie einen Augenblick vergessen, daß das Germanenthum in keinem Bezirke geistigen Schaffens so früh und so nachhaltig um seine Selbständigkeit und um das eigene Wachsthum seines Denkens, seines Fühlens gebracht worden ist wie in diesem. Um so merkwürdiger ist, daß nicht nur die Gebilde ganz früher Zeiten, die Göttergestalten, die aus der Verdichtung und Vermenschlichung von Naturkräften entstanden sind, in den entscheidenden Zügen viel Aehnlichkeit mit einander haben, sondern daß selbst die höheren Stufen erstaunliche Uebereinstimmungen aufweisen: so die Vertiefung und Gefühlssteigerung des Glaubens in beiden späteren Mittelaltern, so eine vernunftmäßige Abkühlung im Laufe beider Neuzeiten, so die Wiederaufwärtsbewegung der Gläubigkeit in der hellenistisch-römischen wie in unserer neuesten Zeit.

Die Entwickelung der Wissenschaft in beiden Reihen der europäischen Geschichte mit einander zu vergleichen, ist aus dem selben Grunde bedenklich: hier hat ein allzu frühes Erben das jüngere Weltalter eben so schnell und fast eben so nachhaltig um alle Eigenwüchsigkeit gebracht. Trotzdem ist auch hier eine Anzahl entscheidender Wandlungen auf der selben Strecke des Weges zu beobachten. Die frühen Zeitalter sind in beiden Geschichtgruppen stumm. Auch die Kindheit der Germanen wird durch ihr angelerntes Nachstammeln antiker Weisheit nicht verborgen: ihr Alterthum und ihr frühes Mittelalter wären ohne diese fremdartige Einwirkung eben so unwissenschaftlich geblieben wie die selben Stufen der griechischen Geistesgeschichte. Das späte Mittelalter führt bei Griechen wie Germanen zu den ersten Entdeckerzügen ins Land des Erkennens, im jüngeren Weltalter muß nur die überwiegende Masse fremden Gutes von dem Rest eigener Leistung, dessen auch die Scholastik sich rühmen kann, ausgeschieden werden. Die Neuzeit ist in beiden Fällen vornehmlich dem Erkennen der allgemeinen Voraussetzungen unseres Erdenlebens zu- und der erfahrungmäßigen, beschreibunglustigen Einzelforschung in der Hauptsache noch abgewandt; nur bestätigen hier wie dort Ausnahmen die Regeln, und zwar im jüngeren Weltalter öfter als im älteren. Der Grund für die Abweichung wird wiederum in dem Vorsprung zu suchen sein, den dies jüngere Weltalter durch die Lehren des älteren gewann. Die neueste Zeit zeigt in beiden Reihen scharf ausgeprägt das umgekehrte Verhältniß: das Ueberwiegen von Einzel- und Erfahrungwissenschaft, das Zurücktreten von schauender und bauender Weltbetrachtung.

Die Geschichte der Dichtung weist namentlich in Hinsicht auf die Bevorzugung und Ausbildung ihrer einzelnen Gattungen eine unverkennbare Regelmäßigkeit auf und an Uebereinstimmungen fehlt es auch innerhalb dieser Grenzen nicht. Das frühe Mittelalter und die Anfänge des späten sind bei Griechen wie Germanen dem Heldengesang zugewandt und diese Dichtweise

wiederum einer ganz gegenständlichen, vor Allem äußerlich beschreibenden Schilderungart. Der Verlauf der späten Mittelalter führt dann zu einer meist lyrischen Verinnerlichung der Dichtkunst; die Neuzeit beider Reihen bildet das Drama aus. Die neueste Zeit endlich zeigt in beiden Weltaltern ein Ueberwiegen des Prosa-Epos, das höchst bezeichnend ist für seine vorherrschende Neigung zu beschreibender Wirklichkeitkunst und dem die sehr häufigen, ganz rückwärts gewandten, ganz historischen und meist wenig selbständigen Erneuerungen alter Formenkunst in beiden Fällen den Rang nicht dauernd streitig machen können. Daß die neueste Zeit der hellenistisch-römischen Geschichte Roman und Novelle erfanden, daß das neunzehnte Jahrhundert ihn unter auffälliger Zurücksetzung aller anderen Dichtgattungen bevorzugte, ist einer der merkwürdigsten Belege für die Richtigkeit aller dieser Parallelen.

Doch auch die Geschichte der bildenden Kunst beider Weltalter ist von solchen voll. Auch hier verwirren die Einflüsse, die das ältere Weltalter auf das jüngere ausgeübt hat, die Möglichkeiten des Vergleichs. Trotzdem ist schon die nicht geringe Blüthe, die das mykenisch-kretische Alterthum der Griechen eben so wie das karolingische der Germanen erlebt zu haben scheint, auffällig. Dann mag, ähnlich wie in den Reihen der Gesellschaftgeschichte, das frühe Mittelalter einen gewissen Rückschlag gebracht haben; weder die homerische Zeit noch das zehnte und elfte Jahrhundert stellen ausgezeichnete Abschnitte der Kunstgeschichte dar. Im späten Mittelalter, das hier wie dort die einzig großen Zeugungakte der Baukunst erlebt, ist die dorisch-jonische Tempelform, gerade so wie das gothische Gotteshaus, die wahrhaft schöpferische Hervorbringung nicht etwa nur der Baukunst dieser, sondern auch aller dann noch folgenden Stufen. Wenn auch Bildnerei und Malerei im germanischen Weltalter dieser Stufe Großes, ja, das ebenfalls bis auf den heutigen Tag Größte geleistet haben, während die griechische Entwickelung dazu kein Seitenstück herleiht, so wird auch darin eine Wirkung jenes Vorschubes zu sehen sein, den nicht nur die Frührenaissance, sondern auch bei aller germanischer Eigenwüchsigkeit die Gothik der Antike zu danken hatte. Die Neuzeit weist dann in beiden Fällen ein Neben- und Nacheinander von harmonischer Weichheit — Phidias, Raffael —, bizarrer Hartheit — Skopas, Michelangelo — und endlich etwas künstlicher Grazie — Praxiteles, Rokoko — auf. Die neueste Zeit ist in beiden Weltaltern ausgezeichnet durch die folgerichtigste Ausbildung der Wirklichkeitkunst, begleitet hier wie dort von rückgreifenden epigonenhaften Klassizismen. Auch in dieser Gruppe bietet diese Stufe die auffälligsten Aehnlichkeiten: der alexandrinische und der moderne Naturalismus treffen völlig zusammen; aber noch merkwürdiger sind die immer neuen Vorstöße der alten Formenkunst. Unsere Klassizismen sind freilich doppelt epigonenhaft, insofern sie auch von einem fremden Weltalter

hergeliehen sind; aber wie wunderbar, daß auch in Melos und Pergamon die Kunstübung dieser Stufe eben so historisch unselbständig war!

Doch ich halte inne. Mein Zweck war, nachzuweisen, daß meine Auffassung von dem Stufenbau der europäischen Geschichte zur Auffindung von Gesetzmäßigkeiten — immer in dem anfangs erläuterten, begrenzten Sinne des Wortes — führt, auch ohne daß die gesellschaftwissenschaftliche Deutung, die man bemängelt hat, irgendwie in Betracht gezogen zu werden braucht. Doch freilich: schon das Nebeneinander so vieler Linien drängt zur Vereinigung, so viele Faktoren heischen, auf einen Generalnenner gebracht zu werden. Nachzuweisen, wie Das möglich ist, sei einer Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Gesellschaftwissenschaft und Geschichte vorbehalten; und ich hoffe, in ihr auch die gegen meinen Versuch gerichteten Angriffe nachhaltig zurückweisen zu können.

Wilmersdorf, Dezember 1901. Professor Dr. Kurt Breysig.



Reichsanleihen.

Nichts arbeitet im neuen Deutschen Reich so prompt wie der offizielle Pumpapparat. Jahr vor Jahr giebts eine neue Millionenanleihe; und in diesem Jahr wird man vermuthlich sogar zweimal den Geldbeutel der Staatsbürger erleichtern müssen. Wenn die vorsichtigen alten Finanzmänner, die an dem mühsamen Aufbau unserer Verfassung mitgearbeitet haben, dieses Schauspiel noch erlebt hätten! Wie ein Märchen aus sehr fernen Zeiten klingt es, wenn man hört, daß einst eine Zeit war, wo die Schulden des Deutschen Reiches bis auf eine ganz geringe Summe getilgt waren. Das war 1875, als die französische Kriegsentschädigung einkassirt war. Seitdem ist die Sucht, Geld aufzunehmen, beständig gewachsen. Und seit Wilhelms des Zweiten Regirungantritt, seit Machtpolitik zu Wasser und zu Lande getrieben wird, ist man glücklich fast an die dritte Milliarde herangekommen. Nach der letzten Denkschrift des Reichsschatzsekretärs waren etwa 90 Millionen jährlich für die Verzinsung der Reichsschuld nöthig. In dreißig Jahren also mehr als 2½ Milliarden Schulden mit einer Annuitätenlast von über 90 Millionen Mark! Und diese Bürde trägt nicht etwa ein tradionell entwickeltes Staatswesen mit fest fundirten Einnahmen, sondern eine Staatenkonstruktion, ein Bau, der, wenigstens, was die staatsrechtliche Seite betrifft, sehr künstlich zusammengefügt ist. Keine Domäne giebt es in diesem Reich, winzige Strecken Eisenbahn nur, kein greifbares Gut, keine regelmäßige Einnahmequelle, aus der die zur Verzinsung gebrauchten Summen fließen könnten. Es ist eine ganz unsinnige Spielerei, wenn man uns nachzuweisen versucht, daß die Schulden anderer Staaten auf den Kopf viel mehr betragen als die Schulden des Deutschen Reiches. Man vergißt in der Regel, daß bei uns ja nicht nur das Reich, sondern jeder, selbst der kleinste Einzel-

staat Schulden hat und daß zu einem großen Theil auch der Zins dieser Schulden durch die Steuer der Einwohner aufgebracht werden muß. Was bedeutet es denn überhaupt, wenn man uns erzählt, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 238,71, in Frankreich 629 und in England 330 Mark Schulden kommen? Wenn man uns dann gar vorrechnet, daß in Deutschland, natürlich mit Einschluß der Bundesstaaten, aus dem Staatsvermögen, aus Domänen, Forsten und sonstigen rentablen Betrieben auf den Kopf 505 Mark entfallen, während Frankreich und England mit wenig über 50 Mark sich begnügen müssen? Das Wichtigste ist doch zunächst, wie die Steuervertheilung ist, in welcher Weise alle diese Zinsen von der Einwohnerschaft bezahlt werden. Und wenn man mit Rücksicht darauf die Ziffern vergleicht, dürfte Deutschland wohl schlechter als die anderen Länder stehen. Denn daß unsere hohen Lebensmittelzölle und die übrigen drückenden Verbrauchsabgaben nicht gerade als eine ideale Besteuerung zu preisen sind, wird selbst der begeistertste Patriot zugeben. Dann aber ist auch noch die Frage wesentlich, zu welchem Zweck die Anleihebeträge verwendet werden. Man ist ja auch in dieser Hinsicht vielfach recht optimistisch gewesen; man hat gegenüber der Einwendung, fast Alles sei für Heer und Flotte verbraucht worden, nachdrücklich betont, Das seien produktive Ausgaben, zu deren Deckung sich Anleihen vorzüglich eignen. Wenn man nun aber selbst zugiebt, daß in gewissen Grenzen der Aufwand für Heer und Marine produktiv ist, obwohl es sich auch meist nur um die Vermeidung eines lucrum cessans handelt, so eignet sich gerade diese Ausgabe doch nur ganz bedingt zur Deckung durch Anleihen, weil man Anleihegelder so verwenden soll, daß ein Theil der Zinsen wenigstens durch Gewinn aus der Anlage gedeckt wird. Wie bei uns aber, wenigstens im Reich, die Dinge liegen, muß die gesammte Zinsensumme aus den Steuern des Volkes — und noch dazu aus den ungerechten indirekten Steuern — aufgebracht werden. Die Weltpolitik hat einen gewissen Größenwahn bei uns ins Land gebracht, einen Wahn, der in seiner bedenkenlosen Unterschätzung der Realitäten auch dazu geführt hat, daß selbst im Parlament die Schuldenhäufung mit einer gewissen Leichtfertigkeit vor sich geht. Darüber aber kann gar kein Zweifel bestehen, daß die heutige Art der Schuldwirthschaft auf die Dauer so nicht weiter gehen kann, wenn der Kredit des Deutschen Reiches nicht ernstlich leiden soll. Noch ist dieser Kredit mit Recht ungefährdet und unerschüttert; es ist deshalb jetzt auch noch an der Zeit, zu warnen und darauf hinzuweisen, daß man sich Beschränkungen auferlegen oder wenigstens endlich den Versuch machen muß, die Einnahmen des Reiches aus der Verquickung mit den Finanzen der Einzelstaaten zu lösen und das ganze Besteuerungwesen des Reiches auf eine andere Basis zu stellen.

Das sind die allgemeinen Erwägungen, die einen vorsichtigen Finanzmann beschleichen, wenn er die wachsende Schuldenlast des Reiches überschaut. Aber auch die Einzelheiten der diesmaligen Anleiheaufnahme drängen ihm eine ganze Reihe verschiedener Bedenken auf. Es ist ja bei uns in Deutschland zu einem beinahe kindischen Diplomatenvergnügen geworden, alle großen Aktionen mit einem Tohuwabohu von Vermuthungen und Dementis einzuleiten. So war es auch bei der neuen Anleihe. Es gab ganz besonders kluge Leute, die wissen wollten, das Reich werde nur eine kleine Anleihe aufnehmen und Herr von Rheinbaben,

Miquels gelehriger Schüler, der ja sogar Richters, des sonst stets verneinenden Geistes, Lob einzuheimsen das Glück hatte, habe den preußischen Etat so gestaltet, daß von einer Aufnahme preußischer Anleihen überhaupt abgesehen werden könne. Auch den Termin der Anleiheaufnahme setzte man ursprünglich für eine viel spätere Zeit an. In den Kreisen unserer Haute Banque wußte man, wie es scheint, aber besser Bescheid. Denn wer die Kursbewegung der dreiprozentigen Anleihen aufmerksam verfolgte, konnte nicht zweifeln, daß die Aufnahme einer neuen Anleihe schon seit geraumer Zeit vorbereitet wurde. Ungemein große Summen dreiprozentiger Anleihen wurden in den letzten Wochen vom Publikum verlangt. Die ersten Institute aber, an ihrer Spitze namentlich die Deutsche Bank, befriedigten das Bedürfniß zu so coulanten Kursen, daß man sich der Vermuthung nicht entziehen konnte, das Bankenkonsortium arbeite auf einen billigen Uebernahmekurs hin. In der Reichsverwaltung scheint man ähnliche Befürchtungen gehegt zu haben, denn man suchte nun den Aufnahmetermin möglichst zu beschleunigen. Eines Tages berief der Präsident der Reichsbank das sogenannte Preußenkonsortium zu sich und drang auf sofortige Entscheidung über seine Offerte von 300 Millionen Mark Deutscher Reichs- und preußischer Staatsanleihe zu einem Kurs von 89,20. Ohne langes Parlamentiren nahmen die Herren an. Denn bei der augenblicklichen Konstellation lag der Gedanke sehr nah, im Falle von Weiterungen werde der Staat auf die vermittelnde Thätigkeit eines Finanzkonsortiums gänzlich verzichten und die Anleihe selbst zur Subskription stellen. Die Verlockung, das halbe Prozent der Kommissiongebühr selbst einzustreichen, war für das Reich nicht gering. Aber es war vernünftig, daß man diesem Reiz widerstand; denn in noch schlechteren Zeiten, als wir sie heute haben, wäre die Thätigkeit der Banken nicht leicht zu entbehren.

Die Bedingungen, die der Staat diesmal durchgesetzt hat, sind verhältnißmäßig günstig. Seit 1890 hat man nur einmal zu einem höheren Kurs dreiprozentige Anleihen emittirt, und zwar am neunten Februar 1899 den immerhin nur kleinen Betrag von 75 Millionen zu 92. Dabei bleiben allerdings die verschiedenen freihändig begebenen minimalen Posten außer Betracht. Dagegen mußte man im April 1901 sich mit dem Kurs von $87\frac{1}{2}$ begnügen. Der diesmalige höhere Kurs entspricht der inzwischen wesentlich veränderten Sachlage. Das Gewicht der verheerenden Industriekrisis ist hier zu Gunsten des Staates in die Wagschale gefallen. Die Gelder, die sich aus der Industrie zurückgezogen haben, suchen Anlagemöglichkeiten; und der Zinsfuß ist kleiner geworden.

Die steigende Tendenz des Anleihekurses zeigt deutlich, wie berechtigt, als die vorige Anleihe unter so ungünstigen Bedingungen vergeben wurde, die Forderung war, man solle den dreiprozentigen Typus verlassen und sich einstweilen wenigstens einem höheren zuwenden. Jeder Laie weiß ja, daß der auf dem Anleihetitre angegebene Zinsfuß nur ein nomineller ist; er regulirt sich erst durch den Kurs, den die Anleihe bei der Begebung hat. Die Frage, zu welchem Zinsfuß man Anleihen emittiren soll, und die Antwort, daß auch im Finanzwesen der Staaten nicht immer der Spatz in der Hand der Taube auf dem Dach vorzuziehen ist, beschäftigt nicht nur die Theoretiker der Finanzwissenschaft. Sie ist vielmehr auch praktisch von höchster Bedeutung und man kann gar nicht oft genug auf das Beispiel des schlauen Thiers hinweisen, der bei der

französischen Nationalversammlung im Jahr 1871 die Aufnahme einer fünfprozentigen Anleihe, die man zu Pari loswerden konnte, durchsetzte, während die knauserigen Realpolitiker lieber eine dreiprozentige zu billigem Kurs und mit großen Gewinnchancen den Finanzmännern in den Rachen geworfen hätten. Als wir die letzte Reichsanleihe begaben, war vorauszusehen, daß die damaligen schwierigen Finanzverhältnisse nicht lange andauern würden, sondern daß gerade für Staatsanleihen eine sehr günstige Konjunktur im Anzug war. Diese Konjunktur ist gekommen und sie wird anhalten; nach Menschenermessen sicher bis zu dem Augenblick, wo die Kapitalisten, die zu $87^1/_2$ die Anleihe erstanden haben, sie wenig unter Pari losschlagen können. Mußte man diesen Verdienst wirklich den Kapitalisten in die schon vorher nicht leere Tasche stopfen? Im Dezember 1900 konnte jeder Einsichtige bereits erkennen, daß die Vernunft gebot, anfangs 1901 eine vierprozentige Anleihe aufzunehmen. Die Vorzüge solcher hochverzinslichen Anleihe zeigt die folgende Uebersicht:

vierprozentige Anleihe zum Kurs von 100 Prozent Verzinsung kostet jährlich bei 200 Millionen Bedarf 4 Prozent = ...	8,- Millionen Mark
dreiprozentige Anleihe zum Kurs von damals etwa 86 Prozent hätte gekostet 3,55 Prozent =	7,1 " "
Mehreinnahme gleich . .	0,9 Millionen Mark.
Also für die Dauer bis 1904, drei Jahre =	2,7 Millionen Mark.

Im Jahre 1904 könnte dann eine dreiprozentige Anleihe konvertirt werden, so daß sich eine jährliche Ersparniß von 1 Prozent auf 200 Millionen = 2 Millionen Mark ergeben hätte. Daß wir im Jahre 1904 wenigstens einen Theil unserer Anleihe auf 3 Prozent konvertiren können, ist zweifellos, wenn man nicht, wie zu Miquels Zeit, die richtige Stunde wieder verpaßt.

Der Erfolg der neuen Anleihe ist sicher. Im vorigen Jahre wurden auf die aufgelegten 300 Millionen Mark rund $4^3/_4$ Milliarden gezeichnet. Zugleich mit diesem Heft wird das Ergebniß der jetzigen Zeichnungen veröffentlicht werden. Es dürfte kaum hinter der vorjährigen stolzen Ziffer zurückbleiben.

So wäre das Anleihegeschäft in diesem Jahr ohne allzu schrillen Mißklang verlaufen, wenn nicht eine ganz eigenthümliche Taktik der Reichsbehörden in den Reihen der Banken Aergerniß erregt hätte. Zu der Sitzung des Uebernahmekonsortiums waren nämlich vom Reichsbankpräsidenten einzelne Vertreter von Banken nicht eingeladen worden, die sich im vorigen Jahr an der Uebernahme betheiligt hatten. Die Nationalbank für Deutschland, die Breslauer Diskontobank, die hamburger Kommerz- und Diskontobank, die Mitteldeutsche Kreditbank und die Berliner Bank fehlten. Das gab natürlich eine Sensation; und die geächteten Banken wie die Oeffentlichkeit verlangten mit Recht sofortige Aufklärung. Während ich schreibe, ist sie offiziell noch nicht erfolgt. Offiziös versucht man die Sache so zu erklären: da es sich diesmal nur um eine geringe Summe handle, hätten der Reichsschatzsekretär und der preußische Finanzminister den Reichsbankpräsidenten beauftragt, nur das sogenannte kleine Preußenkonsortium heranzuziehen. Aber die Summe ist diesmal ja gar nicht kleiner, als sie im vorigen Jahr war. Höchstens könnte man sagen, daß die heutigen Geldmarktsverhältnisse der Unterbringung einer Anleihe günstiger sind und deshalb

die Thätigkeit des Konsortiums minder schwierig sein dürfte. Weshalb aber hat man dann nicht überhaupt auf die Konsortialhilfe verzichtet und, wie es ja schon einmal geschehen ist, mit einer einzigen Bank abgeschlossen? Die Sache wird aber noch merkwürdiger, wenn man sieht, daß das alte Preußenkonsortium um zwei Firmen, die Deutsche Genossenschaftbank und den Schaaffhausenschen Bankverein, vermehrt worden ist. Da müssen also doch wohl andere Gründe maßgebend gewesen sein; sonst wären die alten Helfer gerufen worden.

Die Fama hat sich natürlich auch sofort dieses Vorganges bemächtigt. In einer Zeitung wurde behauptet, entscheidend sei der Umstand gewesen, daß die ausgeschlossenen Banken in Folge der Krisis ihre Mittel festgelegt hätten. Das trifft für einen Theil dieser Banken unzweifelhaft zu. Aber weshalb schloß man dann die Mitteldeutsche Kreditbank aus, der man kaum einen anderen Vorwurf als den zu großer Solidität machen kann? Und weshalb schloß man dann nicht die Dresdener Bank aus, die doch von den bekannteren Instituten am Allermeisten unter der Krisis gelitten hatte? Dann wurde wieder erzählt, der Skandal bei der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Aktiengesellschaft habe die Regirung arg verstimmt und sei maßgebend für den Ausschluß gewesen. Daß die Kleinbahnaffaire verstimmen kann, soll zugegeben werden; denn nach Allem, was man hört, wird die revidirende Kommission bei dieser Gesellschaft Zustände enthüllen, die nur wenig hinter den bösesten Erlebnissen der verflossenen Gründerperiode zurückbleiben. Und diese Version klingt sogar einigermaßen wahrscheinlich, weil im Aufsichtrath der sämmtlichen „geschnittenen“ Banken — mit Ausnahme der Berliner Bank — die Familie Landau vertreten war. Weshalb aber zog man dann die Deutsche Genossenschaftbank heran, deren Direktor doch auch im Aufsichtrath der Kleinbahngesellschaft sitzt?

Räthsel reiht sich hier also an Räthsel. Die betheiligten Behörden werden ihre Gründe endlich wohl oder übel entschleiern müssen. Die öffentliche Meinung und die betheiligten Banken sind zu gleichen Theilen daran interessirt. Denn wenn man den Banken auch nachträglich das Recht eingeräumt hat, als Zeichnungstelle zu fungiren, so löscht man damit doch das Mißtrauensvotum nicht aus, das ihnen durch den Ausschluß ertheilt wurde. Vielleicht hätte man, ehe man diesen Schritt that, bedenken sollen, wie sehr der Kredit der Banken in der öffentlichen Meinung noch immer gefährdet ist.

Bei der vorigen Anleiheemission hatte sich als vielfach empfundener Mißstand gezeigt, daß die hohe Ueberzeichnung zum Theil künstlich zu Stande gekommen war. Ein paar kleinere Banken hatten ganz erhebliche Summen für sich selbst gezeichnet. Diese Werthe kamen natürlich schnell wieder auf den Markt und erschwerten das Emissiongeschäft. Solcher Konzertzeichnerei sollte man diesmal vorbeugen; und es sieht allerdings so aus, als ob man in den betheiligten Kreisen dazu bereit sei. Sonst wäre nicht zu verstehen, warum gerade jetzt geflissentlich verkündet worden sein sollte, für dieses Jahr sei mit Sicherheit noch eine andere Anleihe zu erwarten. Das kann nur den Zweck haben, die Konzertzeichner abzuschrecken. Ich muß gestehen, daß mir ein anderes Abschreckungmittel lieber gewesen wäre als dieses, das dem guten Steuerzahler die unbegrenzte Fortsetzung der jammervollen Reichspumpwirthschaft in Aussicht stellt.

Plutus.

Selbstanzeigen.

Henrik Ibsen. Verlag von Hugo Schildberger. Berlin. Preis Mark 0,50.

Diese kleine Studie charakterisirt in großen Zügen Ibsens menschlich-künstlerische Eigenart und wird vielleicht Manchem als Einführung in das Verständniß seiner Schöpfungen willkommen sein. Sollte man außer diesem objektiven Nutzwerth noch eine persönliche Anschauung des Ibsen-Problems darin entdecken, so würde es den Verfasser freuen. Denn Das richtet ja solche Arbeiten in letzter Instanz: ob eine Persönlichkeit dahinter steht oder nicht. Deshalb können sogar dickbändige Literaturgeschichten überflüssig und kleine Monographien nothwendig sein. Und jedem „Eigenen" erwächst einmal der Zwang, sich mit den führenden Geistern seiner Zeit persönlich auseinanderzusetzen. Den Zeitgedanken meiner kleinen Schrift darf ich vielleicht noch kurz andeuten: Ich habe die Ibsen-Seele in ihrem großen Zusammenhange mit der Geschichte der europäischen Seele überhaupt zu begreifen gesucht.

Kurt Walter Goldschmidt.

❦

Der Historiokritikaster und die neue Kunst. Verlag Braun & Weber, Königsberg i. Pr. Mark 1.

Nehmen wir den Fall an, ein Luftschiffkünstler sei eben im Begriff, einen Aufstieg zu versuchen, um höhere Regionen zu erschließen, und es träte nun ein Kunstkritiker, der die Eigenschaften des in die Höhe hebenden Gases nicht kännte, zu diesem Künstler heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und spräche: „Lieber unwissender Freund! Nach allen ewigen Gesetzen der Schwere, nach allen von mir in vielen Prüfungen auswendig hergesagten Regeln der Mathematik, Algebra, Physik, Paläontologie, Phylogenese und so weiter kann dieser Ballon nie fliegen. Ich werde Dir aber sagen, wie Du fliegen mußt, denn ich, als überkluger Uebermensch, weiß genauestens, was eine jede Kunst soll oder muß. Der Mensch soll und muß nach den ewigen Luftgesetzen ganz genau eben so fliegen wie ein Spatz!" Ich für meine Person bin nun der unmaßgeblichen Ansicht, daß durch solche schöne oder unschöne Kritikasterei die Kunst des Fliegens nicht gefördert wird. Solche Rederei nützt nichts und kann nie Etwas nützen. Aber sie kann schaden. Mindestens wird der Luftschiffer gestört, und wenn er keine Lakaiennatur ist, wenn er kein Schurke ist, sondern ein Mann, der von der Höhe seiner ganz persönlichen und rein individuellen Kunst durchdrungen ist, so wird er jede kritische unberufene Einmischung zurückweisen müssen. Es brauchen ja freilich nicht gerade zahme Xenien sein, mit denen er sich vertheidigt. Dies war der Gedankengang, der mich zu der Flugschrift veranlaßte.

Königsberg i. Pr. Hans Einsam.

❦

Vorabend. Ein Akt in Versen. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1902. **Einer, der seine Frau besucht, und andere Szenen.** Dramatische Skizzen. Wien. Oesterreichische Verlagsanstalt. 1902.

Ein vergessener und von mir bereits dem Buchhandel entzogener „Akt"

(„Rückkehr“ 1894, E. Piersons Verlag, Dresden) war mein erster „dramatischer“ Auftritt. Damals wollte ich, als neunzehnjähriger wiener Jurist, den „konsequenten Naturalismus“ (auch so ein Requisit unserer „jüngstdeutschen“ Rumpelkammer!) neu in den „Salon“ zerren . . . „Einer, der seine Frau besucht“ ist 1894/1895 geschrieben. Der verstorbene Jacobowski nahm das Stück 1898 mit ziemlicher Begeisterung für die „Gesellschaft“ an. 1900 erschien es. „Brautmorgen“ ist noch älteren Datums. Ich habe das frivole Ding ein Wenig gesäubert und gestutzt. „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute“ (1896) sind Fragmente geblieben. Ich glaube, hier sind Ansätze zu dem Gesellschaftdrama großen Stiles, das uns fehlt. Unsere Dichter sind allzu sehr Literaten und haben zu wenig „Welt“. Da sind uns die Franzosen eben weit voraus. Und wir Andern, wir „Dilettanten“ (Gott sei Dank nur „Gelegenheitdichter!“) haben nicht das gerühmte Sitzfleisch. Ich bin überzeugt: auch diese „dramatischen Skizzen“ (wie jene so gründlich mißverstandenen, weil wieder einmal „literarisch“ angefaßten „Intérieurs“) werden von den Zünftigen ziemlich gezaust werden. Immerhin giebt es ein paar jener Unzünftigen, die mir schon jetzt ehrlich viel Schönes dazu sagen. „Vorabend“ schrieb ich an einem Herbsttage 1900, angeregt durch meinen lieben E. T. A. Hoffmann (Gott erhalte ihn mir und Einigen und verwehre ihn den Meisten!), in einem Zuge nieder.

Mährisch-Weißkirchen. Dr. Richard Schaukal.

❦

Don Quixote. Jährlich 36 Hefte. Halbjähriges Abonnement Mark 6; einzelne Hefte 35 Pfg. Verlag: Wien I, Bauernmarkt 3.

Die Hefte sollen den Kampf gegen alle Gewalten führen, die den Einzelnen bedrücken und seinem Leben Inhalt und Glanz geraubt haben. Gegen einengenden Zwang wird fröhliche, offene Empörung gepredigt. Ueber alle politischen, sozialen und gesellschaftlichen Problemen soll ohne Furcht vor Gegnern oder selbst unwillkommenen Genossen ausgesprochen werden, was sonst Parteien, Tendenzen, Schlagwörter und Meinungen verhüllen. Der als Patriotismus, Humanität, Religiosität oder wie sonst immer verkleideten Phrase wird rücksichtlosester Krieg erklärt. In artistischen Fragen bekümmert der Don Quixote sich nicht um die launischen Wünsche der Mode, sondern er fordert die reine, absolute Kunst und vertheidigt sie gegen Alle, die sie aus Interesse oder Geschäftsgier herabwürdigen. Er soll allen Deutschen, die ihre freie Persönlichkeit gegen die Aufsaugungtendenzen der uns immer mehr bedrängenden „kompakten Majoritäten“ vertheidigen wollen, aus der Seele geschrieben sein.

Wien. Dr. Ludwig Bauer.

❦

Zur Abwehr der Krebsgefahr. Eine Studie über die Ursachen und Bekämpfung der Krebskrankheit. Verlag Max Richter, Berlin SO., Wienerstr. 14.

Ueberall, wo zuverlässige Erhebungen über die Häufigkeit der Krebskrankheit gemacht worden sind, hat sich eine unheimliche Zunahme dieser tückischen Krankheit in den letzten Jahrzehnten gezeigt. Woran liegt Das? Ist es ein Zeichen beginnender Degeneration der modernen Kulturvölker? Oder ist es eine Folge bestimmter hygienischen Sünden, deren Begehung die Kultur erleichtert, Sünden,

die an sich jedoch vermeidbar sind? Ich glaube, bewiesen zu haben, daß in der That bestimmte und vermeidbare hygienische Sünden schuld an dem Ueberhandnehmen der Krebskrankheit sind. Männer und Frauen werden daher zur Bekämpfung dieser Sünden, zur „Abwehr der Krebsgefahr" aufgefordert. Die Anleitung dazu soll mein Buch geben.

Sanatorium Birkenwerder. Dr. Ziegelroth.



Notizbuch.

Vorläufig sieht es nicht aus, als wolle das preußische Abgeordnetenhaus sein knappes Pensum rasch aufarbeiten. Die Herren scheinen es nicht eilig zu haben. Eine ganze Sitzung wurde dem altenbekener Eisenbahnunglück gewidmet. Dabei gab es nicht etwa grundsätzliche Erörterungen oder harten Tadel des Systems Thielen; o nein: fast alle Redner fanden die Eisenbahnverwaltung jedes Lobes würdig und schuldlos an den Betriebskatastrophen. Wozu dann der lange Lärm? Eine zweite Sitzung wurde mit den Klagen über das Erlebniß eines elberfelder Herrn ausgefüllt, der mit einem Betrüger verwechselt und gezwungen worden ist, ein paar Stunden mit abgestraften Verbrechern im Gefängniß zu verbringen. Auch darüber ließ sich ein kräftiges Wörtlein sagen; doch wieder wurden nur Subalterne als Sündenböcke geschlachtet und es kam zu keiner prinzipiellen Auseinandersetzung. Eine Sitzung des Abgeordnetenhauses kostet an Diäten allein weit über sechstausend Mark. Die von der preußischen Bourgeoisie Erwählten sollten mit deren Geld sparsamer umgehen und, wenn sie durchaus nach dem Reichstagsmuster große Reden halten müssen, die Sitzungdauer so verlängern, daß täglich wenigstens irgend Etwas geleistet werden kann. Bisher ist aus dem Landtag nicht viel Beträchtliches zu melden. Die Polendebatte zeigte nur die Umrisse eines Programmes, über das ein Urtheil erst möglich sein wird, wenn die Art der Ausführung bekannt ist. Der Freiherr von Rheinbaben hielt eine vorzügliche Etatsrede und der Ministerpräsident forderte wieder einmal „alle Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit auf, sich in ihren Bestrebungen und Aktionen innerhalb der Grenzen der Möglichkeit zu halten." Was den Verbündeten Regirungen möglich, was unmöglich scheint, hat er auch diesmal nicht gesagt. Daß er deshalb von rechts und von links angegriffen wird, ist ungerecht. Er würde sich die Verhandlungen mit dem Ausland erschweren, wenn er jetzt schon seine Karten aufdeckte. Merkwürdig war der Hymnus, den er zum Ruhme Miquels anstimmte. Warum ist der nun so laut Gepriesene denn auf den dringenden Wunsch des Grafen Bülow aus dem Amt gescheucht worden? Warum hat der Ministerpräsident seinen Wilmowski mit der nicht gerade schonenden Todesverkündung in den Kastanienwald geschickt? Daß Miquel zur Arbeit unfähig geworden war, wird Niemand ernsthaft behaupten; daß er ein „großer, unvergeßlicher Finanzminister" war, bezeugt ihm der überlebende Kollege Bülow. Und der Kanal, den er angeblich nicht mit ausreichendem Eifer vertheidigt hat, wird einstweilen noch nicht gebaut. Herr Richter, Miquels alter Feind, hatte die Lacher auf seiner Seite, als er sagte, solches Verschwinden der Minister erinnere ihn an türkische Sitten. Neu zum Wenigsten würde selbst der

spanische Philipp den Brauch nennen, bewährte Männer erst fortzujagen und ihrer Tüchtigkeit, ihrer überragenden Größe dann mit feuchtem Auge Loblieder zu singen.

* * *

Der eben erwähnte elberfelder Fall eignet sich vorzüglich zu einer Gerichtsposse im Stil Courtelines. In Neuruppin, allwo ein junger Assessor als Amtsrichter fungirt, werden alte Damen um kleine Beträge geprellt. Der Betrüger nennt sich Kuhlenkampff und erklärt, er brauche das Geld, um zu seiner Schwester nach Bremen zu reisen. Als der Schwindel herauskommt, rufen die Geplünderten die Hilfe des Gerichtes an und der Amtsanwalt erläßt einen Steckbrief, worin zu lesen steht, daß Kuhlenkampff einen schwarzen Schlapphut und braunen Havelock trug. Trotzdem ist der Mann nicht zu finden. Da meldet ein elberfelder Polizeisergeant, in der Hauptstadt des Wupperthales wohne ein Herr Kuhlenkampf. Ein geachteter Kaufmann, Vertreter einer großen Anilinfabrik. Er wird verhört und sagt aus, er wisse nichts von der Sache, sei überhaupt nie in Neuruppin gewesen. Damit geben die Ruppiner sich nicht zufrieden; sie fordern die Photographie des Verdächtigen ein. Die wird den geprellten Damen vorgelegt. Vier können den Betrüger nicht mit Bestimmtheit erkennen, drei meinen, Der auf dem Bild könne es wohl gewesen sein. Aha, denkt der Amtsanwalt; den Bruder werden wir uns langen. Und der Assessor fürchtet, seiner Pflicht zu fehlen, durft' er sich nicht im Dienste quälen. So wird denn beim elberfelder Gericht beantragt, Kuhlenkampf zu verhaften und, wenn er seine Unschuld nicht nachweisen könne, ans ruppiner Amtsgericht einzuliefern. Natürlich soll auch nach Schlapphut und Havelock gesucht werden. Die sind nicht zu finden. Der Kaufmann aber wird, trotzdem er an einer Sehnenzerrung leidet und auf ärztliche Weisung nicht ausgehen soll, verhaftet und ins Amtsgericht geführt. Der Untersuchungrichter hat gerade seine liebe Frau bei sich im Zimmer und sieht keinen Grund, sie wegzuschicken. In ihrer Gegenwart vernimmt er den Angeschuldigten, der aussagt, er sei in dem Monat, wo die ruppiner Schwindeleien vorkamen, bei seiner Anilinfabrik in Ludwigshafen beschäftigt gewesen. Das werde auf telegraphische Anfrage von dort bestätigt werden. Das Telegramm geht ab. Herr Kuhlenkampf auch: ins Gefängniß. Er wird gezwungen, vor vier Strafgefangenen sich zu entkleiden, zu baden und die für Sträflinge bestimmten Strümpfe und Unterkleider anzuziehen. Dann muß er mit dem kranken Fuß vier Treppen hoch in eine Zelle klettern, wo alte Gefängnißinsassen ihn mit freundlichem Hohn bewirthen. Das ist die einzige Nahrung, die ihm geboten wird. Seine Bitte, sich selbst beköstigen zu dürfen, wird abgelehnt. Auf seine Frage, ob noch keine Antwort von der Anilinfabrik da sei, erwidert der Aufseher: „Wir werden Sie schon telegraphiren lehren!“ Um Vier kommt die Antwort. Um Sieben wird der Verhaftete freigelassen. Er bittet, ihm eine Droschke zu holen, da er mit dem geschwollenen Fuß nicht gehen könne. Neue Ablehnung; die Straßenbahn sei ja ganz nah. Das hat mit seinem Diensteifer der ruppiner Assessor gethan ... Wenns in der „Rothen Robe“ vorkäme, würde man über plumpe Karikatur schelten. Wäre es nicht vielleicht an der Zeit, für eine Habeaskorpusakte nach britischem Muster zu sorgen? Herr Kuhlenkampf hat immerhin noch Glück gehabt. Nicht Jeder kann am zweiten Januar 1902 nachweisen, wo er am dreiundzwanzigsten März 1900 gewesen ist. Und wenn dem elberfelder Kaufmann dieser Nachweis nicht gelungen, wenn bei ihm etwa gar noch ein brauner Havelock gefunden worden wäre, dann säße er, als hinreichend verdächtig, jetzt im Amtsgefängniß der weltberühmten Bilderbogenstadt Neuruppin.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Ein Offener Brief, der am zehnten Januar im Berliner Tageblatt gedruckt wurde, hat meinem Vetter, dem daran ganz unschuldigen Rektor der berliner Universität, Professor Reinhard Kekule von Stradonitz, und mir, dem Verfasser, eine Unmenge öffentlicher und brieflicher, namenloser und gezeichneter Angriffe zugezogen. Vor Allem werden mir meine Ausführungen über den Präsidenten Krüger als Verbrechen angerechnet. Wie dürfe ich sagen, daß er die Sache seines Volkes, ja, sogar seine Frau und seine Familie im Stiche ließ, da er doch seinem Lande in Europa viel mehr nützen konnte als in Südafrika? Meine Behauptung, sein Reichthum sei auf nicht einwandfreie Weise erworben, sei eine Infamie. Ich müsse diese Behauptung beweisen, sonst setze ich mich einer harten Anklage vor Gott und der Geschichte aus. Krüger habe vielmehr, da er in die ‚leidvolle Verbannung' zog, durch seinen ‚passiven Heldenmuth Bewunderung und Dank verdient.' Ich erwidere hierauf Folgendes.

Ende des Jahres 1900 ist ein Buch erschienen, dessen Existenz dem deutschen Volk sorgsam verheimlicht worden ist. Es hat Paul M. Botha zum Verfasser, einen dem berühmten Führer Louis Botha verwandten Buren, einen alten und besonnenen Mann, der einundzwanzig Jahre lang Mitglied des Volksraad des ehemaligen Oranje-Freistaates war. Sein Sohn hat das Buch ins Englische übersetzt. Es heißt: ‚Vom Buren an den Buren und an den Engländer'. Da steht wörtlich zu lesen: ‚Mir ist erzählt worden, daß es Leute in Europa und Amerika giebt, die Paul Krüger bewundern. Ich zittere vor Entrüstung, zu hören, daß der grausame Urheber all dieses vermeidbaren Elendes reich, behaglich und sicher in Europa ist, daß er, nach seiner Hinkunft, von der Königin von Holland empfangen wurde, daß man einen Helden aus ihm macht. Ein Held, der im Freistaat bekannt war vor dreißig Jahren, ehe er bessere Mittel fand, sich zu bereichern, als ein schwindelhafter Händler in Tabak und Orangen und der sehr stark in dem Verdacht stand, ein halsabschneiderischer Sklavenhändler zu sein ... Wir kennen ihn als geizig, skrupellos und als einen heuchlerischen Mann, der ein ganzes Volk seiner Gier geopfert hat. Sein einziges Ziel und Streben war, sich selbst zu bereichern, und er hat jedes Mittel zu diesem Endzweck benutzt. Er hat Transvaal gebraucht als eine Milchkuh, um sich selbst, seine Kinder und seinen Anhang zu bereichern.' Das sagt Botha. Daß Krügers und seiner Familie Vermögen an Grundbesitz und Papieren viele Millionen beträgt, steht fest. Eben so, daß er sie nicht ererbt, sondern erst bei Lebzeiten ‚gemacht' hat. Ein leitender Staatsmann, der ein so großes Vermögen erwirbt, ist mir, wenn die Lauterkeit der Erwerbsquellen dieses Reichthumes nicht unmittelbar ersichtlich ist, an sich schon verdächtig. Halte ich aber die Thatsache seines Reichthumes mit den angeführten Worten Bothas zusammen und nehme dazu noch die in dem bekannten brüsseler Prozeß Oppenheim vor Gericht gemachten Aussagen — gegen die nie Etwas erfolgt ist —, in denen Paul Krüger und sogar seine Frau ganz offen der Bestechlichkeit geziehen wurden, so muß ich den ‚in nicht einwandfreier Weise' erfolgten Erwerb der Millionen Krügers für festgestellt erachten. Hat er nun Volk, Frau und Familie im Stich gelassen? Die Thatsache des Verlassens liegt vor. Ob es sich, so weit das Volk in Betracht kommt, als ein tadelnswerthes ‚Imstichlassen' darstellt, ist, wie ich zugeben muß, Sache des persönlichen Empfindens. Es wird mir eingewendet, daß er hoffen durfte, seinem Vaterlande in Europa viel mehr nützen zu können als daheim. Ich kann diesen Einwand nicht als ausreichend anerkennen, denn die Vertretung der Buren war bei den Herren Leyds, Fischer, Wolmarans und

Wessels in sehr guten Händen. Wenn es aber auch nicht so gewesen wäre, mußte Krüger, nach meinem Gefühl, mit seinem Volke ausharren und untergehen. Darüber also mögen die Meinungen getheilt sein. Wie man aber leugnen kann, daß er Frau und Familie schmählich im Stich ließ, ist mir schlechthin unerfindlich. Nichts hinderte an sich den Millionär, wenigstens die greise Gefährtin und die Verwandten, die bei ihm waren, mitzunehmen. Aber es war eine eilige, heimliche Flucht. Deshalb mußten sie zurückbleiben. ‚Leidvolle Verbannung‘ ist übrigens gut. Man lebt nicht schlecht im Hotel des Indes im Haag und in der Casa cara in Hilversum, wenn man unbeschränkte Mittel zur Verfügung hat.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz."

Auch mir ist neulich „Mangel an Gefühl" vorgeworfen worden, weil ich gesagt hatte, Herr Krüger sitze ungefährdet in Europa. Er sei alt, hieß es, krank und habe viel zu leiden. Natürlich hat jeder kranke Greis Anspruch auf menschliches Mitgefühl. Doch darum handelt es sich hier nicht. Krank war auch Louis Napoleon; was aber hätte Frankreich, was die Welt gesagt, wenn er, unter dem Vorwand, er müsse im Ausland Hilfe suchen, über See nach Petersburg gegangen wäre und dort gemächlich das Ende des Krieges abgewartet hätte? Ich weiß nicht, woher Herr Krüger sein Geld hat, wohl aber, daß er am Vaal nie die Gesammtheit der Buren, sondern immer nur eine Clique vertrat und daß ihn Tausende seiner Volksgenossen heute verfluchen. Dewet, Botha, Alle, die fürs Vaterland Gut und Leben eingesetzt haben, mag man bewundern; vor Allen Steijn, den tapferen, klugen Präsidenten des Oranjefreistaates. Daß man noch jetzt aber wagen kann, den geriebenen politischen Geschäftsmann Paul Krüger — dem Bauernschlauheit und Bauerndiplomatie sicher nicht abzusprechen sind — als ein gläubiges, nur auf Gott vertrauendes Kindergemüth der Menge vorzuführen, beweist nur, wie viele gute Menschen und schlechte Politiker in Deutschland noch immer in Melodramenvorstellungen leben.

* * *

In der Zolltarifkommission des Reichstages geht es hoch her. Der Andrang der Neugierigen ist so groß, daß von den wegen Raummangels Zurückgewiesenen mindestens eins der nothleidenden literarischen Tingeltangel leben könnte. Was da zu sehen und zu hören ist, sieht und hört man aber auch nicht alle Tage. Die Mehrheit der Schutzzöllner war, trotzdem es an Warnungen nicht gefehlt hatte, so unvorsichtig, den Tarif an eine Kommission zu verweisen. Ob er von da jemals wieder ans Tageslicht kommen wird, ist noch zweifelhaft. Denn die Sozialdemokraten obstruiren recht nach der Kunst; und sie haben in dem Abgeordneten Stadthagen einen auf diesem Gebiet jeden Rekord schlagenden champion of the world. Beinahe täglich versammelt sich die Kommission. Dann ergreift Herr Stadthagen das Wort; und wenn er es ergriffen hat, dann läßt ers nicht wieder los. Neulich, als ein Konservativer geseufzt hatte, solche Rednerei habe keinen vernünftigeren Zweck und sei obendrein langweiliger als eine L'Hombre-Partie, hielt der Rottenführer einen Vortrag über die Geschichte dieses Spieles: wie es in Spanien, wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert, erfunden, später nach Paris gekommen, da mit vierzig Karten gespielt worden sei, — und so weiter. Auch einen Zoll auf ausländische Orden hat er beantragt; und darüber läßt sich Stunden lang reden. Das Alles aber ist nur Vorpostengefecht; die Hauptschlachten sollen erst folgen. Noch hält man beim fünften Pa-

ragraphen des Tarifgesetzes und der Tarif selbst hat mehr als neunhundert Positionen. Für einen Mann von Phantasie und ausdauernden Stimmbändern ist da viel zu machen. Er kann, zum Beispiel, beantragen, die Verbündeten Regirungen mögen das Wesen der in jeder Position angeführten Waare genau feststellen, eine haarscharfe Definition der „Begriffe" Roggen, Weizen, Gerste, Hafer fordern und zur Begründung jedes Antrages zwei Stunden lang reden. Ob solcher Versuch, eine Mehrheit an vorwärts führender Arbeit zu hindern, mit dem Grundgedanken des Parlamentarismus zusammenstimmt, mag zweifelhaft sein. Doch die Obstruktion ist nun einmal da und man sollte sich bemühen, aus diesem Stande der Dinge für die sonst so beliebte Allgemeinheit Nutzen zu ziehen. Schon sind in der Kommission Wörter wie „Frechheit" und „Blödsinn" gefallen; und es kommt ganz sicher noch besser. Der Genuß solcher Lieblichkeit darf nicht nur einem Esoterikerkreis gegönnt werden. Das Richtigste wäre, die Sitzungen in die Abendstunden zu legen und zahlendes Publikum einzulassen. Die Eintrittspreise müssen hoch sein; sonst ziehts nicht. Und natürlich muß jeden Sonnabend das Repertoire der nächsten Woche veröffentlicht werden. Am Ende bequemt Herr von Kardorff, der Vorsitzende, sich, als conférencier im Biedermeierfrack die Hauptartisten den Zuschauern vorzuführen. Solche Parlamentsvariété würde Geld bringen. Das könnte für einen Diätenfonds verwendet werden. Oder zur Unterstützung der in Berlin Arbeitlosen. In Gotha sind die Hofbälle abgesagt worden und das daran ersparte Geld soll den Armen zufließen. Solchem edlen Vorbild müßte die Tarifkommission nachstreben. Mit dem Ertrag der Pacht für Buffet und Garderobe giebt es gewiß eine stattliche Summe. Und dann darf wenigstens kein böser Mensch mehr behaupten, der Reichstag habe für die Arbeitlosen nichts gethan.

* * *

Der so löbliche wie freisinnige Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Berlin hat an den Kaiser das folgende Schreiben gerichtet:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

An der Schwelle des neuen Jahres richten sich unsere Augen zuerst auf das erhabene Herrscherhaus, dem unser Land zu so großem Danke verpflichtet ist. Wie alles Irdische aus kleinen Anfängen hervorgegangen, ist unser Staat unter der weisen Führung und der thatkräftigen Fürsorge des erlauchten Hohenzollerngeschlechts zu einem starken, einheitlichen Bau geworden, der uns Schutz und Hilfe spendet und unseren Stolz bildet. Ganz besonders dürfen wir, die Vertreter der Reichshauptstadt, uns rühmen der steten Antheilnahme unserer Fürsten an dem Gedeihen unserer Stadt. Mit Recht tragen unsere ersten und großen Straßenzüge, unsere Stadttheile den Namen hervorragender Glieder unseres Fürstenhauses, ein sichtbares Zeichen dankbarer Erinnerung. In unserer Stadt erheben sich hochragend die Säulen und Denkmäler, welche den Ruhm des königlichen Hauses der Hohenzollern uns und der Nachwelt verkünden, ein ewig währender Schmuck und eine Zierde der Residenzstadt!

Eure kaiserliche und königliche Majestät haben huldvollst den Gedanken aufgenommen und gefördert, durch Werke der bauenden und bildenden Kunst der bewundernden Mitwelt zu zeigen, daß die Residenz Eurer Majestät den ersten Kunststätten der Welt ebenbürtig ist. Das hehre Gotteshaus, welches den Abschluß der von den großen Vorfahren Eurer Majestät geschaffenen vorgeschichtlichen Erinnerungen an einer Prachtstraße bildet, geht seiner Vollendung entgegen; die

herrliche Straße, welche schon durch ihren Namen die Entwickelung des Hohenzollernhauses kennzeichnet, hat ihre Vollendung empfangen durch wohlgelungene Werke der schaffenden Kunst, welche zugleich ein Denkmal der glorreichen Geschichte der brandenburgischen Landesfürsten und eine Zierde unserer Stadt sind.

Namens der Reichshauptstadt sagen wir Eurer Majestät für diese Verschönerung und Bereicherung derselben unseren innigsten Dank! Mögen in dem neuen Jahre und in aller Zukunft die Blicke Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät huldvoll und fördernd ruhen auf unserer Stadt und deren Eurer Majestät treu ergebenen Bewohnern! Gott segne und schütze Eure kaiserliche und königliche Majestät auch in dem neuen Jahre!

Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät allerunterthänigster, treu gehorsamster

Magistrat hiesiger königlicher Haupt- und Residenzstadt.

(gez.:) Kirschner.

Von Zeit zu Zeit müssen solche Dokumente ans Licht gebracht werden. Nicht des Stiles wegen; trotzdem die „als sichtbare Zeichen hervorragenden Glieder unseres Fürstenhauses" immerhin der Betrachtung werth sind. An diese Stümpereien ist man ja aber längst gewöhnt und wundert sich nicht mehr, in Kommunalukasen dem lieben Eindringling „Derselbe, Dieselbe, Dasselbe" und den bösesten Partizipialkonstruktionen zu begegnen. Der treu gehorsamste Magistrat und dessen Oberhaupt hat nun einmal die Antipathie gegen die deutsche Sprache. Die Gesinnung könnte entschädigen. Die soll doch nur beim freisinnigen Bürgerthum zu finden sein. Deshalb ist es nett, zu hören, wie die Männer des steifen Rückgrates zu ihrem König reden. Auch das Kunstglaubensbekenntniß des mit der Bildung des Jahrhunderts gesättigten Herrn Kirschner ist interessant. Die Haupt- und Residenzstadt soll „den ersten Kunststätten der Welt ebenbürtig" sein. Nach berühmtem Muster könnte man sagen: Ebenbürtig ist Unsinn. Noch thörichter als die Wahl des Wortes ist aber die Behauptung, Berlin sei als Kunststätte Rom und Florenz auch nur zu vergleichen. Das „hehre Gotteshaus" wirkt auf den Fremden wie ein für kurze Monate gebauter Ausstellungpalast; und „die herrliche Straße, welche schon durch ihren Namen (Neue Markgrafenstraße?) die Entwickelung des Hohenzollernhauses kennzeichnet", wird von Sachverständigen anders beurtheilt als von den Böotiern des Rothen Hauses. Herr Ferdinand Avenarius, der ruhige, loyale Herausgeber des „Kunstwart", ein Mann von gründlicher Bildung und sicherem Stilgefühl, schrieb darüber nach der Dezemberrede des Kaisers: „Wie zum Trauern schlecht muß der Kaiser über die Oeffentlichkeit unterrichtet werden, wenn er von dem ‚großartigen' Eindruck sprechen kann, den diese Figurenstraße und ihre Kunst in der Welt gemacht habe, diese Siegesallee, die zumal im Auslande fast nur als Witzblattvorwurf beachtet wird, diese Kunst, welche die Künstler der anderen Länder nur erwähnen, um, falls sie höflich und nicht unter sich sind, so schnell es angeht, wieder zu schweigen. Man muß es im amtlich festgelegten Text lesen, zweimal lesen, um glauben zu können, daß der Kaiser die berliner Bildhauer als gleichwerthig neben die großen Meister der Renaissance stellt." Welches Maß von Wahrhaftigkeit die Vertreter des „selbstbewußten, unabhängigen Bürgerthumes" dem Monarchen zu bieten wagen, lehrt die Neujahrsadresse des Magistrates. Vielleicht kannte der Hofprediger sie, der, mit einer nicht unzeitgemäßen Erinnerung an Römertage, auf einem Kommers neulich sagte: ‚Wir haben, Gott sei Dank, einen Imperator, der es versteht, der schweifwedelnden Bestie den Fuß auf den Nacken zu setzen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 1. Februar 1902.

Mutterrechte.

Aus Belgien ist eine überraschende Nachricht gekommen. Die sozialistische Linke der Volksvertretung verlangt unter Androhung von Gewalt das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Die klerikale Rechte antwortet mit der Drohung, falls das geforderte Recht eingeführt würde, seine Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht zu beantragen. Das Vorgehen der Rechten ist nur konsequent. Mit der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes anerkennt man es als ein natürliches Recht des Menschen. Da nun die Frauen Menschen sind, so ist ihr Ausschluß von diesem natürlichen Recht in der That nicht prinzipiell zu begründen; ihre politische Mündigsprechung wird lediglich, wie Belgien zeigt, zu einer Frage der Nützlichkeit.

Bevor wir auf die Sache eingehen, haben wir aber wohl zu unterscheiden zwischen aktivem und passivem Wahlrecht, zwischen Wahlrecht und Wählbarkeit. Für das passive Wahlrecht dürfte bei vorurtheilloser Betrachtung selbst dem Individualisten die Frau ungeeignet erscheinen. Der Individualist, der das natürliche Recht betont, wird schon durch diese Bezeichnung daran erinnert, daß er die Natur ins Auge fassen soll; diese aber sagt ihm, daß sie nicht unabsichtlich Mann und Weib verschieden gestaltet habe. Verschiedene Naturaufgaben bedingen verschiedene psycho-physische Ausrüstung. Diese Verschiedenheit schließt Gleichheit aus. Daher kann es sich bei der Zutheilung von Pflichten und Rechten an die Geschlechter nicht darum handeln, summarisch zu verfahren, sondern darum, zu unterscheiden, nicht Allen unterschiedlos nach der selben Schablone das Selbe zu geben, sondern Jedem, was ihm zukommt. Suum cuique! Was ihm zukommt: Das zu entscheiden, ist aber nicht in unser Ermessen gestellt und damit der Willkür preisgegeben;

wir haben vielmehr einen festen Maßstab dafür in der Naturaufgabe der Geschlechter. Was ein Geschlecht zu seiner Naturaufgabe in Widerspruch setzt, kann nicht „das Seine“ sein; was es dagegen zu ihrer Erfüllung geschickt macht, daher die Harmonie des Ganzen fördert, Das wird ihm zukommen. Die Naturaufgabe des Weibes nun, die Mutterschaft, bedingt Rücksichtnahmen, die mit der Thätigkeit des Abgeordneten unvereinbar sind. Wer sich wählen läßt, muß Monate lang häuslichen Pflichten entsagen. Das kann die Hausmutter nicht. Und der Durchschnitt der Frauen lebt (wenigstens eine Zeit lang) thatsächlich in der Ehe und der Durchschnitt der Ehefrauen gelangt zur Mutterschaft; für den Durchschnitt aber werden Gesetze gemacht. Der Mutterberuf, die Naturaufgabe des Weibes, ist also thatsächlich ein positives Hinderniß für die Wählbarkeit der Frau.

Der Einwand, daß auch männliche Abgeordnete ihre politische Thätigkeit aus Gesundheitrücksichten unterbrechen müssen, übersieht, daß dies Vorkommniß einer gänzlich anderen Beurtheilung unterliegt als die Mutterschaft. Der Urlaub des Abgeordneten ist eine bedauerliche Störung, ein unerwünschtes Hinderniß, das man vernünftiger Weise nicht in Rechnung zu stellen brauchte. Bei der Ehefrau ist es dagegen das Normale, daß sie Mutter wird, und der Urlaub, den sie zum Antritt dieses Berufes braucht, wird nicht als eine bedauerliche Störung, als ein unvorhergesehenes Hinderniß bewerthet, sondern im Gegentheil als der größte Dienst, den sie dem Staate leisten kann. In diesem Dienst ist sie absolut unersetzlich, im Abgeordnetenhause nicht, obwohl nicht geleugnet werden kann und soll, daß in den großen Redehäusern manche kluge Frau Kluges sagen würde. Sie hat aber Wichtigeres zu thun. Sie muß Mutter sein, nicht nur Mutter werden, sie muß mit dem Erlebniß die rechte Gesinnung, mit der natürlichen die ideelle Seite, mit der Mutterschaft die Mütterlichkeit verbinden. Und eine rechte Mutter sein, ist eine Aufgabe, die den ganzen Menschen beansprucht. Aber selbst wenn wir nur die rein natürliche Seite der weiblichen Aufgabe, die Mutterschaft, betrachten, so können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß sie an Werth und Wichtigkeit eine politische Thätigkeit des Weibes übertrifft. Die Mutterschaft ist die conditio sine qua non alles Wachsthums des Staates. Das Volk, das keine Mütter mehr hat, sinkt wie ein Feuer, das sich selbst verzehrt, wie der Spiegel eines Flusses, dessen Quelle versiecht. Nöthiger als politische Rednerinnen sind der Nation Mütter, die mit Corneliastolz ihre gut gerathenen Kinder zeigen.

Aber selbst wenn wir die Wählbarkeit der Frau ausscheiden und uns auf das Stimmrecht beschränken, berührt die Frage Viele noch befremdend. Das leise Unbehagen, das sie selbst dem vorurtheillosen, wohlwollenden Manne einflößt, mag zum guten Theil durch die Empfindung bewirkt werden, sie bedeute einen unvermittelten Eingriff in ruhende, durch Ueberlieferung

geheiligte Zustände; und: quieta non movere! Auch fehlt es nicht an Spöttern, für die die ganze Angelegenheit einen aristophanischen Beigeschmack hat und die über die modernen Ekklesiazusen und deren klerikale Beschützer billig witzeln. Wir werden aber gleich sehen, warum gerade die Klerikalen am Ehesten die politische Besserstellung der Frau ins Auge fassen konnten. Daneben jammern Pessimisten und Frauenverächter über die Preisgabe christlicher Grundsätze und männlichen Selbstbewußtseins, sie fühlen die Grundmauern des Staates erzittern, sehen Thron und Altar wanken und weissagen unter Kassandraschmerzen den Untergang der Familie und damit der Kultur. Keinerlei Schwierigkeit bietet dagegen die Frage des Frauenstimmrechtes dem Individualisten. Die Theorie vom natürlichen Recht ist das Schwert, das den Knoten glatt durchhaut. Wer nun aber meint, dabei komme nichts als Zerstückelung und Zerstörung heraus, man müsse vielmehr den Knoten lösen, Der wird zuerst untersuchen, ob in unserm organischen Staatsganzen das Frauenstimmrecht thatsächlich nur als willkürlich-mechanisches Anhängsel denkbar ist, besten Falls als eine Luftwurzel, oder ob es sich organisch entwickeln könnte. Wir wenden uns suchend an die Vergangenheit, ob wir entweder direkt anknüpfen oder wenigstens den Anhalt einer vorbildlichen Institution finden können. Direkte Belehrung giebt die Geschichte uns nicht, wohl aber finden wir Gemeinschaften, die das Weib mehr begünstigen als der Staat: Das sind die kirchlichen Institutionen. Halten wir uns an die christliche (katholische) Kirche, ohne zu verkennen, daß der Judaismus ähnliche Züge aufweist. Die Kirche hat seit ihrem Bestehen den ruhenden Pol in der Flucht der europäischen Erscheinungen gebildet. Sie darf berechtigten Anspruch erheben, ihre bewährte Praxis erwogen zu sehen, nicht nur wegen ihres ehrwürdigen Alters, sondern — speziell wo die Frauenwelt in Frage kommt — viel mehr noch wegen ihres Erfolges der weiblichen Menschheithälfte gegenüber. Die Kirche hat das weibliche Geschlecht unstreitig zu ihrer festeren Stütze gemacht. Die Geistlichen aller Bekenntnisse bekunden über diesen Punkt eine seltene Einmüthigkeit.

Die Stellung des Weibes in der christlichen Kirche ist so alt wie sie selbst. Der Stifter der christlichen Religion hat ausdrücklich den Mann, nicht das Weib, mit der kirchlichen Amtsgewalt betraut. Freilich hat er damit weder die Unwürdigkeit der Gattung Weib noch eine daraus folgernde Unterordnung unter die Gattung Mann festgestellt. Weise Arbeitstheilung erforderte, daß der Mann das Apostolat des kirchliches Amtes erhielt. Das Weib hatte bereits sein Apostolat: den Mutterberuf, den Urquell altruistischer Gefühle. An dieser Arbeitstheilung hält die Kirche fest, macht aber damit innerhalb ihrer Grenzen keineswegs das Weib rechtlos, noch auch befreit sie es von Kenntniß und Uebung der kirchlichen Pflichten. Mann und Weib stehen dem Vertreter der Kirche unterschiedlos gegenüber. Die Bezeichnung

Laie gilt Beiden. Anders in der staatlichen Organisation. Auch hier, wie in der Kirche, ist der Mann zur obrigkeitlichen Spitze berufen; selbst die kühnste weibliche Phantasie wird nicht ernstlich von einer Rückkehr zum Mutterrecht, von engeren und weiteren Gemeinschaftbildungen mit weiblicher Spitze träumen. Das Zeichen der Obrigkeit ist das Schwert. Der Mann ists, der es trägt. Ihm hat es die Natur mit der Vaterschaft zunächst zur Vertheidigung der Seinen in die Hand gegeben; mit dem Kampfschwert auch das Richt- und das Henkerschwert. An dieser Arbeitstheilung hält der Staat fest. Das Weib gehört so wenig zu dem bunt wie zu dem schwarz uniformirten Heere, es führt weder das weltliche noch das geistliche Schwert. Selbst das salische Gesetz hebt nicht die Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern auf, sondern läßt das Weib nur in Ermangelung männlicher Nachfolge zu. Aber bei dieser grundlegenden Arbeitstheilung hat es im Staate nicht sein Bewenden. Während in der Kirche, vom geistlichen Amt und Regiment abgesehen, die Laienwelt gleiche Pflichten und gleiche Rechte hat, hat dem Staat gegenüber das Weib nur Pflichten, keine Rechte. Es ist Unterthan zweiten Grades. Es hat Steuern zu zahlen, Krieger zu gebären und zu schweigen. Der Kirche ist das Weib Selbstzweck, dem Staate Mittel zum Zweck.

Die Verhältnisse zwingen vielleicht den belgischen Staat, als erster in Europa eine wesentliche politische Besserstellung der Frau durch Ausdehnung des aktiven Wahlrechtes zu versuchen. Sicher würde dieser Anstoß die Propaganda für die politische Mündigsprechung des Weibes in verschiedenen Kulturländern neu beleben. In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dies Ziel im vorigen Jahrhundert nicht mehr aus den Augen verloren worden. Als der individualistische Geist am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von philosophischer Feinschrift zu der markerschütternden Sprache weltgeschichtlicher Ereignisse überging, horchten auch die Frauen auf. In England und in Frankreich erschienen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die ersten individualistischen Kundgebungen von Frauen, beide auf den „natürlichen Menschenrechten" fußend; 1791 unterbreitete Olympe de Gouges dem Konvent eine „Erklärung der Frauenrechte", 1792 veröffentlichte Mary Wollstonecraft ihre „Rechtfertigung der Frauenrechte". Der Verlauf der Wirksamkeit dieser beiden Frauen sollte für ihre Nachfolgerinnen eine Lehre ergeben. Das Buch der Engländerin, eine Frucht selbständigen Urtheils, hat unter dem Schutz eines geordneten Staatswesens und religiös-sittlicher Normen dauernd einen reformatorisch anregenden Einfluß ausgeübt. Nicht so die französische Kundgebung, die männlichem Thun suggestiv nachgebildet war. Die Männer der Revolution, die mit der Rechten das Banner der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwenkten, schlossen mit der anderen Hand höchst unbrüderlich den Frauen den Mund; ihre Versammlungen wurden

verboten, ihre Klubs geschlossen; so konnten sie daheim in Muße über Freiheit und Gleichheit in Theorie und Praxis Betrachtungen anstellen. (Wem fielen nicht Goethes Worte ein: „Denn wo die Sitte herrscht, da herrschen sie, und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts!")

In Deutschland ist das Thema der politischen Mündigsprechung der Frau zu verschiedenen Zeiten erörtert worden, so in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Fichte: Grundlagen des Naturrechtes), in den siebenziger Jahren nach Mills Buch von der Hörigkeit der Frau (Sybel: Ueber die Emanzipation der Frauen) und im sozialdemokratischen Programm. Aber bis in die neunziger Jahre sind auch die Frauen über die akademische Erörterung nicht hinausgegangen, ja, der erste deutsche, nicht der Wohlthätigkeit gewidmete Frauenverein, der von Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt gegründete „Allgemeine Deutsche", lehnt bis zur Stunde die Agitation für politische Besserstellung der Frau ab. Der Verein Frauenwohl dagegen hat, unter Minna Cauers Leitung, diese Agitation auf Anregung von Lily Braun im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts aufgenommen. Auch die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Marie Stritt, ist eine überzeugte Vorkämpferin politischer Frauenrechte; Helene Lange hat ihre Ansicht in dem Vortrage „Frauenwahlrecht" ausgesprochen. Es bedarf keines Hinweises, daß die sozialdemokratischen Frauenorganisationen, geführt von Klara Zetkin, völlige politische Gleichstellung der Geschlechter fordern, während die anderen genannten Vorkämpferinnen, so viel ich weiß, als ersten Schritt die Ausdehnung des aktiven Wahlrechtes ins Auge fassen. Nur von diesem, dem aktiven Recht, wird in Folgendem die Rede sein.

Welche sind nun die Gründe, die gegen die Ertheilung des Wahlrechtes an die Frauen ins Feld geführt werden?

Der oberflächlichste dürfte der sein, das Weib sei zu politischem Verständniß intellektuell unfähig. Einiges Nachdenken sollte diesen Einwand unmöglich machen. Die Geschichte zeigt uns unter der Zahl regirender Frauen aller Zeiten einen überraschend hohen Prozentsatz politisch wirksamer Gestalten. Wenn aber auch nur eine Einzige unter ihnen bedeutend als Staatsmännin gewesen wäre, so würde damit der Beweis erbracht sein, daß das Geschlecht kein absolutes Hinderniß bildet, daß der thatsächlich in weiten Frauenkreisen vorhandene Mangel an politischem Interesse nicht aus ungenügender Anlage, sondern aus fehlender Schulung zu erklären ist. Einen schlagenden Beweis liefern übrigens auch die sozialdemokratischen Frauen, die einzigen, die mit Männern politisch arbeiten.

Nicht minder oberflächlich als dieser altmodische, vom Dr. Möbius vergeblich aufgewärmte Einwand von der Unfähigkeit der Frau, erscheint der, daß der Mann wählt, weil er Soldat ist und sein Leben für das Vaterland in die

Schanze schlägt. Er ruft der Frau zu: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen! Uebergehen wir den Umstand, daß Militärdienst und Stimmrecht keineswegs zu allen Zeiten ursächlichen Zusammenhang gehabt haben, und halten wir uns nur daran, daß der Mann, der zur Vertheidigung des Vaterlandes das Schwert ergreift, seine Naturaufgabe, die Ritterschaft, erfüllt, zu der er psychophysisch ausgerüstet ist. Auf der weiblichen Seite aber wird diese Aufgabe durch die Mutterschaft mindestens aufgewogen, wenn nicht überholt. Jeder Mann, der sein Vaterland vertheidigt, hat eine Mutter gehabt, die ihr Leben in die Schanze schlug, als sie dem Vaterlande einen Vertheidiger schenkte. Ohne Mutterschaft keine Ritterschaft. Wenn nun aber das männliche Geschlecht im Deutschen Reiche für die Erfüllung seiner Naturaufgabe belohnt wird: warum nicht das weibliche? Diese Zurücksetzung kann nur billigen, wer die Naturaufgabe des weiblichen Geschlechtes für weniger werthvoll hält als die des Mannes. Von der Bewerthung des Mutterberufes hängt Alles ab. Wer von seiner Wichtigkeit überzeugt ist, kann unmöglich argumentiren: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen, — denn er sagt sich, daß das weibliche Geschlecht seine allgemeine Dienstpflicht in der Mutterschaft erfüllt. Weil diese Dienstpflicht anders ist als die des Mannes, ist sie doch nicht minderwerthig. An Alterswürde überragt die allgemeine Dienstpflicht des Weibes die des Mannes, denn sie ist so alt wie die Menschheit, während die allgemeine Dienstpflicht des deutschen Mannes vor noch nicht fünfzig Jahren eingeführt worden ist, obwohl sie zu seiner Naturaufgabe gehört. In diesem Umstande liegt die Erklärung. Jahrhunderte lang war diese Pflicht vergessen oder vernachlässigt oder mit Geld beglichen worden. Nun empfindet der Mann ihre Erfüllung nicht als das Selbstverständliche, schlechthin Gegebene, sondern als ein Verdienst und so wird er parteiisch gegenüber der weiblichen Aufgabe, die in stiller Treue zu allen Zeiten erfüllt worden ist. Er setzt seine Leistung als den absoluten Maßstab, verkennt das Wesen der Arbeitstheilung und redet damit einer Gleichmacherei das Wort, die blöde, lächerlich, unmöglich ist. Denn wohlverstanden: wenn die männliche Leistung nicht der eine Maßstab, die weibliche Leistung der andere ist, wenn die männliche Leistung der Maßstab, der Werthmesser ist, so heißt, männlich sein, vollkommen sein. Dann folgt daraus: je männlicher, desto vollkommener, je weiblicher, desto unvollkommener. Damit ergiebt sich für jede strebsame Frau unvermeidlich die Anregung zur Vermännerung. Diese Anregung geht nachweislich von den Männern aus, die mit dem kurzsichtigen Einwande: Wollt Ihr wählen wie wir, müßt Ihr dienen wie wir (Das heißt: in der selben Art), die spezifisch weibliche Leistung herabsetzen und dem Weibe damit thunlichst verleiden. Entgegen solcher geringen Schätzung der Mutterschaft wäre der Gesellschaft vielmehr mit

der Auffassung gedient, daß gerade durch treue, opferwillige Erfüllung der spezifisch weiblichen Naturaufgabe Ansehen, Einfluß und Rechte von der Frau erworben werden könnten, daß der beste Ritter und die beste Mutter gleichwerthige Individuen sind. Zum Glück für unser Volk steckt zu viel gesunder Instinkt in den deutschen Frauen, als daß sie die Unterwerthung des Mutterberufes und die darin liegende Suggestion zur Vermännerung beachteten. Sie folgen nicht dem Wink der Laacher Stimmen (Band 58, S. 492), Pickelhaube und Tornister zu nehmen, sondern sie sorgen lieber dafür, daß dem Vaterlande von kräftigen Frauen kräftige Vertheidiger geboren, erhalten, erzogen werden. Sie sagen sich: Jeder diene auf seine Weise. Wir Frauen als Mütter. Aber Jeder achte die Weise des Anderen, die die seine ergänzt.

Nun hat es zwar nie an Männern gefehlt, die Worte der Anerkennung*) für mütterliche Pflichterfüllung hatten, aber es ist bei den Worten geblieben. Während sonst jede Pflicht Rechte im Gefolge hat, stehen den Mutterpflichten keine Rechte gegenüber, weder im privaten noch im öffentlichen Leben. Gewiß hat es stets Gatten und Kinder gegeben, die die Mutter geliebt und geehrt haben, aber sie thaten es freiwillig; Mutterrechte, die der Brutalität gegenüber geltend gemacht werden könnten, giebt es nicht. Erst das neue Bürgerliche Gesetzbuch kennt „elterliche" Gewalt; bis dahin hatte das eheliche Kind nur einen Vater; freilich das uneheliche, das dem Vater widerwärtig ist, dafür nur eine Mutter. Wieder ist es die Kirche, die auch in diesem Punkte das Recht der Frau gewahrt hat; in ihrem Elementar-Gesetzbuche, das nur zehn Paragraphen zählt, heißt es im vierten: „Du sollst Vater und Mutter ehren." Daß Mutterpflichten auch Mutterrechte nach sich ziehen möchten, ist ein gemeinsamer Wunsch der Frauenrechtlerinnen aller Richtungen. Im Namen der Frauen sagen sie: Auf Grund unserer hohen mütterlichen Pflichten fordern wir Rechte und als wichtigstes das Recht, gehört zu werden. Um unserer Söhne und Töchter willen fordern wir das Recht, durch Abgeordnete mitzusprechen. Wir wollen bei der Gesetzgebung mitwirken, weil wir unsere Kinder nicht nur leiblich, sondern auch geistig-seelisch gesund erhalten und der Verrohung der Jugend entgegenarbeiten wollen.**) Unsere Pflicht ist, so lehrt man uns, ge-

*) Allerdings begegnet man auch dem Gegentheil. Man lese in den Laacher Stimmen a. a. O. nach, wie P. V. Cathrein die Mutterschaft ins Lächerliche zieht. Ernsthaft führt er aber in seinem Buche „Frauenfrage" Laura Marholm an! Der Verfasser ist ein altbekannter Moralphilosoph. Ob er Laura Marholm kennt?

**) Als vereinzelter Beweis, daß die erziehliche Fürsorge der Männer allein nicht ausreicht, sei auf die Mutoskope unter dem Stadtbahnbogen in der Königstraße hingewiesen. „Lustmord im Grunewald", „Nur für Herren" u. s. w. Halbwüchsige Knaben und Mädchen ergötzen sich daran.

sunde Menschen, ihr Vaterland liebende Bürger, gute Christen zu bilden. Drei ernste Aufgaben! Zu ihrer Lösung muß die Frau nicht nur Etwas von Kinderpflege, sondern auch vom Staate und vom Christenthum wissen und verstehen. Die Kirche ist aber die einzige Institution, die planmäßig an die Lösung der von ihr gestellten Aufgabe geht und, indem sie auf Religionunterricht drängt, nach der Erkenntniß handelt, daß die Mutter nur dann christlich erziehen kann, wenn sie dazu vorbereitet worden ist. Auf die beiden anderen Aufgaben wird die künftige Mutter nicht vorbereitet. Von rationeller Pflege des Kindes und der Hauswirthschaft lernt sie planmäßig nichts. Ihre Kinder und ihr Haushalt werden ihre Versuchsobjekte; auf Erfahrungen fußt sie erst, wenn sie sie nicht mehr braucht. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt sich dieser Dilettantismus fort; man setzt stillschweigend voraus, daß jede Mutter ihr Kind „instinktmäßig" gut zu pflegen versteht. Stillschweigend setzt man auch voraus, daß die Mutter ihr Kind zu einem sein Vaterland liebenden Bürger erzieht. Niemand wirft die Frage auf, ob sie dieser Aufgabe gewachsen ist, wenn sie von dem Staatsbau, in dem sie selbst ein Stein ist, so wenig weiß wie das Mörtelkörnchen von dem Hause, an dem es klebt. Die Kirche begnügt sich nicht mit stillschweigender Voraussetzung, sie sorgt vor; auch die Staatsregirung könnte Sorge tragen, daß die Bürgerinnen-Mütter über Bau und Leben ihres Staates wenigstens eben so viel wüßten wie über den Grundriß des Erechtheion und das Innere Afrikas. Der Staat, dessen Justiz sie richtet, dessen Schutz sie noch im fernsten Erdenwinkel genießen, dessen Verwaltung sie Steuern zahlend unterstützen, dessen Vertheidigung sie Vater, Gatten, Bruder, Sohn opfern, dieser Staat dürfte ihnen näher stehen als Centralafrika. Sie kennen ihn nicht, deshalb interessirt er sie nicht. Aber trotzdem soll die Mutter dem Sohne Pflichtgefühl gegen den Staat anerziehen! Am Sichersten würde das Interesse zum Wohl des Ganzen durch Anregung zur Selbstbethätigung geweckt werden. Eine solche Anregung würde die Ertheilung des Stimmrechtes sein. Auf den Einwurf, die Frauen seien zu wenig geschult, um von dem Rechte Gebrauch machen zu können, wäre zu entgegnen, daß man nur im Wasser schwimmen lernen kann. Waren übrigens die Landarbeiter in Masuren oder Ostpreußen, die friesischen Fischer, die Holzarbeiter im Thüringer Walde „geschult", als man ihnen das Stimmrecht gab?

Man wird hier vielleicht einwenden, daß es eine Ungerechtigkeit wäre, das Stimmrecht nur für die leiblichen Mütter zu fordern. Es wäre mehr als Das: eine Grausamkeit und eine Thorheit. Eine Grausamkeit, weil gerade die an und für sich schon weniger ausgefüllten Frauenleben noch mehr in Schatten gedrängt würden. Eine Thorheit, weil die rechte Gesinnung keineswegs an einen physiologischen Vorgang gebunden ist, wie ja auch die Kirche ihre

Vertreter Patres nennt und an ihre väterliche Gesinnung ohne natürliche Vaterschaft glaubt. Die Ertheilung des allgemeinen Stimmrechtes könnte bei dem weiblichen Geschlechte eben so wie bei den Männern nur an ein Kriterium geknüpft sein, das den Durchschnitt trifft. Hier wie da wäre der Grund die allgemeine Dienstpflicht, die der Durchschnitt erfüllt. Wie nun auch die Männer wahlberechtigt sind, die nicht das Gewehr auf der Schulter tragen, so müßten auch die Frauen wählen dürfen, die kein Kind auf dem Arme tragen.

Wenn der erste Einwand gegen das Frauenstimmrecht, der der geistigen Inferiorität, durch die Erfahrung widerlegt ist; wenn auf den zweiten: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen, zu antworten ist: Wir dienen länger als Ihr, gebt uns für Mutterpflicht Mutterrechte, — so fällt ein dritter schwerer ins Gewicht. Das ist die Besorgniß, das weibliche Geschlecht könne durch politische Interessen seiner Naturaufgabe und seinen häuslichen Pflichten entzogen werden. Würde dies Bedenken von Frauen geäußert, so müßte es Jeden stutzig, ja, unsicher machen; aber zum Glück sind es Männer, die so sprechen. Männer hegen die Besorgniß, Männer, die natürlich die Frau anempfindend nach sich beurtheilen und vergessen, daß sie psychophysisch anders geartet ist. Männern erscheint das häusliche Pflichtleben der Frau als enge Gebundenheit, sie schrecken davor zurück, wie die Frau vor der geräuschvollen Oeffentlichkeit und dem rohen Kriegsleben. Frauen dagegen wissen, daß das hausmütterliche Dasein vom Weibe als inniges Glück, als Untergrund tiefsten Erlebens empfunden wird. Dem Manne wäre das stille Pflichtleben im unscheinbaren Familiendienst, dem weder Orden noch Lorber winken, eine Kreuzigung; er ist nicht dazu geeignet; in dem Weibe löst es die Befriedigung aus, die die Bethätigung natürlicher Anlagen mit sich bringt. Wie der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser, so ist das Weib im eigenen Heim in seinem Element. Wird es leicht dies Element verlassen?

Leider giebt es Frauen, die ihr Heim verlassen: die Arbeiterin und die Nichtsthuerin. Der Noth gehorchend, thuts die Erste. Dem eigenen Triebe folgt die Zweite, ein eitles, unwissendes Geschöpf. Sie macht dem Gatten kein Heim. Die Kinder läßt sie verkommen, betrügt die Gesellschaft damit um Kräfte und bereichert sie mit Kandidaten des Lasters. Ein im eigentlichen Sinne gemeingefährliches Geschöpf (trotz großer Beliebtheit, so lange es jung und hübsch ist), unmütterlich und deshalb unweiblich. Welche Wirkung würde nun die politische Mündigsprechung der Frau auf diese beiden Frauenarten haben? Es darf wohl dreist behauptet werden, daß die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes mit genügendem sozialen Verständniß hinreichendes Gemeinsamkeitgefühl verbindet, um von dem Wahlkandidaten nachdrückliches Eintreten für Arbeiterinnenschutz zu verlangen. Jeder durch Staatshilfe und Selbsthilfe, durch Gesetzgebung und Organisation erreichte

Fortschritt in der Besserung des Arbeitverhältnisses bringt uns aber unleugbar der Verwirklichung des frommen Wunsches näher, den Mann wieder zur Erwerbseinheit der Familie zu machen und damit die Frau ihrer Familienaufgabe zurückzugeben, denn der Unternehmer stellt vorwiegend deshalb Arbeiterinnen ein, weil sie billiger und williger sind. Fällt dieser Vorzug fort, so zieht er den kräftigeren Mann vor. Nach dieser Richtung wäre also für das Familienleben von dem Eintritt der Frau in die Politik thatsächlich viel zu hoffen. Bleiben die Müßiggängerinnen, die beschäftigten und die unbeschäftigten. Wird die „politische Zukunftfrau“ sich zu ihnen gesellen? Viel eher ist anzunehmen, daß die thatkräftige Frau, die in einsichtvoller Mütterlichkeit die Gesetzgebung zu Gunsten ihrer Kinder beeinflussen möchte, den Nichtsthuerinnen durch Wort und Beispiel den Blick für ihre hausmütterlichen Pflichten schärfen wird.

Nun bleibt noch die Gefahr für unser ästhetisches Wohlgefallen zu erörtern, daß zur Zeit der Wahlen eine Frau sich eben so erregt zeigen könnte wie die Männer; aber welcher Fortschritt brächte nicht die Möglichkeit einer Gefahr? Was absolut nicht gefährlich werden kann, ist auch nicht bedeutend. Zünden wir Licht an, so kann Feuer entstehen; sollen wir deshalb im Dunkeln sitzen?

Ich habe die Ausdehnung des Wahlrechtes auf das weibliche Geschlecht vom Standpunkte der Frau betrachtet. Die einstige politische Mündigsprechung der weiblichen Volkshälfte erscheint aber auch vom objektiven Standpunkt aus nicht nur als Möglichkeit, sondern als ein Fortschritt. Je weiter wir zurückblicken, um so einfacher erscheint die Arbeit, um so ähnlicher sind einander auch die Menschen. Mit der Verfeinerung der Arbeit wuchs die Differenzirung der Geschlechter und diese wiederum wirkte günstig auf die Arbeit zurück und ermöglichte eine immer weiter gehende Theilung. Zu der Arbeitstheilung trat im Laufe der Zeit (man denke an einzelne Zweige unserer Industrie) eine weitgehende Arbeitzerlegung. Aber diese Zerlegung der Arbeit führt nicht zur chaotischen Auflösung, nicht zur Zersplitterung der Kräfte, sondern zu einer neuen Vereinigung. Ein umsichtiger Geist faßt die Theile wieder zusammen zu einem kunstvollen Ganzen. Die gesellschaftliche Entwickelung steht im Zeichen der Arbeitstheilung und der fortschreitenden Differenzirung. Das männliche Geschlecht ist durch die allgemeine Dienstpflicht bis in die entlegensten Winkel Deutschlands hinein geweckt, geschult, diesziplinirt, vermännlicht worden. Das weibliche Geschlecht regt sich in der Frauenbewegung. Es will sich entwickeln, seine Eigenart ausbilden, zu seinen spezifischen Aufgaben geschickter und besser vorgebildet werden. So streben die Geschlechter auf verschiedenen Wegen zur Höhe. Die Zeit kann aber kommen, wo ein genialer Staatsmann die Frucht dieser Arbeitstheilung, die verfeinerten, indi-

vidualisirten Leistungen der Geschlechter, in einer gesetzgebenden Körperschaft zusammenfaßt, deren Mitglieder von Frauen mitgewählt sind und deshalb auch Frauen, die Mütter der Nation, vertreten. Dann würde der Mütterlichkeit der ihr gebührende Einfluß auf die Gesetzgebung gesichert sein; dann würden Mutterpflichten Mutterrechte im Gefolge haben.

Zu fragen wäre nun noch, wie und wo etwa der Hebel anzusetzen wäre, um das weibliche Geschlecht allmählich zu einem weiteren Interessenkreise emporzuheben und seine Gaben, seine mütterliche Kraft und Fürsorge dem Ganzen direkt dienstbar zu machen. Der Gedanke, das allgemeine und gleiche Wahlrecht einfach auf die Frauen auszudehnen, dürfte nur da in Betracht kommen, wo, wie in Belgien, die Auffassung dieses Rechtes als eines natürlichen sich durchzusetzen erst im Begriff ist. Wo das allgemeine und gleiche Wahlrecht bereits eingeführt worden ist, wie in Deutschland, wird man sich schwer dazu verstehen, das Experiment zum zweiten Male zu wiederholen. Vielmehr liegt es unter solchen Umständen nah, den sichereren Weg langsamer organischer Entwickelung zu suchen. Der Einwand, daß man auch den Männern das Wahlrecht gegeben habe, übersieht, daß der Staat den Männern gegenüber denn doch in einer günstigeren Lage war. Gewiß gab es damals, wie auch heute noch, ganze Gruppen politisch ungeschulter Männer in entfernten Provinzen; aber dafür hatte die Stadtbevölkerung ihren Prozentsatz von Politikern und alle — die politischen und die unpolitischen — Männer hatten gearbeitet. Das weibliche Geschlecht dagegen zählt in den begünstigten Schichten einen Prozentsatz jener Müßiggängerinnen, von denen früher die Rede war. Auch hat der deutsche Mann im Durchschnitt eben durch seine Arbeit irgend eine Beziehung zu weiteren Interessenkreisen; er treibt Politik, und wäre es auch nur die niedrigste Interessenpolitik. Er hat Fühlung mit dem öffentlichen Leben. Anders bei der Frau. Die Natur der hausmütterlichen Arbeit, so wie sie sich in der Eigenwirthschaft gestaltete, bedingt nicht Beziehungen zu dem öffentlichen Leben. Die Familie wurde die Welt der Frau schlechthin. Dadurch haben wir in der Bourgeoisie an höchst verdienstvollen, aber dem öffentlichen Leben völlig fremden Frauen eine so große Zahl, daß wir sie als den Durchschnitt bezeichnen können.

Von diesen Frauen hebt sich scharf ab die zu außerhäuslicher Berufsarbeit genöthigte, unfreiwillig emanzipirte Fabrikarbeiterin. Sie steht nur noch mit einem Fuße im Hausmutterberufe alten Stils, mit dem anderen schon im öffentlichen Erwerbsleben. Hier wäre bei der politischen Mündigsprechung des weiblichen Geschlechtes einzusetzen, indem man der industriellen Arbeiterin das Wahlrecht, zwar nicht für den Reichstag, wohl aber für diejenige Körperschaft gäbe, zu der sie direkte Beziehungen hat, die eigens für ihre Interessen mitgegründet worden ist: für das Gewerbegericht. Hier sind ihre Klassen-

und Berufsinteressen vertreten und verkörpert durch die Arbeiterbeisitzer. Die Arbeiterin hat ganz die selben Klassen- und Berufsinteressen wie ihre männlichen Kollegen, nur fällt ihr, als der Schwächeren, die Wahrung ihrer Interessen noch schwerer als den Männern. Trotzdem darf sie bei der Vertretung ihrer Interessen nicht mitwirken. Hier ist Wandel nöthig. Das Recht, ihre Berufsvertretung zu wählen, müßte ihr zuerkannt werden. Gegen die Ertheilung des Wahlrechtes zum Gewerbegericht ist thatsächlich kein vernünftiger Grund geltend zu machen. Wollte man etwa das Wort quieta non movere anführen? Die wirthschaftliche Entwickelung hat längst die Lebensverhältnisse der Arbeiterfrau revolutionirt. Oder will man sich auf das Wort stützen, das hier zur hohlen Phrase wird: „Die Frau gehört ins Haus?" Wie gern hätte die Arbeiterin ein behagliches Haus! Und wie gern bliebe sie darin! Gebt Ihr nur die Mittel dazu! Oder versteht sie etwa nicht, um was es sich handelt? Sie erfährt es ja an ihrem eigenen Leibe. Oder will man sie vor dem rauhen öffentlichen Leben und dem Verkehr mit Männern schützen? Ja, warum hat man sie denn nicht davor geschützt, in die Fabrik zu müssen, wo sie Schulter an Schulter mit den Männern den Strang zieht?

Wohl aber ist für die Ertheilung des Wahlrechtes, das die Arbeiterin in ihren eigenen Augen heben würde, mehr als ein Grund geltend zu machen, abgesehen davon, daß das Rechtsbewußtsein diesen Schritt ausgleichender Gerechtigkeit fordert. Alles, was die Arbeiterin bewußter und widerstandsfähiger macht, trägt dazu bei, die Unterbietung des Mannes und damit die Frauenarbeit selbst einzuschränken. Alles, was die Persönlichkeit der Arbeiterin und ihr Ansehen hebt, erleichtert ihr auch die Abwehr von Brutalität oder Zudringlichkeit, so gewiß wie Alles die Unsittlichkeit fördert, was die Arbeiterin herabsetzt und zum Freiwild stempelt, sei es die Lehre von der Unterordnung der Gattung oder die Zusammenstellung im Gesetz mit Ehrlosen, Idioten, Verrückten und Kindern, zum Zweck des Ausschlusses von der männlichen Rechtssphäre.

Die Ertheilung des Wahlrechtes zum Gewerbegericht wäre die Einleitung zur Geschichte des Frauenstimmrechtes; das nächste Kapitel könnte dann handeln von dem Wahlrecht innerhalb der Ortsgemeinde für lokale Verwaltungskörper, für Schul-, Armen-, Waisenkommissionen. Die Einbürgerung der Frau in das mütterliche Amt der Lehrerin, der Armen- und Waisenpflegerin hat den Weg zu diesem Ziele gebahnt. An das Gemeindewahlrecht schlösse sich das Recht, Abgeordnete für die Vertretungskörper im engeren deutschen Vaterlande nach dem dort herrschenden Wahlsystem mitzuwählen. Erst das letzte Kapitel würde das allgemeine aktive Wahlrecht zum Reichstage bilden. In welchem Jahrhundert wird es gedruckt werden? Und wer wird der Verfasser sein?

Elisabeth Gnauck-Kühne.



Analyse der Empfindungen.

Vor nunmehr vierzehn Jahren erschien ein kleines Büchlein, das den Titel trug: „Die Analyse der Empfindungen." In ihm versuchte Ernst Mach die leitenden Gedanken seiner sinnesphysiologischen Arbeiten im Zusammenhang darzustellen und mit der Auffassung der physikalischen Erscheinungen in Einklang zu bringen, die sich ihm aus seinen erkenntniß psychologischen Studien ergeben hatte. Man kann nicht sagen, daß dieses Buch seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt wurde. Zwar nahmen psychologische Detailarbeiten das eine oder andere Mal darauf Bezug; aber gerade das Wichtigste, was Machs Buch enthielt, die Skizze einer Erkenntnißtheorie originellster Art, fand wenig Verständniß. Immerhin mehrten sich in der letzten Zeit die Stimmen, die den erkenntnißtheoretischen Untersuchungen eine erhöhte Wichtigkeit auch für die Behandlung psychologischer Detailfragen beilegten; auch begann die Frage nach dem Gegenstande der Psychologie in Fluß zu kommen. Mitten in diese Diskussion greift die sehr erweiterte zweite Auflage von Machs Buch mit ihrer scharfen Hervorkehrung der prinzipiellen Gesichtspunkte ein, zeigt aber gleichzeitig — und Das ist das Bedeutungvollste —, wie die darin vertretene Auffassung des Psychischen sich langsam aus den sinnesphysiologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte entwickeln mußte.

Die stärkste Anregung erfuhr die moderne Sinnesphysiologie in ihren Anfängen durch Johannes Müllers Prinzip der spezifischen Sinnesenergien, die stärkste Förderung durch Helmholtzens optische und akustische Arbeiten. Johannes Müller hatte den Satz aufgestellt: Jeder Sinnesnerv ist nur einer beschränkten, ihm eigenthümlichen Leistung (Energie) fähig; die Sinnesempfindung kommt dadurch zu Stande, daß der äußere Reiz, wie immer er beschaffen sei, diese Leistung des Sinnesnerven auslöst.

Dieses Prinzip ist zunächst nur ein Ausdruck der Thatsache, daß die Mannichfaltigkeit der Leistungen jedes Sinnesnerven eine beschränkte ist. Welcher Reiz auch immer zum Beispiel die Endorgane des Sehnerven trifft, sei es nun Licht, sei es mechanischer Druck, ein elektrischer Strom oder ein im Innern des Auges selbst entstandener Reiz, — immer ist der schließliche Effekt eine Lichtempfindung. Dieser Satz, der alle derartigen, an den verschiedenen Sinnesnerven gesammelten Erfahrungen zusammenfaßte, war in doppelter Beziehung für die Entwickelung der Lehre von den Sinnen bedeutungvoll. Er enthielt einmal ein Forschungprogramm, denn er forderte dazu auf, die jedem Sinnesnerven oder, genauer, die jedem spezifisch gebauten Endorgan der Sinnesnerven zukommenden „Energien" zu finden. Diese Fragestellung war vorbereitet durch das Bestreben, innerhalb der einzelnen Sinnesgebiete, zum Beispiel des Farbensinnes, die einfachsten Elemente zu finden, aus deren Kombination sich die Mannichfaltigkeit des ganzen Erscheinungsgebietes ableiten ließ.

So war es für Maler und Physiker ein altes Problem, die sogenannten Grundfarben zu finden. Dabei blieb es aber meistens völlig unklar, ob es sich um ein physiologisches oder ein physikalisches Problem handle. Mit dem Moment, wo erkannt war, daß physikalisch verschiedenartige Reize physiologisch gleiche Effekte in den Sinnesorganen hervorrufen, konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß hier nur die physiologische Fragestellung nach der Zahl der Energien des

Sinnesnerven zulässig ist. In der That sind besonders die sinnesphysiologischen Arbeiten von Helmholtz zu einem großen Theil nur die Ausführung dieses Programmes. Diese Ausführung war aber in höchst wichtigen Punkten von einer zweiten, wenn man so sagen darf, rein philosophischen Konsequenz beeinflußt: von Müllers Prinzip der spezifischen Energien. Helmholtz hat sie gelegentlich in den Satz gekleidet, daß Müllers Prinzip „in gewissem Sinn die empirische Ausführung der theoretischen Darstellung Kants von der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens" ist. Diese heute noch von Vielen getheilte Anschauung kann nur so lange als richtig gelten, wie man annimmt, daß Johannes Müllers Fassung seines Prinzips in keiner Weise über die von ihm beobachteten Thatsachen hinausgeht. Wie aber formulirt er es? Zunächst, in engem Anschluß an die Thatsachen, in ähnlicher Weise, wie ich es eben versucht habe. In der weiteren Entwickelung aber heißt es: „Die Sinnesempfindung . . . ist die Leitung einer Qualität, eines Zustandes eines Sinnesnerven zum Bewußtsein . . ." Hier spricht nun nicht der voraussetzunglose Beobachter, sondern der philosophisch gebildete Physiologe, allerdings nicht nur der durch philosophische Studien gebildete — wie es bei Müller zutraf —, sondern der durch die Gewalt der in unserer Sprache auskristallisirten Philosophie beeinflußte. Denn die Thatsache, daß ich immer nur Licht sehe, auf welche Weise auch immer der Sehnerv oder seine Endigung gereizt wird, sagt nichts über eine „Leitung zum Bewußtsein", nichts über ein hinter dem Sinnesnerven und deren Endigung im Gehirn anzunehmendes „Sensorium", „Bewußtsein", „Seele", die wiederum die Erregung des Sehnerven oder seiner Endigung im Gehirn ein zweites Mal wahrnehmen. Die landläufige, von der Mehrzahl der heutigen Physiologen und Psychologen noch immer vertretene Auffassung der Sinneswahrnehmung, die diese in zwei ihrem Wesen nach verschiedene Theile zerlegt: die Reizung des Sinnesorgans, mit der man höchstens die bloße „Empfindung" parallel gehen läßt, und die Aufnahme dieser Empfindung ins Bewußtsein, trat hier mit dem Schein einer Begründung durch die Erfahrungen der Physiologie auf.

Für die Verwerthung des Prinzips der spezifischen Sinnesenergien als Forschungprogramm hatte Dies sehr schwerwiegende Folgen. Denn dieses Programm beschränkte die Erforschung der Sinne nicht auf die psychologische Feststellung von Zahl und Art der Empfindungen jedes Sinnes, sondern wies auch auf die Aufsuchung der physiologischen Beschaffenheit der Nerven oder ihrer Endorgane hin, an die sich jene Leistungen, jene „Energien" geknüpft erweisen. Nun war aber der Wahrnehmungvorgang nach der skizzirten Auffassung kein einheitlicher mehr; er zerfiel in den spezifischen Erregungvorgang und in etwas prinzipiell Andersartiges, in die Fortleitung und Aufnahme dieses Vorganges zum Bewußtsein. Dies forderte dazu auf, bei der physiologischen Analyse der Empfindung und Wahrnehmungvorgänge, bei dem Suchen nach den Nervenvorgängen vorzeitig abzubrechen, aus der Gesetzmäßigkeit der physiologischen Vorgänge in das Gebiet der „Bewußtseins- und Verstandesthätigkeit", des „Seelenlebens" hinüberzuspringen und zwischen den reinen Empfindungen und den Wahrnehmungen, die aus diesen und einem Bewußtseinsmoment entstehen, zu unterscheiden. Die Bahnen voraussetzungloser Zergliederung und Beschreibung waren damit verlassen, die Sinnesphysiologie war in Gefahr, zur Domäne höchst zweifelhafter psychologischer Speku-

lationen und Hypothesen zu werden. Nicht alle Sinnesgebiete boten für diese „psychologische" Richtung gleich günstige Bedingungen. Aus Gründen, die hier zu erörtern, zu weit führen würde — sie könnten nur bei genauer Analyse der Vorstellung, die die Vulgärpsychologie vom „Geistigen" überhaupt sich bildet, gewürdigt werden —, waren es die variableren Erscheinungen der Sinnesthätigkeit, an die diese Theorien mit Vorliebe anknüpften. Die Erscheinungen des Farbenkontrastes und der Raumempfindungen gehören unter Anderem hierher.

Die skizzirte Auffassung der Sinnesthätigkeit hat ihren größten und allerdings auch besonnensten Vertreter in Helmholtz gefunden, durch dessen große Autorität sie auch heute noch fortwirkt. In den Köpfen einiger Forscher war aber doch das in Müllers Prinzip liegende Programm stärker als seine metaphysische Ausdeutung. An ihrer Spitze steht merkwürdiger Weise Johannes Müller selbst. Seine Anregungen sind aber aus mancherlei Gründen nicht zur Wirksamkeit gelangt und erst Herings und Machs Arbeiten brachten sie zu voller Geltung. Bei Hering mit einer genialen instinktiven Sicherheit, die ihn mit einem Minimum von philosophischen Voraussetzungen an die sinnesphysiologischen Probleme herantreten läßt, bei Mach, dem philosophischer angelegten Kopf — er, der kein „Philosoph" sein will, möge diesen Ausdruck verzeihen —, mit größerer prinzipieller Klarheit.

An einem Beispiel aus der Theorie des Raumsinnes lassen sich die Differenzen der beiden Standpunkte klarmachen. Für Helmholtz und mit ihm für alle Jene, die eine Spaltung des Wahrnehmungvorganges annehmen, „sind die Sinnesempfindungen für unser Bewußtsein Zeichen, deren Bedeutung verstehen zu lernen, unserem Verstande überlassen ist."

Für die vom Auge abhängigen Raumwahrnehmungen sind jenes Rohmaterial von Empfindungen die an die Reizung der einzelnen Netzhautpunkte geknüpften „Lokalzeichen", die sich mit den bei den Blickbewegungen des Auges — angeblich — auftretenden „Muskelgefühlen" verknüpfen (assoziiren). Aus der Mannichfaltigkeit dieser gesetzmäßig wiederkehrenden Verknüpfungen baut nun der Verstand das System unserer Raumwahrnehmungen auf.

Daß keine Thatsache der Entwickelung des Individuums oder der Gattung ein zunächst unräumliches Sehen, aus dem die „Erfahrung" erst ein räumliches macht, vermuthen läßt, kann hier außer Betracht bleiben. Hier haben wir nur festzuhalten, daß das „Bewußtsein" wie ein wissenschaftlicher Geometer verfährt, der an dem Rohmaterial der Empfindungen seine Untersuchungen anstellt, Zusammengehöriges zusammenstellt, Verschiedenes trennt. Seine Thätigkeit ist die des reinen, abstrakten Verknüpfens. Dabei stößt es auf allerhand Mängel seines wissenschaftlichen Instrumentes, der organischen Einrichtungen des Auges, die dann verschiedene Fehler, Sinnestäuschungen genannt, nach sich ziehen. Nun stieß Mach auf Thatsachen im Raumsehen, die sich dieser Auffassung gar nicht fügen wollen, nämlich das unmittelbare Sehen der Aehnlichkeit und der Symmetrie räumlicher Gebilde. Zwei geometrisch kongruente Quadrate werden verschieden gesehen, wenn das eine auf der Spitze, das andere auf der Seite steht. Dieser unmittelbare Eindruck der Verschiedenheit bleibt auch bestehen, wenn sie mit Leuchtfarbe gezeichnet im absolut dunklen Raum gesehen werden, also kein weiteres optisches Datum über die Orientirung der Spitze oder der Seite nach unten

Auskunft giebt. Andererseits sehen wir unmittelbar die Gleichheit der Gestalten in einer Reihe unregelmäßiger, geometrisch identischer Klexe, sofern sie gleich oder symmetrisch zur Medianebene des Beschauers sind. Das heißt: zu jener Ebene, die den Kopf in eine rechte und eine linke Hälfte theilt. Verdreht man die beiden Klexe genügend gegen einander, so werden sie nicht mehr unmittelbar gleich gesehen, sondern erst ein komplizirterer Prozeß des Verdrehens oder Darüberlegens oder Abmessens — Das heißt: eine Zwischenschaltung von Operationen, die die physiologischen Bedingungen des unmittelbaren Sehens der Gleichheit wiederherstellen — erlaubt das Sehen der optischen Identität. Die verschiedenen Arten der Symmetrie, die Mediansymmetrie und die centrische, bedingen dann wiederum ein verschieden leichtes Sehen der optischen Identität der Gestalten. Alle diese Erscheinungen sind Sache der unmittelbaren Empfindung und haben mit den Verstandesoperationen nichts zu thun: eben so wenig wie die Verschiedenheit der Raumempfindungen, die mit dem Blick nach oben und dem Blick nach unten verbunden sind. Es folgt daraus, daß die optische Aehnlichkeit der Raumgebilde auf das unmittelbare Sehen der Gleichheit der homologen Richtungen zurückgeführt werden kann. Nun sind diese Richtungen nichts weiter als eine bestimmte Orientirung der Raumgebilde zu unserem Körper; und unter diesen Orientirungen erweisen sich einzelne, wie die symmetrische, wieder als besonders ausgezeichnet. Es ist daher eine sich ganz natürlich ergebende Folgerung, eine der Bedingungen für das Zustandekommen dieser Raumempfindungen in der Organisation unseres nervösen Sehapparates zu suchen. Diese Auffassung fügt sich auf das Beste Dem ein, was wir über die von nervösen Centralorganen abhängige Koordination der Augenbewegungen wissen. Wir müssen also, um es in eine kurze Formel zu fassen, für das Sehen von Aehnlichkeit und Symmetrie eine spezifische Energie des Sehnerven und seiner Hirnendigungen annehmen.

Es leuchtet ein, daß die ältere, intellektualistische Raumtheorie mit einigem guten Willen es auch zu einer Art von Erklärung der beschriebenen Phänomene bringen kann. Das „Bewußtsein erkennt" eben, daß die Reizung symmetrisch zum Medianschnitt der Doppel-Netzhaut auf ihr gelegener Punkte etwas Besonderes ist. Es leuchtet aber eben so ein, daß diese Formulirung eigentlich die der neuen Auffassung ist, vermehrt um eine durch nichts gebotene Verdoppelung des Vorganges, der sich einmal in den nervösen Sehorganen und dann noch einmal im Bewußtsein abspielt. Will man aber die ganze Förderung unserer Einsicht, die in Machs Auffassung liegt, würdigen, so muß man sich erinnern, daß der älteren Raumtheorie alle diese Dinge überhaupt nicht als Problem erschienen sind. In der physiologischen Optik von Helmholtz sucht man vergebens nach einer Silbe über das Sehen von Symmetrie und Aehnlichkeit. Und Das ist, im Grunde genommen, auch ganz begreiflich; denn wenn man das Raumsehen in letzter Instanz dahin erklärt, daß eben das Bewußtsein aus dem Rohmaterial der Lokalzeichen die ganze Mannichfaltigkeit der Raumempfindungen schafft, dann hat man, wenn nicht sehr auffallende Erscheinungen dazu nöthigen, keine Veranlassung, an die physiologischen Bedingungen, wie sie in der Organisation unseres Sehsinnesapparates gegeben sind, anzuknüpfen. Die ganze Theorie wird zu einem Hinderniß, in die speziellen Probleme des Raumsehens einzudringen. Dazu kommt noch ein weiteres, noch wichtigeres Bedenken. Als ein voll-

kommen leeres und abstraktes Verknüpfungprinzip läßt das Bewußtsein alle durch seine angebliche Thätigkeit entstehenden komplizirteren Raumempfindungen als gleichartig erscheinen. Der optische Raum, wie wir ihn Alle fortwährend vor uns sehen, und der Raum des Geometers fallen zusammen, sind nach dieser Anschauung das Selbe. Die von Mach angeführten Thatsachen zeigen aber, daß Dies nicht der Fall ist, daß optische und geometrische Kongruenz von Raumgebilden psychologisch verschiedene Dinge sind. Dieses Nichtzusammenfallen von gesehenem optischen und gemessenem geometrischen Raum hat eine nicht genug zu würdigende allgemeine psychologische Seite. Wir haben hier einen außergewöhnlich klaren Fall vor uns, um das Wesen der intellektuellen Thätigkeit überhaupt aufzuklären. Das unmittelbare Sehen der optischen Gleichheit ist nämlich offenbar das Einfachere, das genetisch Primäre, während die Verstandesthätigkeit, durch die die geometrische Gleichheit konstatirt wird, in der Zwischenschaltung von Operationen besteht, die wir uns hier durch einfache Handgriffe repräsentirt denken können. Das Endglied dieser Operationen ist die Herstellung der Bedingungen für das unmittelbare Sehen der Gleichheit. Die intellektuelle Thätigkeit erweist sich also als der durch Zwischenglieder bereicherte physiologische Vorgang, der Verstand wird zum Spezialfall dieses Vorganges.

Die Analyse der Aehnlichkeit- und Symmetrieempfindung, die ich hier wiederzugeben versuchte, soll nur als ein einfaches Beispiel der Methode Machs dienen. Viele seiner übrigen, die Bewegung-, die Kontrast-, Helligkeit- und Tonempfindungen betreffenden Untersuchungen führen noch viel tiefer in die verwickelten physiologischen Bedingungen der Sinnesempfindungen hinein. Um nur Eins hervorzuheben, sei der Aufklärung gedacht, die seine Untersuchung der von bestimmten Theilen des inneren Ohrs abhängigen Raum- und Bewegungempfindungen brachte. Die von Mach und in wenig abweichender Form gleichzeitig von Josef Breuer über die Funktion dieses Organs entwickelte Theorie hat sich zahlreichen Angriffen gegenüber in allen wesentlichen Punkten siegreich behauptet. Die ganze Reihe der Untersuchungen ist zusammengehalten durch ein methodisches Prinzip, das Mach in seinen älteren Arbeiten als das des psychophysischen Parallelismus bezeichnet. So viele Empfindungqualitäten in einem Empfindungvorgang zu unterscheiden sind, so viele physiologische Prozesse müssen angenommen werden. Die Aufgabe der Lehre von den Sinnen ist also eine doppelte. Erstens hat sie Zahl und Art der jedem Sinnesorgan zukommenden Empfindungen festzustellen, zweitens die zugehörigen physiologischen Prozesse zu finden. Man sieht, daß hier der Erfahrunginhalt des müllerischen Prinzips in präziser Fassung wieder auftritt. Die in diesem Prinzip eingeschlossene Methode hatte sich Mach in zahlreichen Einzeluntersuchungen bewährt. Der nächste große Schritt führte nun dahin, daß dieses Prinzip selbst wieder psychologisch analysirt wurde. Man konnte fragen: Welchen Sinn hat es eigentlich, wenn man bei diesen Untersuchungen vom „Psychischen", von einer „Empfindung" spricht? Welcher Thatbestand liegt vor, wenn der Physiologe konstatirt, daß einer bestimmten Farben-„Empfindung" ein bestimmter physiologischer Prozeß zugeordnet, daß sie von ihm abhängig ist? Die Antwort, die Mach auf diese Frage mit völliger Klarheit zuerst in den „antimetaphysischen Vorbemerkungen" der ersten Auflage der „Analyse der Empfindungen" gegeben hat, lautet: Der Thatbestand

ist kein anderer als der durch die Methode der Untersuchung selbst gegebene: wenn ich von der Farbenempfindung spreche, so heißt Dies, daß ich eben die Abhängigkeit dieser Farbe A von bestimmten physiologischen Prozessen untersuche: nur in der auf den zugehörigen physiologischen Prozeß gelegenen Richtung der Untersuchung liegt das Recht, den Ausdruck „Empfindung“ zu gebrauchen. Untersuche ich die Abhängigkeit der Farbe A etwa einer Flamme von der speziellen Natur des Verbrennungprozesses, so ist die Farbe ein physikalisches Objekt. Im ersten Fall treibe ich Psychologie, im zweiten Physik.

Mit Dem, was man gewöhnlich unter psychophysischem Parallelismus versteht, hat diese Anschauung nur wenig gemein. Die Parallelismus-Hypothese im engeren Sinn nimmt ja, wenigstens bei ihren klaren Vertretern wie Fechner, das Geistige als eine Innenseite des Physischen an, als ein Etwas, das eine ihm eigenthümliche Gesetzmäßigkeit zeige und dessen Unterscheidung vom Physischen, im Grunde genommen, eben so selbstverständlich und eben so wenig analysirbar ist wie die zweier Farben für den Vollsinnigen. In der Durchbrechung dieses verbreiteten Vorurtheiles und der Erkenntniß, daß hier ein Problem vorliegt, besteht die Größe von Machs Leistung. Ob man der Ueberwindung des Dualismus, die diese Anschauung enthält, zustimmt, ob man sich bereit erklärt, den Gegensatz des Physischen und Psychischen auf den Unterschied der Forschungrichtung von der Physik und der Psychologie zu reduziren: Das hängt davon ab, ob man die Analyse des Thatbestandes der psychologischen Untersuchung, wie sie Mach giebt, für vollständig hält oder nicht. Liegt, wenn ich Farbenempfindungen untersuche, wirklich nichts weiter vor als die Frage nach den zugehörigen physiologischen Prozessen in der Netzhaut und im Nervensystem? Es wird wenige Leser geben, die darauf nicht mit dem Satz antworten werden: Gewiß liegt noch etwas Weiteres vor, nämlich die Thatsache, daß *ich* diese Empfindung habe; und gerade dieser Umstand ist es, der die Untersuchung zu einer psychologischen macht. Die Beantwortung dieses Einwandes giebt Mach in einer Zergliederung des „Ich“. Er sagt: Aus der Masse von Tönen, Farben, gesehenen und getasteten Räumen mitsammt ihren Gefühlsbetonungen, die wir erleben, hebt sich ein gewisser auch aus diesen Elementen bestehender Komplex heraus, dessen Kern das Gesichts-, Tast- und — wenn man so sagen darf — Gefühlsbild meines eigenen Körpers ist. Dieser Komplex zeichnet sich vor den anderen Komplexen, die wir vorfinden, durch eine größere Beständigkeit, durch eine größere Zähigkeit des Zusammenhanges aus, ohne aber von diesen wesentlich verschieden zu sein. Das spricht sich schon darin aus, daß die Grenzen dieses Komplexes fließende sind. Das und sonst nichts ist das „Ich“, eine praktische, „denkökonomische Einheit“. Das „Ich habe die oder die Farbenempfindung“ heißt demnach nichts Anderes als: Zu den Elementen, die den Komplex „Ich“ bilden, kommt ein neues Element, eben diese Farbenempfindung, hinzu. Die Thatsache des „Ich“ ist, wie man sieht, selbstverständlich, anerkannt; die Analyse ergiebt aber, in Annäherung an ein Resultat Humes, daß dieses Ich etwas ganz Anderes ist als das alte erkenntnißtheoretische Subjekt, das die Empfindungen hat. Als Mach in der ersten Auflage des erwähnten Werkes diese Anschauung formulirte, lag in dem Pult eines bis dahin wenig gekannten Denkers das Manuskript einer Schrift, die für alle die hier berührten prinzipiellen Probleme zu den selben Resultaten

kam. Dieser Mann war Richard Avenarius, Professor der Philosophie in Zürich (gestorben 1896). Das Buch, das zu den mit Machs Anschauungen übereinstimmenden Resultaten kam, erschien 1890 und trägt den Titel: „Der menschliche Weltbegriff." Es dürfte ein in der Geschichte der Philosophie wohl völlig vereinzelt dastehendes Faktum sein, daß zwei in völliger Unabhängigkeit voneinander lebende, in ihrem Bildungsgang, aber auch in den Ausgangspunkten grundverschiedene Forscher zu fast völlig übereinstimmenden Ergebnissen gelangt sind wie Avenarius und Mach. In einzelnen wichtigen Formulirungen wird die Uebereinstimmung eine nahezu wörtliche. Am Allermerkwürdigsten aber ist, daß sie auch in einer, mit den hier berührten erkenntnißtheoretischen Problemen nur in losem Zusammenhang stehenden Frage, in der Auffassung des menschlichen Denkens als eines ökonomisirenden Prozesses, übereinstimmen. Freilich ist hier der Grund zur Uebereinstimmung in der gemeinsamen Quelle der Anregung, der modernen biologischen Auffassung aller lebender Wesen, zu finden. In einer kleinen, 1876 erschienenen Schrift, „Die Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes", hatte Avenarius versucht, das gesammte theoretische Denken als eine Erhaltungerscheinung aufzufassen. Gegenüber den Störungen, die die „Seele" durch das Hinzutreten neuer Vorstellungen bei dem Auftauchen eines Problems erleidet, verhält sie sich erhaltend, indem sie die neuen Eindrücke den alten möglichst anzuähnlichen sucht und in der Problemlösung möglichst eingeübte Vorstellungen benutzt. Mit anderen Worten: die Seele arbeitet mit einem Minimum von Kraftaufwand. Diese Gedankengänge, zu denen Machs Rede „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung" viele Anklänge bietet, stehen mit ihrer Auffassung von „Seele", „Vorstellungen" und ähnlichen Begriffen noch ganz auf dem Boden der alten Psychologie; aber schon weisen Begriffe wie „Minimum des Kraftaufwandes" unverkennbar darüber hinaus. Denn was sollen diese den Erscheinungen der Physik entnommenen Begriffe im Reich des Psychischen, wenn sie nicht lediglich geistreiche Bilder sein sollen? Einen viel verständlicheren Sinn würden sie schon in ihrer Anwendung auf physiologische Verhältnisse haben, wo ja außerdem die Auffassung der Organismen als Systeme, die sich gegenüber den Störungen der Umwelt zu erhalten suchen, so glänzend bewährt hat. Es lag also nah, mit dem Begriff „Minimum des Kraftaufwandes" bei psychischen Leistungen Ernst zu machen und diesen Kraftaufwand in den physiologischen Prozessen des Gehirns aufzusuchen.

War dieser Weg aber auch gangbar? Bestand nicht für den Schüler des deutschen erkenntnißtheoretischen Idealismus das Verbot, diesen Weg zu betreten, wenn es sich um eine Theorie des Erkennens handelt? Das „unmittelbar Gegebene", von dem man ausgehen müsse, war ja das „Bewußtsein". Freilich war die konkrete Forschung über dieses Verbot schon längst hinausgegangen; Alles, was sich mit mehr oder weniger Recht physiologische Psychologie nannte, viele sinnesphysiologische Arbeiten zum Beispiel, hatten die physiologischen Prozesse zur Erklärung der psychischen Erscheinungen herangezogen, ohne viel nach dem unmittelbar Gegebenen zu fragen. Das Zurückgehen auf das Physiologische war hier — man denke an Müllers Prinzip — eine methodische Forderung, ein Programm. Und unter diesem Gesichtspunkt mußte es zuläßig sein, alle Erscheinungen des menschlichen Bewußtseins von Hirnprozessen abhängig zu denken und diese Hirn-

prozesse in ähnlicher Weise zu erschließen, wie etwa Hering aus den Erscheinungen des Farbensehens die Netzhautprozesse ableitete. Den grandiosen Versuch, dieser Forderung gerecht zu werden, hat Richard Avenarius in der „Kritik der reinen Erfahrung" gemacht, allerdings unter der einen wichtigen Einschränkung, daß das Erkennen nur als Erhaltungerscheinung des Gehirns aufgefaßt ist. Der „Philosoph" war in Avenarius aber viel zu mächtig, als daß er diesen Weg so betreten hätte, wie es wohl der Detailforscher hätte thun können: mit völliger Klarheit über den hypothetischen Charakter seiner Annahme, mit dem Willen, eben nur so weit zu gehen, wie die Hypothese führt. Noch vor Vollendung der „Kritik der reinen Erfahrung" suchte er über die Frage Klarheit zu gewinnen, was es mit jenem unmittelbaren Gegebensein des Bewußtseins, jenem Finden der Empfindungen im „Ich", im „Subjekt," auf sich habe. Avenarius findet die Lösung zunächst in einer Beschreibung des Verhältnisses, in dem sich der naive, von keiner philosophischen Theorie berührte Mensch findet, aber auch in der Aufdeckung des Fehlschlusses, der zu jener Theorie vom „Bewußtsein" geführt hat. Er sagt: Kein naiver Mensch findet — sagen wir: — einen Baum irgendwie als Empfindung in seinem Bewußtsein, sondern immer nur als Bestandtheil seiner Umgebung: Dies gilt auch dann, wenn der Baum nicht gesehen, sondern nur erinnert wird; auch das blasse Gedankenbild steht in keinem anderen Verhältniß zum Beschauer als der gesehene Baum; eben so wenig, wie ich etwa das Nachbild der Sonne in mir finde, wenn ich die Augen schließe: ich sehe es vielmehr immer nur vor mir. Suche ich die Wahrnehmungen eines anderen Menschen zu zergliedern, so darf ich, wenn ich die logisch zuläßige Analogie nicht überschreiten will, über das Selbstbeobachtete nicht hinausgehen: ich darf auch von den Mitmenschen nur annehmen, daß sie die Gegenstände vor sich in ihrer Umgebung sehen. Die primitive Philosophie hat aber mehr gethan: sie hat zur Erklärung der Thatsache, daß ein Gegenstand nicht nur gesehen, sondern auch gedacht und geträumt werden kann, angenommen, daß die Gegenstände und schließlich die ganze Welt irgendwie in das zunächst ganz leiblich gedachte Innere des Menschen eingehen. Diese Einlegung der Gegenstände ist die Wurzel des Dualismus: denn nun war neben der äußeren materiellen Welt eine zweite, im Innern des Menschen befindliche geistige Welt geschaffen: das menschliche Individuum bestand nun aus Körper und Seele. Die ursprünglich einheitliche und für den naiven Menschen auch heute noch einheitliche Welt war verdoppelt, war in eine geistige und körperliche Welt zerfallen. Jetzt konnte auch das grandiose und tragische Schauspiel der Geschichte der Philosophie beginnen: das Verhältniß dieser beiden Welten immer von Neuem zu bestimmen. Nur das Aufgebot unendlichen Scharfsinns ermöglichte es, aus Dem, was die primitive Anschauung ohne viel Bedenken eingelegt hatte — den Dingen selbst nämlich —, Etwas zu machen, das, dem Stande der Erfahrungwissenschaft entsprechend, im Innern des Menschen angenommen werden konnte. So entstanden im Laufe der Entwickelung die mannichfaltigen Abschwächungen der ursprünglichen naiven Seelensubstanz, die wir als „innerer Sinn", als „Bewußtseinsmomente" und Aehnliches in der modernen „Psychologie ohne Seele", wie es Friedrich Albert Lange treffend ausgedrückt hat, vor uns haben. Die ohne Ueberschreitung der Erfahrung, ohne „Einlegung" gestellte Aufgabe, das wechselnde, von ihnen selbst erlebte Verhalten der menschlichen Individuen gegen ihre Um-

gebung zu analysiren, bleibt natürlich auch für Avenarius bestehen und wird von ihm in Uebereinstimmung mit Mach so formulirt, daß die Wissenschaft die Aufgabe hat, die physiologischen Aenderungen des Nervensystems zu suchen, von denen dieses Verhalten abhängig ist.

Wer sich diesen Gedankengängen zum ersten Male nähert, wird, sofern er ihnen zuzustimmen vermag, eines Gefühls der Enttäuschung sich nicht erwehren können. Soll hinter diesen metaphysischen Fragen wirklich nichts weiter stecken? Avenarius hat dieses gerade bei der Lösung schwieriger Probleme besonders typisch und eindringlich auftretende Gefühl in einem der tiefsinnigsten Abschnitte der „Kritik der reinen Erfahrung" eingehend gewürdigt. In der Problemlösung sieht er die Rückführung des Unbekannten auf das Bekannte, eine Art von geistiger Heimkehr. Aber bei keiner Problemlösung kehren wir unverändert in die Heimath des Bekannten zurück. Gewiß ist, daß die Anschauungen von Avenarius und Mach eine Revision der gesammten Psychologie fordern: thöricht wäre es aber, zu glauben, in Folge Dessen sei Alles, was die Psychologie bis jetzt geleistet hat, nun veraltet. Zahllose Ergebnisse sind allerdings in der Sprache der Seelen- und Bewußtseinhypothese ausgesprochen, enthalten aber wirkliche Erfahrungen und Beobachtungen.

Entspricht es doch gerade Avenarius' Anschauung, daß auch der Annahme des Psychischen als eines selbständigen Erscheinungsgebietes ein Thatsachenkern zu Grunde liegt, der nur bisher mit über den Thatbestand hinausgehenden Zuthaten formulirt wurde. Freilich manche, noch dazu recht berühmte Probleme der Psychologie werden bei dieser Reinigung vollständig verschwinden. So wird die altberühmte Frage, die für spekulative Physiologen so viel Anziehungskraft hatte, weshalb wir nämlich das auf der Netzhaut des Auges entstehende Bild der Gegenstände „nach außen verlegen", völlig gegenstandlos. Denn das „Innere", aus dem heraus wir das Bild nach außen projiziren sollen, existirt gar nicht; und die Aufgabe, die bleibt, die besondere Natur der nervösen Prozesse, mit denen das Raumsehen verknüpft ist, zu bestimmen, hat mit der alten Frage nichts mehr gemein. Weit bedeutungvoller als die Ausschaltung falsch gestellter Probleme muß dieser neue Standpunkt der Psychologie für die Aufstellung konkreter neuer Probleme werden. Die „Analyse der Empfindungen" und die „Kritik der reinen Erfahrung" belehren gleich nachdrücklich darüber, welche Fülle bisher übersehener psychologischer Fragen neu zu Tage tritt. Uebersehen wurden sie zum Theil, weil metaphysische Mittelwesen, wie das „Bewußtsein", die „Apperzeption", als eigenthümlich wirkende Wesenheiten Scheinlösungen finden ließen, ganz eben so wie einst die „Lebenskraft" in der Physiologie.

Großes hat schließlich auch noch die werdende empirische Weltansicht von dieser psychologischen Richtung zu erwarten: sie verspricht als Führerin durch die konkrete lebendige Erfahrung besonders werthvolle Dienste. Man vergißt nur allzu leicht, daß auch, wer nie das Wort Psychologie gehört hat, unter dem Bann metaphysisch psychologischer Anschauungen unserer Vorfahren steht, die er in der Sprache ohne Wissen von ihrer Herkunft übernommen hat. Wie viel von ältester und alter Metaphysik lassen Worte wie „Wille", „Idee", „Begriff" und ähnliche Ausdrücke in Jedem von uns miterklingen! Gewiß hat die alte, nur introspektive Psychologie viel Schätzbares über diese Dinge ermittelt. Ihre Grundvoraus-

setzung, die Annahme des Psychischen als eines vom Physischen dem Wesen nach Verschiedenen, schloß aber stets die Versuchung mit ein, über die analytischen Ergebnisse hinauszugehen und aus psychologischen Komplexen metaphysische Wesenheiten zu machen. Ein deutliches Beispiel hierfür giebt die gangbare Anschauung von dem Wesen der Begriffe. Bis weit hinein in das Denken des praktischen — auch des politischen — Lebens findet man die Tendenz, sie im Sinn Platos aufzufassen, ihnen eine von ihren Trägern, von den sie erzeugenden Gehirnen und Umständen unabhängige Existenz zuzuschreiben. Der, dem der Weg, solche geistige Wesenheiten anzunehmen, versperrt ist, wer die Gründe hierfür bis ins Einzelne durchdacht hat, wird in diese Gefahr nicht kommen. Wir brauchen nur mit Mach uns die Begriffe als Anfangsglieder weiterer, komplizirterer, im Konkreten liegender Operationen zu denken. „Wenn wir abstrakte Begriffe anwenden", sagt Mach, „so ist Dies ein einfacher Impuls zu einer sinnlichen Thätigkeit, welche nur sinnliche Elemente herbeischafft, die unseren ferneren Gedankenlauf der Thatsache entsprechend bestimmen können."

Gewiß ist mit allen diesen Anläufen kein System des Empirismus gegeben, ja, vielleicht ist in ihnen noch nicht einmal die völlige Aufdeckung und Ueberwindung aller Wurzeln des Dualismus enthalten. Man vergesse aber nicht, daß der echte Empiriker gar kein „System" im alten Sinn des Wortes will, daß das Eigenthümliche seiner Weltansicht, nach einer treffenden Bemerkung Machs, gerade in dem Sichabfinden mit ihrer Unvollkommenheit liegt. Nicht von dem Philosophen Avenarius, sondern von dem Naturforscher Mach stammt dieser Satz. Ein charakteristischer Unterschied, dem sich noch mancher ähnliche hinzufügen ließe. Bei aller Uebereinstimmung in den Endresultaten waren eben die Forschungwege der beiden Denker doch verschieden. Bei Mach ist es die zu vollkommener Klarheit gekommene Methode seiner Einzeluntersuchungen, die ihn zu seinen Anschauungen führte: bei Avenarius überwiegt das Bedürfniß des Systematikers. Bei Mach liegt die Stärke in der Unmittelbarkeit und Naivetät seiner Sätze, bei Avenarius in einem mächtigen formalen Bedürfniß, das ihn zu den so charakteristischen unerbittlichen Fragestellungen führte. Durch einige unscheinbare Wendungen der hergebrachten psychologischen Formulirung bringt Mach das Neue, während Avenarius es einer formal logischen Kritik der überlieferten Theorie der Wahrnehmung verdankt. Machs Art der Darstellung ist formell anspruchlos und oft geradezu skizzenhaft, auch da, wo er das Tiefste zu sagen hat; bei Avenarius, dem nur in seinen Konsequenzen modernen Denker, schreitet die Entwickelung in einem klassischen Freskostil vorwärts. Wer aber erfahren will, wie eindrucksvoll Machs Art ist, blicke in die „Analyse der Empfindungen": an nicht wenigen Stellen wird er gewahr werden, wie der Autor hinter den abstraktesten Erörterungen mit einer kaum merkbaren Aenderung des intellektuellen Tonfalls plötzlich den Menschen Mach sichtbar werden läßt. Nur die höchste Meisterschaft, nur die Beherrschung des Gegenstandes vermag Dies. Die so gewonnene Kenntniß der Persönlichkeit Machs ist nicht der kleinste Gewinn, der dem Leser seines Buches zu Theil wird.

Wien. Dr. Rudolf Wlassak.

Einst und Jetzt.

Kurze Zeit nach dem lübecker Parteitag der Sozialdemokratie erschien der erste Band der vom Dr. Mehring mit großer Sorgfalt herausgegebenen Jugendschriften von Marx, Engels und Lassalle. Lübeck war eine wichtige Etappe auf dem Entwickelungwege der Sozialdemokratie von einer Partei, die für die höchsten und letzten Ziele der Menschheit kämpfen wollte, indem sie die Gesellschaft aus dem heutigen Chaos und dem morgenden Untergang in Ordnung und Gesetz hinüberführte, zu einer Partei, die nur noch die bestimmten Interessen einer einzigen Bevölkerungsklasse vertritt, wie es mit Ausnahme des Centrums, der letzten Gruppe mit idealen Zielen, und den paar Polen, Welfen und Elsässern alle anderen Parteien auch thun. Manchem sind hier Jugendillusionen versunken; die nicht dem Proletariat Angehörigen, die dem früheren Ziel näherzukommen suchten, werden geringe Neigung haben, die blos egoistischen Bestrebungen der an sich werthlosesten und uninteressantesten Klasse, der Arbeiter, zu theilen. Da mag es denn ein wehmütiges Vergnügen gewähren, jetzt in diesem Bande zu blättern, der die ersten ungelenken, begeisterten, genialen und ahnungvollen Grundarbeiten zu einer politischen und sozialen Anschauung enthielt, in deren Bann mehr oder weniger wir Alle gelebt haben.

Im politischen Leben spielen ja oft Illusionen eine größere Rolle als Wirklichkeiten. Bald nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, als die freudige und opfermuthige Jugendlichkeit der Partei verschwand, die über so manche Schwächen hinweggetäuscht hatte, und die nun an die wachsende Partei herantretenden wirklich politischen Aufgaben gar nicht gelöst, sondern immer nur die stets sinnloser werdenden alten Sätze mechanisch wiederholt wurden, hat sich wohl Mancher besonnen, ob denn wirklich die Arbeiterklasse für die große Aufgabe bestimmt sei, die ihr Marx zuschrieb. Neue wirthschaftliche Erscheinungen und andere Deutung der alten ließen zweifeln an der Werththeorie Ricardos und damit an der Grundlage der hohen sozialen Werthschätzung der Arbeiter. Das aber hätte wenig bedeutet, hätten nicht die Arbeiter selbst mit dem ihnen eigenen Instinkt fürs Reale — auch eine schöne Täuschung von Marx, daß der theoretische Sinn, der den gebildeten Klassen in Deutschland abhanden gekommen ist, bei den Arbeitern neu aufgewacht sei! —, in Lübeck durch die Zurechtweisung Bernsteins, auf dessen Person sich zufällig die Sache zuspitzte, bewußt und klar ausgesprochen, daß sie eine wissenschaftliche Weiterentwickelung ihrer Lehren nicht annehmen wollen, weil der alte Stand ihnen schmeichelhafter und nützlicher zu sein scheint. Damit fällt natürlich jede Möglichkeit der politischen Illusion eines über ihre Klasse hinausreichenden Interesses.

Es handelt sich ja um einen typischen Prozeß. Der Grundbesitz wie das Kapital haben eben so ihre allgemein sozialen Aspirationen gehabt wie bis Lübeck die Arbeit. Die alte konservative Soziallehre faßte den Grundbesitz als ein gesellschaftliches Amt auf; aber natürlich konnte sich solche Anschauung nicht halten, als die Möglichkeit erschien, ihn als Mittel zu bequemem Leben und prunkender Vornehmheit zu mißbrauchen; trotzdem zuletzt Rodbertus noch warnte, daß die Klasse, geschweige der Stand, damit ihr eigenes Grab bereite, folgte sie den Lockungen, mit dem Erfolg, daß sie heute vor einer entsetzlichen Krisis steht, vor der sie sich nur für ein paar Jahrzehnte durch eine bewußte Schädigung des ganzen übrigen Volkes retten kann. Das Kapital hat zwar nie den Ehrgeiz gehabt, eine Organisation der Gesellschaft zu schaffen, wie Grundbesitz und Arbeit; aber es hat als Vorkämpfer der Gesellschaft unhaltbar gewordene alte Zustände beseitigt. Seiner Natur nach konnte es nicht so großartige Theoretiker haben wie Grundbesitz und Arbeit; aber doch hat ein Sismondi noch gewarnt vor einem Weitergehen im Klassenegoismus und die Katastrophe vorhergesagt, die im zwanzigsten Jahrhundert eintreten wird. Nun hat auch die letzte noch sozial empfindende Klasse den allgemeinen Weg eingeschlagen. Und so bietet denn heute unsere Menschheit das entsetzlichste Bild dar: auf einem engen Kahn, der auf der weiten See verlassen vor einem nahenden Sturm hintreibt, sind drei Ruderer, die ihn mit vereinten Kräften vielleicht in den Hafen zu retten vermöchten; aber statt sich gemeinsam anzustrengen, kämpfen sie gegen einander und ringen, wer den Nächsten ausplündern soll; und vielleicht schlägt in Folge ihrer thörichten Bewegung der Kahn noch eher um, als das Unwetter vom Himmel sich entladet.

Wie alles Jugendliche und Starke, so bieten auch die ersten Schriften der Begründer der Sozialdemokratie eine wahre Erfrischung. Wie reich müssen sich die Männer damals vorgekommen sein, welches Glück müssen sie genossen haben in ihrer Hoffnung und Stärke! Die bedeutendsten Arbeiten sind die Artikel aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“, die nur zu einem einzigen Doppelheft gediehen sind. Aber auch in den früheren Abhandlungen findet man viel Schönes und Großes.

Wir genießen nun heute schon so lange die Preßfreiheit, daß wir ihre Folgen recht deutlich zu erkennen vermögen. Unzweifelhaft hat sie die Entwickelung der Schriftstellerei zum Gewerbe — zwar nicht verursacht, aber doch — befördert. Immer seltener wird der Vorgang, daß ein Mann, der der Welt Etwas zu sagen hat, seine Gedanken aufschreibt und das Manuskript einem Verleger übergiebt, der es drucken und an die Leute bringen soll, die durch die Gedanken des Autors nach seiner Meinung besser oder klüger werden sollen oder einen hohen ästhetischen Genuß haben; immer häufiger begründet ein Mann mit Kapital einen Verlag, eine Zeitung oder Zeitschrift, in der

Hoffnung, recht viel Geld zu verdienen, und sucht Schriftsteller, denen er aufträgt, so zu schreiben, daß recht viele Leute das Buch oder die Zeitung lesen; diese Schriftsteller findet er, da die Möglichkeit, durch solches Schreiben das Brot zu erwerben, eine ganze Menschenklasse geschaffen hat. Recht viele Leser bekommt das Unternehmen des Verlegers aber nicht, wenn diese Autoren in der Absicht schreiben, zu bessern, zu belehren oder einen hohen ästhetischen Genuß zu bereiten, sondern, wenn sie den Neigungen der Leser entgegenkommen. Für diese Neigungen giebt es verschiedene Grade, je nachdem der Umfang des Leserkreises ist, denn natürlich wird mit der zunehmenden Menge d s Bedürfniß roher, der Widerstand gegen Belehrung und Besserung größer. Wie alle Unternehmungen aber umfangreicher werden durch die natürliche Entwickelung unserer heutigen Zustände, so auch die buchhändlerischen; daher kommt es, daß im Allgemeinen das Niveau der Zeitschriften, Zeitungen und Bücher immer tiefer sinken muß, eben so wie damit zusammenhängt, daß die Zeitschrift das Buch und die Zeitung die Zeitschrift verdrängt. Natürlich hat sich Marx eine so einfache Sache nicht verhehlt; er betont, daß die Presse nicht nur vom polizeilichen Druck, sondern auch vom Erwerbszweck frei sein müsse. Gegen mangelhafte Gesetze kann man mit Erfolg ankämpfen und die Censur der Presse ist ja auch gefallen; aber da man Verhältnisse nicht so leicht besiegen kann, so ist jene Entwickelung durch das Fallen der polizeilichen Schranken nur beschleunigt worden. Das Ende aber muß offenbar ein völliger Zusammenbruch unserer geistigen Kultur sein, denn jene geschäftsmäßige Literaturproduktion muß auf die Dauer alles Andere ersticken, weil das Publikum immer gering re Ansprüche zu machen sich gewöhnt; die Dichtung wird dann nur noch für die paar Dichter vorhanden sein, die einander lesen, während die große Menge mit Unterhaltungliteratur abgefunden wird und wissenschaftliche Werke nur für die paar Gelehrten; die anderen Leute begnügen sich mit den sogenannten populärwissenschaftlichen Büchern.

Diese an sich recht banalen Dinge sind typisch für alle anderen Entwickelungen, in denen die Gedanken von Marx eine Rolle gespielt haben, weil sie typisch sind für die Entwickelung der modernen Gesellschaft. Auch in bürgerlichen Kreisen ist man heute wohl klar darüber, daß die Sozialdemokratie keine außergewöhnliche und besondere Erscheinung, sondern, wie vieles Andere, eine einfache Konsequenz unserer Verhältnisse ist, oder vielmehr der Auflösung unserer Verhältnisse, die seit dem Ende des Mittelalters datirt. Denn darüber ist doch kein Zweifel mehr möglich: die Neuzeit hat nichts gebaut, sie hat nur eingerissen; wir wohnen nur in den Trümmern der festen Häuser, die das Mittelalter errichtet hat; mit überflüssigem Komfort zwar, der aber doch nicht gegen den einfachen Regen schützen würde. Und auch die Illusion von Marx, die auch die der Sozialdemokratie war, daß

die Arbeiterklasse neue Gebäude für die Menschheit errichten werde, spielt mit den vielen anderen, idealen wie verbrecherischen Illusionen der Neuzeit in diesem Auflösungprozeß ihre Rolle: sie schuf Begeisterung und gutes Gewissen und Blindheit.

Ich will in der Wiedergabe des marxischen Gedankenganges möglichst die unübertrefflich scharfen und bestimmten Worte des Autors beibehalten.

Die politische Emanzipation ist zugleich die Auflösung der alten Gesellschaft, auf der das dem Volk entfremdete Staatswesen, die Herrschermacht, ruht. Die politische Revolution ist die Revolution der bürgerlichen Gesellschaft. Die alte bürgerliche Gesellschaft hatte unmittelbar einen politischen Charakter. Das heißt: die Elemente des bürgerlichen Lebens, wie zum Beispiel der Besitz, die Familie oder die Art und Weise der Arbeit, waren in der Form der Grundherrlichkeit, des Standes und der Korporation zu Elementen des Staatslebens erhoben. So wurde das Individuum vom Staatsganzen abgeschlossen, das besondere Verhältniß seiner Korporation zum Staatsganzen in sein eigenes allgemeines Verhältniß zum Volksleben verwandelt, wie seine bestimmte bürgerliche Thätigkeit und Situation in seine allgemeine Thätigkeit und Situation. Marx schildert nicht das Mittelalter, sondern das ancien régime, die Vereinigung sinnlos gewordener mittelalterlicher Organisationformen mit dem Feudalismus. Deshalb krönt sich für ihn das Gebäude so, daß konsequent eine Staatseinheit wie deren Bewußtsein, Thätigkeit und Wille ebenfalls erscheint als besondere Angelegenheit eines vom Volk abgeschiedenen Herrschers und seiner Diener.

Die politische Revolution, die die Herrschermacht stützte, die Staatsangelegenheiten zu Volksangelegenheiten „erhob“ und den politischen Staat als allgemeine Angelegenheit konstituirte, zerschlug nothwendig alle Stände, Korporationen, Innungen, Privilegien. Sie zerschlug die bürgerliche Gesellschaft in ihre einfachen Bestandtheile, in die Individuen und in die materiellen und geistigen Elemente, die den Lebensinhalt, die bürgerliche Situation dieser Individuen bilden. Sie sammelt den politischen Geist aus seiner Zerstreuung in den verschiedenen Partien des bürgerlichen Lebens und konstituirt ihn als die Sphäre des Gemeinwesens in idealer Unabhängigkeit von jenen besonderen Elementen des bürgerlichen Lebens. Doch damit werden auch die Bande abgeschüttelt, die den egoistischen Geist der bürgerlichen Gesellschaft gefesselt hielten, die Gesellschaft ist aufgelöst in eine gleichmäßige Menge egoistischer Individuen, das einzelne egoistische Individuum ist Basis und Voraussetzung des Staates. Aber die Freiheit des egoistischen Menschen und die Anerkennung dieser Freiheit ist die Anerkennung der zügellosen Bewegung der geistigen und materiellen Elemente, die seinen Lebensinhalt bilden. Der Mensch wurde nicht von der Religion befreit: er erhielt die religiöse Freiheit;

nicht vom Eigenthum: er erhielt die Freiheit des Eigenthumes; nicht vom Egoismus des Gewerbes: er erhielt die Gewerbefreiheit. Dieser Reduktion der Menschen auf das unabhängige Individuum, das für die Bethätigung seines Egoismus keine Grenzen hat, steht gegenüber die auf den Staatsbürger, auf die moralische Person.

Und dieser Trennung gegenüber formulirt Marx sein Ideal wie folgt: „Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch, in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen, Gattungwesen geworden ist, erst wenn der Mensch seine forces propres als gesellschaftliche Kräfte erkannt und organisirt hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.“ Ein rohes Ideal, das Bild eines Ameisen- oder Bienenstaates, weit unter dem doch viel nuancirteren Mittelalter stehend; aber doch das einzige einer Gesellschaft, die aus diesem heutigen Atomismus sich bilden konnte. Jeder Kritiker des Sozialismus hatte Recht, wenn er sich über die Uniformirung der Menschheit beklagte, denn erst die Differenzirung, und zwar die tiefste Differenzirung giebt dem Leben der Menschen eine Bedeutung, die über die der Thiergesellschaft prinzipiell hinausgeht, und einen Reiz, der höher steht als das blos thierische Wohlbehagen. Aber keiner von diesen Kritikern kann einen anderen Ausweg aus der jetzigen allgemeinen Zerstörung sagen.

Auch schon das Mittel, wie dieses Ideal zu verwirklichen ist, die Diktatur des Proletariates, erscheint in diesen Anfängen ganz klar und durchaus logisch entwickelt.

In Deutschland, wo das praktische Leben eben so geistlos wie das geistige Leben unpraktisch ist — geschrieben 1844 — hat keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft das Bedürfniß und die Fähigkeit der politischen Emanzipation, bis sie nicht durch ihre unmittelbare Lage dazu gezwungen wird. Deshalb muß sich erst eine Klasse bilden mit radikalen Ketten, eine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, ein Stand, der die Auflösung aller Stände ist, eine Sphäre, die einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird; die Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das Proletariat, das sich eben vor den Augen des Denkers durch die Entwickelung der Industrie bildet.

Man merkt wohl, wie thurmhoch diese Gedanken über den Ideen von Hebung der Lage der arbeitenden Klassen oder von egoistischer Klassenpolitik der Arbeiter stehen. Nicht um die Emanzipation der Arbeiter, sondern um

die Emanzipation der Menschheit handelt es sich, alle Klassenpolitik der Arbeiter soll nur Mittel zu einem höheren Zweck sein.

Unzweifelhaft wird man zugeben, daß die Wächter des Plato ein großartigeres Gesellschaftgebilde schaffen würden als die armen Proletarier, deren Wesen darin besteht, daß sie zu Mitteln für die dürftigsten materiellen Zwecke ausgebildet werden und dadurch ihre spezifisch menschlichen Qualitäten mehr oder weniger eingebüßt haben. Aber um jenes rohe Zukunftbild der Gesellschaft zu verwirklichen, ist eben undifferenzirte Masse erforderlich; auch ist hier wieder das letzte Argument, daß man sich solche Dinge zwar schöner vorstellen kann, aber daß diese Vorstellungen über das Mögliche hinausgehen. Thatsächlich wären eben die Proletarier die Einzigen, die das erforderliche eigene Interesse an der Ausführung hätten. Es ist klar, daß für Marx die psychologische Nöthigung vorhanden war, sich die Bedeutsamkeit, die Tugenden und Vortrefflichkeiten der Arbeiter zu übertreiben. Das war nicht die triviale Volksschmeichelei des gewöhnlichen Demokraten, sondern eines energischen und thätigen Mannes leidenschaftlicher Wunsch nach Betäubung.

Wer die Entwickelung der deutschen Arbeiterpartei seit dem Fall des Sozialistengesetzes unbefangen betrachtet, muß zugeben, daß Marx hier einer Selbsttäuschung unterlegen ist, genau wie bei jener typischen Entwickelung der Preßfreiheit. Wir werden die Worte der Socialdemokratie noch lange hören; aber sie haben ihren Sinn verloren und sind zu Phrasen geworden, denen etwa noch die Citoyens Tutzauer und Hoffmann Glauben schenken, außer ihnen aber noch nicht einmal mehr die Polizei.

Wie kam es doch nur, daß der Chartismus so spurlos verschwinden konnte, daß heute die englischen Arbeiter nur ein paar eigene Abgeordnete im Unterhaus haben, trotzdem sie eine respektable Fraktion zusammenbringen könnten?

Wir lassen uns täuschen, wenn wir annehmen, daß — solche Urtheile gelten natürlich nur im Allgemeinen und für normale Verhältnisse — in den unteren Klassen mehr oder höhere Sittlichkeit, mehr Begeisterungfähigkeit, mehr Kraft und Muth vorhanden sei als in den höheren. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Menschen, eine je tiefere Klasse man betrachtet, immer entsprechend weniger nahe dem Ideale der Menschheit kommen: die ganz spezifischen Tugenden der unteren Schichten, die sich im Allgemeinen in den höheren nicht finden, sind nicht die großen und können daher nie schöpferisch wirken; und die Tugenden, die sie mit den höheren Ständen gemein haben, sind theils schwächer ausgebildet, theils durch ihre Fehler paralysirt; die Fehler aber der oberen Klassen findet man sämmtlich, wenigstens in der untersten, nebst den eigenen. Sollten die Arbeiter aber die ihnen von Marx zugedachte Rolle spielen, so müßten sie auch die von ihm erträumten Vorzüge haben.

Dicht über dem Arbeiter steht der Kleinbürger; deshalb gehen alle Wünsche des Arbeiters auf eine kleinbürgerliche Existenz; da er sich bei uns immer noch in einer Lage befindet, in der er nothwendig unzufrieden sein muß — man denke nur an die grauenhaften Folgen, die eben jetzt die wirthschaftliche Krisis für viele Tausende von Arbeiterfamilien hat —, so ist er naturgemäß allen radikalen Vorstellungen zugänglich. Wenn, wie in England, eine rasche Verbesserung seiner Verhältnisse eintritt, so wird er sehr schnell ein positiver und ruhiger Mann werden, der bei den einfachsten Kirchthumsinteressen durchaus zufrieden ist; denn in Wirklichkeit hat er ja nie höhere Wünsche gehabt: man hat ihm nur eingeredet, daß er sie habe.

Als Marx seine Sätze schrieb, hatte er sich den Proletarier erst begrifflich konstruirt; seine reale Erscheinung auf dem lübecker Parteitag ist von dieser Konstruktion so verschieden wie die verwirklichte Preßfreiheit von der erträumten: Marx, der Theoretiker der materialistischen Geschichtauffassung, hatte in beiden Fällen den Einfluß der Existenzbedingungen auf das verwirklichte Gedankenbild vergessen. Die freie Presse ist unfrei, weil sie nicht Selbstzweck bleibt, sondern Mittel für Erwerb wird, der freie Proletarier existirt überhaupt nur als Mittel für Zwecke der Gesellschaft, hat deshalb die psychologische Verfassung des Mittels und kann nie Herrenfunktionen übernehmen.

Friedenau. Dr. Paul Ernst.



Die Turnstunde.

In der Militärschule zu Sankt Severin. Turnsaal. Der Jahrgang steht in den hellen Zwillichblusen, in zwei Reihen geordnet, unter den großen Gaskronen. Der Turnlehrer, ein junger Offizier mit hartem braunen Gesicht und höhnischen Augen, hat Freiübungen kommandirt und vertheilt nun die Riegen. „Erste Riege Reck, zweite Riege Barren, dritte Riege Bock, vierte Riege Klettern! Abtreten!“ Und rasch, auf den leichten, mit Kolophonium isolirten Schuhen, zerstreuen sich die Knaben. Einige bleiben mitten im Saale stehen, zögernd, gleichsam unwillig. Es ist die vierte Riege, die schlechten Turner, die keine Freude haben an der Bewegung bei den Geräthen und schon müde sind von den zwanzig Kniebeugen und ein Wenig verwirrt und athemlos.

Nur Einer, der sonst der Allerletzte blieb bei solchen Anlässen, Karl Gruber, steht schon an den Kletterstangen, die in einer etwas dämmerigen Ecke des Saales, hart vor den Nischen, in denen die abgelegten Uniformröcke hängen, angebracht sind. Er hat die nächste Stange erfaßt und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn, so daß sie frei an dem zur Uebung geeigneten Platze schwankt. Gruber läßt nicht einmal die Hände von ihr, er springt auf und bleibt, ziemlich hoch,

die Beine ganz unwillkürlich im Kletterschluß verschränkt, den er sonst niemals begreifen konnte, an der Stange hängen. So erwartet er die Riege und betrachtet — wie es scheint — mit besonderem Vergnügen den erstaunten Aerger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen. Aber Gruber ist diesmal sogar ungehorsam und Jastersky, der blonde Unteroffizier, schreit endlich: „Also, entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, Gruber! Sonst melde ich dem Herrn Oberlieutenant ..." Und da beginnt Gruber, zu klettern, erst heftig mit Ueberstürzung, die Beine wenig aufziehend und die Blicke aufwärts gerichtet, mit einer gewissen Angst das unermeßliche Stück Stange abschätzend, das noch bevorsteht. Dann verlangsamt sich seine Bewegung; und als ob er jeden Griff genösse, wie etwas Neues, Angenehmes, zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt. Er beachtet nicht die Aufregung des ohnehin gereizten Unteroffiziers, klettert und klettert, die Blicke immerfort aufwärts gerichtet, als hätte er einen Ausweg in der Decke des Saales entdeckt und strebte danach, ihn zu erreichen. Die ganze Riege folgt ihm mit den Augen. Und auch aus den anderen Riegen richtet man schon da und dort die Aufmerksamkeit auf den Kletterer, der sonst kaum das erste Drittheil der Stange keuchend, mit rothem Gesicht und bösen Augen erklomm. „Bravo, Gruber!" ruft Jemand aus der ersten Riege herüber. Da wenden Viele ihre Blicke aufwärts und es wird eine Weile still im Saal, — aber gerade in diesem Augenblick, da alle Blicke an der Gestalt Grubers hängen, macht er hoch oben unter der Decke eine Bewegung, als wollte er sie abschütteln; und da ihm Das offenbar nicht gelingt, bindet er alle diese Blicke oben an den nackten eisernen Haken und saust die glatte Stange herunter, so daß Alle immer noch hinaufsehen, als er schon längst, schwindelnd und heiß, unten steht und mit seltsam glanzlosen Augen in seine glühenden Handflächen schaut. Da fragt ihn der eine oder der andere der ihm zunächst stehenden Kameraden, was denn heute in ihn gefahren sei. „Willst wohl in die erste Riege kommen?" Gruber lacht und scheint Etwas antworten zu wollen, aber er überlegt es sich und senkt schnell die Augen. Und dann, als das Geräusch und Getöse wieder seinen Fortgang hat, zieht er sich leise in die Nische zurück, setzt sich nieder, schaut ängstlich um sich und holt Athem, zweimal rasch, und lacht wieder und will was sagen ... aber schon achtet Niemand mehr seiner. Nur Jerome, der auch in der vierten Riege ist, sieht, daß er wieder seine Hände betrachtet, ganz darüber gebückt wie Einer, der bei wenig Licht einen Brief entziffern will. Und er tritt nach einer Weile zu ihm hin und fragt: „Hast Du Dir weh gethan?" Gruber erschrickt. „Was?" macht er mit seiner gewöhnlichen, in Speichel watenden Stimme. „Zeig mal!" Jerome nimmt die eine Hand Grubers und neigt sie gegen das Licht. Sie ist am Ballen ein Wenig abgeschürft. „Weißt Du, ich habe Etwas dafür", sagt Jerome, der immer Englisches Pflaster von zu Hause geschickt bekommt, „komm dann nachher zu mir." Aber es ist, als hätte Gruber nicht gehört; er schaut geradeaus in den Saal hinein, aber so, als sähe er etwas Unbestimmtes, vielleicht nicht im Saal, draußen vielleicht, vor den Fenstern, obwohl es dunkel ist, spät und Herbst.

In diesem Augenblick schreit der Unteroffizier in seiner hochfahrenden Art: „Gruber!" Gruber bleibt unverändert, nur seine Füße, die vor ihm ausgestreckt sind, gleiten, steif und ungeschickt, ein Wenig auf dem glatten Parquet

vorwärts. „Gruber!“ brüllt der Unteroffizier und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch und heiser, ohne den Gerufenen anzusehen: „Sie melden sich nach der Stunde. Ich werde Ihnen schon . . .“ Und die Stunde geht weiter. „Gruber“, sagt Jerome und neigt sich zu dem Kameraden, der sich immer tiefer in die Nische zurücklehnt, „es war schon wieder an Dir, zu klettern, auf dem Strick, geh mal, versuchs, sonst macht Dir der Jastersky irgend eine Geschichte, weißt Du . . .“ Gruber nickt. Aber statt aufzustehen, schließt er plötzlich die Augen und gleitet unter den Worten Jeromes durch, als ob eine Welle ihn trüge, fort, gleitet langsam und lautlos tiefer, tiefer, gleitet vom Sitz und Jerome weiß erst, was geschieht, als er hört, wie der Kopf Grubers hart an das Holz des Sitzes prallt und dann vornüberfällt . . . „Gruber!“ ruft er heiser. Erst merkt es Niemand. Und Jerome steht rathlos mit hängenden Händen und ruft: „Gruber, Gruber!“ Es fällt ihm nicht ein, den Anderen aufzurichten. Da erhält er einen Stoß, Jemand sagt ihm: „Schaf“, ein Anderer schiebt ihn fort und er sieht, wie sie den Reglosen aufheben. Sie tragen ihn vorbei, irgend wohin, wahrscheinlich in die Kammer nebenan. Der Oberlieutenant springt herzu. Er giebt mit harter, lauter Stimme sehr kurze Befehle. Sein Kommando schneidet das Summen der vielen schwatzenden Knaben scharf ab. Stille. Man sieht nur da und dort noch Bewegungen, ein Ausschwingen am Geräth, einen leisen Absprung, ein verspätetes Lachen von Einem, der nicht weiß, um was es sich handelt. Dann hastige Fragen: „Was? Was? Wer? Der Gruber? Wo?“ Und immer mehr Fragen. Dann sagt Jemand laut: „Ohnmächtig.“ Und der Zugführer Jastersky läuft mit rothem Kopf hinter dem Oberlieutenant her und schreit mit seiner boshaften Stimme, zitternd vor Wuth: „Ein Simulant, Herr Oberlieutenant, ein Simulant!“ Der Oberlieutenant beachtet ihn gar nicht. Er sieht geradeaus, nagt an seinem Schnurrbart, wodurch das harte Kinn noch eckiger und energischer vortritt, und giebt von Zeit zu Zeit eine knappe Weisung. Vier Zöglinge, die Gruber tragen, und der Oberlieutenant verschwinden in der Kammer. Gleich darauf kommen die vier Zöglinge zurück. Ein Diener läuft durch den Saal. Die Vier werden groß angeschaut und mit Fragen bedrängt: „Wie sieht er aus? Was ist mit ihm? Ist er schon zu sich gekommen?“ Keiner von ihnen weiß eigentlich was. Und da ruft auch schon der Oberlieutenant herein, das Turnen möge weitergehen, und übergiebt dem Feldwebel Goldstein das Kommando. Also wird wieder geturnt, beim Barren, beim Reck, und die kleinen dicken Leute der dritten Riege kriechen mit weitgekretschten Beinen über den hohen Bock. Aber doch sind alle Bewegungen anders als vorher; als hätte ein Horchen sich über sie gelegt. Die Schwingungen am Reck brechen so plötzlich ab und am Barren werden nur lauter kleine Uebungen gemacht. Die Stimmen sind weniger verworren und ihre Summe summt feiner, als ob Alle immer nur ein Wort sagten: „Ess, Ess, Ess . . .“ Der kleine schlaue Krix horcht inzwischen an der Kammerthür. Der Unteroffizier der zweiten Riege jagt ihn davon, indem er zu einem Schlage auf seinen Hintern ausholt. Krix springt zurück, katzenhaft, mit hinterlistig blitzenden Augen. Er weiß schon genug. Und nach einer Weile, als ihn Niemand betrachtet, giebt er dem Pawlowitsch weiter: „Der Regimentsarzt ist gekommen.“ Nun, man kennt ja den Pawlowitsch; mit seiner ganzen Frech-

heit geht er, als hätte ihm irgendwer einen Befehl gegeben, quer durch der Saal von Riege zu Riege und sagt ziemlich laut: „Der Regimentsarzt ist drin." Und es scheint, auch die Unteroffiziere interessiren sich für diese Nachricht. Immer häufiger wenden sich die Blicke nach der Thür, immer langsamer werden die Uebungen; und ein Kleiner mit schwarzen Augen ist oben auf dem Bock hocken geblieben und starrt mit offenem Mund nach der Kammer. Etwas Lähmendes scheint in der Luft zu liegen. Die Stärksten bei der ersten Riege machen zwar noch einige Anstrengungen, gehen dagegen an, kreisen mit den Beinen; und Pombert, der kräftige Tiroler, biegt seinen Arm und betrachtet seine Muskeln, die sich durch den Zwillich hindurch breit und straff ausprägen. Ja, der kleine, gelenkige Baum schlägt sogar noch einige Armwellen, — und plötzlich ist diese heftige Bewegung die einzige im ganzen Saal, ein großer flimmernder Kreis, der etwas Unheimliches hat inmitten der allgemeinen Ruhe. Und mit einem Ruck bringt sich der kleine Mensch zum Stehen, läßt sich einfach unwillig in die Knie fallen und macht ein Gesicht, als ob er Alle verachte. Aber auch seine kleinen stumpfen Augen bleiben schließlich an der Kammerthür hängen.

Jetzt hört man das Singen der Gasflammen und das Gehen der Wanduhr. Und dann schnarrt die Glocke, die das Stundenzeichen giebt. Fremd und eigenthümlich ist heute ihr Ton; sie hört auch ganz unvermittelt auf, unterbricht sich mitten im Wort. Feldwebel Goldstein aber kennt seine Pflicht. Er ruft: „Antreten!" Kein Mensch hört ihn. Keiner kann sich erinnern, welchen Sinn dieses Wort besaß, — vorher. Wann vorher? „Antreten!" krächzt der Feldwebel böse und gleich schreien jetzt die anderen Unteroffiziere ihm nach: „Antreten!" Und auch mancher von den Zöglingen sagt wie zu sich selbst, wie im Schlaf: „Antreten! Antreten!" Aber im Grunde wissen Alle, daß sie noch Etwas abwarten müssen. Und da geht auch schon die Kammerthür auf; eine Weile nichts; dann tritt Oberlieutenant Wehl heraus und seine Augen sind groß und zornig und seine Schritte fest. Er marschirt wie beim Defiliren und sagt heiser: „Antreten!" Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit findet sich Alles in Reihe und Glied. Keiner rührt sich. Als wenn ein Feldzeugmeister da wäre. Und jetzt das Kommando: „Achtung!" Pause und dann, trocken und hart: „Euer Kamerad Gruber ist soeben gestorben. Herzschlag. Abmarsch!" Pause.

Und erst nach einer Weile die Stimme des dienstthuenden Zöglings, klein und leise: „Links um! Marschiren: Compagnie, Marsch!" Ohne Schritt und langsam wendet sich der Jahrgang zur Thür. Jerome als der Letzte. Keiner sieht sich um. Die Luft aus dem Gang kommt, kalt und dumpfig, den Knaben entgegen. Einer meint, es rieche nach Karbol. Pombert macht laut einen gemeinen Witz in Bezug auf den Gestank. Niemand lacht. Jerome fühlt sich plötzlich am Arm gefaßt, so angesprungen. Krix hängt daran. Seine Augen glänzen und seine Zähne schimmern, als ob er beißen wollte. „Ich hab' ihn gesehen," flüstert er athemlos und preßt Jeromes Arm und ein Lachen ist innen in ihm und rüttelt ihn hin und her. Er kann kaum weiter: „Ganz nackt ist er und eingefallen und ganz lang. Und an den Fußsohlen ist er versiegelt . . ."

Und dann kichert er, spitz und kitzlich, kichert und beißt sich in den Aermel Jeromes hinein.

Westerwede. Rainer Maria Rilke.

Selbstanzeigen.

Prinzessin Maleine von Maurice Maeterlinck. Mit Vorrede und Bildniß des Verfassers. — **Zwei Singspiele** von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, 1902.

Den Lesern der „Zukunft“ ist die Vorrede zu der nun vollständig vorliegenden, einzig zur Aufführung berechtigten Gesammtausgabe von Maeterlincks Dramen seit dem vergangenen Sommer schon bekannt. Sie eröffnet füglich den ersten Band dieser Ausgabe, der des Vlamen „strudelköpfiges“ Erstlingsdrama „Prinzessin Maleine“ in einer die rhythmische Prosa des Originals nachahmenden Uebersetzung enthält und neben dieser Vorrede auch ein Bildniß des Dichters nach der neusten amerikanischen Aufnahme bringt. Den letzten Band der Gesammtausgabe bilden die „Zwei Singspiele“ „Blaubart und Ariane oder die vergebliche Befreiung“ und „Schwester Beatrix, nach einer alten Klosterlegende“, der selben, die auch Gottfried Keller zu seiner liebenswürdigen Novelle „Die Jungfrau und die Nonne“ in den „Sieben Legenden“ benutzt hat. Maeterlinck selbst thut diese beiden Singspiele in seiner Vorrede kurz und kühl als simple canevas pour musique ab und es tritt darum für seinen Uebersetzer hier der sonderbare Fall ein, das Werk gegen den eigenen Vater in Schutz nehmen zu müssen. Maeterlinck hat nämlich trotz seiner kühlen Selbstkritik gerade in „Blaubart und Ariane“ Gedanken niedergelegt, die eine Rückschau auf seine erste dramatische Schaffensperiode und ein abgeschlossenes Stück seiner Selbstentwickelung bilden. Das beweist schon der äußerliche Umstand, daß die Namen sämmtlicher Frauengestalten dieses Dramas — außer Ariane — mit denen seiner früheren Dramen identisch sind, während Ariane, ihre Befreierin aus selbstverschuldetem Kerker, bezeichnender Weise den Namen einer Heldin des Corneille trägt. Unter ihr hat man sich ein Symbol der geistig hochstehenden Frau zu denken, der Maeterlinck die Hand zum Ehebunde reichen wird und der er schon 1898 sein philosophisches Werk „Weisheit und Schicksal“ mit der Betheuerung widmete, daß sie die Seele dieses Buches sei und daß er nur ihren Schritten im Leben zu folgen brauchte, um die Bewegungen, Geberden und Gewohnheiten der Weisheit selbst zu verfolgen. Er selbst hat, ganz wie Blaubart, nach einem echten Weibe gesucht, das Seele und Leib, Verstand und Sinne hat, und er hat, ehe Ariane Leblanc ihm einen neuen Begriff vom Weibe beibrachte, nur jene dem christlichen Dunstkreis entsprossenen schönen Seelen mit ihrer geradezu pflanzenhaften Primitivität in seinen Bann zu zwingen vermocht. Endlich kommt jenes heiter entsagende, überchristliche, vom Licht der wiedererwachten Antike umschimmerte Wesen, Ariane, und erlöst die zagenden Dulderinnen in einer gewaltigen Befreiungszene aus der Nacht einer unterirdischen gothischen Kirche, ihrem Kerker, in dem sie weinend und spinnend ihr sonnenloses Dasein verbracht haben. Das Weib soll frei sein! Es soll nicht mehr die Gefangene des Mannes sein, der gegen sie den Tyrannen und Herrgott spielt und nach Art des Verbotes im Garten Eden jede Zuwiderhandlung gegen sein Machtgebot grausam ahndet . . . Doch sie wissen mit ihrer jungen Freiheit nichts anzufangen, sie begeben sich freiwillig in die Gewalt ihres Unter-

drückers zurück und lassen ihre Befreierin unbedankt ziehen. Immerhin wird ihr Loos nach dieser „vergeblichen Befreiung" ein besseres sein; der Herr wird mildere Saiten aufziehen und sie werden sich der natürlichen Macht des Weibes besser bewußt sein, besser deren Konsequenzen zu ziehen wissen; und Alle sind in eine neue, geläuterte, lichtere Atmosphäre gedrückt, wie Maeterlincks neue Werke thatsächlich beweisen. Aber auch von dieser Symbolisirung seines eigenen Werdeganges abgesehen, ist diese „vergebliche Befreiung" ein objektiver Beitrag Maeterlincks zur Frauenfrage, wie ich bereits anzudeuten versuchte, zumal man von einem Libretto sonst schwerlich annimmt, daß sich so feine Fäden zwischen ihm und dem seelischen Entwickelungsgange seines Dichters ziehen.

Schon in „Aglavaine und Selysette" hatte Maeterlinck, wie ein Kritiker sagt, „das Fürchten verlernt"; das ewige Hinschwinden einer alten, überlebten Stimmung und das ewige Hineinklingen eines neuen, lebensfreudigen Akkordes bildete just den intimen Reiz dieses Dramas. In „Weisheit und Schicksal", das die bezeichnende Widmung an Georgette Leblanc trug, kam diese neue Weltanschauung philosophisch zum Durchbruch; „Blaubart und Ariane" ist der erste „tastende" dichterische Schritt auf dem Wege zum Licht. In „Schwester Beatrix" hat Maeterlinck dann noch einen zweiten, formalen Schritt weitergethan, indem er den seit „Prinzessin Maleine" verlassenen Boden der Wirklichkeit, auf eine alte vlämische Legende gestützt, zum ersten Mal wieder betritt. In seinem neusten Drama „Monna Vanna" ließ er auch diesen Rückhalt fallen: er hat das Stück mit selbsterfundener Fabel ins Quattrocento und das von den Florentinern belagerte Pisa verlegt.

Zuletzt sei noch bemerkt, daß „Blaubart und Ariane" in der vorliegenden Fassung textlich nicht das Selbe bietet wie das gleichnamige, vor drei Jahren in der „Wiener Rundschau" veröffentlichte Drama. Der erste der drei Akte ist total umgearbeitet worden. Der Komponist verlangte lebhafteren dramatischen Aufbau und es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, wie der Dichter seinem Wunsche sich anpaßte und den Akt unter dem ihm auferlegten Zwang dramatisch kraftvoller ausgestaltete. Ursprünglich trat Ariane zugleich mit Blaubart auf, der ihr die Schlüssel zu zwölf großen und kleinen Laden überreicht, mit dem Bemerken, daß jede die Kostbarkeiten einer Geschichtepoche oder eines Landes enthalte. Jetzt tritt Ariane allein mit der Amme auf und wir erfahren durch ihren Dialog etwas genauer, was die draußen tosende Menge im Anfang des Stückes nur dumpf heraufgeraunt hatte. In der alten Fassung stellt Ariane an Blaubart die direkte Bitte, mit ihren Vorgängerinnen, die sich plötzlich und unmotivirt durch einen dumpfen, unterirdischen Gesang bemerkbar machen, Erbarmen zu haben, bis Blaubart ihr Gewalt anthut und auf ihren Schrei die von draußen hereinfliegenden Steine der wüthenden Bauern antworten. In der neuen Fassung hat Ariane von Blaubart sieben Schlüssel zu sieben Edelsteinladen erhalten, mit dem Befehl, die siebente nicht zu öffnen. Gleichgiltig gegen den blendenden Glanz, der aus den anderen Laden hervorquillt, als die Amme sie auf ihr Geheiß öffnet, und nur den Diamanten der sechsten Lade im Vorbeigehen einen stimmungvollen Gruß wahlverwandter Reinheit sagend, läßt Ariane die letzte Thür öffnen, auf die es ihr allein ankommt, und ein furchtsamer, erstickter Gesang quillt ihr aus der Tiefe entgegen: es ist der Zugang

zum Gefängniß ihrer unglücklichen Schwestern. Jetzt erst tritt Blaubart auf, um sie, die Schönste, fortzureißen von dem Schicksal ihrer Schwestern, aber sie bleibt standhaft gegen den Mann, der nun seine Macht mißbraucht und ihr Gewalt anthun will, — bis die Bauern eingreifen und nun die ursprüngliche Fassung ihren Fortgang nimmt, wenn auch in den zwei folgenden Akten noch manche kleinere szenisch wirksame Aenderungen vorgenommen worden sind.

Rom. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Auferstehung. Irdische Gedichte. Verlag Jungdeutschland. (S. Tyck) Eberswalde-Berlin.

Ist denn von meinem Buch die Rede? Oder ist es am Ende wirklich wahr, daß einzig die Frauen noch die Herolde der Kultur sind? In „Von Haus zu Haus" so warm anerkannt! In einem Blatte, das die Frau der Frau widmet! „Allen, die sich gern einmal in fremde Welten wagen, seitab vom Weg in blaudunkel lockende Tiefen, in rothe, glühende Blüthenwildnisse . . ." Wagen sich nur noch die Frauen in fremde Welten? Ein Mann, der lyrische Gedichte liest! „Zotte doch! Er gehört doch nicht zum schönen Geschlecht." „Leidenschaftliche Sehnsucht nach Schönheit . . . Auferstehung einer marmorschimmernden, blühenden Welt . . ." So stand im Frauenblatt.

Charlottenburg. Elisar von Kupffer.

Moderne Musikästhetik in Deutschland. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Nahezu fünfzig Jahre sind vergangen, seit Hanslicks bekannte Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" erschien und Aufsehen erregte. Inzwischen wurde im Gebiete der Musikästhetik viel und Vielerlei gearbeitet, wovon jedoch den meisten Musikern und Musikliebhabern nur einzelne Bruchstücke bekannt geworden sind. Ich habe es unternommen, das zerstreute Material einem breiteren Leserkreise leichter zugänglich zu machen, indem ich zunächst Hanslicks große Vorgänger und ihn selbst zu würdigen versuchte und dann die Fortführung der musikästhetischen Probleme in den jüngst vergangenen Jahrzehnten darstellte. Dabei ergab sich, daß nicht sowohl die Musiker und speziellen Kenner die tiefste Einsicht in das Wesen des Musikalisch-Schönen angebahnt haben, sondern die führenden Philosophen. Als die bedeutendsten Namen der musikästhetischen Entwickelung in den letzten hundert Jahre treten hervor Kant, Hegel, Schopenhauer, Hanslick, Eduard von Hartmann. Um sie gruppiren sich in bunter Reihe die übrigen Vertreter der allgemeinen Aesthetik und speziellen Musikästhetik, deren zum Theil wunderliche und verschrobene Theorien erst das ganze Bild einer weitverzweigten Wissenschaft vollständig machen, ein Bild menschlichen Strebens und Irrens. Als Höhepunkt aller modernen Aesthetik kann die zu wenig gekannte „Philosophie des Schönen" Eduards von Hartmann gelten. In der Darstellung habe ich größtmögliche Kürze angestrebt und leichte Verständlichkeit nach Kräften zu wahren gesucht, so daß das Buch wohl von jedem ernsten Musikfreunde gelesen werden kann.

Wiesbaden. Paul Moos.

Wreschener Politik.

Vier Glossen zu den letzten Polendebatten. I. Sowohl von Regirungvertretern wie von Abgeordneten ist das in Wreschen angewandte Verfahren mit der Behauptung vertheidigt worden, man habe die Renitenz der Schulkinder brechen müssen. Die Herren verwechseln die Schule mit der Kaserne. Aufgabe der Kaserne ist, die Mannschaften durch die Gewöhnung an unbedingten, blinden Gehorsam (natürlich nur in militärischen Dingen) in ein leicht zu handhabendes Werkzeug des Feldherrn zu verwandeln. Aufgabe der Schule ist, den Charakter des einzelnen Schülers zu bilden und ihn mit einigen fürs Leben nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten. Dazu gehört freilich beim Massenunterricht auch Disziplin; aber sie ist nur ein Mittel von untergeordneter Bedeutung. Renitenz, die bei vernünftiger Behandlung der Kinder sehr selten vorkommt, ist mit Vernunft zu überwinden; sie zu brechen, verbietet die Pädagogik, weil damit zugleich der Wille gebrochen wird, ohne ungebrochenen Willen aber kein Charakter gebildet werden kann. Das gilt schon von der unberechtigten Renitenz; wo aber Etwas wider das Recht gefordert wird, da ist die Renitenz berechtigt und sogar Pflicht; Schulkinder sind weder Sklaven noch Soldaten noch Jesuiten; die Verwerflichkeit der von den Ordensleuten abgelegten Gelübde erkenne ich mit allen Protestanten an. Der Lehrer hat nur da Gehorsam zu fordern, wo es der Zweck der Schule erheischt. Eine andere als die Muttersprache als Unterrichtssprache gebrauchen: Das ist sowohl gegen die Natur wie gegen den Schulzweck; der Lehrer und seine Vorgesetzten haben kein Recht dazu. Die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand einzuführen: dazu ist die Regirung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet; denn zum späteren Fortkommen des kleinen Polaken ist es nöthig, daß er Deutsch genug radebrechen lernt, um sich mit seinen deutschen Brotherren oder Kunden und unterwegs auf der Reise durch deutsche Gegenden mit den Einwohnern verständigen zu können; und sollte es polnische Eltern geben, die so unvernünftig wären, ihren Kindern diese Wohlthat vorenthalten zu wollen (so dumm sind aber die Polen gar nicht), dann hätte der Staat als Obervormund das Recht, in diesem Punkte Gehorsam zu erzwingen. Nicht aber hat er das Recht, deutsch als Unterrichtssprache zu erzwingen; so wenig, wie er das Recht haben würde, auf den Gymnasien Latein als Unterrichtssprache einzuführen. Dieser pädagogische Frevel ist ja an deutschen Knaben im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert verübt worden. Aber nicht der Staat hat ihn verübt, sondern die Narrheit der Humanisten und die Eitelkeit, mit der sie die Eltern und die Knaben selbst angesteckt hatten. Daß nicht schon vor dreißig Jahren das ganze Abgeordnetenhaus unisono den Vertretern dieser wunderlichen Pädagogik zugerufen hat: „Ihr könnt Unterrichtssprache und Unterrichtsgegenstand nicht unterscheiden", ist ein betrübendes Zeugniß für die Intelligenz des Hohen Hauses. Diese gegen eine kompakte Masse von drei Millionen Menschen begangene Rechtswidrigkeit muß für sich allein schon, eben so wie die vor sechzehn Jahren an die Polen gerichtete und jetzt wiederholte Kriegserklärung, nach unabänderlichen psychologischen Gesetzen jene staatfeindliche Stimmung hervorbringen, die sich in den freilich meist recht thörichten Kundgebungen der Polen äußert.

II. Der Herr Reichskanzler hat die Beschuldigung, die Regirung habe

den polnischen Unterthanen ihre Muttersprache geraubt, mit größter Entschiedenheit zurückgewiesen. Das Perfektum ist allerdings falsch; die Polen reden noch polnisch. Will jedoch der Reichskanzler sagen, daß es die Regirung auch nicht versuche, so liegen Thatsachen vor, die zu der Vermuthung berechtigen, daß er über die Dinge, die in den polnischen Landestheilen vorgehen, schlecht unterrichtet ist. Hätte er aber auch im buchstäblichen Sinn seiner Worte Recht, so würde er trotzdem Unrecht haben. Im papiernen Zeitalter sind das geschriebene und gedruckte Wort mindestens eben so wichtige und nothwendige Verständigungmittel wie das gesprochene; auch der Herr Reichskanzler hält seine Reden nicht für die paar hundert Zuhörer, sondern urbi et orbi. Wenn die Regirung das Polnische nicht allein aus der Schule verbannt, sondern auch die Personen bestraft, die polnische Kinder im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache unterrichten, raubt sie ihnen diese halb; und der halbe Raub wird nach einigen Jahrzehnten zum ganzen, weil unter den heutigen Umständen eine Sprache, die nicht mehr gelesen, geschrieben und gedruckt werden kann, auch aus dem mündlichen Verkehr verschwinden muß. Zu glauben, daß die Polen, wenn sie ihre Muttersprache verlernt haben, die preußische Regirung und die Deutschen zu hassen aufhören oder wohl gar sich selbst in Deutsche verwandeln werden, dazu gehört ein heute hoffentlich ungewöhnlicher Grad von Unwissenheit. Männer, die nicht gedankenlos zu schwatzen, sondern zu denken gewohnt sind, werden gern lesen, was vor fast dreißig Jahren ein so gründlich denkender und mit so universalem Wissen ausgerüsteter Gelehrter wie Schaeffle über Sprachausrottungversuche geschrieben hat, — ohne Zweifel mit Rücksicht auf Rußland, denn ein anderes Präzedens für die heutige preußische und die magyarische Sprachenpolitik gab es damals noch nicht in der Weltgeschichte. Die Betrachtung steht im ersten Bande der ersten Auflage von „Bau und Leben des sozialen Körpers." Abdrucken kann man es nicht, denn der Staatsanwalt spricht mit dem Herrn Präsidenten von Kröcher: „Sie dürfen auch Aeußerungen eines Dritten, die für die Regirung beleidigend sind, nicht vorbringen." Eben so wenig kann ich das Epitheton anführen, mit dem Macaulay in einer Rede für die Judenemanzipation die Staatsmänner schmückt, die eine Klasse von Unterthanen schlecht behandeln und sich dann über deren mangelhaften Patriotismus beschweren.

III. Eine sehr vornehme berliner Zeitung hat nach dem wreschener Prozeß geschrieben, den Polenfreunden werde es so gehen wie jenem gutherzigen Manne, der nicht duldete, daß man die Kätzlein seiner Mieze ersäufe, und der sich dann in seinem Hause vor Katzen keinen Rath wußte. Das würde Sinn haben, wenn die Regirung den polnischen Hebammen befohlen hätte, was der Pharao laut 2. Mose 1, 16 den hebräischen befohlen hat, und wenn gegen dieses Edikt protestirt würde. Aber es handelt sich um Sprachenverordnungen; das Einbläuen der deutschen Sprache kann weder die polnischen Weiber am Gebären noch — wenn es nicht etwa mit der russischen Knute betrieben wird — die polnischen Büblein am Aufwachsen hindern.

IV. Der Reichskanzler hat mitgetheilt, daß in den letzten Jahren weit mehr Grundbesitz aus der deutschen in die polnische Hand übergegangen ist als umgekehrt und daß überhaupt die Polen wirthschaftlich erstarkt sind. Was jeder nicht Verblendete bei der Gründung des Ansiedlungfonds vorausgesagt hat, ist

also über Erwarten eingetroffen. Der Reichskanzler theilt ferner mit, sobald der Fonds erschöpft sei, würden neue Mittel gefordert werden, um das Ansiedlungwerk in beschleunigtem Tempo durchzuführen. Das heißt also, nach den gemachten Erfahrungen: um die Polonisirung in beschleunigtem Tempo durchzuführen. Man will den Polen abermals hundert Millionen schenken, mit denen sie mehr altangesessene Deutsche verdrängen können, als neue Ankömmlinge angesiedelt werden. So macht man den Prozeß rückläufig, der vor 1886 geräuschlos und friedlich die Hälfte des polnischen Großgrundbesitzes in deutsche Hände gebracht hatte. Der europäische Osten und Südosten und Vorderasien sind unser natürliches Kolonisationgebiet und das einzige, das uns vorm drohenden Ersticken in unserer Menschenfülle erretten kann; das Wasser ist für die Fische und die Amphibien; wir sind Landthiere. Mehrfach haben die Deutschen angefangen, in jenen Gebieten Wurzeln zu schlagen. Die verkehrte Politik ihrer Regirungen hat alle diese Anfänge preisgegeben und das Entstehen einer gewaltigen Militärmacht gefördert, die uns jene Gebiete sperrt. Eine einzige Hoffnung blieb übrig. Die preußische Regirung konnte sich die Polen zu Freunden machen und sie als sprengenden Keil in den wirthschaftlich morschen Riesenleib des großen Slavenreiches treiben. Sie konnte dabei beweisen, daß sie unterworfene Völker fremder Nationalität mit der selben Klugheit zu behandeln verstehe wie Rußland und England ihre außereuropäischen Unterthanen. (Mit der entgegengesetzten Praxis haben Beide Bankerott gemacht: die Engländer haben sie in Irland längst aufgegeben und die Russen scheinen sie jetzt in Polen aufgeben zu wollen.) Auch diese Hoffnung ist dahin. Man hat die Polen Rußland in die Arme getrieben. Das Schicksal scheint uns durch Einschnürung in in unsere zu engen Grenzen erwürgen zu wollen. Und Die sich diesem Schicksal als willige Diener anbieten, halten sich in allem Ernst für deutsche Patrioten.

Neiße. Karl Jentsch.



Stadtfinanzen.

Der Erfolg der neuen Anleihe, der alle Erwartungen übertraf, wirft ein helles Licht auf die Lage des Rentenmarktes. Schon vor geraumer Zeit sagte ich hier voraus, wenn der Aktientaumel überstanden sei, werde auch auf diesen Markt wieder die Phantasie zurückkehren. Das ist geschehen. Nicht nur die hoch verzinsten ausländischen Staatsanleihen wurden zu stets steigenden Preisen in großen Summen gekauft: auch die heimischen Anlagewerthe stiegen; und die Spekulation, die seit Jahren sich von solchen Papieren fern gehalten hatte, geruhte, sich gnädig wieder den Reichsanleihen und Konsols zuzuwenden. Der Erfolg der neuen Anleihe ist zum Theil auch ein Erfolg der Spekulation. Denn ohne Zweifel hat das Bedürfniß nach sicherer Anlage — so groß es immerhin sein mag — nicht zur Zeichnung von 15 Milliarden geführt. Vielfach trieb die Zeichner der Drang, für voraufgegangene spekulative Abgaben Deckung zu finden.

Dennoch — und trotzdem manche Spekulanten schon wieder in Rauschstimmung sind — bleibt das Anlagebedürfniß der wichtigste Faktor. Einstweilen möchte die Mehrheit der soliden Kapitalisten vor neuen herben Enttäuschungen

gesichert sein und vertraut deshalb dem Deutschen Reich und dessen einzelnen Gliedern sein Vermögen lieber als an den beredtesten Chiliasten der Industrie. Nicht nur in Deutschland: auch im benachbarten Oesterreich hat die Finanzwelt eben von dem Recht der Option auf den Rest der Kronenrente vom vorigen Juni Gebrauch gemacht. Die Lage des Rentenmarktes bringt auch den Stadtgemeinden Nutzen. Diese Gemeinden sind mit ihrer Finanzwirthschaft in einen eigenartigen Zustand gerathen. Die Großstädte wachsen beständig und in dem selben Verhältniß wächst natürlich auch der Geldbedarf. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Die moderne Staatsentwickelung in Deutschland, die auf eine Centralisation der Gesetzgebung, aber auf eine Decentralisation der Verwaltungen hinarbeitet, weist den Städten immer neue Aufgaben — namentlich sozialpolitischer Natur — zu. Die Beschaffung der dazu nöthigen Geldmittel wird den Städten nicht so leicht wie den staatlichen Verbänden; mehr als jene sind sie auf die Gunst der Finanzkonsortien angewiesen, schon, weil für die Anleihen des Staates der Interessentenkreis von vorn herein größer ist.

In den Tagen des Aufschwunges, als überall die Geldnoth fühlbar wurde, war es den Kommunen schwer geworden, ihren Bedarf überhaupt noch zu decken. Wir haben ja erlebt, daß kleine Gemeinden gar keine Anleihen — oder doch nur unter sehr schweren Bedingungen — kontrahiren konnten. Aus der Zurückhaltung der Banken wurden damals ganz falsche Schlüsse gezogen. Selbst sonst einsichtige Oekonomen thaten, als handle sichs um eine Verschwörung der Bankenkonsortien gegen die Städte und als müsse man, um Uebergriffen vorzubeugen, die Finanzkonsortien überhaupt aus der Welt schaffen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die damals aufgetauchten Ideen an und für sich ganz vernünftig waren. Der Zusammenschluß der Städte zu einer Kreditorganisation oder eine direkte Verbindung zwischen diesen Städten und den staatlichen Instituten, hauptsächlich der Seehandlung, wäre sicher sehr wünschenswerth. Aber die Voraussetzung, von der man ausging, war nur künstlich geschaffen. Denn die Zurückhaltung der Banken war natürlich und nöthig, war einfach die Folge der früheren Geldverhältnisse. Das wird jetzt allgemein sichtbar. Auf die Zurückhaltung ist, seit die Geldmarktverhältnisse sich geändert haben, ein eifriges Werben um die Liebe der Städte gefolgt. Das Publikum ist jetzt eben gern bereit, größere Posten von Stadtanleihen zur festen Kapitalsanlage zu wählen. In der vorigen Woche hat ein Finanzkonsortium mit dem Schaaffhausenschen Bankverein an der Spitze zum Kurs von 98,03 eine Anleihe der Stadt Köln übernommen, wo wenige Tage vorher die alte Anleihe noch zu 97,90 notirt wurde. Dieser Vorgang hat Aufsehen gemacht. Namentlich haben die Konkurrenten jener Gruppe ihrer Empörung darüber Ausdruck gegeben, daß man nun den Städten ihre Anleihen sogar schon über dem Tageskurs abnehme. Der Stadt Köln sind aber auch sonst die denkbar günstigsten Bedingungen bewilligt worden. So hat sich die übernehmende Bankgruppe verpflichtet, die Gelder, die die Stadt vorläufig bei ihr stehen läßt, mit $3^1/_2$ Prozent zu verzinsen. Das ist jedenfalls ein coulantes Gebot. Doch ist es plumpe Uebertreibung, wenn in einem berliner Börsenblatt gesagt wird, daß eine Verzinsung von $3^1/_2$ Prozent für die in Betracht kommenden Firmen einen Verlust bedeute, den solche Geschäfte, selbst bei normal bescheidenen Kurschancen, durchaus nicht vertragen. Zunächst, glaube ich, thäten

die Redakteure unserer Börsenblätter gut, bei Geschäften zwischen Behörden und Banken die Banken für sich allein sorgen zu lassen; sie dürften es dafür bei den Aktientransaktionen der Finanzinstitute mit ihrer Oberaufsicht etwas genauer nehmen. Traurig wäre es, wenn die Banken mit ihrem Geld nicht mehr verdienen sollten als $3^1/_2$ Prozent, es ihnen ohne Verlust also nicht möglich wäre, $3^1/_2$ Prozent Zinsen zu vergüten. Der Hinweis darauf, daß der Privatdiskont — das heißt: der Geldsatz für feinste Wechsel — nur 2 Prozent beträgt, ist hier nicht am Platz, denn die Bank muß erst noch ausgestellt werden, die in auch nur einigermaßen erheblichem Umfang ihr Geld in Privatdiskonten anlegt.

Aber wenn die Banken auch bei billigsten Angeboten immer noch ihr Geschäft machen dürften, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Situation für die Städte jetzt ungemein günstig ist. Schon ist eine ganze Reihe von ähnlich coulanten Verträgen bekannt geworden. So hat eine Finanzgruppe, der die Darmstädter Bank und die Nationalbank angehören, von der Stadt Offenbach am Main 6 Millionen Mark Anleihe übernommen, wiederum mit der Verpflichtung, die von der Stadt nicht gebrauchten Beträge ein Jahr lang mit $3^1/_2$ Prozent zu verzinsen. Und so scheint mir denn der Hinweis nöthig, daß die Gemeinden diese Situation besser ausnützen sollten, als sie es bisher thaten. Ich will hier gar nicht von der sozialpolitischen Ehrenpflicht zur Ausführung von Nothstandsarbeiten reden; davon ist in den Parlamenten genug gesprochen worden und man hat dort schon darauf hingewiesen, daß solche Arbeiten den Stadtgemeinden heutzutage doppelten Vortheil bringen können, weil die Zeit des billigen Geldes jetzt mit einer Zeit gesunkener Materialpreise zusammentrifft. Aber außer solchen Nothstandsarbeiten giebt es sicherlich in jeder Stadt Arbeiten genug, die im Lauf der nächsten Jahre erledigt sein müssen. Die Magistrate sollten bei den Stadtverordneten schon jetzt die Kredite beantragen, die über kurz oder lang unter allen Umständen flüssig gemacht werden müssen. Die Genehmigung der Regirung dürfte, wenn es sich wirklich um Bedürfnisse handelt, deren Befriedigung man nur vorwegnimmt, nicht schwer zu erlangen sein. Durch diese rechtzeitige Benutzung des Kredites beugen die Gemeinden der Möglichkeit vor, später, in einer Nothlage, wieder von den Banken ausgebeutet zu werden.

Die Geldflüssigkeit bringt uns aber auch wieder die Frage nah, ob es nicht Zeit wäre, gewisse Betriebe in Gemeindebesitz zu übernehmen. In vielen Städten scheint Neigung vorhanden, die elektrischen Centralen ihren jetzigen Besitzern abzukaufen. Dieser Wunsch ist in manchen Fällen sehr leicht zu erfüllen; denn oft handelt sichs um bedrängte Elektrizitätgesellschaften, denen daran liegen muß, so viel wie möglich von ihrem Besitzstand los zu werden. Aber auch an die Verstadtlichung anderer Unternehmungen kann jetzt gedacht werden. So wird wahrscheinlich in vielen Gemeinden abermals auch der Kampf darum entbrennen, ob ein Uebergang der Straßenbahn in städtischen Besitz wünschenswerth ist. Das Geld zu solchen Operationen ist heute zu haben; nur auf den Kurs wird es ankommen, zu dem die Aktien zu kaufen sind. Wo der Kurs der Straßenbahnaktien niedriger ist als bei uns in Berlin, da sollte man jetzt nicht mehr lange zaudern: denn auch der Geldmarkt ist dem ewigen Wechsel der Zeit unterworfen.

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 8. Februar 1902.

Brotwucher.

Unter den Argumenten, die gegen die Agrarzölle ins Treffen geführt werden, nimmt der „Brotwucher“ jedesmals den ersten Platz ein. Es ist eins jener Schlagwörter, die heute mit Vorliebe hinausgeschleudert werden, weil man mit Sicherheit annehmen darf, daß sie bei der gedankenlosen großen Masse verfangen und „Stimmung“ machen. Die Getreidepreise — so wird argumentirt — werden auf dem Weltmarkte durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Das ist nun einmal eine Thatsache, die Jeder hinnehmen muß, denn gegen Naturgesetze läßt sich nicht ankämpfen. Die Agrarier jedoch, denen die niedrigen Getreidepreise begreiflicher Weise nicht angenehm sind, wollen sich Dem nicht fügen. Sie wollen sich gegen die übrige Welt absperren und verlangen Kornzölle, damit sie ihr Getreide zu für sie günstigen Preisen verkaufen können, wollen sich also auf Kosten der übrigen Bevölkerung bereichern. In ihrer egoistischen Verblendung übersehen sie, daß ihre Forderung den Interessen der übrigen Bevölkerungsklassen diametral entgegengesetzt ist. Niedrige Lebensmittelpreise sind nicht nur eine Wohlthat für alle Menschen, sondern bilden die wesentlichste Voraussetzung für das Gedeihen jeder Volkswirthschaft und dieses „billige Brot“ soll den Bürgern, soll speziell auch dem armen Arbeiter vertheuert werden, nur damit die Grundbesitzer ihre Taschen füllen können. Damit ist jedoch die Sache nicht abgethan; die Benachtheiligung, die Deutschlands gesammte Volkswirthschaft durch die Kornzölle erleidet, geht noch viel weiter. Die west- und mitteleuropäischen Länder sind bekanntlich heute nicht mehr im Stande, ihre Bevölkerung selbst zu ernähren; sie sind auf die Zufuhr fremder Brotstoffe angewiesen und diese können sie nur erlangen, wenn sie Industrieprodukte

exportiren. Die Zukunft der Nation liegt auf dem Wasser; die Industrie-Erzeugnisse müssen hinaus auf den Weltmarkt, dort aber kann sich nur der Produzent behaupten, der die niedrigsten Preise fordert, weil er die geringsten Produktionkosten hat. Unter den Produktionkosten bilden die Arbeitlöhne die wichtigste Rubrik und für die Höhe der Arbeitlöhne sind wieder die Kosten des Lebensunterhaltes der Arbeiter in erster Reihe maßgebend. Wer also ernstlich das Wohl des Vaterlandes will, muß für das „billige Brot" der Arbeiter eintreten und die Forderungen der Agrarier bekämpfen. Die Engländer, die überall mit scharfem Instinkt das Richtige herauswittern, haben auch hier die Sachlage richtig erfaßt; sie haben ihre Landwirthschaft geopfert, um das „billige Brot" für ihre Industriearbeiter zu retten, und haben sich damit die dominirende Stellung auf dem Weltmarkt gesichert.

Die vorstehende Argumention scheint auf den ersten Blick so fest gefügt zu sein, daß sich gar nichts gegen sie einwenden läßt. Nur ein Punkt ist geeignet, ein leises Mißtrauen zu erwecken. In dem ersten Theil wird nämlich von dem „billigen Brot" des Arbeiters so gesprochen, als ob es eine Wohlthat für den Arbeiter wäre. Das wäre der Fall, wenn die Löhne sich gleich blieben, die Lebensmittel dagegen billiger geworden wären. Im zweiten Theil dagegen wird von den niedrigen Produktionkosten der industriellen Unternehmer, also davon gesprochen, daß der gewerbliche Unternehmer dort, wo die Lebensmittelpreise niedrig sind, auch geringere Löhne zahlen kann. Damit ist aber die angebliche Wohlthat des billigen Brotes wegeskamotirt; denn wenn der Arbeiter in Folge der niedrigen Lebensmittelmittelpreise einen geringeren Lohn bekommt, so nützt ihm das „billige Brot" verzweifelt wenig.

Sieht man etwas genauer hin, so zeigt sich in der That auch, daß die Beweiskraft des ganzen Gedankenganges ziemlich fragwürdig ist. Freilich darf man aber dann die Dinge nicht in der Weise betrachten, wie sie sich in unserer privatwirthschaftlich und individualistisch organisirten Volkswirthschaft darzustellen scheinen. Wir besitzen nämlich keine nach einem einheitlichen Plan geregelte und geleitete Volkswirthschaft, sondern lediglich eine Volkswirthschaft, die sich auf den ersten Blick als ein Konglomerat von lauter Einzelwirthschaften darstellt; von Einzelwirthschaften, deren jede nur ihre Privatinteressen zu verfolgen scheint. Wir sehen, daß der Arzt seiner Praxis nachgeht, weil er Geld verdienen will; wir sehen, daß der Schuhmacher in seiner Werkstatt sitzt und Schuhe anfertigt oder reparirt, weil er Geld verdienen will; wir sehen, daß der Landmann seine Felder bestellt, weil er Geld verdienen will, — kurz: wir sehen lauter Einzelpersonen, die ihrem Erwerbe nachgehen, aber wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, sehen nirgends die leitende Hand, die dafür sorgt, daß Alles produzirt wird, was die Gesammtheit braucht, und daß Alles in genügender Menge

hergestellt wird. Dieser einheitliche Plan oder dieses leitende Prinzip kommt in unserer heutigen Volkswirthschaft erst hinterdrein, und zwar auf zweifache Weise, zur Erscheinung. Erstens in der Bewegung der Preise; herrscht Mangel an Gütern, die gebraucht und gewünscht werden, so steigen deren Preise, umgekehrt sinken die Preise der Güter, die nicht gewünscht, die also überflüssig sind, und durch dieses Steigen und Sinken der Preise werden die Produzenten veranlaßt, ihre Produktion bald auszudehnen, bald einzuschränken. Zweitens sehen wir, daß, wo es nöthig scheint, die Staatsgewalt eingreift, um eine gewisse Ordnung in das Chaos zu bringen.

Diesem Mangel einer planmäßig und einheitlich geleiteten Volkswirthschaft ist es zuzuschreiben, daß wir gewohnt sind, nicht volkswirthschaftlich, sondern immer nur privatwirthschaftlich zu denken. Wir sehen, daß irgend eine Erscheinung oder eine Regirungmaßregel etwa den Grundbesitzern, den industriellen Unternehmern, den Arbeitern Vortheil u. s. w. und anderen Bevölkerungsklassen Schaden bringt, aber es fällt uns schwer, die Frage zu beantworten, ob diese Erscheinung oder Maßregel „volkswirthschaftlich" — Das heißt: für die Gesammtheit günstig — ist oder nicht. Will man ein richtiges Bild von den wirthschaftlichen Erscheinungen gewinnen, so muß man — und hierin liegt die bisher viel zu wenig erkannte und richtig gewürdigte methodologische Bedeutung der diversen Schilderungen eines ganz-kommunistischen Gemeinwesens — sich im Geist in eine nach einem einheitlichen Plan geregelte Volkswirthschaft, also in einen Kommunistenstaat, etwa nach Utopien versetzen und sich die Frage vorlegen, wie die Angelegenheit sich dort gestalten würde.

Treten wir also die Reise nach Utopien an. Die Utopier treiben selbstverständlich auch Landwirthschaft und wir wollen annehmen, daß Bodenbeschaffenheit und Klima in Utopien ungefähr die selben sind wie in Deutschland, daß Utopien eine ziemlich dichte Bevölkerung besitzt, daß aber das Land in Folge des intensiven landwirthschaftlichen Betriebes noch immer im Stande ist, seine Bevölkerung selbst zu ernähren, und daher die Zufuhr fremden Getreides nicht braucht. Nun beginnen die Nordamerikaner — wie es gegen das Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren thatsächlich geschah —, ihre weiten und überaus fruchtbaren Ebenen dem Pfluge zu unterwerfen und Getreide im Großen anzubauen. Das nordamerikanische Getreide stellt sich billiger als das utopische. Das will sagen — da im Innern von Utopien nichts gekauft und verkauft wird und das Geld eine unbekannte Sache ist —: die Produktion von x Hektoliter Weizen, Korn, Gerste u. s. w. kostet in Nordamerika weniger Arbeit als in Utopien. Werden nun die Utopier anfangen, nordamerikanisches Getreide zu importiren? In unserer heutigen, auf individualistischer und privatwirthschaftlicher Basis organisirten Volkswirthschaft geschieht Das bekanntlich aus einem sehr einfachen Grunde. Die

Getreidehändler — Das kann ihnen Niemand verargen — wollen, wie alle übrigen Menschen, Geld verdienen. Wenn daher der Getreidehändler findet, daß das nordamerikanische Getreide sich entsprechend billiger stellt als das heimische, so wird er ruhig das amerikanische Getreide importiren und den dabei erzielten Gewinn mit größter Befriedigung einstreichen. Ob er damit den Getreidepreis im Inlande drückt und den heimischen Landwirth schädigt oder nicht: Das kann ihm ad personam gleichgiltig sein.

In Utopien jedoch gestaltet sich die Sache anders. Die Utopier sind gute Rechenmeister und werden sichs wohl überlegen, ob sie ein Gleiches thun sollen. Sie werden sich sagen, daß sie nöthigen Falles ihr Getreide eben so „billig“, also mit dem selben Arbeitaufwande produziren könnten wie die Nordamerikaner, nämlich dann, wenn sie ihre Felder mit einem geringeren Arbeitaufwande bestellen wollten als bisher, mit anderen Worten, wenn sie sich entschließen würden, zu einem weniger intensiven Betriebe der Landwirthschaft zurückzukehren. Ob Das aber für die Utopier von Vortheil wäre, ist fraglich; denn der Uebergang zu einer mehr extensiven Bodenbewirthschaftung zieht zwei schwer wiegende Konsequenzen nach sich. Erstens würden so und so viele tausend Personen, die bisher in der Landwirthschaft beschäftigt waren, entbehrlich; und zweitens würde jetzt in Utopien weniger Getreide geerntet so daß das Land nicht mehr im Stande wäre, seine Bewohner selbst zu ernähren, und fremdes Getreide zuführen müßte. Die in der Landwirthschaft entbehrlich gewordenen Arbeitkräfte müßten also in der Industrie beschäftigt und die von ihnen hergestellten Produkte auf den Weltmarkt, im gegebenen Falle nach Nordamerika, gebracht und dort gegen Getreide eingetauscht werden, das dann erst wieder per Schiff oder per Bahn nach Utopien transportirt werden müßte. Für die Utopier wäre dieser ziemlich umständliche Prozeß nur dann vortheilhaft, wenn die Herstellung der betreffenden Industrieprodukte, deren Transport nach Amerika und der Rücktransport des amerikanischen Getreides nach Utopien sie weniger Arbeit kosten würde als die Produktion des fraglichen Getreidequantums im eigenen Lande. Diese Frage wäre selbstverständlich nur auf Grund einer (ziemlich komplizirten) Rechnung zu entscheiden. Ergäbe die Rechnung ein gleich großes Arbeitquantum auf beiden Seiten oder gar ein ungünstiges Resultat für die Utopier, so wäre es höchst unklug, wenn sie die Sache in Angriff nehmen und im Hinblick auf das vermeintlich „billige“ nordamerikanische Getreide ihre heimische Landwirthschaft zurückgehen lassen wollten. Allein selbst wenn die Rechnung einen kleinen Gewinn für die Utopier ergäbe, wäre es fraglich, ob sie auf den Bezug des nordamerikanischen Getreides eingehen sollten und würden, weil Dem noch immer zwei gewichtige Bedenken entgegenstehen.

Zunächst ist zu erwägen, daß die Utopier, wenn sie das billigere nord=

amerikanische Getreide beziehen und ihre eigene Landwirthschaft extensiver zu betreiben beginnen, sich freiwillig in die Situation eines Landes begeben, das seine Bewohner nicht selbst ernähren kann. Diesen Schritt ohne zwingenden Grund zu thun, ist im Hinblick auf die ungeheuren politischen und wirthschaftlichen Gefahren, denen ein solches Land im Falle eines Krieges ausgesetzt ist, der denkbar größte Leichtsinn.

Zweitens denken die Utopier über den Welthandel zum Theil anders als wir. In ihrem Lande sind die Lehren der landläufigen Nationalökonomie nie zur Herrschaft gelangt und deshalb haben sie das Ammenmärchen, daß der Preis durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt werde, nie für baare Münze genommen. Die Regirung von Utopien ist oft genug in die Lage gekommen, überschüssige Landesprodukte gegen die Erzeugnisse fremder Völker zu tauschen, und hat aus der Erfahrung die Lehre gezogen, daß bei jedem Kauf- oder Tauschgeschäft der Preis im Wege eines Kampfes zwischen den beiden kontrahirenden Theilen festgesetzt wird. In diesem Kampf ist jeder der beiden Streittheile — genau wie im wirklichen Kriege — bestrebt, die Vortheile seiner Position nach Kräften auszunützen. Die Stärke oder Schwäche jeder dieser Positionen wird zwar durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage wesentlich beeinflußt, aber schließlich muß der stärkere Theil als Sieger aus dem Kampf hervorgehen und den Preis diktiren. Und der stärkere Theil in solchem Kampf ist immer Der, der das geringere Interesse an dem Abschluß des Geschäftes hat. Die Utopier wissen Das ganz genau; daher beneiden sie kein Volk, das mit ganzen Schiffsladungen von Waaren auf dem Weltmarkt erscheint. Sie sagen sich nämlich ganz richtig, daß Jemand, der als Anbietender mit Waaren auf dem Markt erscheint, sich von vorn herein in die schwächere Position begiebt, weil er damit mindestens den Anschein erweckt, als ob er als Bittender aufträte, der ein lebhaftes Interesse daran hat, seine Waaren zu verkaufen. Und seine Position wird um so ungünstiger, je größere Waarenmengen er auf den Markt bringt. Diesen Anschein suchen die Utopier als kluge Geschäftsleute zu vermeiden. Sie würden, wenn sie mit ihren Industrieprodukten auf dem nordamerikanischen Markte erschienen, um sie dort gegen Getreide einzutauschen, als der schwächere Theil im Preiskampf auftreten und könnten leicht in die Lage kommen, sich die Preise von den Amerikanern diktiren zu lassen. Und weil sie keinen für sie ungünstigen Handel abschließen wollen, vermeiden sie es so lange wie möglich, mit ihren Waaren fremde Märkte aufzusuchen.

Uns freilich, die wir den Gipfel menschlicher Vollkommenheit erklommen zu haben wähnen, dünkt der Standpunkt der Utopier ein unsäglich beschränkter, denn wir kennen keinen erhebenderen Anblick als den, wenn der Ozean nach allen erdenklichen Richtungen hin von Riesendampfern durchfurcht wird und

wenn auf dem Festlande unabsehbar lange Eisenbahnzüge fortwährend hin- und herkeuchen, — und wäre es auch nur, um die Waaren spaziren zu führen.

Bis hierher wurde angenommen, daß Utopien bei einem einigermaßen intensiveren Betrieb der Landwirthschaft immer noch das Getreide zu produziren vermag, das es braucht, um seine Bevölkerung zu ernähren. Wenn jedoch die Bevölkerung weiter zunimmt, und zwar in solchem Umfang, daß das Land auch bei intensivster Bewirthschaftung die Menschen nicht mehr zu ernähren vermag, so wird den Utopiern allerdings auch kein anderer Ausweg übrig bleiben als der, mit Industrieprodukten auf dem Weltmarkte zu erscheinen, um für sie Getreide zu erwerben. Der Vorgang wird jedoch anders aussehen als der, den wir heute erblicken. Zwei Sätze nämlich stehen für die Utopier fest und bilden den Leitstern ihrer (auswärtigen) Handelspolitik.

Die Utopier sind — wie erwähnt — von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es durchaus kein beneidenswerther Zustand für ein Volk ist, wenn es auf die Zufuhr fremder Brotstoffe angewiesen ist. Und zweitens huldigen sie der Anschauung, daß ein Export von Gütern, der das Maß des Nothwendigen überschreitet, dem Lande keinen Vortheil bringt, weil er überflüssiger Weise die Preise der Exportartikel drückt. Aus diesen Gründen werden die Utopier eifrig bestrebt sein, die Zufuhr des fremden Getreides auf ein Minimum zu beschränken, ihrem heimischen Boden durch die denkbar intensivste Bewirthschaftung so viel Getreide abzuringen, wie nur möglich ist, und werden nur das Getreidequantum importiren, das sie absolut nicht mehr im Lande selbst produziren können. Kommt es dann zum wirklichen Import des fremden (nordamerikanischen) Getreides, so wird die Regirung — da ja Utopien bekanntlich ein kommunistisches Gemeinwesen ist, wo die sämmtlichen (neu produzirten) Güter im Eigenthum der Gesammtheit, also des Staates stehen — ein solches Quantum von Landesprodukten, wie zur Bezahlung der Getreideeinfuhr nöthig ist, zum Export bringen. Die Herstellung und Veräußerung dieser Güter im Auslande erfolgt selbstverständlich auf Rechnung der Gesammtheit und hieraus folgt, daß ein etwa bei diesem Geschäft eintretender Verlust sich auf alle Utopier gleichmäßig vertheilt.

Und nun vergleiche man den Vorgang, wie er sich in Utopien abspielt, mit den Vorgängen in der wirklichen Welt!

Die überseeischen Länder, allen voran die Vereinigten Staaten von Nordamerika, fangen an, große Getreidemengen auf den Weltmarkt zu bringen, und zwar zu einem Preise, der sich viel niedriger stellt als der des europäischen. Die Mehrzahl der europäischen Staaten ist zwar noch ganz gut im Stande, ihre Bevölkerung und eventuell, bei intensiverem Betriebe der Landwirthschaft, eine noch größere Anzahl von Menschen selbst zu ernähren, aber danach fragen die Getreidehändler (denen man Das in der heutigen Volks-

wirthschaft absolut nicht verargen darf) nicht. Sie sehen, daß das fremde Getreide entsprechend billiger ist als das heimische, sie importiren also das überseeische Getreide, trotzdem der Import — wie gesagt — absolut überflüssig ist, und freuen sich, daß sie auf diese Weise ein gutes Geschäft machen. Und die Folgen hiervon sind:

1. Der Preis des inländischen Getreides wird gedrückt, so daß der Landwirth seinen bisherigen intensiveren Betrieb auf die Dauer nicht aufrecht halten kann und zu einem mehr extensiven Betrieb übergehen muß. Der extensivere Landwirthschaftbetrieb bedeutet aber geringere Ernten. Das Land, das bisher seine Bevölkerung und eventuell eine noch größere selbst ernähren konnte, begiebt sich also ganz überflüssiger und muthwilliger Weise in die Situation eines Landes, das auf die Zufuhr fremder Brotstoffe angewiesen ist.

2. Das Getreide — oder, mit anderen Worten, das Leben — in dem betreffenden europäischen Land wird zwar momentan billiger und Das gereicht dem Industriearbeiter augenblicklich zum Vortheil; aber das dicke Ende folgt bald nach. In Folge des Ueberganges zu einem extensiveren Landwirthschaftbetriebe werden so und so viele Tausende von ländlichen Arbeitern entbehrlich und von den Grundbesitzern entlassen. Diesen Arbeitern bleibt kein anderer Ausweg übrig als: sich der Industrie zuzuwenden; und die nothwendige Konsequenz ist ein Druck auf die Arbeitlöhne, so daß das „billige Brot" des Arbeiters in der kürzesten Zeit illusorisch wird.

3. Auf der anderen Seite muß die Industrie, die in der Zwischenzeit ins Riesengroße gewachsen ist und ihre Erzeugnisse im Inland nicht absetzen kann, um jeden Preis Absatzgebiete in fremden Welttheilen suchen; und nun beginnt der Wettbewerb der europäischen Länder, bei dem jeder Theil den anderen zu unterbieten sucht. So erleben wir das eigenthümliche Schauspiel, daß Europa bei allen erdenklichen, halb bevölkerten und nur nothdürftig geordneten Ländern fremder Zonen so zu sagen antichambrirt und demüthig um die Erlaubniß bittet, ihnen seine Industrieprodukte zu Spottpreisen überlassen zu dürfen. Europa muß diese wenig beneidenswerthe Rolle übernehmen, denn es bettelt ja bei jenen Ländern um Brot, um Brot für seine Bewohner, die es nicht mehr ernähren kann! Und selbstverständlich muß Europa um so demüthiger bitten und betteln, je weniger es seine Bewohner selbst ernähren kann und je größere Massen von Industrieprodukten es auf den Weltmarkt bringt.

Die europäischen Länder wären zum guten Theil noch immer im Stande, so viel Getreide zu produziren, wie sie zur Ernährung ihrer Bewohner brauchen, und jedenfalls mehr Getreide zu produziren, als sie heute erzeugen. Die Landwirthe dieser Länder wären mit tausend Freuden bereit, dieses Getreide zu liefern, wenn man sie in die Lage versetzte, ihren früheren inten-

siven Landwirthschaftbetrieb aufrecht zu erhalten oder eventuell noch zu steigern, wenn man ihnen also durch entsprechende Einfuhrzölle auf fremde Bodenprodukte die Möglichkeit böte, ihr Getreide zu lohnenden Preisen zu verkaufen. Aber hohe Getreidezölle können nicht bewilligt werden, denn Das wäre „Brotwucher" und erleuchtete Staatswesen müssen darüber wachen, daß den armen Industriearbeitern das „billige Brot" nicht unnützer Weise vertheuert werde. Auch muß man die Forderungen der „Agrarier" immer mit einem gewissen Mißtrauen aufnehmen, denn diese Leute sind reaktionär gesinnt und verfolgen egoistische Zwecke. Sie wollen hohe Getreidepreise, weil sie sich auf Kosten der übrigen Bevölkerung bereichern wollen, während umgekehrt die moderne Forschung lehrt, daß nichts so sehr zum Gedeihen einer Volkswirthschaft beiträgt wie billige Lebensmittelpreise.

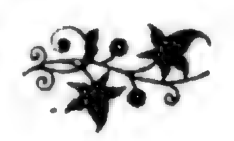
Der Widersinn der europäischen Agrar- und Handelspolitik ist aber damit noch nicht erschöpft. Kommt Utopien thatsächlich in die unangenehme Lage, fremdes Getreide importiren zu müssen, so nimmt dort — weil ja in Utopien die Institution des Privateigenthumes unbekannt ist und Alles dem Staat als dem Repräsentanten der Gesammtheit gehört — die Regirung den Export selbst in die Hand. Sie entnimmt den Staatsmagazinen das nöthige Quantum von Industrieprodukten, schafft sie nach dem Auslande und handelt dafür Getreide ein. Ergiebt sich dabei ein gewisser Verlust, weil die utopischen Industrieprodukte im Auslande nicht zu ihrem vollen Werth abgesetzt werden konnten, so trifft dieser Verlust den utopischen Staat und vertheilt sich auf die Gesammtheit der utopischen Bürger, wird für den Einzelnen also fast unfühlbar. In unserer so wunderbar organisirten wirklichen Welt beruht die Möglichkeit des Exportes von Industrieerzeugnissen (genau wie eventuell in Utopien) auf deren niedrigen Preisen. Die niedrigen Preise aber (und hierin unterscheiden wir uns von den Utopiern) setzen niedrige Produktionkosten, also in der Hauptsache niedrige Arbeitlöhne, und diese wieder niedrige Lebensmittelpreise voraus; die niedrigen Lebensmittelpreise aber werden bei uns durch den Ruin der Landwirthschaft erkauft. Während also in Utopien — wie es ja nur recht und billig ist — Verluste beim Export von der Gesammtheit getragen werden, werden sie bei uns auf die Schultern eines einzigen Standes, der Grundbesitzer, abgewälzt, die dabei erdrückt werden. Mit welchem Recht, bleibt allerdings fraglich.

Die Engländer konnten sich den Luxus gönnen, ihre Landwirthschaft zu opfern, denn sie haben bei ihren eigenthümlichen Agrarverhältnissen thatsächlich nur die „Landwirthschaft", nicht aber die Menschen, die „Landwirthe", geopfert. Die eigentlichen Landwirthe, die in England die Felder bestellen, sind bekanntlich die Pächter. Dem Pächter aber kann bis zu einem gewissen Grade der Ertrag des Bodens (die Preise der Bodenprodukte) gleich-

giltig sein; denn ist der Bodenertrag gering, so zahlt der Pächter schließlich auch einen geringen Pachtschilling. Die wenigen reichen Lords aber, denen in England der größere Theil des Landes gehört, müssen noch lange nicht betteln gehen, auch wenn jeder von ihnen einige tausend Pfund Sterling jährlich weniger an Pachtrente erhält. Anders auf dem europäischen Festlande, wo Hunderttausende von Familien ruinirt werden, wenn ihre Landgüter und -gütchen nicht mehr entsprechend rentiren.

Und die Moral der vorstehenden Geschichte? Das Land Utopien — zu deutsch ungefähr: „Nirgendheim" — existirt bekanntlich nicht; aber der Gedanke, der von Thomas Morus in seiner Erzählung verfochten wird, daß die Volkswirthschaft eines Landes mehr oder weniger einheitlich geleitet werden soll, ist auch in unserer wirklichen Welt richtig. Und wenn eine Regirung diesen Gedanken erfaßt und sich ihrer Aufgabe voll bewußt wird, dann wird sie bestrebt sein, nach dem Vorbilde Utopiens die Landwirthschaft ihres Volkes nicht verfallen zu lassen, sondern durch ausgiebige Zölle auf ihrem bisherigen Zustande um jeden Preis zu erhalten. Und wird die Zufuhr fremden Getreides wirklich unvermeidlich und muß die Erwerbung dieses Getreides im Auslande wirklich mit einem gewissen Verlust am Preis der exportirten Waaren erkauft werden, so lehrt der eben geschilderte Gedankengang, daß es unzulässig ist, diesen Verlust einem einzigen Berufsstande aufzubürden. Für einen solchen Verlust hat vielmehr die Gesammtheit aufzukommen, und zwar in der Weise, daß den exportirenden Industriellen erforderlichen Falles Export-Bonifikationen aus Staatsmitteln bewilligt werden oder daß die Regirung selbst den Getreide-Einkauf im Auslande besorgt.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.



Der Garten der Rosen.

Komm mit zum Feld der flammenden Blüthen,
Das ich schon einst im Traum gesehn;
Düfte kamen und Düfte versprühten,
Wie Träume kommen und Träume vergehn;
Fernab von der Straße, da liegt der Garten
In versponnener Wildniß, kein Pfad führt dahin:
Die durchs Leben gehetzt, die vom Glück Genarrten,
Die finden den Weg, — und ich war darin.

Hörst Du, wie leise, leise die Pforte
Sich vor uns öffnet im Mondenlicht?
Tritt flüsternd auf, daß am Zauberorte
Kein Laut das dämmernde Schweigen bricht.
Von verfallenen Mauern die Rosen hangen,
Rosen in Fülle, süß und rein;
Die Vögel schlafen, die abends sangen,
Und die Wege liegen im bleichen Schein.

Von den Blättern wie gleißender Schimmer geflossen,
Schreitet der Strahl durch das nächtliche Reich;
Es träumt die Stille — und silberumgossen
Träumt auch der Schwan auf dem dunkelnden Teich.
Wo ist Deine Hand? Ein athemlos Lauschen —
Schwebst Du wie Schatten noch neben mir her?
Wo bist Du? Ich hör' nur ein Beben und Rauschen
Und mich umwogt es, das geisternde Meer.

Dort ist das Feld, wo die Rosen flammen,
Sie athmen und glühen, sie schwellen und wehn;
Der Duft schlägt über mir brausend zusammen,
Halb im Traum, halb im Rausch muß ich starren und stehn.
Inmitten der Blumen, im Purpurgewande
Der Rosen blühende Königin;
Ich zögre, hochathmend, am wogenden Rande,
Doch ein Wink — und es reißt ihr zu Füßen mich hin.

O Wunder! Du bist es, es sind Deine Hände,
In die ich mein Haupt aufweinend barg.
In Rosen sterben, Das ist das Ende, —
Und Rosen und Rosen mein blühender Sarg;
In Schönheit vergehn, in Liebe verschäumen:
Das ist des Zaubers süßester Sinn!
Nun komm, den ewigen Traum zu träumen,
Du — meine Rosenkönigin . . .

Hamburg. **Theodor Suse.**



Die Theorie des Begriffs.

Warum und wie schafft der Mensch sich Begriffe? Die Möglichkeit eines Einblicks in die geheimnißvolle Werkstatt, aus der die Begriffe hervorgehen, ist vielfach bestritten worden. Hat doch selbst Kant, der so tief in die Begriffswelt eingedrungen war, daß Nietzsche ihn bekanntlich als den „verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben", bezeichnete, sich in diesem Sinn geäußert. In der „Kritik der reinen Vernunft" sagt er irgendwo: „Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. Dieser Schematismus unseres Verstandes in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden". Dieser Ausspruch eines Meisters klingt nicht sehr ermuthigend, läßt aber wenigstens die Möglichkeit offen, den verwickelten Thatbestand dann vielleicht einigermaßen aufzuhellen, wenn man einen anderen Weg einschlägt und den „Schematismus unseres Verstandes" gänzlich bei Seite läßt. Fassen wir zunächst nur einmal den Punkt ins Auge, der uns der Frage, warum der Mensch sich Begriffe schafft, näher bringt: daß er ursprünglich vor einer unübersehbaren Fülle von Erscheinungen steht, die er, eben weil sie unübersehbar ist, als Erkenntnißmaterial nicht verarbeiten kann. Sobald er um sich blickt, tauchen immer neue Erscheinungen vor ihm auf; denn da keine von ihnen einer anderen in jedem Punkt gleicht, so ist auch keine eine bloße Wiederholung der vorigen, sondern etwas Neues, das als Solches für sich und besonders verzeichnet werden müßte, wenn das Erkenntnißvermögen aus der dadurch entstehenden Bedrängniß nicht einen Ausweg fände. Der Mensch findet diesen Ausweg; er müßte sonst nicht ein vom Erkenntnißtrieb beseeltes und zur Herrschaft berufenes Geschöpf sein. Der Myriadenfülle der Erscheinungen, einzeln genommen, würde weder sein Auffassungvermögen noch sein Gedächtniß noch sein Erinnerungvermögen gewachsen sein; sie müßte für ihn zur Wirrsal werden. Er bemeistert sie, indem er gewisse identische Beziehungen oder Verhältnisse, die er an den Gegenständen seiner Umgebung wahrnimmt, ins Auge faßt und sie für sich vereinzelt heraushebt. Diese Gegenstände erkennt er als hoch, tief, niedrig, breit u. s. w., wenn er die Quantitäten — wie hoch, wie tief u. s. w. — gänzlich unberücksichtigt läßt und nur das zu Grunde liegende Verhältniß in Betracht zieht. Damit hat er sich dann aber auch in den Besitz des „Begriffs" entweder in substantivischer

oder in adjektivischer Form gesetzt. Der Begriff Hoch oder Tief ist in diesem Sinn ein durch Abstraktion gewonnener Repräsentant der konkreten und als solcher schon der Zahl nach unübersehbaren Höhen, Tiefen u. s. w. Eine unendliche Zahl ist durch diese Reduktion zu einer endlichen, ein Unübersehbares übersehbar geworden.*)

Wenn der Begriff die übersehbar zusammengefaßte Identität darstellt, die an die Stelle der unübersehbaren Menge der Einzelerscheinungen tritt, so bleibt die Frage offen, in welcher Weise bei den komplizirten Lebenserscheinungen die Zusammenfassung erfolgt. Bei der begrifflichen Gruppenbildung der unsere Erde bewohnenden Geschöpfe ist die Eintheilung nach den Wohnstätten am Leichtesten. Indem der Mensch das identische Verhältniß des Wasseraufenthalts als Wohnstätte ins Auge faßt, bildet er den Begriff: Fisch; auf gleiche Weise den Begriff: Vogel. Der Begriff: Erdbewohner, der sich als Gegensatz hierzu hätte bilden müssen, ist praktisch unanwendbar geblieben, weil die Spaltung der Erdbewohner in Mensch und Thier einen so großen Riß verursacht, daß die identische Beziehung der Wohnstätte an Wucht und ausschlaggebender Bedeutung dagegen völlig verschwindet und kein eigentliches Bindeglied mehr herstellt. Bei den wasserbewohnenden und luftdurchsegelnden Geschöpfen unseres Planeten ist der Umstand, daß sie Dies thun, ein so frappanter im Gegensatze zu dem Verhalten anderer Geschöpfe, daß er zu einem Hauptmerkmal wird, das dann in dem Begriffswort Fisch, Vogel seine bildliche Ausprägung erhält. Bei den erdbewohnenden Geschöpfen verhält es sich wesentlich anders. Die irdische Wohnstätte bildet kein ausschließliches Hauptmerkmal für die mit Sprache begabten Geschöpfe, also für den Menschen, da die mit Sprache nicht begabten Geschöpfe, die Thiere, es auch besitzen; und es bildet kein ausschließliches Hauptmerkmal für die Thiere, da die Menschen daran Antheil haben. An einem wissenschaftlich völlig unbestrittenen, qualitativen, nicht blos quantitativen Hauptmerkmal zur Unterscheidung des Menschen von dem erdbewohnenden Thiergeschlecht, wenn man es als Totalität, also mit Inbegriff aller seiner Geschlechter bis zu den Anthropoiden hinauf, faßt, fehlt es aber bekanntlich überhaupt, wenn die populäre Auffassung sich dadurch auch nicht abhalten läßt, sie in die zwei großen Abtheilungen der Menschen und Thiere und diese wiederum, immer unter Zusammenfassung gewisser identischen Kennzeichen, in Rassen, Arten, Unterarten, Familien u. s. w. zu zerlegen. Das Selbe gilt natürlich für das Pflanzen- und Mineralreich.

*) Die Quantität Unterschiede (wie hoch, wie tief u. s. w.), die fallen gelassen werden, sind individuelle Ausprägungen und kommen nur als solche hier in Betracht. Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Begriffsbildung auf der Abstraktion von der individuellen Ausprägung ruht.

Bei der begrifflichen Feststellung der Gliedmaßen (Kopf, Nase, Ohr, Auge u. s. w.) dient als Unterlage des Allgemeinen die Identität in Bezug auf die Funktion, wo eine solche, wie bei den Sinnesthätigkeiten, vorhanden ist, und der im normalen Bestand unveränderliche Standort, die Hoch- oder Tiefstellung des Gliedes am Körper, sein ein- oder zweiseitiges Auftreten u. s. w.

Auch die sogenannten moralischen oder ästhetischen Begriffe, Kraft, Kunst, Tapferkeit, Geduld u. s. w., kommen auf ähnliche Weise wie die bisher aufgezählten, dem sinnlichen Erscheinungsgebiet angehörigen, zu Stande. Auch sie bekunden sich als geistige Emanationen des Menschen in verschiedenen Stärkegraden in ihm und durch ihn. Indem die Stärkegrade unberücksichtigt bleiben, wird ihr identischer Kern vereinzelt hervorgezogen und als Begriff festgehalten.

Ich wende mich nun noch einmal zu Kant zurück, der dadurch das Verhältniß einigermaßen verwirrt hat, daß er die Einbildungskraft mit herangezogen hat, die ja eigentlich mit der Begriffsbildung an sich nichts zu thun hat. Der Begriff vom Hunde hat mit der Gestalt des Hundes, die ja gar nicht festzustellen ist, unmittelbar nichts zu schaffen. Er ist die Zusammenfassung gewisser identischen Merkmale der Geschöpfe, die solche (neben anderen verschiedenartigen Abzeichen, wozu ja auch die wechselnden Gestaltformen gehören) eben an sich tragen. Man bedenke, daß, was die Gestalt betrifft, gerade das Hundegeschlecht in sehr vielen Gestalten, von der winzigsten Miniaturausgabe des Schoßhündchens bis zum ungeschlachten Bullenbeißer, auftritt. Will die Einbildungskraft die Schwierigkeit, die sich daraus ergiebt, meistern und sich eine gewissermaßen abstrakte Hundegestalt vorstellen, so muß sie es bei einem ungefähren Umriß bewenden lassen, der mehr negativ als positiv das charakteristische Merkmal der Vierfüßigkeit festhält und eine gewisse selbständige, dem Hunde angehörige Form dadurch aufweist, daß er anders als gewisse andere Thiere, mit denen er aber doch einige Verwandtschaftähnlichkeit zeigt, zum Beispiel Wolf, Löwe, gestaltet ist. Dies würde so ungefähr den „allgemeinen Hund“ ergeben, der sich der Gestalt nach mit keiner einzigen der Erfahrung entnommenen Hundegestalt ganz deckt, aber sich auch von keiner einzigen so weit entfernt, daß er einem anderen Geschlecht zugerechnet werden könnte. Eine besonders „verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele“ scheint mir dieses Verhalten der Einbildungskraft nicht darzustellen.

Ich habe bisher die menschliche Begriffsbildung untersucht, sie aus der Bedrängniß des Erkenntnißvermögens gegenüber dem Unübersehbaren abgeleitet und ihr Wesentliches als Zusammenfassung des Identischen, so daß es im Begriff vereinzelt hervortritt, angegeben. Wie steht es nun mit den Thieren? Der bedeutende Sprachphilosoph Geiger sagt in seinem Werk über den Ursprung der Sprache einmal: „Wodurch entsteht ein Begriff wie

Roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesammteindruck zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder den selben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei aller ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blut, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzufassen: Das ist etwas ganz Anderes. Das thut kein Thier; denn Dies ist eben Denken." Ich halte diese ganze Auseinandersetzung für unrichtig. Zunächst ist es gar nicht möglich — geschweige denn leicht —, „zu sehen, daß Blut roth ist". Geiger selbst nennt Roth einen Begriff. Das ist es auch. Aber einen Begriff sieht man nicht. Roth als Begriff ist gewonnen worden durch einen Verzicht auf die verschiedenen Nuancen, in denen das Roth bald als Ziegelroth, bald als Dunkelroth, bald als Feuerroth, bald als Kirschroth sich präsentirt. Das eigentliche Sehen hat es stets mit einer dieser Nuancen zu thun. Die Meinung, daß das Thier Identisches an verschiedenen Objekten nicht aufzufinden und zusammenzufassen vermöge, wird durch die Thatsachen widerlegt. Wenn der Hund (und viele andere Thiere) seinen Herrn stets wiedererkennt und ihm entgegenwedelt, selbst bei einer Entfernung, wo der bei ihm so mächtige Geruchssinn ihm keinen Anhalt gewähren kann, so geschieht Das nur auf Grund einer solchen Zusammenfassung. Der Herr als sichtbare Erscheinung ist nicht zu jeder Zeit der Selbe; heute ist er so, morgen der Außenseite nach etwas anders gestaltet. Der Hund hat es mit all diesen Erscheinungen als Gesichtsobjekten zu thun und kann in ihnen den einen Herrn nur erkennen, wenn und weil er das Gleichbleibende, Identische als vorzüglichstes, immer wiederkehrendes Merkmal von der übrigen, wechselnden Ausstattung aus- und absondert und für sich zusammenfaßt. Trotzdem glaube auch ich nicht, daß das Thier dadurch im eigentlichen Sinn Begriffe erwirbt oder über Begriffe zu verfügen im Stande ist. Sein Unvermögen in dieser Beziehung wird, wie mir scheint, dadurch bedingt, daß ihm der Erkenntnißtrieb im engeren Sinn fehlt. Das Thier wird wesentlich nur von allerlei Bedürfnissen und im Zusammenhang damit von Ab- und Zuneigung, von Furcht und Freude bewegt. An Allem, was damit nicht im Zusammenhang steht, geht es achtlos vorüber. So ersteht denn für ihn auch keine Unübersehbarkeit von Erscheinungen, wie für den Menschen, keine Bedrängniß für das Erkennen und kein Bedürfniß, sich daraus durch Bildung von Begriffen zu befreien, wie der Mensch es thut. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob der Hund den bei ihm nicht aus einem Erkenntnißtrieb erwachsenen Begriff seines Herrn überhaupt mit sich herumführt. Wahrscheinlich wird er ihm nur durch die Freude, die er beim Anblick seines Herrn empfindet, zum Bewußtsein gebracht. Schon weil sie auf Furcht und Freude als die eigentlich zeugenden Faktoren eingeschränkt ist, trägt des Thieres Begriffswelt nicht entfernt den

universellen Charakter wie die des Menschen. Ich bin auch der Ansicht, daß Roth zum Beispiel nicht zur Begriffswelt des Thieres gehört, aber nicht, weil, wie Geiger meinte, das Thier es nicht einzeln herausheben, also denken könne, sondern, weil das Roth oder irgend eine andere Farbe, für sich betrachtet, kein Objekt für Freude oder Furcht ist.

Das Allgemeine vom Besonderen zu unterscheiden, bezeichnete Max Müller in der Einleitung zu seiner englischen Uebersetzung von „Kants Kritik der reinen Vernunft" als den „fundamentalen Prozeß, auf dem alles Denken beruht." Er meinte mit diesem Unterscheiden das Bilden der Begriffe; und in der That ist der Begriff, weil er eben die Unübersehbarkeit, an der alle Erkenntniß scheitern würde, aufhebt, so sehr das wichtigste Mittel für alle Auffassung geworden, daß Begreifen und Auffassen im Sprachgebrauch das Selbe bedeuten. „Hast Du Das begriffen" heißt so viel wie: „Hast Du Das aufgefaßt?" So wird der Begriff zur Bedeutung, zum Sinn. Wo er fehlt, fehlt der Rede Sinn; sie wird dann zum leeren Wortschwall. Das ist die Meinung, wenn Mephistopheles sagt:

> Denn eben, wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Dieser Ausspruch wäre umgekehrt aber eben so richtig und eigentlich noch treffender. Denn Worte stellen sich nur ein, wo die Begriffe nicht fehlen. Hätten wir sie nicht, hätten wir, statt mit ihnen, nur mit den einzelnen Erscheinungen zu thun, so hätten wir statt der Worte nur Eigennamen.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Sternennacht.

Gestern abends verfehlte ich in Frankfurt den Zug, der mich nach Hause bringen sollte. Es war der letzte. Drei Möglichkeiten, die lange kalte Nacht herumzubringen, lagen vor mir. Entweder sofort ein Hotel aufsuchen und mich dort als praktischer Mann der „Jetztzeit" ins warme Bett legen, um den Morgen zu erschlafen. Aber ich bin ein deutscher Dichter und Schriftsteller und als Solcher natürlich kein praktischer Mann. Oder die zweite Möglichkeit: Frankfurt bei Nacht zu studiren, von Café zu Café zu wandern, bis des Lebens letzte Gluth verglüht war. Dann einen Morgenbummel durch die gähnenden Straßen zu machen, bis der Bahnhof seine Hallen zu neuem Verkehr erschließt. Die Aussicht reizte einen Augenblick; aber erstens erinnerte ich mich, daß ich nicht in München oder Wien oder Paris oder meinetwegen selbst in Hamburg sei, sondern in Frankfurt, wo man gute warme Betten noch ganz besonders zu schätzen weiß; und zweitens erinnerte ich mich, daß ich nicht erst einmal zwanzig Jahre zähle, sondern schon mehr als zweimal zwanzig, daß ich also die natürliche Legitimation zu obdachlosem Umherschweifen nach deutscher Anschauung nicht mehr

besitze, daß ich außerdem die kulturelle Legitimation zu dergleichen Thun noch nicht besitze, denn diese erringt sich der deutsche Schriftsteller erst mit dreimal zwanzig Jahren, dann, wenn seine geistigen Funktionen zu erlöschen beginnen und seine Finger eben steif und krumm genug geworden sind, um im Schatten der Nacht Cigarrenstummel und sonstige Kulturabfälle zu neuer, ausgiebiger, sein eigenes Dasein aber durchaus sicher stellender Verwerthung sammeln zu können. Und die dritte Möglichkeit, die lange Nacht herumzubekommen: mit dem wiesbaden kölner Bummelzug bis Höchst fahren und von dort die grade, sechs Kilometer lange Ulmenallee bis Soden zu Fuß laufen. Ich sah nach den Sternen Sie leuchteten durch den graurothen Dunstflor, der über der Stadt hing. „Da draußen werden sie blitzen", sagte ich mir.

Ich gedachte der Späte. „Du kommst um halb Zwei längstens an", sagte ich mir, „und Dein kleiner Goldkopf, schläft er auch fest und warm in seinem Kinderbettchen, fühlt doch im Schlafe selbst, daß Du da bist, daß er nicht allein liegt in Papas Zimmer, und er wird um so glücklicher schlafen.„

Ich gedachte der Kälte. Ueber zehn Grad. Und da draußen die weite, ungeschützte Hochfläche, über die sich die Chaussee hinzieht. Aber schon stand ich auf dem Trittbrett des Wagens; und in einer Minute gings ab. „Du kannst ja immer noch in Höchst bleiben", tröstete ich mich. Aber in Höchst war Alles schon im Schlaf. Da drüben noch das matte Licht aus einer verborgenen Kneipe, sonst Alles stumm und still. Dort lief auch schon der Laternenmann mit seiner langen Stange und löschte die Lichter. Der Schnee sang und knirschte unter seinen eilenden Füßen. Also los.

Eine frische Cigarre zündete ich mir an, schlug den Mantelkragen in die Höhe, und hinaus gings in die kalte, schneeig glänzende Winternacht. Kein Mensch mehr weit und breit. Aber hinter mir leuchteten die Lichter von Frankfurt und Höchst, über mir blitzten die Sterne. Meines Vaters gedachte ich. Wie oft war er mit dem selben Stock, der nun in meiner Hand ruhte, durch die Nächte dahingewandert, wenn Menschenweh ihn um ärztliche Hilfe rief. Und heute in meinem Falle: er hätte zwar den Zug nicht versäumt, denn seine Uhr ging auf die Minute, während meine, geht sie überhaupt, mir immer nur so mit einer halben Stunde Differenz die Zeit, in der wir stehen, genau verkündet. Aber gesetzt den Fall, er wäre an meiner Stelle gewesen: auch er wäre heimgewandert, heim trotz Nacht und Kälte. Und Das freute mich. Aber ein Gedanke hing sich an: Da drin von den hunderttausend Stadtmenschen thäten es keine Zehn mehr. Warum? Das wäre ihnen doch zu ungemüthlich. Die Zeit hat die Gewohnheiten verändert und die Empfindungen. Gleiche ich meinem Vater, so gehöre ich zu einer absterbenden Generation. „Machts Dir was?" riefs mir zu. „Keine Spur!" gab ich zur Antwort.

Und das Querspiel zweier Gedankenrichtungen setzte ein.

„Der Mord in Königstein auf offener Landstraße bei sinkendem Tage vor zwei Wochen kaum", gruselte es auf.

„Ja, ja! Wer aber wird wohl hier auf der Landstraße nach Mitternacht bei solcher Kälte" — ich stolperte über einen erfrorenen Hasen — „warten, ob vielleicht noch ein Mensch zum Totschlagen vorübergeht?"

„Es könnte doch immerhin sein: und außerdem führst Du fast ein Ver-

mögen bei Dir. Denk' einmal: noch acht volle Mark und einige Nickel dazu! Es würde sich lohnen."

„Dummes Zeug", sagte ich dem neckenden Kobold. „Das ganze Vermögen könnte ein armer Teufel ohne jede persönliche Anstrengung von mir haben. An dem Punkte bin ich doch weich wie ein siebenzehnjähriges Mädchen."

Der Kobold fuhr mit seiner Batterie ab und suchte eine andere Position. Er schien sie gefunden zu haben, denn plötzlich schoß er mir einen Gedanken her, der furchtbar war.

„Ein Wolf! Aus der Eifel, aus dem Jura ... die Winterkälte, der Hunger trieb ihn der Ebene zu. Da ist er!"

„Ja wohl, Hanswurst! Und zufällig kommt dieser zufällige Wolf aus dem Jura, meinetwegen auch aus den Ardennen oder aus Ungarn, Bulgarien, Rußland auf die königsteiner Landstraße, immer noch hungrig, da er auf seiner weiten Reise auch nicht einen Bissen fand, ja, gerade darum zehnfach hungrig, und trifft jetzt nachts zwischen zwölf und ein Uhr ganz zufällig auf mich, als den ihm vom Schicksal auserkorenen Braten."

„Spotte nicht! Du weißt doch, welchen wunderbaren Instinkt diese Thiere haben, wie weit ihre Witterung reicht; und nicht gerade jetzt kommt er hier an, sondern die Nacht lockte ihn nur zum Beutegang aus seinem Schlupfwinkel da drüben in den Bergen, wo er sich seit einigen Tagen schon aufhält und die Gelegenheiten auskundschaftet."

„Man merkt, daß Du der Kobold eines Dichters bist. Also laß mich zufrieden mit Deinem Narrenzeug und rede mir von etwas Schönerem. Sieh doch die Sterne: wie wundervoll sie blitzen!"

Der Kobold schien meine Mahnung zu beherzigen. Keinen leisen Laut vernahm ich, als ich den Schritt hemmte, um die wunderbare Nacht mit Augen und Ohren zu genießen. Kaum aber trieb die Kälte mich weiter, so war er wieder da und begann, ganz leise: „Fürchtest Du Dich eigentlich gar nicht?"

„Das will ich nicht sagen. Immer in ungewohnten Lagen steigt mir zuerst ein Gefühl der Unbehaglichkeit auf. Und immer rinnen die ersten Gedanken noch in jene tiefgegrabenen Rinnsale, die man mit Gespenster-, Räuber-, Bestiengeschichten in mein Kindergehirn grub. Kaum treffen äußere Erscheinungen, wie Nacht, Einsamkeit, unkenntliche Dämmer- und Nebelgestalten, meine Sinne, so rutschen die Gedanken ganz von selbst die alten gruseligen Verbindungbahnen hinab und versuchen, mich mit ihren Deutungen aus alter Erinnerung zu narren und zu schrecken. Aber ein einziges Besinnen, — und ich jage sie in andere Bahnen. Und auch Dich zwinge ich heute noch, mir Schöneres zu erzählen."

Mein Kobold kicherte. „Ich strecke die Waffen. Komm, ich will Dich Etwas fragen. Welche Drohbilder siehst Du zuerst?"

„Menschen", sagte ich, „aus Verzweiflung oder wild gewachsener Roheit zur Brutalität getriebene Menschen!"

„Und dann?"

„Dann? Nichts mehr! Anderes droht da kaum."

„Ist es nicht merkwürdig, daß Mensch vor Mensch sich fürchtet?"

„Nicht nur merkwürdig, sondern schauderhaft ists."

„Glaubst Du, daß es jemals anders werden wird?"

„Ja, felsenfest glaube ichs.“

„Wie denkst Du Dir Das denn? Erzähl mirs einmal!“

„Das ist nicht so schwer auszudenken. Sieh einmal, hier gehe ich dahin, allein in stiller Nacht, ohne Waffe als diesen treuen Stock meines Vaters und die Kraft meiner Arme. Keine Furcht vor irgend einer Bestie, geschweige denn vor Gespenstern, durchzittert mir die Brust. Was hier noch von einem Thiere drohen könnte, wäre höchstens ein gereizter Hund. Und den fürchte ich nicht. Einstmals aber gab es auch hier wilde Thiere und der alltägliche Kampf des Menschen mit ihnen war eine Nothwendigkeit. Auf Schritt und Tritt umlauerte ihn die Gefahr. Da erfand der Mensch ein Mittel, sich gegen diese Gefahr zu schützen, das größte, das eigentliche Mittel seines Wesens: er selbst trat aus dem Dunkel des Waldes heraus; er lichtete den Wald um seine Wohnstätte herum, so daß er freien Umblick gewann und die Gefahr erkannte, die vom Waldrande her zu nahen wagte. Weit mehr noch als der persönliche Kampf des Menschen gegen die Bestie scheint mir dieser Lichtkampf die wilden Thiere von ihm verscheucht zu haben, immer weiter verscheucht, bis endlich dem Raubthier fast jeglicher Schlupfwinkel in unsern Kulturländern entzogen war. Und wagte es sich unter dem Schatten der Nacht hervor: dort, an der menschlichen Wohnstätte, brannte das Feuer und vertrieb im Umkreise selbst das Dunkel der Nacht. Einmal, ganz instinktiv, zu dieser Erkenntniß gelangt, fuhr der Mensch fort mit seiner Lichtbereitung um sich her, denn das Licht war in Allem und zu Allem sein bester Genosse. Es leuchtete in Alles hinein und erwies seine wunderbare Heilkraft heute sogar den winzigsten Feinden des Menschenlebens und der menschlichen Gesundheit gegenüber, die ehedem wie ein gigantisches Gespenst den Rath- und Hilflosen überfallen hatten: den Krankheiterregern, jenen einzelligen Lebewesen gegenüber, deren unheimliches Werk die Hekatomben von Menschenopfern fordernden Epidemien sind. Um den Menschen herum ward es hell und heller; und licht und lichter wurde es damit zugleich auch in ihm. Das aber war das weit schwerere Werk. Die wilde Bestie war eine grobe Erscheinung; und ein grobes Mittel reichte gegen sie aus. Eine unheimlich feine Erscheinung aber ist der Bazillus; gegen ihn vermag eine Axt, ein Schwert, eine Kugel nichts. Aber der Lichtstrahl vermag Etwas gegen ihn. Und noch viel schwerer zu bekämpfen sind die immer noch forterbenden Vorstellungen aus jener wilden Kampfzeit, die Vorstellungen, die in unseren Hirnen sitzen wie alt überlieferte Gewohnheiten, die uns schrecken und verwirren und unserem Denken und Thun jene schwer erkämpfte Ruhe der Besonnenheit und Heiterkeit immer wieder zu rauben drohen, die wir uns in Jahrtausende währendem Kampf zu erringen bemühten. Aber so sicher, wie die Bestie zurückwich, immer wieder zurück in Wildniß und Waldesdunkel vor der Lichtzone, die der Mensch um sich schuf: so sicher, wie Licht und Erkenntniß uns helfen werden, jener Krankheit und Verderben bringenden Gespensterwolken Herr zu werden: so sicher wird lichtvolle Erkenntniß allmählich in die Köpfe Aller dringen, jene traditionellen Vorstellungen auszurotten und zu verscheuchen. Und die Furcht des Menschen vor dem Menschen: sie allein soll bestehen bleiben? Denke Dich einmal bis hierher durch! Frage Dich, ob Das noch möglich sein wird, — dann, wenn es dem Menschen gelang, jede andere Furcht aus seinem Herzen zu vertreiben? Wenn er in voller Sicherheit, wohin sein Fuß

ihn immer führen mag, dahinwandelt? Unmöglich, sage ich; auch in ihm selbst wird die Lichtzone weiter und weiter werden, die Bestie in ihm wird sich in die fernsten Schlupfwinkel seines Innern zurückziehen; sie würde nur hervorbrechen, wenn Hunger sie zu Wahnsinn und Verzweiflung triebe; aber zu weit ist die Erkenntniß vorgedrungen, als daß es der Mensch zu diesem Aeußersten dann noch kommen ließe. Und dann? Zurückgedrängt in diesen hintersten Schlupfwinkel, dieser Schlupfwinkel selbst mehr und mehr eingeengt durch die fortwährende Ausbreitung der Lichtzone im Menschen, wird sie einmal verschwinden mit dem letzten Schattendunkel, das die menschliche Natur in sich beherbergte; sie wird aussterben, wie die Geschlechter der Bestien ausstarben, die einst den Schritt des Menschen mit allen Schrecken umdrohten."

Er lachte: „Du träumst von einer Gefahrlosigkeit des Menschenlebens?"

„O nein, mein Lieber, davon träume ich nicht. Die Gefahr ist immer da. Aber davon erzählt mir mein Denken, daß die Gefahr um uns her ihr grobsinnliches Aeußere allmählich verlieren wird, daß wir nicht ewig verdammt sind, in grob brutalem Kampfe die Gefahr zu bestehen, sondern, je feiner sie sich zu verstecken versteht, um so feiner und listiger auch die Einsicht des Menschen wird. Nicht davon träume ich, daß das Leben einmal gefahrlos werde, wohl aber weiß ich, daß der Mensch sich gegen alle Gefahr eine Waffe errang, eine Waffe, die ihm nie wieder zerbrechen soll, die Waffe des Lichtes. Seine Einsicht, seine Vorsicht wird ihm helfen, die Gefahr zu bestehen. Von fern her wird er sie kommen sehen über die weite Lichtung, die er um seine Heimstätte zog; und naht sie: er wird vorbereitet sein, sie zu empfangen. Der Mensch des Menschen größter Freund: diese Erkenntniß ist so natürlich, daß man sich nicht wundern darf, zu sehen, wie aus ihr alle Hilf- und Schutzgenossenschaften aller menschlichen Geschichte hervorgingen; wohl aber darf man sich wundern, daß sie nicht längst bis zum Einzelnen hinabdrang, daß der Begriff ‚ein fremder Mensch' nicht längst aus dem Wörterbuche der Menschen verschwand, aus dem Wörterbuche und der alltäglichen Praxis, trotz der seit zweitausend Jahren gepredigten Christuslehre: Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst!"

Mein Kobold lachte: „Die Vergehenden werden immer die Hasser und Todfeinde der Werdenden und Aufstrebenden sein. Daran läßt sich nichts ändern."

„Das Licht wird es ändern", sagte ich ruhig. „Das Licht, das erkennen läßt, daß das Vergehen der Einen nicht die Schuld des Werdens der Anderen ist, so wenig die wachsende Kraft des Enkels die Schuld an dem Altwerden, an der wachsenden Kraftlosigkeit des Großvaters trägt. Was die Höhe der in ihm verkörperten Energiesumme erreichte, steigt von der Höhe wieder hinab, ganz gleich, ob Volk, Stamm, Geschlecht, Familie oder Einzelner. In der Anlage liegt die Höhe beschrieben, und ward sie erreicht, so sah ich den Frieden kommen und die Befriedigung. Das Absteigen ward nicht schwer empfunden und raubte diesem gesunden Alter nichts von seiner Heiterkeit und inneren Schönheit. Nur, wo die Höhe nicht erreicht wurde, da flammte der Haß auf, die Wuth gegen Alle, die ihr zustrebten."

„Du läßt Dich nicht irr machen", sagte mein Kobold.

„Nein, ich sehe die Schöpfung des Lichtes und ich vertraue seiner Kraft. Sieh hinauf! Millionen und Abermillionen Sterne dort oben! Ihrer Größe

entsprechend, ist der Raum, der ihnen zur Verfügung steht, wahrlich nicht größer als der Raum, den die Menschen auf Erden für sich haben. Vergehende Gestirne dort oben, wie werdende! Alle durcheinander! Siest Du Etwas von Haß? Leuchten nicht alle in gleicher Schönheit? Die Jungen in blitzender Weißgluth, die Aelteren gelb, roth, — in allen Farben! Keiner geräth dem Anderen in seine Bahn. Und ist es nicht gleich, ob Gestirne oder Sonnenstäubchen? Meinen Buben beobachtete ich neulich, wie er die Sonnenstäubchen betrachtete, die in einem Sonnenstrahl tanzten. ‚Sieh, die kleinen, kleinen Vögelchen‘, rief er mir zu. ‚Und paß auf: jetzt blas' ich hinein, wie sie dann wild werden!‘ Er blies hinein; ein Weltenwirbel, ein gigantischer Sturmwind, der in eine Sternenwelt fegte. Und dennoch, trotz dem Wirbel, ein Ausweichen, ein Fliehen der Einen vor den Anderen, nirgendwo ein zerschmetternder Zusammenstoß! Der Sturmwind fegte davon; und wie in geschäftiger Eile suchten Alle wieder ihre Bahn, ihre Distanz von einander."

„Es giebt doch Sonnen, die Gestirne fressen?" warf mein Kobold ein.

„Ja; aber merken wir was davon, daß die Sonne daran ist, die Erde zu fressen? Empfinden wir nicht dieses Fressen als eine Liebkosung der Sonnenstrahlen? Locken sie uns nicht zu höchster Lebensbethätigung? Welcher Mensch aber, ausgesogen von seinem Mitmenschen, empfindet Das als eine Liebkosung? Der Schritt der Natur ist ein weicher, liebender. Zur höchsten Entfaltung der Lebenskraft lockt er; und ward das Ziel erreicht, so vertheilt sie die Abnahme der Kräfte auf lange Zeiten, so daß der gesunde Mensch das Altwerden kaum verspürt. Wo aber der Mensch in das Werden des Menschen eingreift, da schreit der Schmerz auf. Ueberarbeit und Ueberanstrengung fordert der Aussaugende, so daß die verausgabte Kraft sich nicht wieder in den Stunden der Ruhe zu ersetzen vermag. Ein Mangel bleibt und der Mangel wird empfunden, und um so schmerzlicher, je rascher er wächst. Beginne ich heute meine Arbeit mit einem Defizit an Kraft, die ich gestern zu viel verausgabte, so wird meine Arbeit heute schwerer und schmerzlicher werden; ich werde noch mehr von dem Kraftvorrath borgen müssen, der für morgen bestimmt war. Das Defizit wächst von Tag zu Tag und ich schleppe mich schließlich nur noch unter Qualen dahin, bis ich zusammenbreche. Aber das Licht wird dem Menschen auch den Weg wieder weisen, an dessen Ziel die Liebe steht, die kosend aussaugt, wie der Sonnenstrahl, und gleich ihm zur That lockt, als zu des Menschen höchster Freude."

Da flog mein Kobold von dannen. „Glück zu! Lerne von den Sternen immer mehr und besser", rief er mir zu. „Schönheit bricht aus ihren Strahlen und ich will Dich nicht mehr schrecken. Aber Eins ist falsch: die Furcht des Menschen vor dem Menschen soll bleiben! Nur wandeln muß sie sich aus der Furcht des Menschen vor der Bestie im Menschen zur Ehrfurcht des Menschen vor dem Menschen! Geh hin und sags ihnen!"

Glücklich erreichte ich mein Heim. Mein Goldkopf schlief: und als ich mit der grünverhängten Lampe leise ins Zimmer trat, ganz leise, leise, da lächelte er im Schlaf und stammelte traumumfangen: „Das wird aber 'mal fein!"

Laubenheim. Mathieu Schwann.



Die moderne Seele.*)

Die glänzende Gesellschaft unter dem vierzehnten Ludwig hatte keinen Bestand: ihre eigene Entwickelung verursachte ihre Auflösung. Die Regirung, die unabhängig gewesen war, endete damit, fahrlässig und tyrannisch zu werden; mehr noch: der König vergab die besten Aemter und alle Titel an die Herren seines Hofes, die in seiner Gunst standen. Dem Bürgerthum und dem „Volk", die Beide an Zahl, Reichthum und Aufklärung zugenommen hatten, erschien dies System ungerecht und sie fühlten sich um so mächtiger, je mehr ihre Unzufriedenheit wuchs. Sie machten die französische Revolution und schufen nach zehn Jahren der Unruhen eine volksfreundliche, Gleichheit verkündende Verfassung, einen Zustand, in dem alle Aemter für Alle erreichbar sind. und zwar gewöhnlich nach Prüfungen und Befähigungnachweisen und nach festen Bestimmungen über die Beförderung. Die Kriege des Kaiserreiches und die Kraft des Beispieles trugen allmählich diese Verfassung über die Grenzen Frankreichs hinaus; und heute kann man sagen, daß, unter örtlichen Verschiedenheiten und zeitlichen Verzögerungen, ganz Europa sie nachzubilden strebt. Diese neue Ordnung der Gesellschaft hat — in Verbindung mit der Erfindung der gewerblichen Maschinen und der großen Milderung der Sitten — die Lebensbedingungen und folglich auch den Charakter der Menschen geändert. Sie sind jetzt von aller Willkür befreit und von einer guten Polizei beschützt. Wie niedrig sie auch immer geboren seien: jede Laufbahn steht ihnen offen; die ungeheure Vervielfältigung aller nützlichen Dinge macht den Allerärmsten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten erreichbar, die noch vor zwei Jahrhunderten nicht einmal die Reichen kannten. Daneben hat sich die Strenge der Zucht in der Gesellschaft wie in der Familie gemildert. In der selben Zeit, wo der Bürger die Rechte erwarb, die früher Privilegien des Adeligen gewesen waren, ist der Vater zum Kameraden seiner Kinder geworden. Kurz: in allen sichtbaren Theilen des menschlichen Lebens hat sich die Last des Unglückes und der Bedrückung verringert.

Aber als Gegenwirkung haben Ehrgeiz und Begehrlichkeit ihre Flügel ausgespannt. Der Mensch, der nun Wohlbefinden kostete und Glück vor sich auftauchen sah, hat sich gewöhnt, Glück und Wohlbefinden für Dinge zu halten, die ihm zukommen. Er ist, während er mehr erhielt, immer begehrlicher geworden und seine Ansprüche sind noch weit über seine Errungenschaften hinausgewachsen. In der selben Zeit haben die positiven Wissenschaften einen ungeheuren Aufschwung genommen, allgemeine Bildung hat sich verbreitet und der befreite Gedanke hat sich an alle Kühnheiten gewagt. Daher ist es gekommen, daß die Menschen, indem sie die Ueberlieferungen verließen, die früher ihren Glauben leiteten, sich fähig fühlten, einzig durch die Macht ihres Geistes die höheren Wahrheiten zu erreichen. Sittenlehre, Religion, Staat: Alles haben sie in Frage gestellt, auf allen Wegen tastend gesucht und wir sehen heute den

---

*) Im Februar soll bei Eugen Diederichs in Leipzig Taines „Philosophie der Kunst" erscheinen. Herr Ernst Hardt hat das berühmte Werk übersetzt, das in deutscher Sprache noch nie veröffentlicht worden ist und hoffentlich viele seiner feinen Weisheit zugängliche Leser findet. Als Probe sei hier ein Fragment geboten.

sonderbaren Zwist der Sätze und Sekten, die einander ablösen und uns sämmtlich mit einer neuen Lehre ein vollkommenes Glück verheißen.

Ein solcher Zustand der Dinge hat natürlich Folgen für die Vorstellungen und für die Geister. Der Mensch, der die Szene beherrscht und dem die Zuschauer das größte Maß ihrer Aufmerksamkeit und ihres Mitgefühls widmen, ist der ehrgeizige und schwermüthige Schwärmer, René, Faust, Werther, Manfred, das unbefriedigte, leise unruhige und unheilbar unglückliche Gemüth. Der Mensch ist aus zwei Gründen unglücklich. Zunächst ist er zu empfindsam, zu sehr von kleinen Uebeln geplagt, er hat ein zu großes Bedürfniß nach weichen und wonnigen Erregungen, er ist an Wohlbehagen gewöhnt. Er hat die halb ritterliche, halb bäurische Erziehung unserer Vorfahren nicht gehabt, er ist von seinem Vater nicht rauh behandelt, in der Schule nicht geschlagen, nicht in einer stummen Ehrfurcht vor den Erwachsenen gehalten, durch knechtischen Gehorsam in seiner Entfaltung nicht behindert worden; er war nicht, wie in der alten Zeit, gezwungen, sich seines Armes und seines Degens zu bedienen, zu Pferde zu reisen und in schlechten Herbergen zu übernachten. In der lauen Luft des modernen Wohlseins und der häuslichen Sitten ist er zart, nervös, reizbar und unfähiger geworden, sich dem Verlauf des Daseins anzupassen, das immer Mühe auferlegt und Anstrengung erfordert. Auch ist er ein Zweifler an Allem. Nach dieser großen Erschütterung des Glaubens und der Gesellschaft, nach diesem Durcheinander von Lehren, diesem Einbruch von Neuheiten schleudert ihn die Frühreife des zu schnell gebildeten und zu schnell gefällten Urtheils ganz jung hinein ins Abenteuerliche, weit weg von dem breiten, gebahnten Pfade, den seine Väter aus Gewohnheit, unter der Führung des Herkommens und dem Einfluß der geistigen Machthaber, beschritten hatten. Da alle Schlagbäume, die den Geistern als schützende Geländer dienten, aufgezogen sind, hat er freie Bahn in dem unbegrenzten Feld, das sich vor seinen Augen aufthut. Seine Neugier und sein Ehrgeiz, die übermenschlich geworden sind, treiben ihn, der unbedingten Wahrheit und dem nie getrübten Glück nachzujagen. Weder die Liebe, noch der Ruhm, noch die Wissenschaft, noch die Macht können, so, wie diese Welt sie bietet, ihn befriedigen; und die Ueberschwänglichkeit seiner Wünsche, aufgereizt durch die Unzulänglichkeit seiner Errungenschaften und die Nichtigkeit seines Besitzes, lassen ihn zerschlagen auf den Trümmern seines eigenen Wesens zurück, ohne daß ihm seine überanstrengte, niedergebeugte und machtlose Einbildungskraft das Jenseits, nach dem er strebt, und das unbestimmte Etwas, das ihm fehlt, in befriedigender Klarheit darzustellen vermöchte. Dieses Uebel ist die Krankheit des Jahrhunderts genannt worden.

Ich kann hier nicht die unzähligen Wirkungen eines solchen geistigen Zustandes auf alle Kunstwerke zeigen. Man wird sie in der Entwickelung der philosophischen, lyrischen und schwermüthigen Poesie in England, Frankreich und in Deutschland wiedererkennen, ferner an der Steigerung und Bereicherung der Sprache, an der Erfindung neuer Dichtarten und neuer Charaktere, in dem Stil und in den Empfindungen aller großen modernen Schriftsteller von Chateaubriand bis Balzac, von Goethe bis Heine, von Cowper bis Byron und von Alfieri bis Leopardi. Man wird die selben Anzeichen in den bildenden Künsten entdecken, wenn man den fieberhaften, gequälten oder mühsam alterthümlichen Stil betrachtet, die Sucht nach dramatischer Wirkung, nach seelischem Ausdruck und

nach örtlicher Genauigkeit, wenn man die Verwirrung beobachtet, die alle Schulen durcheinandergeworfen und die Methoden verdorben hat, wenn man auf den Ueberfluß an Begabungen achtet, die, von neuen Regungen erfaßt, neue Wege gebahnt haben, und dem tiefen Naturgefühl lauscht, das uns eine Landschaftmalerei geschaffen hat. Die auffälligste Entwickelung aber ist die der Tonkunst. Diese Kunst mußte in den beiden Ländern entstehen, wo man von Natur singt: in Italien und in Deutschland. In Italien ist sie in hundertundfünfzig Jahren zwischen Palestrina und Pergolese, wie einst die Malerei zwischen Giotto und Masaccio, langsam und still gereift; langsam hat sie ihre Methoden entdeckt und tastend alle Hilfsquellen zu erreichen gesucht. Dann, mit einem Schlage, nimmt sie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Scarlatti, Marcello und Händel ihren Aufschwung. Dieser Augenblick ist bedeutsam. Damals ging die Malkunst in Italien zu Ende, unter der staatlichen Erschlaffung erblühten die weichen, wollüstigen Sitten, die für die gefühlvollen Zärtlichkeiten und Nachtigallensänge der Oper eine ganze Versammlung von Cicisbeos, Lindors und schönen, verliebten Frauen schufen. Damals konnte das ernste und schwerfällige Deutschland, das später zum Selbstbewußtsein gelangte als die anderen Länder, die Größe und Strenge seiner religiösen Empfindung, die Tiefe seiner Wissenschaft und die unbestimmte Schwermuth seiner Gefühle in der Kirchenmusik seines Sebastian Bach offenbaren, noch ehe es die evangelische Heldendichtung seines Klopstock erlebte. In dem alten und in dem jungen Volke beginnt die Herrschaft und der Ausdruck des Gefühles. Zwischen Beiden, halb germanisch und halb italienisch, vereinigt Oesterreich die beiden Geistesarten, erzeugt Haydn, Gluck und Mozart und die Musik wird bei dem Nahen der großen Seelenerschütterung, die man die französische Revolution nennt, allgemein und weltumfassend, wie einst die Malerei unter dem Andrang der großen Erneuerung der Geister, die von uns Renaissance genannt wird. Nichts Erstaunliches liegt in dem Erscheinen dieser neuen Kunst, denn sie entspricht dem Erscheinen des neuen Geistes, dem des herrschenden Menschen, jenes ruhelosen und feurigen Kranken, den ich zu schildern versucht habe: zu seiner Seele haben Beethoven, Mendelssohn, Weber, Meyerbeer, Berlioz und Verdi gesprochen; an ihre verfeinerte und übertriebene Empfindsamkeit, an ihre unbestimmte und maßlose Sehnsucht wendet sich diese Musik. Sie ist ganz für diesen Zweck geschaffen und keine andere Kunst vermag ihn so gut wie sie zu erfüllen. Denn sie ist zu einem Theil hergestellt aus der mehr oder weniger ähnlichen Nachahmung des Schreies, der ein unmittelbarer natürlicher und vollständiger Ausdruck der Leidenschaft ist und, durch eine Erschütterung auf uns wirkend, augenblicklich unser unfreiwilliges Mitgefühl weckt; und zum anderen Theil gründet sie sich auf Beziehungen von Tönen, die keine lebende Form nachahmen und, besonders in der Instrumentalmusik, wie die Träume einer körperlosen Seele erscheinen. So eignet sie sich, besser als irgend eine andere Kunst, dazu, die wogenden Gedanken auszudrücken, die Traumbilder ohne Form, die Sehnsüchte ohne Ziel und Grenze, das ganze schmerzvolle und großartige Durcheinander eines unruhvollen Herzens, das nach Allem strebt und an nichts sich hängt. Deshalb ist sie mit den Gährungen, Unzufriedenheiten und Hoffnungen der heutigen Volksherrschaft aus ihren heimathlichen Gegenden getreten und hat ganz Europa erobert.

Hippolyte Taine.

Selbstanzeigen.

Neue Essays. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung A. Schwartz.

Ich lasse meiner Sammlung Essays „Zwischen zwei Jahrhunderten" (1896) eine zweite Reihe folgen, die, was die Gegenstände und Anlässe betrifft, noch mannichfacher ist als jene. Es wäre ein Leichtes gewesen, die einzelnen Hauptgruppen durch Vermehrung und Erweiterung zu selbständigen Büchern zu machen, und ich wäre damit den Bedürfnissen der Kritik und Fachpresse entgegengekommen, die gewöhnlich ja nur mit irgendwie spezialisirten Werken Etwas anzufangen wissen. Aber ganz abgesehen davon, daß man nicht Bücher machen soll, nur um Bücher zu machen: in einem Buche, das wirklich ein Buch ist, also der Ausdruck einer literarischen Persönlichkeit, muß es eine höhere Einheit geben als die des Gegenstandes. Und diese Einheit kann in einer Idee, die den Autor leitet, in einem Gefühl, das ihn in einer gewissen Zeit beherrscht, in seiner Persönlichkeit selbst bestehen, die sich mit, an oder gegen ihre Zeit entwickelt. Eine solche Einheit, hoffe ich, wird man auch in diesem Buche finden, das sogar in seiner äußeren Eintheilung nur einem alten Herkommen folgt. Denn auch die einzelnen Aufsätze lassen sich kaum streng nach ihren Gegenständen scheiden. Ich liebe es nicht, die Dinge auf einen Isolirschemel zu stellen, sie aus dem Zusammenhange der Kräfte herauszureißen; wenn es als Experiment auch manchmal interessant und werthvoll sein mag, so ists doch die größte Lüge, die aller Fachwissenschaft und Fachsimpelei anhaftet. Deshalb habe ich mich auch für berechtigt gehalten, in diese Sammlung einzelne Kritiken zeitgenössischer Literatur aufzunehmen, die, wenn man genau zusieht, sich nicht gerade wesentlich von den in der zweiten und dritten Abtheilung stehenden ästhetischen Untersuchungen und Charakteristiken unterscheiden. Der ganze Unterschied ist, daß ich in dem einen Falle von einzelnen Werken ausgehe und dabei zu allgemeinen Charakteristiken der zeitgenössischen Literatur und zu ästhetischen Untersuchungen und Analysen gelange; in anderen hingegen von diesen ausgehe und einzelne Werke als Beispiele, Muster, Erklärungen hineinziehe. Und so hängt der Charakter und die Bewerthung meines Buches auch nicht von den Urtheilen ab, die die einzelnen Erscheinungen bei mir erfahren, noch davon, ob und wie lange sie sich im Zeitenstrome obenauf zu erhalten vermögen. Immerhin bin ich überzeugt, daß die Gegenstände und Probleme meiner Essays noch lange den menschlichen oder doch wenigstens den deutschen Geist beschäftigen werden, weit über den Tag und den Anlaß hinaus, und daß ihnen wenigstens ein gewisser historischer Werth oder Reiz auch später nicht fehlen wird.

Leo Berg.

❦

Das Buch der Frau. Herausgegeben von Anna Plothow. 3 Mark. Verlag von E. H. Friedrich Reisner in Leipzig.

Ein Rathgeber auf allen Gebieten des Lebens, ein treuer, zuverlässiger Freund will dies Buch der deutschen Frau sein. An Alle wendet es sich, an die Hausfrau wie an die Mutter, an die Berufsfrau wie an die Künstlerin, an das junge Mädchen wie an die reife Frau. Alle Mitarbeiter, Frauen wie Männer, haben sich bemüht, ihr Bestes zu geben, um im modernen Sinn, im Sinne der Entwickelung, der Frau den Weg zu zeigen, auf dem sie zur volleren

Entfaltung ihrer Fähigkeiten, zur harmonischen Entwickelung ihres Selbst gelangen kann. Nicht allein ihrer wirthschaftlichen Vervollkommnung will es dienen, sondern auch ihrer sittlichen und geistigen. Anna Plothow.

Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 3 Mark.

Das Buch enthält sieben Erzählungen und bildet die Fortsetzung meiner — Weihnachten 1900 in zweiter Auflage erschienenen — „Thüringer Dorfgeschichten". Ich bemühte mich, meine thüringer Landsleute so zu schildern, wie sie wirklich sind: zäh, starrsinnig, abergläubig, rauh und polternd, doch gutmüthig, offenherzig und, was die Hauptsache ist: arbeitsam. Ja, die Arbeitsamkeit artet oft in Arbeitwuth aus. Ich glaubte deshalb, ein Recht zu haben, das Buch nach der einen in ihm enthaltenen Erzählung kurzweg „Arbeitsteufel" zu nennen. Es giebt Menschen, die, wie der Müller Meißner in meinem Buch sagt, „vor aller Arbeit unter sich wachsen und sich nicht einmal im Jahre in die Stadt zum Wiesenmarkt trauen, weil die Arbeit zu sehr pressirt". Dabei ist aber der Bauer nicht etwa trüb und kopfhängerisch. Auch er treibt gern Schabernack, und lacht er auch seltener, so dafür kräftiger und anhaltender. In einer Erzählung versuchte ich eine Ehrenrettung. Die liebe, alte Spinnstube, mitunter das einzige Wintervergnügen einsam gelegener Dörfer, auf jeden Fall das liebste, sollte auf einmal ein Höllen- und Sündenpfuhl sein und schneidige Landräthe rückten mit Polizeiverordnungen gegen sie vor. Nun, die Herren Landräthe mögen sich beruhigen: die Spinnstube ist nicht bösartiger als die Vergnügungen der Klein- und Großstädter.

Roßla. Rudolph Braune.

Die Bilsteiner. Verlag von Karl Vietor in Kassel.

Das kleine Buch enthält drei Erzählungen. In allen dreien möchte ich eine kampfesfrohe Weltanschauung zum Ausdruck bringen, wie ich sie mir erworben habe mitten im Kampf mit den widrigsten Mächten des Lebens, durchdrungen von dem Gefühl, daß dem Menschen nie wohler ums Herz ist, als wenn er die auf ihn eindringenden Schicksalsstürme mit einem muthigen „Hoiho!" begrüßt. Ich bin außerdem durchdrungen von dem Gefühl, daß zum höchsten Glück eines ganzen Weibes eine edle Geistes- und Leibesgemeinschaft mit dem Manne gehört und so umgekehrt, daß Keiner allein Etwas darstellt und daß das Räthsel der Dreieinigkeit in jenem holden Dreiklang Mann-Weib-Kind gelöst ist. Nicht Großstadtgeschichten erzähle ich. Es sind Geschehnisse, die in Weltwinkeln vor sich gingen und die darthun möchten, daß fernab von der Heerstraße des sogenannten großen Lebens die Leidenschaften in dem selben Maße die Seelen bewegen wie dort. Zu Alledem tragen diese kleinen Geschichten mit vollem Bewußtsein das Gepräge meiner Heimath, des Hessenlandes, dessen Bewohner schon von der Natur dazu bestimmt sind, kampfeslustig zu sein, da die Heimatherde, wenn sie zum Paradiese werden soll, noch mehr Schweiß fordert als andere deutsche Gaue. Noch möchte ich sagen, das mir das Wort: „Das Historische macht verständig, das Metaphysische aber beseligt", eben so eine gewaltige Wahrheit zu sein scheint wie das: „Religion ist der Idealismus der Massen".

Lotte Gubalke.

Kanonenfabriken.

Die in der letzten Zeit veröffentlichten Jahresabschlüsse der Skoda-Werke in Pilsen und der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf haben die Aufmerksamkeit auf die Fabrikation von Kriegsmaterial gelenkt, die allgemein als eine nicht nur sehr einfache, sondern auch reichen Gewinn bringende Sache betrachtet wird. Wenn diese Ansicht richtig wäre, so müßte man sich darüber wundern, daß solche Fabriken nicht zahlreicher sind und nicht mehr Ingenieure und Kapitalisten ihre vereinten Geistes- und Geldkräfte einem so lukrativen Erwerbszweig widmen. Da Das nicht geschieht, müssen solche Unternehmungen doch wohl mit Gefahren verknüpft sein, die besonnene Köpfe von ihnen abschrecken, weniger vorsichtige aber meist erst zu spät zur Erkenntniß ihres Wagnisses führen. Es dürfte gerade jetzt nicht uninteressant sein, die Richtigkeit dieser Vermuthung an einigen Beispielen zu zeigen, die in unserer schnell lebenden Zeit zum großen Theil wieder in Vergessenheit gerathen sein werden.

In den achtziger Jahren konnte man kaum eine Zeitung finden, in der nicht mit Bewunderung von den unübertrefflichen Kanonen des französischen Obersten de Bange die Rede war, mit denen die Gesellschaft Cail in Paris die ganze Welt versorgen wollte, aber schließlich nur Serbien und Mexiko — aus besser nicht zu nennenden Gründen — beglückte. Da Das den Aktionären nicht genügte, die Reklame aber mehr als den sporadischen Gewinn der Kanonenfabrikation aufzehrte, so zog sich die Société Cail verständiger Weise, aber mit stark erleichteter Börse wieder auf die Herstellung von Lokomotiven und Zuckerfabriken zurück, die sie nie hätte verlassen sollen. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so böse, erging es den Forges et Chantiers de la Méditerranée in Hâvre die, von dem verstorbenen spanischen General Hontoria zur Aufnahme der Kanonenfabrikation im Jahre 1882 veranlaßt, diese Industrie mit geringem Erfolg bis 1897 betrieben, sie dann aber, angesichts der trotz kostspieligster Reklame geringen Rentabilität, mit ihrem Konstrukteur Canet den kräftigeren Händen des Creusot überließen. Auch Fives-Lille hat sich gelegentlich in der Kanonenfabrikation versucht, sie aber nach einer kleinen Lieferung von Feldkanonen System de Bange redivivus an Uruguay wieder aufgegeben.

Ehe wir Frankreich verlassen, seien kurz zwei Eintagsfliegen erwähnt, die sich neben anderen Dingen mit der Herstellung von Geschossen, nach dem System Ehrhardt, befassen sollten. Die eine, die Société anonyme française de fabrication des corps creux in Montbard-Paris, wurde 1895 mit einem Kapital von 5 Millionen Francs gegründet, von denen 200 000 Francs in Aktien und 1 000 000 Francs baar für seine Patente an den Erfinder gingen. Die Aktien wurden kühn zu 160 emittirt. Im Jahre 1898 standen sie schon 90 und Ende desselben Jahres 40. Im Januar 1899 ging die Gesellschaft in ihre Nachfolgerin, die Société Métallurgique de Montbard, auf, die Ende 1900 nur noch durch eine Hypothekaranleihe des Creusot gehalten wurde, in dessen Besitz sie wahrscheinlich, wenn auch nicht zur Freude der Aktionäre, nach und nach übergehen wird. Die mit den beiden genannten Gesellschaften in engerem Zusammenhang stehende Société anonyme des corps creux (System Ehrhardt)

in Louvain (Belgien) ist in Liquidation. Die Fabrik, die 2 445 000 Francs gekostet hat, ist für 750 000 Francs zum Kauf ausgeboten worden.

In England hat die Schiffbaufirma Palmer in Newcastle im Jahre 1890 mit großen Kosten Artilleriewerkstätten von erheblichem Umfang errichtet, eigene Konstruktionen aber niemals geliefert und das ganze Kanonen-Departement nach kurzer Zeit wieder eingehen lassen.

Noch weniger ernst war die Gründung der United Ordnance and Engineering Co. Ltd., die die Patente und Konstruktionen des Creusot in England verbreiten wollte. Es ist nicht bekannt geworden, daß diese im Februar 1898 mit einem Kapital von 800 000 Pfund gegründete Gesellschaft, deren Direktoren und Aufsichträthe sich der vorzüglichsten Beziehungen zu den englischen Behörden rühmten, jemals einen Auftrag erhalten habe.

Die Lorenz Ammunition Co. — später British Ammunition and Ordnance Co. — in London ist nach kurzer Qual und nach dem Verlust ihres ganzen Kapitals spurlos vom Erdboden verschwunden.

Allgemein bekannt dürfte sein, daß die frühere Maxim Nordenfelt Co., deren Aktien bis auf 7 entwerthet waren, lange dicht am Ruin stand und nur durch mächtige Finanzkräfte und ungeheure Anstrengungen tüchtiger Leiter, später auch durch die Amalgamirung mit der alten soliden Sheffield-Firma Vickers unter dem neuen Namen Vickers Sons and Maxim Limited zu etwas schwindeliger Höhe aufgestiegen ist. Maxims früherer Theilhaber Nordenfelt ist bekanntlich gänzlich ruinirt.

In diesem Zusammenhang darf die Hotchkiß-Gesellschaft in Paris erwähnt werden, die trotz guter Leitung auf keinen grünen Zweig kommen kann und ihren Aktionären seit Jahren wenig Freude bereitet.

Auch in Spanien hat sich die Privatindustrie an die Kanonenfabrikation gewagt. In dem einen Falle hat sich der Bochumer Gußstahlverein, andalusischen Lockungen trauend, in den achtziger Jahren darauf eingelassen, mit der Firma Portilla White & Co. in Sevilla in neuen und ad hoc errichteten Werkstätten einen Auftrag der spanischen Marine zu ganz ungenügenden Preisen auszuführen, und dabei die allertraurigsten Erfahrungen gemacht, die die bochumer Aktionäre allerdings wieder verschmerzt haben. Die Werkstätten sind längst geschlossen. In dem anderen Fall vereinten sich Don José Martinez Rivas in Bilbao und Sir Charles Palmer in Newcastle, um den armen Spaniern nicht nur minderwerthige Schiffe zu bauen, die Admiral Cervera vor Santiago de Cuba ruhmlos verlor, sondern auch einen Versuch zur Kanonenfabrikation zu unternehmen, der damit endete, daß die prächtigen Werkstätten in den Artilleros del Nervio in Bilbao niemals eine ganze Kanone produzirten und heute verödet und ohne Arbeit dastehen.

Die von Armstrong in Pozzuoli bei Neapel errichteten Werke sind trotz aller Protektion durch die italienische Marine niemals vorwärts gekommen. Die Aktien der später gegründeten Gesellschaft haben deshalb bis heute das Portefeuille der großen englischen Firma noch nicht verlassen.

Wie wenig Seide Schwartzkopf mit der Torpedofabrikation in Venedig gesponnen hat, sei nur nebenbei erwähnt.

In Rußland hat Putiloff den verlockenden Versprechungen des Staates

nicht widerstanden und sich in Unkenntniß der Verhältnisse und der Schwierigkeiten verleiten lassen, einen großen Auftrag auf neue Feldgeschütze zu so ungenügenden Preisen anzunehmen, daß die Gesellschaft ihr Dasein heute nur durch die Unterstützung des Herrn Witte fristet und ihre Aktien auf 50 Rubel gesunken sind.

Besonders auffallend ist, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bisher keine Fabrik von Artilleriematerial es zu nennenswerthen Leistungen, geschweige denn zur Prosperität, gebracht hat. Man hat im Laufe der Jahre wiederholt von neuerfundenen best guns in the world gehört. Viele Gesellschaften sind gegründet werden und wieder spurlos verschwunden, und was heute noch existirt, ist so minderwerthig, daß Captain B. W. Dunn vom amerikanischen Ordnance Departement in einem im Army and Navy Register vom neunten November 1901 veröffentlichten Bericht folgendes Urtheil über die Kriegsmaterialindustrie in den Vereinigten Staaten abgab: „Unser nationales Interesse verlangt, daß wir der Herstellung von Kriegsmaterial mehr Beachtung schenken. Unsere Privatfirmen stecken auf diesem Gebiete noch in den Kinderschuhen und sind unfähig, auf dem Weltmarkt mit ihren großen europäischen Rivalen erfolgreich konkurriren zu können. Unsere heimischen Anforderungen waren bisher zu gering, um sie hierfür ausreichend zu entwickeln. Wenn wir unsere Privatfirmen auf die Höhe der Firmen Krupp, Vickers-Maxim, Schneider-Canet u. s. w. bringen könnten, so daß sie auf dem Weltmarkt reichlich Absatz fänden, auf Wunsch aber für unseren ausschließlichen Gebrauch zur Verfügung wären, dann würde sich Das sicher bezahlen. Die Frage ist aber, wie es anzufangen wäre. Wir haben keine Fabrikanten von Anlagen und Erfahrungen, die uns das Recht gäben, ihnen einen großen Auftrag mit dem selben Vertrauen zu ertheilen, wie es in Deutschland Herrn Krupp geschenkt wird."

Näher als die bisher angeführten Beispiele aus dem Auslande liegen dem deutschen Publikum die Vorgänge im benachbarten Oesterreich.

Der Name des vor zwei Jahren verstorbenen E. Skoda hatte über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus einen wohl verdienten guten Klang. Durch hohe Intelligenz, große Energie und rastlose Arbeit brachte er seine Werke von kleinen Anfängen zu üppiger Blüthe und schwang sich selbst zur führenden Stellung unter den Großindustriellen seines Landes auf. Sein Unglück war, daß die Regirung Oesterreich-Ungarns, von dem an sich sehr begreiflichen Wunsch getrieben, sich vom Auslande unabhängig zu machen, ihn ausersah, im Inlande eine Kriegsmaterialindustrie zu schaffen. Dieser Wunsch veranlaßte Skoda zur Errichtung großer neuer Werkstätten, deren Kosten seine finanziellen Kräfte weit überstiegen. Die Folge war, daß die Skodawerke im Jahre 1899 von der wiener Kreditanstalt und der böhmischen Escompte-Bank in Prag mit einem Kapital von 25 Millionen Kronen gegründet wurden. Es stellte sich bald heraus, daß dies Kapital zu groß, die Werke zu theuer bezahlt waren, was zum Theil daraus zu erklären ist, daß Skoda während des spanisch-amerikanischen Krieges mit Zustimmung der Regirung größere Posten von für Oesterreich angefertigtem Kriegsmaterial mit sehr gutem Nutzen an Spanien und später auch an England für Transvaal verkaufte. Die Banken mögen angenommen haben, daß diese ganz zufälligen Gewinne nicht eine Ausnahme, sondern die Regel seien. Dazu kamen allerlei unerfreuliche Vorfälle mit Skodas Geschützen in Spanien und

Oesterreich und schon im Jahre 1900 der frühe Tod des Herrn von Skoda selbst. Mit ihm verschwand die Seele des Unternehmens. Die erste Bilanz der Aktiengesellschaft wies für fünfzehn Monate einen vertheilbaren Reingewinn von 6, also nicht ganz 5 Prozent für das Jahr aus. Eine genauere Prüfung der Bilanz ergiebt ohne Weiteres, daß bei rationellen Abschreibungen (bei 7,28 Millionen Kronen an Gebäuden und 9,5 Millionen Kronen an Maschinen sind für die fünfzehn Monate nur 625 000 Kronen abgeschrieben) und in Anbetracht der ganzen Sachlage eine Dividende nicht vertheilt werden durfte und nur für die Zwecke der Banken errechnet war. Für das am dreißigsten September 1901 abgelaufene Geschäftsjahr, das noch ungünstiger als das vorhergehende war, wird eine Dividende nicht vertheilt. Die Aktien sind noch in den Händen der Banken und der Familie Skoda.

Noch übler als den Skodawerken ist es der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf in dem am dreißigsten September 1901 abgelaufenen Geschäftsjahr ergangen; die Bilanz ergab hier einen Verlust von 1,7 Millionen oder fast 20 Prozent des Aktienkapitals. Das bei der Gründung (am dreizehnten April 1889) 700 000 Mark betragende Kapital dieser Gesellschaft ist im Lauf der Jahre auf 9 200 000 Mark erhöht worden; dabei wurden die neuen Aktien mit Aufgeldern von 30, 110, 90 und 81 Prozent emittirt, was ohne Abzug der Emissionkosten rund 4 000 000 Mark dem Reservefonds zuzuführendes Agio ausmacht. Dieses Konto stand Ende 1899/1900 und steht auch in der letzten Bilanz mit 3 648 050,50 Mark zu Buch, so daß der ganze Reservefonds aus Emission-Agio besteht. Ein im Jahre 93/94 mit 400 000 Mark dotirter Dispositionfonds und ein 1897/98 errichteter Spezial-Reservefonds von 250 000 Mark sind inzwischen für Abschreibungen aufgebraucht worden. Da dem Reservefonds aus dem Betriebsgewinn nur ein einziges Mal, und zwar 1893/94, ein kleiner Betrag von 22 600,73 Mark zugeführt worden ist, die Abschreibungen noch dazu keineswegs hoch bemessen sind, so ergiebt sich, daß die in den Jahren 1893/94 bis 1899/1900 erzielten Betriebsgewinne in voller Höhe zu Dividendenzahlungen von 28, 16, 10, 6, 14, 11 und 6 Prozent verwendet wurden, ohne den Reservefonds, der nur durch Agiogewinne gebildet wurde, irgendwie zu dotiren.

Das am dreißigsten September 1901 beendete Geschäftsjahr ergiebt nun, wie gesagt, einen Verlust von 1,7 Millionen oder genau 1 717 249,29. Dabei figuriren unter den Aktien 500 000 Mark auf Patente- und Gebrauchsmusterkonto und eine Forderung von 1 138 279,15 Mark an die eigene Abtheilung Sömmerda. Ueber den realisirbaren Werth dieser beiden Posten dürften Zweifel gestattet sein. Die Bankschulden des Unternehmens beliefen sich laut Bilanz auf 3,7 Millionen, sollen laut Bericht jetzt höher sein und werden mit 4,5 bis 5 Millionen wohl kaum zu hoch geschätzt werden.

Diese Sachlage ist in dem Kurs der Aktien bereits einigermaßen zum Ausdruck gekommen. Sie stehen jetzt ungefähr auf 75, nachdem sie in früheren Jahren den Kurs von fast 300 erreicht hatten. Die bevorstehende Sitzung des Aufsichtrathes und die im Februar stattfindende Generalversammlung werden sich mit der nothwendigen und keineswegs leichten Sanirung dieses Unternehmens zu befassen haben. Die in dem Geschäftsbericht zart angedeutete Gründung einer Fabrik in England, wobei südafrikanisches Geld (Beit, Davies und Genossen) eine große Rolle spielen sollte, ist inzwischen auch hinfällig geworden.

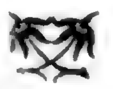
In gleich schlechter Situation befindet sich die mit der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik bis zur Undurchsichtigkeit eng liirte Fahrzeugfabrik Eisenach, deren zuerst von den gründenden Banken zu 175 auf den Markt gebrachte und bei der letzten Kapitalserhöhung mit 165 emittirte Aktien heute etwa 60 stehen.

In den letzten Jahresberichten der Skodawerke, der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf und der Fahrzeugfabrik Eisenach wurden als hauptsächlicher Grund des Mißerfolges immer wieder die großen Kosten für Artillerieversuche und die ungenügende Beschäftigung in diesem Fakrikationzweige angeführt. Der Geschäftsbericht 1900/1901 der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik sagt wörtlich: „Die Einführung der Geschützfabrikation legte der Gesellschaft, abgesehen von den für die Ausbildung der Patente verausgabten Beträgen, große Opfer auf, die den Betrieb belasteten; sie waren unbedingt nöthig, um unser Geschützsystem zur Geltung zu bringen. Diese Ausgaben können sich erst nach längerer Zeit bezahlt machen, da erfahrunggemäß die Versuche der Abnehmer mit neuem Artilleriematerial oft Jahre in Anspruch nehmen, bis eine Entscheidung erfolgt." Die Aktionäre dieses Unternehmens werden sich fragen müssen, ob sie nach den bisherigen trüben Erfahrungen noch weiter auf „längere Zeit" die Opfer bringen wollen, die unbedingt erforderlich sind, um den schwankenden Bau zu stützen. Die Zeit der großen Dividenden aus Aktienaufgeld ist vorbei und die 22 Batterien Feldgeschütze für Norwegen, auf deren Fabrikationgewinn sowohl Düsseldorf wie Eisenach ihre Aktionäre vertrösten, werden um so weniger eine Dividende ergeben, als einer der düsseldorfer Direktoren in einer lesenswerthen Zuschrift an die norwegische Zeitung „Morgenbladet" am neunundzwanzigsten Dezember 1901 bereits erklärt hat, daß die Artilleriepreise der Gesellschaft bis jetzt allgemein zu niedrig gewesen seien und auch für die norwegische Lieferung einen nennenswerthen Gewinn nicht abwerfen würden. Man habe bedeutend im Preis nachlassen müssen, um die ganze Lieferung auf einmal zu bekommen.

Dieser Brief des düsseldorfer Direktors und der wiedergegebene Passus aus dem letzten Geschäftsbericht der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik beleuchten die Gefahren, die für junge Unternehmen mit der Fabrikation von Kriegsmaterial verknüpft sind; auch die angeführten Beispiele aus Frankreich, England, Spanien, Rußland und Oesterreich sind dafür sprechende Beweise. Zweifellos ist reichliches, dauernd zur Verfügung stehendes Kapital eine der Vorbedingungen für das Gedeihen von Unternehmungen, die, wie bei der Fabrikation von Kriegsmaterial, auf eine regelmäßige und immer genügende Beschäftigung nicht rechnen können, dabei aber, um nicht nur auf der Höhe zu bleiben, sondern auch unausgesetzt fortzuschreiten, gezwungen sind, riesige Summen für Versuche auszugeben. Mit Geld allein ist es aber nicht gethan und eben so wenig mit Patenten auf Erfindungen von an sich interessanten Konstruktiondetails. Von viel größerer Bedeutung ist der Umstand, daß die ihr Kriegsmaterial nicht in Staatswerkstätten herstellenden Regierungen seit Jahren und Jahrzehnten in enger Verbindung mit ihren alten, bewährten Lieferanten wie Armstrong, Creusot und Krupp stehen und naturgemäß nicht leicht neuen, noch unerfahrenen Fabrikanten ihr Vertrauen schenken oder gar neue Systeme in ihre Bewaffnung ein-

führen werden. Zu vergessen ist ferner nicht, daß die genannten alten und mächtigen Firmen in der Lage gewesen sind, im Laufe vieler Jahre einen Stab hervorragender Ingenieure und einen Stamm geschulter Meister und Arbeiter auszubilden, der weder zu improvisiren noch durch ungeübtes Personal zu ersetzen ist. Solche Konkurrenz durch anfänglich billige Preise bekämpfen zu wollen, ist ein verfehltes Unternehmen; denn die meisten Regirungen werden nicht geneigt sein, wegen eines geringen Vortheils auf etwas anerkannt Gutes zu Gunsten eines unerprobten Neulings zu verzichten, und ein großer Preisunterschied wird das angebotene billige Material nur von vorn herein diskreditiren. Die Hoffnung, nach einer ersten billigen Lieferung die Preise erhöhen zu können, ist eine Selbsttäuschung. Das wird in jedem Fall bald die Erfahrung lehren.

Frank Werner.



Bankbilanzen.

Die Veröffentlichung der Bilanzen unserer großen Geldinstitute scheint diesmal hinausgeschoben zu werden. Das ist kein gutes Zeichen. Der Aufsichtrath der Nationalbank für Deutschland war schon einberufen, wurde schließlich aber abbestellt, vielleicht, weil die Direktion es nicht übers Herz bringen konnte, schon jetzt mit ihren Ziffern ans Licht zu treten. Sonst hatte die Nationalbank für Deutschland gewöhnlich den Reigen der Bankbilanzen eröffnet. Weshalb mag sie diesmal zaudern? Daß sie große Verluste erlitten, daß namentlich die Kleinbahngesellschaft in Tausendmarkscheinen die Schätze verschlungen hat, die in Pfennigen zusammengescharrt worden waren, ist ja allgemein bekannt. Das also wäre kein Grund, die Bilanz noch ein Weilchen im Dunkel zu lassen. Vermuthlich macht die Bemessung der Dividende den Leitern der Nationalbank Sorge. An der Börse wurde erzählt, die Direktion schwanke zwischen 0 und 3 Prozent; die Entscheidung werde davon abhängen, in welchem Maße die Reserven besonders zur Deckung des Kleinbahnverlustes in Anspruch genommen werden könnten. Fast sieht es so aus, als wolle die Direktion der Nationalbank erst einmal die innere Architektur der anderen Bilanzen kennen lernen, um ihre Verhaltungmaßregeln danach zu treffen. Das ist der Nationalbank nicht zu verdenken; es ist nicht angenehm, Der zu sein, „der anfängt“, und zu fühlen, daß Aller Augen auf diesem Ersten ruhen, — namentlich die scharfen Augen der lieben Konkurrenz. Denn nach alter Erfahrung machen es alle Bankdirektoren so, wie es jetzt wohl auch die Nationalbank machen möchte: sie prüfen mit kritischem Blick die anderen Bilanzen und richten danach die eigene ein.

Daraus ergeben sich wichtige Konsequenzen für die allgemeine Beurtheilung der Bankbilanzen. Es kommt ja nicht nur darauf an, einen möglichst anständigen Gewinn zu erzielen; ein tüchtiger Bankdirektor muß auch Etwas von den Fähigkeiten eines guten Friseurs an sich haben, der den blödesten Kopf so zuzustutzen versteht, daß man hinter der frisirten Front eines Geistes Wirken vermuthet. Die Buchungen müssen so eingerichtet sein, daß der Eindruck, den die

Direktoren von ihrer Geschäftsführung erreichen wollen, auch wirklich erreicht wird. Gerade in einem Jahr, wie das letzte eins war, kommt es nicht in erster Reihe darauf an, einen hohen Gewinn zu erzielen. Denn diesmal bringt eine niedrige Dividende keine Schande. Jeder weiß, daß dieses Jahr für die Bilanzen schlecht war; es kommt nur darauf an, die Bank als möglichst solid hinzustellen. Die Bilanz muß so eingerichtet werden, daß der Ausfall sich möglichst auf den Konten des soliden Geschäftes zeigt. Mit anderen Worten: die Kundschaft muß diesmal den Verlust gebracht haben. Manche Direktoren werden wünschen, die Gewinne auf den Effektenkonten nicht zu hoch werden zu lassen, damit das Geschäftsgebahren ihrer Bank dem Publikum nicht bedenklich erscheine. Dieses Verstecken von Gewinnen ist nicht minder wichtig als deren helle Beleuchtung an den nützlichen Stellen. Daß es bei Bilanzen vor allen Dingen immer auf die Art der Buchung ankommt, daß sich mit den Zahlen bequem jongliren läßt, ist eine allen Sachkennern längst bekannte, oft erörterte Thatsache. Das abgelaufene Jahr hat aber auch für andere, weniger allgemein anerkannte Theorien den Beweis erbracht. Wer Bilanzen zu lesen versteht, konnte von den Skandalen des letzten Jahres nicht überrascht werden; er sah — freilich mit Ausnahme der raffinirtesten Betrügereien — alle Schiebungen dieser herrlichen Aera voraus. Merkwürdig war nur, daß die Herren Aufsichträthe sich plötzlich als unschuldige Kindlein entpuppten, die von der Schändlichkeit dieser argen Welt keine Ahnung haben wollten. Man schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, als neulich in der Generalversammlung der dresdener Kreditanstalt erzählt wurde, wie bei diesem Institut gegen Jahresschluß Debitoren zweifelhaften Schlages dadurch beseitigt wurden, daß man die Schuldner Accepte geben ließ, den Betrag dafür ihnen auf Konto gutschrieb und die Accepte selbst unter den Wechselbestand aufnahm. Das Staunen war sehr unangebracht, denn thatsächlich handelt es sich hier um eine Maßregel, die zwar nicht bei allen Banken, aber doch bei sehr vielen üblich ist. Es giebt überhaupt kein Konto, das man nicht durch ähnliche Schiebungen verschleiern kann und in sehr, sehr vielen Fällen auch verschleiert hat. So wurde früher bei der Breslauer Diskontobank das Acceptkonto auf eine merkwürdige Weise entlastet. Man ließ die Aktiengesellschaft für Montanindustie, die erst im März ihr Geschäftsjahr beendet, über die Bilanzzeit hinaus die Accepte für die Kundschaft ausstellen; dadurch verschwand ein großer Theil des Acceptkontos. Unter der jetzigen Direktion soll, wie ich höre, ein anständigeres System üblich sein. Das war aber auch sehr nöthig, denn vorher leistete die Bank die wunderbarsten Bilanzkunststückchen.

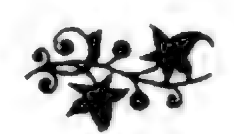
Doch wenn man selbst von solchen Willkürlichkeiten absieht: der Geschäftsbericht jeder Bank leidet unter einer Unklarheit, die beseitigt werden muß, wenn man eine solche Kundgebung des Vorstandes überhaupt als zuverlässigen Maßstab für die Beurtheilung des Institutes gelten lassen soll. Am Jahresschluß möchten die Banken mit einem möglichst großen Kassenbestand prunken. Dieser Bestand ist aber oft ad usum Delphini hergestellt, zum Beispiel, wenn zum Ultimotermin ein großer Wechselposten bei der Reichsbank diskontirt worden ist. An sich läßt sich ja gegen dieses Mittel nichts einwenden; nur wird dadurch ein Risikoposten dem Auge und Urtheil der Aktionäre entzogen. So lange solcher Wechselbestand auf dem Wechselkonto sichtbar ist, weiß jeder Aktionär,

daß darin ein Risiko liegt, dessen Höhe er, je nach der Qualität der Bank, höher oder geringer bemessen kann. Werden nun diese Wechsel diskontirt, dann fließt der Betrag in die Kasse der Bank und der Wechselposten ist völlig aus der Welt geschafft. In Wirklichkeit besteht das Risiko aber fort, denn das Institut haftet ja der Reichsbank nach wie vor für den Eingang der Wechsel. Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß hier das Gesetz eine Lücke hat, weil es nicht ausdrücklich bestimmt, im Geschäftsbericht müsse angegeben werden, wie hoch das Risiko der Bank aus weiter begebenen Wechseln ist. Ueberhaupt ist es bedauerlich, daß unser Gesetz zwar gewisse Vorschriften für die Bilanzen enthält, die Abfassung des erläuternden Geschäftsberichtes aber in das freie Belieben der Direktoren und Aufsichträthe stellt. Bei einzelnen Bankarten freilich, besonders bei den Hypothekenbanken, verlangt das Gesetz ganz bestimmte Angaben: es fordert die Aufzählung der Subhastationen, der Treuhänderhypotheken und einiges Andere. Bei den gewöhnlichen Effektenbanken aber begnügt man sich mit Vorschriften über die Bilanz. Das ist natürlich falsch; denn außer dem verschleierten Risiko im Wechselgeschäft sind Verschleierungen auch bei der Reportirung von Effekten und in vielen anderen Fällen möglich.

Ein Mangel unserer Bankbilanzen ist ferner die summarische Aufführung des Effektenbestandes. Einzelne Banken begnügen sich damit, ganz oberflächliche Angaben über die Art ihres Effektenbestandes zu machen; eine wirklich detaillirte Aufstellung geben nur ganz wenige Institute. Ueber diesen Punkt sprach im „Bankarchiv" neulich Dr. Ernst Loeb, der selbst im Bankgeschäft thätig ist und schon deshalb nicht einer Voreingenommenheit gegen unsere Banken verdächtigt werden kann. Er fordert mit Recht die ausführlichsten Angaben über den Effektenbestand und verlangt namentlich die Trennung der börsengängigen Effekten von denen, die an der Börse nicht umgesetzt werden können, weil in den ersten ein viel größeres Risiko der Bank steckt. Noch wichtiger ist aber die von dem selben Kritiker geforderte Trennung des Effektenbestandes vom Konsortialgeschäft. Manche Banken, zum Beispiel die Diskontogesellschaft, führen Effekten- und Konsortialbestände in einem Posten. Das sollte nicht gestattet sein, weil in den beiden Fällen das Risiko nicht das selbe ist. Beim Effektenbestand ist das Risiko im Allgemeinen identisch mit den Buchbeträgen; beim Konsortialgeschäft, wo in der Regel auf die einzelnen Geschäfte erst geringe Einzahlungen geleistet werden, ist das Risiko erheblich größer. Wo man diese beiden Posten trennt, ist die Methode der Trennung oft noch recht unklar. Das liegt nicht etwa immer an bösem Willen, sondern zum großen Theil daran, daß die Bankleiter selbst häufig nicht wissen, auf welches Konto die einzelnen Posten gehören. Loeb verlangt nun, nach meiner Ansicht mit Recht, daß auf dem Konsortialkonto alle Betheiligungen an Effektengeschäften verbucht werden, die nicht voll eingezahlt sind. Dann gehören auch nicht voll eingezahlte Aktien, die im Besitz der Bank sind, unter die Konsortialgeschäfte. Das gerade ist sehr wesentlich. Wenn eine Bank nicht voll eingezahlte Aktien einer Straßenbahn besitzt und diese Einzahlung nun plötzlich einberufen wird, dann giebt die Bilanz von dem Risiko der Bank ein ganz falsches Bild, sobald dieser Bestand auf dem Effektenkonto verbucht ist. Loeb ist bei aller Vorsicht, die er empfiehlt, ein Optimist: er glaubt nämlich, daß es nur seiner Anregung bedarf, um die Banken

„in ihrem eigenen Interesse“ zu veranlassen, seiner Mahnung Gehör zu schenken. Mir scheint es nöthig, jede Vorschrift, auf deren Befolgung man rechnet, in das Gesetz aufzunehmen, denn nach den trüben Erfahrungen der letzten Zeit möchte ich mich auf den guten Willen der Bankdirektoren lieber nicht verlassen.

Plutus.



Notizbuch.

Der Geburtstag des Kaisers, der, allen Vierzigern zum Trost, noch immer als der „jugendliche Monarch“ gepriesen wird, hat neben allerlei Festüberraschungen — Verleihung neuer Namen an die Regimenter, Geschenk einer Segelyacht an die kieler Marineoffiziere —, neben Depeschen, Reden, Aufzügen auch politische Klärungen gebracht. Nicht Jedem werden sie willkommen sein, namentlich Denen nicht, die aus den Januarreden des Grafen Bülow die Verheißung einer neuen Aera herausgehört hatten. Das war ein Traum. In Jubelchören verkünden seit vierzehn Tagen die Offiziösen, die es wissen müssen, daß Alles beim Alten bleibt. Des Kanzlers Zärtlichkeit für den Dreibund hatte sich einigermaßen abgekühlt. Früher war er ihm die unverrückbar feste Grundlage der internationalen Reichspolitik; jetzt war er „für uns nicht mehr eine absolute Nothwendigkeit.“ Die Erkältung schien aus der Adventzeit zu stammen. Mit Oesterreich war Graf Bülow schon lange nicht mehr zufrieden; vielleicht, weil er aus Bukarest einst keine allzu gute Erinnerung an den polnischen Grafen Goluchowski mitgenommen, vielleicht auch, weil er bei dem sehr selbständigen Grafen Szögyenyi nicht die erwartete Devotion gefunden hat. Sein Groll wuchs, als die wiener Regirung den Fürsten Czartoryski, einen Enkel Jagellos, im galizischen Landtag heftig über den wreschener Prozeß reden ließ. Und diese arme Regirung konnte doch beim besten Willen nicht anders, konnte, in ihrer Bedrängniß, sich nicht auch noch die Polen verfeinden, ohne die im Reichsrath eine Mehrheit erst möglich sein wird, wenn die deutsche und die czechische Bourgeoisie sich auf ein Klassenprogramm geeinigt haben werden. Das mußte ein deutscher Kanzler wissen und den einstweilen noch Verbündeten, statt sie vor Europens lächelndem Auge zu brüskiren, artig aus der Verlegenheit helfen. Dann ließ Herr Delcassé, um Waldecks Wählerfangreise festlicher zu gestalten, dem Erdkreis verkünden, Italien habe sich nun auch politisch mit Frankreich verständigt. Graf Bülow freute sich dieser Verständigung und begriff nicht, wie sie deutschen Politikern unwillkommen sein könne. Er sprach neckisch von Extratouren, tiefernst von Gegengewichten und dem andächtigen Sinn des Hörers tauchte das Bild des Mannes auf, den der Kaiser einst den „großen Grafen Caprivi“ genannt hat. Der hatte bekanntlich entdeckt, erst das franko-russische Bündniß habe das europäische Gleichgewicht, das der Dreibund beseitigt hatte, wiederhergestellt. Vielleicht fand nun der vierte Kanzler, ganz sicher sei dieses berühmte Gleichgewicht eigentlich erst, wenn Italien der franzö-

sischen Republik, Oesterreich den Russen verbündet sei, und der deutsche Patriot müsse deshalb die Worte Delcassés und Franz Ferdinands Reise nach Petersburg mit hellem Jubel begrüßen. Immerhin: die Rede klang frostig: und wer noch immer nicht von der Gewohnheit scheiden kann, in ministerieller Rhetorik Bedeutung zu suchen, mußte glauben, Graf Bülow strebe nach neuen, festeren Stützpunkten der Reichspolitik. Nun aber hat Alles sich, Alles wieder gewendet. Am Geburtstage Wilhelms des Zweiten ergriff Philipp Fürst zu Eulenburg, der Botschafter, in Wien das Wort. Still wards und jedes Ohr hing bang an Philis Munde. Der aber ließ also sich vernehmen: „Meine Herren! Ich freue mich, den heutigen festlichen Abend wiederum in Ihrer Mitte verbringen zu können, und ich freue mich und es ist mir eine Freude, daß ich wiederum an dieser Stelle des edlen Herrschers denken darf, unter dessen Schutz und Schirm wir in diesem schönen Lande uns unseres Lebens erfreuen. Das Band, das diesen edlen Herrscher mit unserem kaiserlichen Herrn verbindet und das sich um die Interessen unseres Vaterlandes und diejenigen der österreichisch-ungarischen Monarchie schlingt, ist ein so festes, daß ich es möchte ein unauflösliches nennen; es ist das Bündniß, das tief in unser Empfinden hineingedrungen ist, ein so festes Gebäude, so fest gegründet, so fein gefügt, daß es allen Wetterverhältnissen trotzt. Mag der Sonnenschein bisweilen mit Regen und leichtem Nebel wechseln —: in dem Leben der Völker ist es so; auf ewigen Sonnenschein können wir nicht rechnen; es ist dafür gesorgt, daß wir in dieser Hinsicht bescheiden sein müssen. Diejenigen, welche etwa versuchen wollten, das Band, das unser Vaterland mit dieser Monarchie verknüpft, zu lösen, würden sich wohl täuschen. Wir aber sollen auch nicht kleinmüthig werden, wenn einmal Sonnenschein mit Regen und Nebel wechselt. Das Bündniß, das uns Allen tief in unsere Herzen hineingegraben steht, ist eben das feste Haus, an das wir glauben, das Friedenshaus, das wir unser Heimathhaus nennen möchten.“ So kann nur ein Dichter, ein Sprachmeister reden. Das deutsch-österreichische Bündniß ist ein unauflösliches Band, das tief in unser Empfinden hineingedrungen ist, aber auch ein fest gegründetes, in die Herzen eingegrabenes Friedenshaus, das wir unser Heimathhaus nennen möchten. An solchem Deutsch mußten selbst die czechischen Gegner des Dreibundes sich freuen. Da wir nicht glauben dürfen, ein Botschafter könne politische Reden halten, die der ihm vorgesetzte Kanzler nicht billigt, muß der Winter des Mißvergnügens wohl schon wieder gewichen sein. Diplomaten der älteren Schule hätten den Ausdruck so überschwänglicher Gefühle den Vertretern des Landes überlassen, bei dessen Herrscher sie beglaubigt sind. Auch jetzt noch leben Leute, die meinen, Loblieder auf die Herrlichkeit des zwischen Hohenzollern und Habsburg geschlossenen Bundes sollten auf österreichischem Boden nur Oesterreicher anstimmen, und mit deren Begriffen von politischem Takt das Auftreten des durchlauchtigen Spiritisten nicht leicht vereinbar ist. Doch diese Leute passen eben nicht in die große Zeit des nouveau jeu. Die staaterhaltende Presse weiß ganz genau: Fürst Phili hätte sicher nicht so gesprochen, wenn nicht die innigste Intimität die beiden Regirungen verbände. Und auch mit Italien, so sagen die Schwarzkünstler, sind wir wieder „befreundeter denn je.“ Beweis: der Kaiser hat der Stadt Rom ein Goethe-Denkmal versprochen, das nächstens wahrscheinlich bei einem der neuberlinischen Renaissancekünstler bestellt werden wird, und der Bürgermeister von Rom hat die Ankündung dieses Geschenkes mit der gebotenen dankbaren Höflichkeit beantwortet. Der junge Herr Viktor Emanuel schwieg, wie Herr Nikolaus nach der Bescherung von Wysti

ten. Aber wir sind genügsam geworden; und so las der Deutsche denn freudvoll, der Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Bürgermeister „lege Zeugniß ab von der andauernden Herzlichkeit in den Beziehungen zweier Nationen, die in schweren Kämpfen ihre Einheit errungen haben". Noch herzlicher sind, trotzdem das Ministerium Salisbury sich offiziell zu der angeblich Deutschland beleidigenden Rede Chamberlains bekannt hat, die Beziehungen zu Großbritanien. Der Prinz von Wales war in Berlin. Ein Regiment wurde ihm verliehen und der Kaiser begrüßte ihn in einer Rede, die an Wärme jedenfalls nichts zu wünschen übrig ließ. Der höchste Vertreter des Deutschen Reiches nannte die Mutter Eduards des Siebenten „die große Königin", er bewundert das Greater Britain, „von dem auch gesagt werden kann, daß in seinen Grenzen die Sonne nicht untergeht", und erklärt, durch die Anwesenheit des prinzlichen Repräsentanten der britischen Armee sei das Erste Garde-Dragonerregiment „beglückt" worden. Nach Alledem könnte man fragen, warum des Kanzlers Excellenz sich denn drei Tage lang rednerisch bemüht habe. Dem Patrioten aber ziemt Neugier nicht. Er hat an die Handlungen der Regirenden nicht den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen, nicht über die Wahl ihrer Wege in dünkelhaftem Uebermuth ein Urtheil zu fällen. Also sprach Herr von Rochow, der zwar noch manchmal verhöhnt, dem heute aber pünktlicher als je vorher in Preußen gehorcht wird. Das liebe Vaterland ist wieder einmal ganz ruhig. Weshalb auch nicht? Mit Oesterreich, Italien, England sind wir innig befreundet und die Yankees haschen brünstig nach Germanias Gunst. Fast muß man sich darüber wundern, daß nicht auch ein freundschaftliches Konsortialverhältniß zu Frankreich in die Jahresbilanz eingestellt wurde. Gambettas Freund, der Schauspieler Coquelin, der seit Jahrzehnten nach einer politischen Rolle lechzt, ist vom Kaiser ja in feierlicher Audienz empfangen worden. Dieses Ereigniß gab den Parisern freilich den Stoff zu recht respektlosen Witzen; ein behender, mit dem Geist seiner Zeit genährter Offiziosus aber konnte es immerhin als Weltfriedenssymptom von ungemeiner Bedeutung verwerthen.

* * *

Im „Vorwärts" ist ein Erlaß des Staatssekretärs im Reichsmarineamt veröffentlicht worden. Daß eine neue Flottenvermehrung geplant wird, war längst bekannt; und über die Diplomatie des Herrn von Tirpitz kann man später reden. Ein lustige Seite der ernsten Sache ist aber bisher nicht bemerkt worden. Im „Vorwärts" wurde der Erlaß mit Schreibfehlern gedruckt, die kein achtsamer Leser übersehen konnte. Buchstäblich genau so, mit den selben Fehlern, war der Erlaß aber am nächsten Tage in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu lesen. Die höhere Bureaukratie scheint von der Echtheit der im Centralorgan der Sozialdemokratie veröffentlichten Aktenstücke nachgerade von vorn herein so fest überzeugt zu sein, daß sie sich die Mühe sorgfältiger Nachprüfung sparen zu dürfen glaubt.

* * *

Als im berliner Kunstgewerbemuseum zwei mit den Portraits seiner Eltern geschmückte Glasfenster enthüllt wurden, hielt der Kaiser eine Rede, deren Wortlaut die offiziöse Presse mitgetheilt hat. Hier ist er: „Die köstlichen Sammlungen, die hier aufgestellt sind, zeugen von der Kunst und der Liebe zur Kunst und von dem Verständniß für dieselbe bei unseren Vorvätern; und ich meine, daß die Aufgabe dieser Anstalten nie besser im Sinn meiner Eltern durchgeführt werden kann, als wenn dieses Gefühl für die Kunst in dem Volke wieder lebhaft angeregt wird, so

zwar, daß kein Gegenstand in Gebrauch genommen wird, der nicht einer künstlerischen Form sich erfreut, und daß die künstlerische Form sich stets wieder anlehnt an das bewährte Schöne, was uns aus früheren Jahrhunderten überliefert ist. Denn Das liegt in dem Gefühl und in dem Wesen eines jeden Menschen: was der Mensch einmal Schönes geschaffen hat, Das bleibt für alle Jahrtausende schön; und wir, die wir nachfolgen, haben nur das Schöne festzuhalten und es unseren Lebensbedürfnissen anzupassen. Und Das mögen sich auch die Schüler der Anstalt stets wieder vor Augen halten. Von einer idealen Figur wie der meines Vaters, an der Seite meiner seligen Mutter, seiner Gattin, getragen von der Liebe seines Volkes, ist der Segen herabgeströmt; eine herrliche Gestalt, der der Staub der Straße nicht einmal an den Saum des Gewandes reichte. Und eben so das herrliche, verklärte Bild meiner Mutter: die sorgende Frau, deren jeder Gedanke Kunst war und bei der Alles, sei es noch so einfach, das für das Leben gestaltet werden sollte, von Schönheit durchweht war. Ein Hauch der Poesie umgab sie. Deren Beider Sohn steht vor Ihnen als ihr Erbe und Vollzieher. Und wie ich es schon früher ausgesprochen habe, so sehe ich es auch als meine Aufgabe an, im Sinne meiner Eltern die Hand über meinem deutschen Volke, seiner heranwachsenden Generation zu halten, das Schöne in ihm zu pflegen, die Kunst in ihm zu entwickeln, aber nur in festen Bahnen und in festgezogenen Grenzen, die in dem Gefühl für Schönheit und Harmonie im Menschen liegen."

* * *

Herr August Endell, ein junger Künstler, der durch die Innendekoration des vom Freiherrn von Wolzogen begründeten Bunten Theaters (in der Köpenickerstraße) nun auch in Berlin bekannt geworden ist, wünscht die Veröffentlichung des folgenden, an den Herausgeber der „Zukunft" gerichteten Briefes:

„Kaiser Wilhelm hat in seiner Rede vom achtzehnten Dezember rückhaltlos und deutlich gegen moderne Kunstbestrebung gesprochen. Er hat den Künstlern dieser Richtung Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung vorgeworfen, hat erklärt, er empfinde es ‚bitter als Landesherr, daß die Kunst in ihren Meistern nicht energisch genug gegen diese Richtungen Front macht', und hat die Neueren der Reklamesucht und Marktschreierei in harten Worten bezichtigt. So schmerzlich und betrübend diese Stellungnahme des Kaisers für uns jüngere Künstler sein mußte und so groß die Tragweite der kaiserlichen Worte in Folge der starken und unmittelbaren Antheilnahme des Sprechers an staatlichen und auch kommunalen Kunstfragen ist, so hat von den Künstlern bisher doch Niemand es unternommen, dem Kaiser Rede zu stehen, die erhobenen Beschuldigungen abzuwehren. Wohl nirgends ist es so schwer wie gerade bei Künstlern, eine gemeinsame Aktion ins Werk zu setzen. Dazu kommt, daß die Unsicherheit des Erwerbes und die begreifliche Sehnsucht nach monumentalen Aufgaben den Einzelnen abhalten, sich bloszustellen und nach irgend welcher Richtung anzustoßen.

Nun hat Herr Professor Richard Muther in der wiener ‚Zeit' den Deutschen Kaiser als einen Mann gefeiert, der ‚das Herz der Zeit in seiner Brust pochen hört, der, von moderner Sehnsucht beseelt, wie ein Großer der Vergangenheit, stolz und selbstbewußt die Künstler anregend und zugleich von Respekt vor dem Genius durchdrungen', kunstwidrigen Gebräuchen ein rasches Ende machte und der zweifellos dereinst die moderne Kunst beschützen wird, die heute bei ihm nur verleumdet ist. Nach dieser Leistung dürfen die Künstler nicht länger schweigen;

sie gäben sonst gewissermaßen ihre Zustimmung zu solcher Taktik, die durch geheuchelte Ergebenheit des Kaisers Sinn ihren Interessen geneigt zu machen hofft. Der Kaiser hat deutlich genug erklärt, daß er der modernen Richtung abhold ist, und es ist direkt beleidigend, ihm zuzutrauen, daß eine von Angst und Habsucht eingegebene Unterwürfigkeit ihn der neuen Kunst gewinnen könnte. Jedes Wort seiner Rede, jeder Satz, jedes Lob, jeder Tadel aus seinem Munde beweisen unwiderleglich, daß er den neuen Bestrebungen fremd und feindlich gegenübersteht. Es ist feig und widerwärtig, diese Thatsache leugnen zu wollen. Was Kaiser Wilhelm unter Kunst versteht, ist etwas prinzipiell Anderes als Das, was die modernen Künstler damit meinen. Das Urtheil des Kaisers über die Siegesallee beweist es. Uns ist das Ganze eine mißlungene Epigonenarbeit, ungeschickt in der Gesammtanlage, unglücklich in der Farbe und in dem Verhältniß von Statue zu Baum; schrecklich die zuckerige Behandlung des carrarischen Marmors; banal und charakterlos scheinen uns die Formen, das Ganze ohne Rasse, ohne Liebe, ohne Haß, ohne Gluth, ohne Leidenschaft, — kurz, ohne Alles, was wahre Kunst möglich macht. Aber der Kaiser vergleicht diese Arbeiten den Werken der Antike und der Renaissance. Er vergleicht diese leere akademische Kunst Dem, was auch wir bewundernd verehren. Wir Jüngeren sehen sicher also Anderes in alten Werken, Anderes begeistert uns dort und die Antike und Renaissance des Kaisers sind nicht unsere Renaissance, nicht unsere Antike.

Dieser Schluß wird durch des Kaisers eigene Worte über das Ziel aller Kunst bestätigt. Er sieht den Zweck der Kunst außer ihr; erzieherisch soll sie wirken, eine Kulturmission erfüllen, das arbeitende Volk mit Idealen erfüllen; und mit diesen Idealen sind sicherlich Vaterlandsliebe, Liebe zum Soldatenthum, Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus gemeint. Man wende nicht ein, daß auch die Meister früherer Zeiten außerhalb der Kunst liegende Ideale religiöser oder nationaler Natur zu verherrlichen hatten, denn diese Ideale sind für uns versunken und nur das Künstlerische jener Werke ist wirksam geblieben. Schwerlich aber dürfte von der Siegesallee künstlerisch jemals Etwas übrig bleiben.

Die Annahme des Herrn Muther, der Kaiser stehe uns Modernen eigentlich nah, ist also falsch. Was wir in der Vergangenheit an Kunst suchen und finden, liegt ihm fern; und darum ist es begreiflich, daß ihm auch unsere eigenen Bestrebungen unverständlich und fremd sind. Es ist auch nur natürlich, daß der Kaiser in den modernen Arbeiten etwas ihm Fremdes und Feindliches fühlt, Etwas, das seinen Bestrebungen entgegengesetzt und dem Sozialismus verwandt ist. Er fühlt hinter diesen Kunstarbeiten neue Gedanken, neue Lebensanschauung, neue Kultur, die, langsam wachsend, zum Angriff und Vernichtungskampf gegen die alte, müde und morsche vorgehen wird. Deshalb hält der Kaiser für nöthig, künstlerischen Bewegungen, die dem zünftigen Politiker belanglos scheinen, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Mit Recht, von seinem Standpunkt aus. Eine neue Zeit kommt herauf mit neuen Wünschen und neuen Anschauungen, mit neuem Lieben und neuem Hassen. Aber alle diese keimenden Gedanken lassen sich noch nicht formuliren; noch sind sie nicht so reif, daß man sie mit Sicherheit sagen und mittheilen könnte. Kunst aber ist ein Spiegel der Kultur; kann sie auch nicht intellektuelle Belehrungen geben, so ist sie doch ein farbiges Abbild unserer Wünsche und Gefühle; und Gedanken, die Niemand in Worten auszu-

drücken vermöchte, können durch Form und Farbe Gestalt werden und leise, unmerklich unzerstörbare Macht über die Gemüther gewinnen. Kunst ist der sichtbare Ausdruck der Kultur. Das ‚ewige Gesetz‘ der Aesthetik, das wir anerkennen, lautet: Schönheit ist Alles, was unserer Seele reiche Freude giebt. Aber die Nuancen, die Arten dieser Freude wechseln von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit, von Land zu Land; und darum kann jede Kunst ein Neues geben: sie giebt die spezifische Schönheit, die ihrem Land, ihrer Zeit, ihrem Volk eigen und erwünscht ist. Aber neue Wünsche entstehen nicht plötzlich: in Einzelnen keimen sie und langsam, kaum bemerkt, verbreiten sie sich von Seele zu Seele. Und so giebt unsere moderne Kunst, von den Vielen noch mißverstanden, neue Schönheiten, die vor ihr Niemand sah. Der Kaiser wirft ihr vor, sie stelle das Elend scheußlicher dar, als es in Wirklichkeit sei, sie steige in den Rinnstein hinab und versündige sich damit am deutschen Volke. Nun sind zwar die Maler des Elends nur in kleiner Zahl unter den Modernen; aber auch sie entwürdigen die Kunst nicht: sie malten nicht das Häßliche, sondern sie durchbrachen mit ihren Werken den alten bösen Glauben, daß der Rinnstein nur häßlich sei. Denn sie fanden dort Schönheit und des Freuens werthe Dinge. Wer das alte Vorurtheil von der Häßlichkeit der niedrigen Dinge gedankenlos hinnimmt, wird sie nicht finden. Ist es aber wohl Sünde, dem armen Volk, das im Rinnstein sein Leben verbringt, zu zeigen, daß auch dort noch, in den entsetzlichen Winkeln der großen Städte, Schönheit zu finden ist, Schönheit, die Kraft geben kann, Elend und Qual zu überwinden? Die neue Kunst sucht das Häßliche nicht, aber sie weiß überall, auch an den trostlosesten Stätten, noch lebendige Schönheit zu entdecken und ihre Werke sprechen, wenn auch oft nur stammelnd, immer aufs Neue: Es ziemt dem Menschen nicht, die Welt in Schön und Häßlich zu theilen; überall ist die Welt schön, reich, seltsam, unerschöpflich, nur Eure Augen waren blind und Euer Wille, Schönheit zu finden, klein und ängstlich. Darum sagen wir Euch: Oeffnet die Augen, erdichtet keine Wunder und keine zweite Welt über den Wolken; in Eurer Welt habt Ihr das Himmelreich. Das sind keine neuen Wahrheiten. Wer wollte religiös Neues sagen? Alle Völker haben letzte Wahrheit gesagt und gewußt; die Worte sind uns überkommen, aber wir verstehen den Sinn nicht mehr, da sie nicht unsere Sprache sprechen und nicht im Stande sind, uns Heutigen den Weg zum Erleben zu bahnen. Vielleicht vermag es eine neue Kunst. Vielleicht ist sie der erste Schritt — wenn auch eben nur ein erster — zu einer neuen lebendigen Religion.

So tief ist die Kluft. Wir fühlen neues Leben und neuen Glauben in dieser werdenden Kunst. Geheimer Sehnsucht Träume werden dort Gestalt, verheißen unseren letzten Wünschen Erfüllung. Dem Kaiser aber ist sie nur durch Reklame künstlich großgezogen, eine Folge mißverstandener Freiheit, Zügellosigkeit und Selbstüberhebung. Unsere Kunst führt kein Weg ins Schloß.“

* * *

Anders klingt natürlich aus dem Munde der protegirten Künstler die Weise. Einer der redseligsten unter ihnen, Herr Professor Eberlein, hat neulich verkündet, wie Berlin, wenn es nach ihm geht, in hundert Jahren aussehen wird. Eine herrliche Vision. Auf beiden Seiten der Charlottenburger Chaussee Denkmal neben Denkmal bis an den Großen Stern. Abschluß: „Pantheon zu Ehren Wilhelms

des Zweiten". Wo jetzt das Neue Königliche Opernhaus ein stilles Leben führt, ragt eine Akropolis himmelan. Die Berliner schreiten in wallenden Gewanden einher. Der Kaiser fährt im Luftautomobil (Goldfarbe, Form des preußischen Adlers) nach Potsdam. Und so weiter. Es gab Naive, die diese Rednerleistung für einen Faschingscherz hielten. Dann hätte Herr Eberlein doch aber die Puppenalleelieferanten, zu denen er gehört, nicht mit schöner Offenheit „geniale Künstler" genannt. Nein: ihm wars heiliger Ernst. Und da man nicht wissen kann, ob dieser Reformator der Kultur nicht eines Tages noch eine Hauptrolle in dem Ausstattungstück deutscher Renaissance spielen wird, sollte Jeder die Aphorismen lesen, die Donatello Eberlein im Berliner Tageblatt veröffentlicht hat. Hört, deutsche Bürger, und laßt Euch sagen: „Ein Denkmal ist ein Geschenkmal, von der lebendigen Gegenwart der gestorbenen Vergangenheit geweiht, von der Melancholie des Vergehens umschwebt. Sie lagert schwer auf den granitnen Stufen und die Zukunft scheint theilnahmlos aus den Wolken herab. Ein Denkmal ist ein Gedankenstrich zwischen Vergangenheit und Zukunft, auf dem die Gegenwart spaziren geht. Ein Denkmal ist eine Verbeugung der Zeit vor ihrem eigenen Geiste. Ein Denkmal ist eine stille Frage an die Ewigkeit, die verneinend antwortet. Ein Denkmal ist ein Auflehnen des Menschengeschlechtes gegen die Kräfte der Natur, das Schauer der Ehrfurcht erregt, über welches sie, es vernichtend, zur Tagesordnung übergeht." Schön, nicht wahr? Und namentlich tief. Ob die Ewigkeit auch auf die stillen Fragen der Puppenallee verneinend antworten wird? Einerlei. Jedenfalls sind diese Aphorismen des Renaissancehelfers die Verbeugungen eines Denkers vor seinem eigenen Geist.

* *
*

Eine der schönsten Festreden hat am Geburtstag des Kaisers Herr von Thielen, der Verkehrsminister, gehalten. Mit dem wirthschaftlichen Niedergang sei es nicht so schlimm. Alles übertrieben. Und „auch über diese Verhältnisse wacht der Kaiser mit aufmerksamem Auge und ist mit allem Nachdruck bestrebt, die richtigen Mittel und Wege zur Besserung der wirthschaftlichen Lage zu finden. Es gilt, sich der Führung Seiner Majestät auch hier anzuvertrauen; dann wird es sicher gelingen, die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu überwinden". Der Ministerpräsident hat im Landtage neulich erzählt, er trage immer ein Exemplar der preußischen Verfassung bei sich. Vielleicht schenkt er dem Kollegen Thielen nächstens auch eins.

* *
*

Aus der Kölnischen Zeitung:

> **Nur Einer kann sie besitzen,**
> die ff. kupferne Badewanne, die von Sr. Maj. dem Kaiser bei seinem ersten Besuch in Düsseldorf benutzt wurde. Angebote an Jos. Schwärmer, Düsseldorf.

Sonderbarer Schwärmer!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 15. Februar 1902.

Mrs. Eddy.

Unerhört, geradezu unerhört hatte der aufgeregte kleine Herr die Sache genannt und mich sprachlos dann aus spöttischen Augen angestarrt, als ich gestehen mußte, das Ereigniß, das ihn zum Sprudeln brachte, sei mir ganz unbekannt. „Eine neue Schmach des Jahrhunderts. Hier, in Berlin! Also, wenn Sie wirklich noch nichts davon wissen... Eine alte Mamsell hat in Amerika die Behauptung aufgestellt, sie sei von schwerer Krankheit, von der kein Arzt sie befreien konnte, durch Gebete geheilt worden. Im Ernst! Mrs. Eddy heißt die liebe Dame. Der Fall machte Aufsehen, reizte wahrscheinlich den Geschäftssinn eines Managers, — kurz: die würdige Madame bekam einen großen Anhang und in ihre Sprechstunde drängten sich die Leute eifriger als in die Wartezimmer der berühmtesten Autoritäten. Dabei verschrieb sie nichts, gab nicht das kleinste Rezept; nur beten sollten die Kranken, beten, bis sie schwarz oder gesund wurden. Riesensäle wurden gemiethet und zu bestimmten Stunden Massenbetereien veranstaltet. Natürlich — die Dummen werden ja nicht alle — gab es auch Narren und namentlich Närrinnen, die Stein und Bein schworen, das Beten habe sie gesund gemacht. Als die Gründerin der Sekte nicht mehr im Stande war, die rasch wachsende Kundschaft persönlich zu bedienen, gab sie ein Buch heraus, daß den Schwindel in ein System brachte. Da war genau vorgeschrieben, wann und wie oft man gegen jede Krankheit beten müsse; auch der Inhalt der Gebete war angegeben. Und der Schmöker kostete schweres Geld, ging aber ab wie warme Semmel. Echt amerikanisch, nicht wahr? Hätte ich auch gesagt. Das Beste kommt aber erst.

Der Humbug wurde, unter der Firma christian science, nach Deutschland importirt und fand Anklang. Nicht auf den Dörfern, nicht beim Pöbel, nein: hier, in Berlin, unter den Gebildeten. Eine alte Jungfer, Ida Schön, richtete einen Kursus für ‚Gesundbeten‘ ein und hatte riesigen Zulauf. Sogar Mitglieder der Hofgesellschaft sollen sich an dem Unfug betheiligt haben. Neulich ist herausgekommen, daß die Versammlungen eine Weile in der Aula eines städtischen Realgymnasiums tagten. Da hätten Sie aber unseren Langerhans hören sollen! Der hats ihnen ordentlich gegeben. Ueberhaupt waren die Stadtverordneten tadellos. Es ist auch zu toll. Wir sitzen in einem Wagen mit elektrischer Oberleitung; wenn wir aus dem Fenster gucken, sehen wir Telephondrähte, Automobile, Hochbahngleise. Wir durften stolz sein auf unsere Errungenschaften, auf die glänzenden Siege der Naturwissenschaft und der Technik. Und nun diese Blamage! In der Stadt Virchows, mitten in einer aufgeklärten, von modernem Geist erfüllten Bevölkerung, die alle Versuche der Dunkelmänner stets abgelehnt hat ..."

„Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche! Augusta Viktoria-Platz!"

Wir stampften durch den schmelzenden Schnee. Aber der Groll des Kleinen war durch die kühle Abendluft nicht zu beschwichtigen. „Lesen Sie denn keine Zeitungen? Die Sache wird doch seit vierzehn Tagen in der Presse besprochen. Der Kaiser ist empört und hat befohlen, daß Spiritisten, Okkultisten und Anhänger der christian science nicht mehr ins Schloß dürfen."

„Der Kaiser ist Herr seines Hauses. Und Phili und Genossen werden wissen, was sie zu thun haben. Vielleicht kommen die spiritistischen, theosophischen, psychopathischen Spielereien aus der Mode, vielleicht werden die Offenbarungen berühmter spirits nur noch in geheimen Konventikeln verkündet. Warum aber staunen Sie darüber, daß ‚sogar Mitglieder der Hofgesellschaft‘ die Ihnen verhaßte Sache mitgemacht haben? Das war doch zu erwarten. Diese Leute sind nicht übermäßig gebildet, sehen in jedem Naturforscher den leibhaftigen Antichristen und haben sich seit der Kindheit in den Glauben an allerlei Spuk gewöhnt. Ohne solchen Glauben könnten sie nicht leben. Aller Positivismus ist ihnen ein Gräuel, muß ihnen ein Gräuel sein; denn die Herrschaft der reinen, eiskalten, voraussetzunglosen Vernunft würde das Königthum von Gottes Gnaden gefährden, die Fundamente des alten Gemäuers lockern, an dem sie sich mit Epheubehendigkeit parasitisch aufranken. In dieser Geistesverfassung sind sie die besten Kunden des abenteuernden Heilkünstlers, der sie aus der üppigen Trägheit ihres Alltagslebens reißt und sie nach dem weisen Doktorrath Mephistos behandelt. Jetzt wird

wieder Frömmigkeit verlangt; also sind sie fromm, pilgern sonntags mit dem Gesangbuch in die Kirche und halten Abendandachten, ehe sie auf den Ball oder zur Galafütterung gehen. Da ist ein geistlicher Arzt ihnen noch lieber als einer, der sie nur Obst essen oder mit Hacke und Spaten arbeiten läßt. Das Gebet fordert keine besondere Diät, keinen Verzicht auf die guten, schmackhaften Dinge der Zeitlichkeit. Urchristen können sie nicht werden, weil sie von Standes wegen kriegerisch, stolz sein und nach weltlicher Ehre streben müssen. Stellen Sie sich einen echten Galiläer als Flügeladjutanten, Ceremonienmeister, Oberhofmarschall vor! So entsteht ein christlicher Sport, der hinter den Dogmenpfosten erbauliche Vergnügungen sucht, und ein im Buchstabensinn praktisches Christenthum, das für seine fromme Anstrengung auch Etwas haben will. Ganz gesund sind diese Gourmets, diese Korsetdamen selten. Bei den Aerzten haben sie dauernde Heilung nicht gefunden, bei einem Arzt auch nie lange ausgehalten. Nun versuchen sies mal mit dem Beten. Und ist erst Einer geheilt, dann folgt ihm die ganze Gesellschaft."

„Ist erst Einer geheilt! Wer Sie hört, müßte wirklich glauben, man könne im zwanzigsten Jahrhundert durch Beten gesund werden!"

„Das braucht er nicht von mir zu lernen. Das ist eine alte Geschichte; und eine, die ewig neu bleibt. Haben Sie niemals von Lourdes gehört? Nie von den Wunderkuren gelesen, die da die fromme Brunst einer in gleicher Sorge vereinten Menge selbst an Schwerkranken so häufig gewirkt hat?"

„Na, Lourdes ist doch eben Schwindel!"

„Ueberlegen Sie gütigst einmal, wie Vieles von Dem, was sie für unerschütterlich wahr halten, Hunderttausenden Ihrer Mitmenschen Schwindel scheint. Der Mann, der da drüben Schnee schippt, würde in dem Gebäude Ihrer Ideologie nicht einen Stein auf dem anderen lassen. Auch Bernadette Soubirous, die behauptete, ihr sei in der Grotte von Massabielle die Heilige Jungfrau erschienen, braucht keine Schwindlerin gewesen zu sein. Sie träumte vielleicht, ward unbewußt von einer Halluzination getäuscht. Und wäre der Glaube an Lourdes selbst aus einer bewußten Lüge erwachsen: er hat hier, wie so oft schon, das Wunder gezeugt. Daran ist nicht zu rütteln. Bernadette mögen Sie eine Betrügerin schelten; an die Wunderkuren von Lourdes müssen Sie glauben. Die sind von Charcot und Bernheim, den Häuptern der einander sonst immer befehdenden Schulen der Salpêtrière und von Nancy, anerkannt worden. Die Thatsachen, sagten Beide, sind wahr; falsch ist nur die pfäffische Auslegung. In einem schönen Aufsatz über die Kraft des Glaubens hat Charcot gezeigt, daß die modernen Wallfahrtorte nur die Phänomene wieder-

holen, die uns aus den Tempeln der Serapis und Asklepios überliefert sind. Der große Forscher sah dieses Schauspiel ohne Zorn, ward nicht müde, es physiologisch und psychologisch zu erklären, und nahm, was daran brauchbar war, in seine Therapeutik auf. Wenn er die hypnogenen, die hemmenden und reizenden Einwirkungen auf das Nervensystem, auf die motorischen Hirncentren, die Gesetze der Hypnose und Suggestion nicht so gründlich an den Ergebnissen religiöser Ekstase studirt hätte, wären die berühmten miracles de la Salpêtrière ihm nicht gelungen, wäre die ganze suggestive Heilmethode noch heute vielleicht nicht wissenschaftlich ausgebildet."

„Sie sind also für Lourdes? Schön. Im nächsten Sommer werde ich meine kranken Nerven hinschleppen und Ihnen dann Bescheid sagen."

„Sankt Moritz wird für Sie besser sein. Sie glauben ja nicht, gehen mit dem festen Vorsatz hin, ‚auf den Schwindel nicht hereinzufallen'. Kann ein Atheist aus der Kirche Erbauung, Trost, Muth zum Weiterleben heimnehmen? Versuchen Sies mal mit einem Arzt, dem Sie von vorn herein mißtrauen; selbst wenn sie geduldig alle Modemittel hinunterschlucken, die er ihnen verschreibt: helfen wirds nicht. Die Autoritäten können auch nicht hexen, können manchmal nicht mehr als ein Durchschnittsdoktor und begnügen sich oft genug damit, Diagnose und Therapie des Herrn Kollegen zu bestätigen; dennoch leisten sie für das größere Honorar meist auch Größeres: für sie wirkt eben der starke Glaube, der ihnen entgegengebracht wird. Nach Lourdes soll Der nur gehen, der fromme Inbrunst und die Fähigkeit zu ekstatischer Hingabe mit auf die Reise nimmt. Dann kann er genesen. Sein sehnsüchtiger Ueberschwang wird durch die Massensuggestion gesteigert, die er ringsum sieht, hört, fühlt, und irgend ein Reiz, eine Hemmung lindert den Schmerz, hindert seinen Weg durch die Leitungen der Nervenbahnen. Auch hier thuts das Wasser nicht. Narkotika sind nicht nur in der Apotheke zu kaufen; und jede leidenschaftliche Aufwallung, jede dominirende Vorstellung kann Anästhesie bewirken. Confer vitam Sanctorum, die weder Cocain noch Methylchlorid kannten und doch ihr Gebresten klaglos ertrugen."

„Erlauben Sie! Ein Heiliger bin ich zwar nicht, auch zum Märtyrer nicht geboren, aber ein guter Christ; natürlich von der liberalen Richtung. An Glauben fehlt es mir nicht; nur unterscheide ich scharf und lasse mir keinen Hokuspokus vormachen. Dafür sind aufgeklärte Protestanten nicht zu haben. Wahre Frömmigkeit hat mit kindischem Wunderglauben nichts zu thun. Wo steht denn geschrieben, daß man durch Beten oder Glauben gesund werden kann? Am Ende wollen Sie mich noch zum trierer Heiligen Rock bekehren?"

„Gewiß nicht. Aber ich könnte Ihnen eine Menge Heiliger Röcke aufzählen, an die Sie felsenfest glauben und die nicht besser als der trierer beglaubigt sind. Und ist Ihnen wirklich die Erinnerung an all die Stellen entschwunden, wo die heilende Macht des Gebetes dem Christen gepriesen wird? Als Luther die Frage des breslauer Pfarrherrn Johann Heß, ob ein evangelischer Christ vor der Pest fliehen dürfe, beantwortete, schrieb er: ‚Gott will selbst Wärter, selbst Arzt sein. Lieber, was sind alle Aerzte, Apotheken, Wärter gegen Gott? Was hilfts, wenn alle Aerzte da wären und alle Welt Deiner müßte warten, Gott aber wäre nicht da?‘ Und als Friedrich der Weise krank lag, sagte Meister Martinus in der Trostschrift, die er ihm auf Spalatins Bitte schickte: ‚Aus Euer Kurfürstlichen Gnaden Leib und Fleisch höre ich Christi Stimme mir zurufen: Siehe, ich bin hier krank! Denn solche Uebel, als da sind Krankheiten und Dergleichen, leiden nicht wir Christen, sondern Christus selbst, unser Herr und Heiland.‘ Bei diesen Sätzen denken wir doch wohl eher an Tolstois als an Virchows medizinische Auffassung. Und Luther ist noch ein schlechtes Beispiel. Wodurch wurden denn die Siechen gesund, die sich an den Thaumaturgen von Nazareth drängten? Eine wissenschaftlich ausgebildete Heilkunde gab es im dunklen Orient damals nicht, obwohl fast schon fünf Jahrhunderte seit dem Wirken des Hippokrates verstrichen waren. Jesus operirte die Blinden und Lahmen nicht, verschrieb den Aussätzigen und den Epileptikern weder Tränke, Pillen und Pulver noch irgend eine äußerliche Behandlung. Er heilte durch Berührung, durch Auflegen der Hand, durch Einspeichelung des erkrankten Gliedes. Erinnern Sie sich des Blinden aus dem Markusevangelium, der Tochter des Jairus, des blutflüssigen Weibes, von dem Lukas erzählt. Sie Alle machte der Glaube gesund; und Renan selbst, der diesen Theil der Thätigkeit des Nazareners mit dem Unbehagen des gebildeten Europäers sieht, muß dennoch zugeben, besser als alle Latwergen wirke auf den Kranken oft die Nähe einer starken Persönlichkeit. Nein: vom Standpunkte des zünftigen, hart ums Dasein kämpfenden Arztes, des Heilmittelchemikers und Apothekers dürfen Sie die geistliche Therapie ablehnen, aber als Christ ...“

„Muß ich ihr zujubeln, weil Ihnen beliebt, Mrs. Eddy mit Jesu Namen zu decken. Nahm Christus für seine Kuren Geld? Ließ Luther sich für Betstunden bezahlen? Schrieben sie Bücher, die der Leidende, um Einlaß zu finden, an der Kasse zu hohem Preis kaufen mußte?“

„Dieser Vorwurf träfe mit der selben Wucht den Prediger, dem für eine Taufe, eine Grabrede Geld ins Haus geschickt wird. Kapitalistische

Weltordnung, geehrter Herr; da ists nun einmal nicht anders. Ihr Langerhans wird es nicht ändern; und ins Lager der Marxisten treibt Sie die Herzensneigung wohl nicht, so lange ihre Gesellschaft noch acht Prozent Dividende giebt. Ihre Mrs. Eddy mag sammt der berliner Filiale sein, wie sie will. Das interessiert mich gar nicht. Ich wollte Ihnen nur beweisen, so gut es ein Laie aus dem Gedächtniß vermag, daß es sich hier um Dinge handelt, die immer waren, immer sein werden und deren Anblick mich nie zu Wuthausbrüchen reizen könnte. Die meisten Menschen beten nur in der Noth. Soll ich sie verachten, weil des Leibes Noth sie zu Massengebeten treibt, weil sie von frommen Ekstasen mehr erhoffen als von Theerpräparaten, Quecksilber und anderen spezifischen Mitteln? Ich theile ihren Glauben nicht — leider nicht — und sehe in ihnen doch konsequentere Christen als in den Staatskirchengängern, die den Erlöser auf der Lippe tragen, sich aber, sobald ihr Darm etwas mittheilsam wird, zwei Doktoren und einen Geheimrath ins Haus telephoniren. Diese Sippe ist schuld daran, daß Niemand mehr glaubt, die Christensittlichkeit könne auch das Handeln bestimmen. Der giebt Habe und Gut weg und will unter Armen ein Armer sein? Ins Narrenhaus! Der weigert den Dienst, der ihn zwingen könnte, Menschen zu töten? Ins Gefängniß! Und jener Dritte baut in Schmerz und Schwäche auf seinen Gott, ruft betend ihn aus dem Gewölk, statt sich schnell ein bewährtes Rezept zu verschaffen? Der aufgeklärte Protestant kann da nur zweifeln, ob er einen Betrogenen oder einen Betrüger vor sich hat. Warum ereifern Sie sich denn, Sie guter Christ und Oberlieutenant der Reserve? Auch vor Erfindung der Cellularpathologie haben Menschen gelebt, recht glücklich sogar, vor dem Bacillus war mal der Archeus modern und die Gemeinde der Paracelsisten und Mesmeristen war nicht kleiner und nicht viel unklüger als die der Luesjäger von heute. Hunderttausend Bewohner der neuen ville-lumière haben in einem Schauspielhause den Mann bewundert, der mit inbrünstigen Flehens Gewalt die kranke Frau vom Leidensbett lockt. War dieser Pastor Sang ein Schwindler, sein himmelan strebender Wunsch eine Schmach des Jahrhunderts? Die Frau starb. Sie wäre auch ohne den Versuch einer Suggestivkur gestorben. Noch einmal aber hatte das Glück sie geküßt, als der geliebte Mann leuchtend ihr nahte. Und darum halte ich Mrs. Eddy ..."

„Für eine Glücksspenderin und Aerzte und Pfaffen für neidisches, durch die Konkurrenz geärgertes Volk. Sie sind bodenlos intolerant!"

„Sehr richtig. Schlafen Sie wohl!"

Die Krisis des Darwinismus.

Wie der Marxismus in der Sozialwissenschaft, so ist der Darwinismus in der Biologie von einer schweren Krisis betroffen. Nur ist von ihr bisher noch wenig in das große Publikum gedrungen. Für die Meisten ist nämlich der Darwinismus gleichbedeutend mit der Abstammunglehre; für sie hat Darwin gelehrt, „daß der Mensch vom Affen abstammt“, und ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß diese populäre Formulirung der Deszendenzlehre trotz allen rückschrittlichen Bemühungen heute unter den Laien mehr Anhänger zählt als je vorher.

Aber auch in wissenschaftlichen Kreisen ist die Evolutiontheorie von der Krisis des Darwinismus in keiner Weise berührt. Mit wenigen, recht vereinzelten Ausnahmen stehen vielmehr die Naturkundigen auf dem Standpunkte, daß sich die höher organisirten Lebewesen nach und nach aus primitiveren Urformen herausgebildet haben. Aber Jedermann, der nicht in völliger Unkenntniß über die historische Entwickelung dieser Lehre geblieben ist, weiß auch genau, daß sie nicht erst von Darwin aufgestellt wurde und daher nur fälschlich als Darwinismus bezeichnet wird, daß sie vielmehr schon fünfzig Jahre vor Darwin von dem großen Zoologen Lamarck in wissenschaftlicher Form begründet worden ist. Das geistige Eigenthum Darwins ist also nicht die Entwickelunglehre, sondern nur seine Theorie der natürlichen Zuchtwahl, die er gleichzeitig mit Wallace ersonnen und zum ersten Male in seiner „Entstehung der Arten“ vorgetragen hat. Lamarck hatte die Entstehung neuer Arten und neuer zweckmäßiger Einrichtungen bei den Organismen von den erblich gewordenen Veränderungen abgeleitet, die in den Individuen durch Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse sich herausbilden können. Darwin aber hat diesen Modus der Transmutation zwar ebenfalls anerkannt, er hat aber daneben auch der natürlichen Auslese eine hervorragende Rolle zugetheilt. Indem die besser angepaßten Individuen am Leben blieben und sich fortpflanzten, die weniger geeigneten dagegen vor ihrer Fortpflanzung ausgemerzt wurden, sollen die heute lebenden Arten mit ihren bewundernswürdigen Einrichtungen auf rein mechanischem Wege ohne Eingreifen einer übernatürlichen Schöpfungskraft hervorgebracht worden sein.

Während aber die Abstammunglehre im geistigen Leben unserer Zeit immer tiefere Wurzeln schlägt, ist der anfängliche Enthusiasmus für den Darwinismus im engeren Sinne, also für die Selektiontheorie, sichtlich im Schwinden. Es giebt zwar berühmte Forscher und Gelehrte, die auch heute nicht höher schwören als auf Darwins Naturauslese; so finden wir zum Beispiel in den vor zwei Jahren erschienenen „Welträthseln“ von Haeckel noch folgenden Hymnus auf diese Lehre: „Darwin zeigte zuerst, wie der gewaltige

Kampf ums Dasein der unbewußt wirkende Regulator ist, der die Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung bei der allmählichen Transformation der Spezies leitet; er ist der große ‚züchtende Gott‘, der ohne Absicht neue Formen eben so durch natürliche Auslese bewirkt, wie der züchtende Mensch neue Formen mit Absicht durch künstliche Auslese hervorbringt. Damit wurde das große philosophische Räthsel gelöst: Wie können zweckmäßige Einrichtungen rein mechanisch entstehen, ohne zweckthätige Ursachen?“

In schroffem Gegensatz zu dieser Apotheose Darwins lassen sich aber seit einigen Jahren immer häufigere und immer kräftigere Stimmen vernehmen, die die ganze Selektiontheorie für einen großen Irrthum erklären. So schrieb ein namhafter deutscher Zoologe und biologischer Schriftsteller 1898: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andere Kuriosum unseres Jahrhunderts, Hegels Philosophie; Beide sind Variationen über das Thema: ‚Wie man eine ganze Generation an der Nase führt‘, und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Jahrhundert in den Augen künftiger Geschlechter besonders zu heben“. Und zwei Jahre später schrieb der selbe Forscher, es sei endlich an der Zeit, daß sich die ganz ausgewachsene Biologie von ihrer „englischen Krankheit“ erhole.

Weniger despektirlich als dieser Autor und als ein anderer deutscher Zoologe, der Darwin als den „Kleinigkeitkrämer von Down“ bezeichnet, äußert sich ein dritter Fachmann über Darwins Lehre: „Es breitet sich allmählich die Erkenntniß Bahn, daß es mit dem Darwinismus eine arge Täuschung gewesen sei, und man sucht ihn möglichst anständig wieder loszuwerden, oder auch möglichst unanständig, indem man thut, als habe es ihn nie gegeben.“

Alle diese Auslassungen, die ich leicht um manches kräftige Wörtlein aus den letzten Jahren bereichern könnte, richten sich aber, wohl gemerkt, nur gegen Darwins Zuchtwahltheorie und nicht gegen die Deszendenzlehre, die bei Alledem außer Frage geblieben ist. Welche Wandlungen aber die Werthschätzung des eigentlichen Darwinismus gerade in den letzten Jahren erfahren hat, sieht man vielleicht am Besten an der abrupten Schwenkung, die Einzelne in dieser Beziehung vollzogen haben.

Es mag etwa drei Jahre her sein, daß ein junger Physiologe, der sich sowohl durch werthvolle Forschungen auf einem bestimmten Gebiet seiner Wissenschaft als auch durch eine Reihe glänzend geschriebener populär-wissenschaftlicher Essays einen ausgezeichneten Namen gemacht hat, die folgende Theorie über die Bedeutung der Spiele bei den Thieren entwickelt hat. Die Spiele, denen sich manche Thiere in der Jugend hingeben, sind eine Vorbereitung für ernstere Beschäftigungen des späteren Lebens. Das Spielen des jungen Kätzchens mit dem Knäuel bedeutet nichts Anderes als eine Einübung für das spätere Erhaschen der Beutethiere. „Diese bewußte Selbst-

täuschung bildet", so schrieb er wörtlich, „einen wesentlichen Faktor für die Erhaltung und Entwickelung der Arten; denn die Thiere werden bei der natürlichen Auslese bevorzugt sein, die in der Jugend nicht nur anfangs bloßen Bewegungspielen, sondern auch später sich Illusionspielen am Meisten hingegeben haben." Aus diesen Worten geht also klar und deutlich hervor, daß damals der Autor in vollem Ernst angenommen hat, daß die Katzen, die in der Jugend aus irgend einem Grunde versäumt hatten, mit runden und rollenden Gegenständen zu spielen, wegen zu geringer Geschicklichkeit im Mäusefangen dem Hungertode verfielen und den anderen die Fortpflanzung des Katzengeschlechtes überlassen mußten. Der selbe Autor aber, der sich selbst in diesem konkreten Fall als einen überzeugten Anhänger der Selektiontheorie eingeführt hatte, fällte drei Jahre später folgendes vernichtende Urtheil über diese Theorie: „Jene Anpassung- und Zuchtwahlphantasien werden kommenden Geschlechtern genau so kindisch unzureichend erscheinen wie uns die mosaischen oder empedokleischen Schöpfungmärchen. Sie sind als wissenschaftlich mehr oder weniger werthlose Spekulationen erkannt und werden von den führenden Geistern kaum mehr so ernst genommen, daß man sich Mühe gäbe, sie zu diskutiren."

Ich bin nun sicherlich weit davon entfernt, einem Forscher daraus einen Vorwurf zu machen, daß er aus eigenem Antrieb oder in Folge besserer Belehrung seine wissenschaftliche Ansicht verändert, und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich selbst, bevor ich die Frage einem eingehenderen Studium unterzog, die Giltigkeit der Selektiontheorie als etwas Selbstverständliches angesehen habe. Ein Anderes ist es aber, eine Theorie, zu der man noch vor Kurzem so intime Beziehungen unterhalten hat, nach erfolgter Sinnesänderung mit Hohn und Spott zu überschütten. Jedenfalls sehen wir an diesem Beispiel, daß Mancher es bereits an der Zeit hält, das sinkende Schiff des Darwinismus zu verlassen.

Wie ist nun dieser Umschwung zu erklären? Es hat ja auch früher nicht an Stimmen gefehlt, die auf die Unhaltbarkeit der Voraussetzungen der Zuchtwahltheorie und auf die zahlreichen widersprechenden Thatsachen hingewiesen haben. Warum hat man sie so lange ignorirt oder mit Leidenschaft bekämpft, während die selben Argumente sich jetzt auf einmal Gehör verschaffen können?

Meiner Ansicht nach hat sich nichts geändert, als daß man allmählich zur Einsicht gelangt ist, daß die enge Solidarität zwischen Evolution und Selektion, die man so lange für untrennbar gehalten hat, in der Wirklichkeit gar nicht besteht, und daß die Entwickelunglehre von einem Sturze der Selektiontheorie nicht im Mindesten berührt werden würde. So lange es sich noch darum handelte, die um Anerkennung ringende Lehre der „natür-

lichen Schöpfung“ gegen die Dogmatiker der verschiedenen Fakultäten zu vertheidigen, wagte man nicht, an der Selektiontheorie, in der man die festeste und unentbehrlichste Stütze des Evolutionprinzipes erblickte, zu rütteln oder rütteln zu lassen. Heute aber, wo dieses Prinzip bereits zum eisernen Bestande des wissenschaftlichen Denkens gehört, ist diese Furcht gewichen und man findet es nicht mehr bedenklich, die zahlreichen Schwächen der Selektionhypothese, die man anfangs noch schonend verhüllt hatte, einer strengeren Kritik zu unterziehen. Natürlich giebt es auch heute noch Millionen, die dem frommen Glauben an eine bewußte schöpferische Kraft vor jeder Theorie, wie immer sie auch lauten mag, den Vorzug geben. In der Wissenschaft aber hat die Lehre von der allmählichen Entwickelung der Lebewesen ohne Eingreifen eines übernatürlichen Faktors so tiefe Wurzeln gefaßt und auch außerhalb der wissenschaftlichen Welt ist die Zahl Derer, denen, unbeschadet ihrer formellen Anhänglichkeit an die religiösen Ueberlieferungen, der Evolutiongedanke in Fleisch und Blut übergegangen ist, so groß, daß dieser Gedanke sicherlich nie wieder verschwinden wird. Man kann daher heute den Kampf der Meinungen über die sekundäre Frage, auf welchem Wege die natürliche Entwickelung der Organismenreihen und ihrer zweckmäßigen Einrichtungen vor sich gegangen ist, mit kaltem Blute verfolgen, weil man darüber beruhigt ist, daß die Evolution auch durch die definitive Beseitigung der Selektiontheorie nicht erschüttert werden wird.

Ich will mich nun bemühen, in möglichster Kürze und vollkommen leidenschaftlos die Gründe auseinanderzusetzen, die mich selbst bewogen haben, Darwins Selektiontheorie definitiv und ohne Vorbehalt zu verlassen.*)

Zwei Momente namentlich haben dieser Theorie zu ihrem Siegeslaufe verholfen: die verführerische Analogie mit der künstlichen Züchtung und das packende Schlagwort vom Kampf ums Dasein, der bei der Naturzüchtung die Rolle des Züchters übernimmt. So lange man nun keinen Versuch macht, tiefer in das Problem einzudringen und einen oder den anderen Spezialfall bis ans Ende durchzudenken, so lange klingt die Sache leidlich plausibel; und da nun immer wieder emphatisch verkündet wurde, daß man auf diese Weise die Entstehung neuer Formen und ihre Anpassung an die Umgebung rein mechanisch erklären könne, gab man sich gern damit zufrieden. Sobald man sich aber ernsthaft die Frage vorlegt, ob die Dinge in der freien Natur wirklich eben so verlaufen können wie bei der künstlichen Züchtung, muß man sofort darüber klar werden, daß man durch eine falsche Analogie getäuscht worden ist.

*) Ausführliches hierüber im zweiten Bande meiner Allgemeinen Biologie: Vererbung und Entwickelung. Wien 1899.

Wenn der Züchter eine zufällig auftretende Varietät erhalten und weiter ausbilden will, dann muß er sie rein züchten. Das heißt: er muß die Kreuzung der in seinem Sinne variirenden Individuen mit den übrigen verhindern. Das erreicht er entweder dadurch, daß er die ersten streng isolirt und nur unter einander kreuzt, oder er geht noch radikaler vor und vernichtet alle ihm nicht konvenirenden, bevor sie zur Fortpflanzung gelangen. Setzt er Das konsequent durch viele Generationen fort, indem er stets die am Weitesten in seinem Sinne variirenden Individuen auswählt und zur Fortzucht verwendet, dann kann es ihm gelingen, die erstaunlichsten Resultate zu erzielen. In der freien Natur kann aber eine Reinzüchtung einer neu auftretenden Variation weder auf die eine noch auf die andere Weise erfolgen. Eine Isolirung der Individuen, die zufällig mit den Anfängen einer Abänderung ausgestattet sind, die sich vielleicht nach ihrer völligen Ausbildung als nützlich erweisen würde, ist eben so wenig möglich, wie es denkbar erscheint, daß das Auftreten des allerersten Beginnes einer günstigen Abänderung bei wenigen Individuen die Vernichtung aller nicht abgeänderten herbeiführt. Ist Dem aber nicht so, bleibt vielmehr in jeder Generation eine große Zahl von Individuen am Leben, die nicht in diesem Sinne variiren, dann muß die neue Variation durch wahllose Kreuzung mit den nicht abgeänderten binnen Kurzem wieder verwischt werden; ihre Fortentwickelung zu einer fertigen und in ihrer Vollendung der Art zum Vortheil gereichenden Einrichtung ist also auf diesem Wege vollkommen unmöglich.

Gleich der Naturzüchtung hat man auch den Kampf ums Dasein Dinge verrichten lassen, die wohl ein planmäßig vorgehender Mensch, nie aber ein bloßes Prinzip erreichen kann, das man nur im metaphorischen Sinne mit menschlichen Eigenschaften ausstattet. Wie die Griechen Naturkräfte in Göttergestalt dargestellt haben, so ist der Kampf ums Dasein heute noch für Haeckel der züchtende Gott, der ohne Absicht neue Formen hervorbringt. In Wirklichkeit ist aber dieser Kampf ums Dasein nichts Anderes als ein Begriff, und zwar ein recht nebuloser und schwankender Begriff, der von Darwin selbst und seinen Nachfolgern auf ganz verschiedene Vorgänge angewendet worden ist. Zum ersten Male findet man diesen Ausdruck in dem Titel von Darwins Hauptwerk, wo von der „Erhaltung der Rassen im Kampf ums Dasein" (preservation of favoured races in the struggle of life) die Rede ist, während in dem Buch selbst und bei den späteren Schriftstellern fast immer nur von dem Konkurrenzkampf der Individuen unter einander gehandelt wird. Nun ist es ja richtig, daß der Kampf zwischen nah verwandten Varietäten oder Rassen mit der Verdrängung oder Vernichtung des schwächeren Gegners enden kann, und wahrscheinlich ist ein Theil der „vorweltlichen" Thiere und Pflanzen in einem solchen

Konkurrenzkampfe ausgerottet worden. Andere wieder mögen in einem mit ungenügenden Mitteln geführten Abwehrkampfe gegen anders geartete feindliche Einwirkungen (Trockenheit, Ueberschwemmung, Kälte, Nahrungmangel oder überlegene Feinde) vernichtet worden sein. Aber ein solcher Vernichtungskampf kann unmöglich zur Ausbildung neuer adaptiver Einrichtungen geführt haben, bei den siegreich gebliebenen eben so wenig wie bei den untergegangenen Rassen. Die siegreiche Rasse mußte schon im Besitze jener vortheilhaften Eigenschaften sein, wenn sie ihr zum Siege verhelfen sollten, wie denn auch heute die kaukasische Rasse ihre Ueberlegenheit über die inferioren Rassen nicht während deren Verdrängung und Vernichtung erlangt, sondern sie deshalb überall mit Leichtigkeit überwindet, weil sie ihnen schon im Beginn des Kampfes körperlich und geistig überlegen ist. Noch weniger läßt sich aber von der züchtenden Wirkung des Rassenkampfes bei der unterliegenden Rasse erwarten; vielmehr zeigt uns gerade die Thatsache, daß eine ganze Rasse im Kampfe gegen eine andere oder im Abwehrkampf gegen sonstige feindliche Gewalten unterliegen und der völligen Vernichtung anheimfallen kann, wie wenig die Selektion als solche im Stande ist, eine Anpassung an geänderte äußerliche Verhältnisse herbeizuführen. Wäre es wahr, was von den Anhängern der Selektiontheorie mit solcher Bestimmtheit behauptet wird, daß immer nur jene Individuen erhalten bleiben und sich fortpflanzen, die minimale Variationen nach der vortheilhaften Seite zeigen, während die Individuen mit eben so minimalen Abänderungen nach der anderen Richtung vorzeitig und ohne Nachkommen zu Grunde gehen, dann könnten wir eigentlich gar nicht verstehen, wie eine ganze Rasse im Kampf ums Dasein vernichtet werden kann und warum diese Vernichtung nicht durch einen mit diesen Mitteln arbeitenden Selektionprozeß hintangehalten wird. Wenn der urweltliche Riesenhirsch, wie allgemein angenommen wird, wegen der enormen Entwickelung seiner Geweihe untergegangen ist, dann kann man nicht begreifen, warum sich nicht die Naturzüchtung ins Mittel gelegt hat und warum es ihr nicht durch Auswahl und Erhaltung minimaler Minusvariationen der Geweihe und durch Vernichtung sämmtlicher Plusvariationen gelungen ist, das Wachsthum zum Stillstand zu bringen oder einen allmählichen Rückgang herbeizuführen. Daß die Selektion sich als unfähig erwiesen hat, eine solche nützliche oder nothwendige Abänderung herbeizuführen, und daß sie ruhig zusehen mußte, wie ganze Rassen und Arten der Vernichtung anheimfielen, zeigt uns a posteriori, was wir schon a priori für ausgemacht halten müssen: daß Variationen minimalen Grades weder den Untergang eines Individuums im Kampf ums Dasein zu verhüten noch ihn herbeizuführen im Stande sind.

Natürlich gilt das Alles eben so für den Konkurrenzkampf der Indi-

viduen unter einander und auch für den Einzelkampf in der Abwehr von außen drohender Gefahren.

Hier berufen sich bekanntlich die Selektionisten auf die große Masse von Individuen, die in jeder Generation erzeugt werden, und auf die relativ geringe Zahl Derjenigen, die das Alter der Fortpflanzung erreichen, und sie schließen daraus, daß eine Auswahl Einzelner oder Weniger aus einer großen Ueberzahl stattfindet und daß die Naturzüchtung auf diese Weise in die Lage kommt, nach dem Beispiel des Züchters sich die gewünschte Variation aus einer ungeheuren Menge herauszusuchen. Daß Dies wirklich der Ansicht der Darwinisten entspricht, sehen wir aus folgendem Satze, den ich einem Buche von Romanes, einem direkten Schüler Darwins, entnehme: „Jenes tausendste Individuum, das im Kampf ums Dasein am Leben bleibt, ist ohne alle Frage eins von den Individuen, die hierzu am Besten ausgerüstet waren." Dazu ist vor Allem zu bemerken, daß es der alltäglichen Erfahrung widerspricht. Ich berufe mich hier auf eine Mittheilung des Professors Heincke, des Vorstandes der biologischen Anstalt in Helgoland, der in seiner großen Naturgeschichte des Herings ausdrücklich hervorhebt, daß er bei der Untersuchung größerer Mengen dieser Thiere, im Widerspruche mit den Voraussetzungen der Selektiontheorie, immer einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz kranker, verkrüppelter oder verstümmelter Exemplare gefunden habe. Aber abgesehen davon, ist es auch nicht richtig, daß die zahllosen Keime, die die verschwenderische Natur in jeder Generation anlegt, sich so weit entwickeln, daß die Naturzüchtung in die Lage käme, aus so vielen herangewachsenen Individuen die besten und geeignetsten auszuwählen. Das könnte allenfalls in einer Brutanstalt oder in einer Fischzucht bis zu einem gewissen Grade geschehen, niemals aber in der freien Natur, wo von allen den Millionen von Sporen, männlichen Schwärmzellen und Eiern immer Unmassen zu Grunde gehen, noch bevor sie überhaupt in die Lage kommen, ihre Entwickelung zu beginnen. Dann kommen erst wieder die Larven und andere Jugendformen an die Reihe und auch sie werden in Hekatomben geopfert, bevor noch jene Organe ihre Entwickelung auch nur begonnen haben, auf die es die Naturzüchtung vielleicht gerade abgesehen haben sollte. Wenn es sich um die Ausbildung der Facettenaugen eines Schmetterlings handelte, so ist natürlich weder in der Samen- noch in der Eizelle von solchen Etwas zu finden, und wenn nun diese Keimzellen massenhaft zu Grunde gehen, so bleiben nicht etwa die übrig, aus denen sich die besseren Augen entwickeln, sondern diejenigen, die durch einen glücklichen Zufall der Vernichtung entgehen. Die aus den geretteten Eiern auskriechenden Raupen besitzen aber erst noch keine Facettenaugen, sondern nur sogenannte Punktaugen; und wenn nun eine große Zahl dieser Raupen ihren Feinden zum

Opfer fällt, so sind es wieder nicht diejenigen, die die Minusvariation der noch nicht entwickelten Facettenaugen in sich tragen, sondern diejenigen, die gerade ihren gefräßigen Feinden in den Wurf kommen. Und wenn nun endlich die Schmetterlinge aus den Puppen auskriechen, dann ist ihre Zahl schon so sehr zusammengeschmolzen, daß die Auswahl für die Naturzüchtung eine ziemlich beschränkte geworden ist. Dazu kommt aber noch die ungemein kurze Lebensdauer mancher Schmetterlinge, die sich bei den Männchen einer bestimmten Art (Psyche apiformis) nur auf 32 bis 54 Minuten erstreckt. In dieser kurzen Zeit soll nun die Naturzüchtung Die herausfinden, bei denen die Augen um eine Nuance besser konstruirt sind als bei den anderen, und Die vernichten und an der Paarung verhindern — zu der sie sich übrigens unmittelbar nach dem Auskriechen anschicken —, bei denen die Augen nur die bisherige Beschaffenheit besitzen oder um einen unmerkbaren Betrag rückwärts variiren. Das ist, wie man zugeben wird, ein einfach unerfüllbares und in der Natur sicherlich nie erfülltes Verlangen. Jedenfalls ist es aber klar, daß unter solchen Umständen die große Zahl der Keime und Jugendformen nicht das Mindeste dazu beitragen kann, die Selektion eines Merkmals oder eines Organs des ausgewachsenen Organismus zu erleichtern.

Aber auch dann, wenn die ausgewachsenen Individuen noch in sehr großer Zahl vorhanden sind, wird bei der Entscheidung über Leben und Tod Alles eher in Betracht kommen als die feinen Unterschiede in der Vollkommenheit ihrer einzelnen Organe. Oder glaubt vielleicht Jemand im Ernst, daß die Heringtonnen nur die minderwerthigen Heringe enthalten, während die Eliteheringe mit etwas schärferen Augen und etwas stärkerer Flossenmuskulatur dem Netz entronnen sind? Oder sind die Tausende von kleinen Weichthieren, die ein Walfisch auf einmal verschlingt, immer nur die Ungeschickten und Marodeure, während die Helden und Schlauköpfe unter ihnen durch Kraft und Klugheit sich rechtzeitig salviren? Sind die Millionen Heuschrecken, die in einem Schwarm erschlagen und gefressen werden, immer nur die unvollkommenen Individuen und sind hier wirklich nur Die zur Erhaltung der Art ausersehen, die sich über irgend eine kleine Verbesserung ausweisen können? Oder ist es denkbar, daß die Seuchen, die von Zeit zu Zeit alle Arten von Organismen heimsuchen, gerade jene Individuen verschonen, die zufällig ein etwas schärferes Auge oder ein besseres Gehör oder irgend eine andere unbedeutende Plusvariation besitzen? Das sind lauter triviale und scheinbar überflüssige Fragen, deren Verneinung vorauszusehen ist; und doch müssen sie aufgeworfen werden, weil sie die Unmöglichkeit jener Voraussetzungen demonstriren, von denen die Zuchtwahltheorie ihren Ausgang nehmen muß.

Aber nicht nur die Grundannahmen der Selektiontheorie sind unhaltbar, sondern es hat sich bereits herausgestellt, daß man auch bei ihrer Anwendung auf gewisse Spezialfälle von falschen Prämissen ausgegangen ist.

Dies war zum Beispiel der Fall bei der Erklärung der lebhaften Blüthenfärbung der Alpenpflanzen. Auf Grund der Zuchtwahltheorie Darwins hat man nämlich angenommen, daß die Insekten, deren Besuch für die Bestäubung der Blüthen nothwendig ist, durch deren Färbung angelockt wurden, daß also die Blüthen, die zufällig etwas lebhaft gefärbte Blüthenblätter erhalten hatten, die Insekten besser anlocken konnten als die weniger lebhaft gefärbten und daß daher jene mehr Chancen für die Befruchtung und Fortpflanzung hatten als diese. Nun sind aber die Unterschiede in der Färbung, wie man sich bei jeder Bergwanderung überzeugen kann, an dem selben Standorte so minimal, daß sie selbst bei direkter Vergleichung kaum wahrgenommen werden können, und man müßte daher den bestäubenden Insekten ein Farbenunterscheidungvermögen zuschreiben, das unser menschliches weit übertrifft, wobei es dann wieder unbegreiflich wäre, warum sie die um ein Minimum weniger lebhaft gefärbten, aber für unsere Augen noch recht auffallenden Blüthen ganz übersehen. Dieser Widerspruch besteht aber in der Wirklichkeit nicht, weil neuere Untersuchungen verschiedener Forscher übereinstimmend ergeben haben, daß die Insekten für die Farben der Blüthen unempfindlich sind und nicht von ihnen, sondern vom Geruch der Blüthen angelockt wurden. Außerdem hat sich aber gezeigt, daß die lebhafte Blüthenfärbung nicht einmal eine erbliche Eigenschaft der Alpenpflanzen ist, sondern in jedem einzelnen Individuum durch den Einfluß des Milieus (stärkere Belichtung u. s. w.) herbeigeführt wird. Pflanzen, die aus der Ebene in größere Höhe versetzt wurden, erlangen alsbald die lebhafte Färbung der Alpenpflanzen; und diese verlieren sie schon in der nächsten Generation, wenn man sie in der Ebene kultivirt. Die Naturauslese bleibt also auch in diesem Fall gänzlich aus dem Spiel.

Aehnlich verhält es sich auch mit der Schutzfärbung und den Fällen der sogenannten Mimicry, weil durch die objektive Beobachtung fortwährend neue Thatsachen ans Licht gebracht werden, die der Annahme der Selektiontheorie direkt widersprechen. So hat sich gezeigt, daß ein Schmetterling, der in Färbung und Zeichnung dürres Laub imitirt, in den Sommermonaten fliegt, wo kein dürres Laub vorhanden ist, und sich mit Vorliebe auf grünen Blättern niederläßt; oder daß zwei Schmetterlingarten einander frappant ähnlich sind, von denen die eine in Südamerika, die andere in Madagaskar zu Hause ist; oder daß zwei Falterarten genau die selbe Zeichnung besitzen, daß sie aber in der Größe so stark differiren, daß eine Verwechselung durch ihre Feinde ganz ausgeschlossen erscheint. Natürlich bleibt für alle diese Fälle außerdem auch noch der fundamentale Einwand bestehen, daß die Anfänge der Abänderung und deren kleine Fortschritte unmöglich über Leben und Tod entschieden haben konnten.

Von welcher Seite man also die Sache ansehen mag: immer kommt man wieder zu dem selben Ergebniß, daß Alles, was Darwin der Entwickelunglehre Lamarcks hinzugefügt hat, vollkommen unhaltbar ist; und obwohl Das bisher nur von Wenigen unumwunden ausgesprochen wird, kann es doch nicht mehr zweifelhaft sein, daß die bei ihrem Auftreten mit so großem Enthusiasmus begrüßte Selektiontheorie über kurz oder lang nur noch eine historische Bedeutung besitzen wird. Aber diese Bedeutung ist eine ungewöhnlich große; und der Name Darwins wird für alle Zeiten mit einem epochalen Umschwunge des wissenschaftlichen Denkens verbunden sein, weil es doch eigentlich nur ihm gelungen ist, Cuviers Lehre von der Konstanz der Arten zu Fall zu bringen und der Deszendenztheorie zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen.

Warum aber ein Gedanke, der schon in den ältesten Zeiten nicht selten in unbestimmterer Form ausgesprochen worden war, der aber im Beginn des vorigen Jahrhunderts von einem berühmten Naturforscher mit triftigen Argumenten vertheidigt wurde, dennoch durch fünfzig Jahre weder bei den Gelehrten noch bei den gebildeten Laien auch nur den geringsten Anklang gefunden hat und warum der selbe Gedanke gerade durch Darwins „Entstehung der Arten“ zu einem so plötzlichen Erfolg gelangt ist: Das ist eine Frage, die keineswegs leicht und präzis beantwortet werden kann. Sicher scheint, daß die Fachleute noch zu sehr mit der Sammlung von Thatsachen beschäftigt waren, um solchen allgemeinen Fragen ein größeres Interesse entgegenzubringen. Für die Laien dagegen war in Folge des primitiven Standes der damaligen Publizistik der wissenschaftliche Nachrichtendienst noch so mangelhaft organisirt, daß nur Wenige von dem großen Ereigniß erfuhren, das sich mit dem Erscheinen von Lamarcks Philosophie zoologique vollzogen hatte. War doch selbst Goethe, der, wie man weiß, für diese Fragen das lebhafteste Interesse hatte, offenbar bis zuletzt in völliger Unkenntniß der Lehren Lamarcks geblieben. Als Darwin aber mit seinen Ideen hervortrat, hatte die periodische Literatur bereits ihren ungeheuren Aufschwung begonnen; und so kam es, daß diese Ideen und die an sie sich knüpfenden Kontroversen Allen in der kürzesten Zeit geläufig geworden sind.

Ein anderer Grund, warum die bis dahin so wenig beachtete Evolutiontheorie gerade unter Darwins Fahne so große Erfolge errungen hat, liegt aber sicher darin, daß diese Theorie den Meisten erst durch das neugeschaffene Selektionprinzip mundgerecht gemacht wurde. Durch die populären Schlagwörter vom Kampf ums Dasein und dem Ueberleben des Passendsten wurde das Kausalitätbedürfniß scheinbar befriedigt und durch die Aufgabe, die man der „Naturzüchtung“ überwies, der Neigung der meisten Menschen, schwer verständliche mechanische Vorgänge durch personifizirte Kräfte vollziehen zu

lassen, in vorzüglicher Weise Rechnung getragen. Daß man dabei die Schaffung der zweckmäßig erscheinenden Einrichtungen in der organischen Welt mit Darwin der personifizirten Schöpfungskraft aus der Hand genommen hatte, um sie einem anderen anthropomorphischen Begriff, nämlich der „Naturzüchtung", zu überantworten, wurde nur Wenigen klar; und wenn diese Wenigen sich erkühnten, auf diesen Rollenwechsel und auf die unmöglichen Voraussetzungen der „natürlichen" Zuchtwahl hinzuweisen, wurde ihre Stimme vom Enthusiasmus der Menge übertönt. Auf diesen Fall passen also wirklich die harten Worte Nietzsche-Zarathustras: „Wenn eine Wahrheit auf dem Markte gesiegt hat, dann fraget nur: Durch welchen Irrthum hat sie gesiegt?"

Wien. Professor Max Kassowitz.



La Maison Moderne.

Am Sonntag vor Weihnachten ließ Octave Mirbeau im „Journal" eine Epistel gegen das moderne Kunstgewerbe los, die sich, wie mans von dem Verfasser des „Journal d'une femme de chambre" nicht anders erwarten konnte, gewaschen hatte. Da ich jede Gelegenheit, für meine Maison moderne Reklame zu machen, gern ergreife, sei mir gleich die Bemerkung erlaubt, daß meine Gefühle bei der Lecture dieser Epistel nicht lediglich ästhetischen Regungen entsprangen. Man stelle sich gütigst vor: acht Tage vor Weihnachten, in der Zeit, wo auch dem Besitzer moderner Kunstsalons das Glück blüht, so Etwas wie einen Käufer zwischen die Finger zu bekommen, das Haus voll lieblicher Sachen, just all der Dinge, die da in einem Blatte, das Jeder liest, von dem ersten Schriftsteller Frankreichs, den Jeder kennt, in Grund und Boden gefeuert werden. Das besonders Fatale war, daß Mirbeau in seinem Artikel von einem gewissen M.-C. sprach, der früher Sammler, dann Agitator für moderne Dinge gewesen und jetzt so weit gesunken sei, im Herzen von Paris ein Kaufhaus mit all diesen Scheußäligkeiten aufzumachen, — von einer Persönlichkeit also, in der der Schreiber dieser Zeilen sich selbst zu erkennen genöthigt schien.

Es ist merkwürdig, aber bekannt, daß man ganz großen Schicksalsschlägen apathisch gegenüberzustehen pflegt und nach den ersten zum Himmel schreienden Zuckungen gewöhnlich gar nichts thut, sozusagen die Sache vergißt oder so thut und dem Alltäglichen nachgeht, als wäre gar nichts geschehen, wie eine Blindschleiche ruhig weiterwandelt, der man den halben Leib abgebrochen hat. So wars auch diesmal. Ich ließ mich den Tag über nicht im Hause sehen; und als abends die Kassen die Einnahmen meldeten, war ich auf das Schlimmste gefaßt

Tableau: das Resultat war glänzend! In der Rue des Petits Champs hatte man vor Menschen nicht treten können und selbst die Filiale in der Rue de la Paix, die sonst nur unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu existiren pflegte, hatte stark gearbeitet. Die Verkäufer riethen, Mirbeau ein Ehrengeschenk in Gestalt eines Bycicles im Stil Louis des Fünfzehnten zu machen. Das Publikum hatte die Waaren nur so gefressen; selbst die alte Punschterrine, die noch aus der kümmerlichen Zeit des Anfangs stammte, als man noch aus München die neusten pariser Modelle kommen ließ, war verkauft.

Wie immer im Leben nach Befriedigung der üblen materiellen Triebe die geistigen Instinkte um so energischer in die lichteren Höhen des Bewußtseins emporschnellen, kam auch mir nach überstandener Sorge das Nachdenken; und die Wuth auf Mirbeau, die sich morgens in recht häßlichen Ausbrüchen geäußert hatte, begann einer milderen Auffassung zu weichen, die an freundliche Theilnahme streifte. Es galt, diesen Mirbeau, der doch sonst ein ganz verständiger Mensch war, eines Besseren zu belehren, vor Allem, ihn zum Besuch einzuladen; die einfache persönliche Ueberzeugung an der Hand der Thatsachen war besser als jede Entgegnung, — und außerdem billiger.

Die Autosuggestionen, zu denen alle Besitzer moderner Kunstsalons neigen, gehören mit zu den interessantesten Erscheinungen der modernen Psyche. Eine gute Tageskasse von heute läßt auch das magerste Gestern im Fluge vergessen. In einem Laden voll guter Kunden erscheint man sich wie ein Gott in einer großen Welt; und aus dem Verkaufen, das einem gestern noch eine Quelle schlimmster Leiden und Erniedrigungen schien, wird die göttliche Geste des Gebens. Wer weiß? Vielleicht war dieser Besuch des berühmten Mannes, an dem sich schon nicht mehr zweifeln ließ, im Stande, die langersehnte Verbindung mit den Börsenkreisen herzustellen, in denen Mirbeau zu Hause war. Wenn man ihn bekehrte, hatte man den ganzen Kreis, unzählige Millionen . . . Kurz, man schwärmte, so weit es in einer pariser Office nach Abfertigung der Post möglich ist.

Abends, beim Diner, zu dem aus den Erträgnissen des Tages eine fürstliche Gänseleberpastete gestiftet war, als man heftig über die Frage stritt, was wohl Mirbeau zu seinem Artikel getrieben haben konnte, kam ich auf die Idee, daß es vermuthlich nur eine weniger gute Pastete gewesen war oder, wie Dickens schließen würde, eine schlecht verdaute Käsekruste. Und nun begann mein Geist sich wirklich zu erheben und ich bemitleidete Octave Mirbeau, den Sklaven seines Berufes. Freilich: ein Sklave mit hunderttausend Francs Renten, einer, der sich auch noch etwas Anderes leisten konnte, der nicht nöthig hatte, von dem Aerger der Anderen zu leben . . . Alles in Allem: ein merkwürdiger Fall.

Das Merkwürdigste daran war, daß Mirbeau, der Ritter der Minorität, der stets für die Schwachen eintrat, der sich für Zola-Dreyfus beinahe hatte lynchen lassen und in der Malerei und Skulptur nur für das Beste des Guten zu haben war, hier plötzlich zur Majorität überging. Er that freilich in dem Artikel so, als wimmele ganz Paris nur von modernen Möbeln und als gebe es nur noch ganz vereinzelte Geschmacksmenschen, die sich zu ein paar übrig gebliebenen Antiquitätenhändlern flüchten, um noch einmal geschmackvolle Dinge vor Augen zu haben. Wenn es doch so wäre!

Es giebt immer noch Tausende von Antiquaren in Paris, ja, die An-

tiquität ist hier etwas so Nothwendiges, der Masse Dienendes wie der Butterhändler oder die Gemüsefrau. In den wildesten Faubourgs, von denen man nur aus den Mordstatistiken der Zeitungen weiß, wo es unmöglich ist, eine anständige Tasse Kaffee zu bekommen, findet man als erste Bedürfnißanstalt einen Trödler mit vergilbten Seidenbrokaten, einer Bronze von Napoleon und einem halben Louis XV. Stuhl im Schaufenster. Ob die Majorität, die ja auch mal Recht haben könnte, hier wirklich auf dem einzig wahren Wege ist, ob die wurmstichigen alten Dinge, die allenfalls noch malerischen, ganz sicher keinen Gebrauchswerth mehr haben, oder die neuen per tausend Stück schlecht und gerecht nach alten Mustern imitirten Produkte der Tischlervorstadt St. Antoine, die auch noch von den guten Louis lebt, besser sind als vernünftige neue Möbel: Das, Herr Mirbeau, ist immerhin zweifelhaft. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, zu glauben, Das, was heute Louis XV. heißt, könne mit dem Stil dieses Namens verglichen werden, sofern es sich nicht um eine getreue Kopie handelt, die aus tausend Gründen in den meisten Fällen ausgeschlossen ist, denn man kann doch wohl nicht annehmen, daß eine nachkommende Generation einen künstlerischen Gedanken besser vollenden kann als die Epoche, die ihn erfunden und in allen Theilen ausgestaltet hat; man wird kaum glauben, daß die Renaissance fähig gewesen wäre, eine bessere Gothik zu machen als die Gothik selbst.

Man sieht auf dem Boulevard manche modernen Dinge, sie füllen manche Läden sogar von oben bis unten, aber diese Läden selbst sind doch noch vereinzelt, — zum Glück für uns! Es sei auch gern der beträchtliche Unwerth der allermeisten dieser Dinge zugegeben; nur muß man daran denken, daß die Dinge, die von diesen neuen Sächelchen verdrängt wurden, nicht um ein Loth besser waren, ganz abgesehen davon, daß sie Louis XV. oder Louis XVI. waren. Die Masse wird immer von Dingen gelockt werden, die ihren banalen Instinkten am Nächsten sind. So war es vermuthlich schon zur Zeit der Kreuzzüge. Zwischen diesem modern stylo der Kramläden aber und unseren Dingen, die langsam vernünftig werden und ihr Dasein einer künstlerischen, nicht aller Reflexion baaren Thätigkeit verdanken, ist denn doch — alle Bescheidenheit in Ehren — ein Unterschied; und daß den Herr Mirbeau übersehen konnte, der nur von Sachen spricht, die weder modern noch unmodern, sondern einfach verrückt sind, ist ein Zeichen schwachen Differenzirungvermögens. Was würde er sagen, wenn ein Anderer die französische Literatur nach den Romanen, die in Tageszeitungen erscheinen, beurtheilte!

Die Sache liegt aber tiefer.

Mirbeau ist mit Rodin befreundet und Rodin sagte mir eines Tages, er finde alle unsere modernen Stilversuche bête; Degas hatte die Güte, unser Dekor mit einer athenienssischen Bezeichnung zu belegen, die ich mir versagen muß, wiederzugeben; Sisley versicherte kurz vor seinem Tode, die ganze Sache würde nicht ein Jahr mehr halten; und Liebermann hat sich nicht weniger hoffnunglos geäußert. Renoir steht genau auf dem selben Standpunkt: und wenn man herumfragen würde, wäre so ziemlich bei allen modernen Größen der Malerei und Skulptur die Antwort die selbe.

Nun dürfte man sich wohl über Eins heute einigen können: darüber, daß unsere moderne gewerbliche Strömung nicht der Laune einiger nichtsnutzigen Leute

entspringt, sondern ein unmittelbarer Ausfluß unserer Zeit ist, ganz abgesehen davon, ob dieser Ausfluß schön oder häßlich, gut oder böse ist. Wie es keinem Menschen einfallen wird, über die Einführung des Dampfes oder der Elektrizität ästhetische Betrachtungen anzustellen, so kann man auch über das moderne Gewerbe nicht ins Klare kommen, wenn man es lediglich als ästhetisches Vergleichsobjekt im Verhältniß zu anderen Stilen nimmt. Es ist eben noch etwas Anderes als ein Gegenstand animirter Theestundenunterhaltung, nämlich eine sogenannte Thatsache, eine zunächst materielle Nothwendigkeit. Ich kann den Lesern unmöglich zumuthen, sich auf das Niveau Mirbeaus zu stellen, und ihnen erst den billigen Nachweis liefern, daß eine Zeit, die mit der Epoche der diversen Louis nur etwa Das gemein hat, daß heute wie damals die Menschen die Nase senkrecht und den Mund in der Quere tragen, eine Zeit, in der es sachlich zugeht, auch einmal auf den Einfall kommen muß, sich ihr zusagende, ihrem Bedürfniß entsprechende sachliche Formen zu suchen.

Woher kommen diese Formen, so weit sie nicht von den lediglich sachlichen Elementen bestimmt werden? Was giebt ihnen Farbe und Linie? Was bestimmt den rein ästhetischen Theil der Mitarbeit neben dem rein technischen, wenn wir einen Augenblick versuchen, dieses Untheilbare zu trennen? Wenn der Zweckmäßigkeit bei einem Hause, einer Lampe, einem Möbel die denkbar praktischste Linie gefunden ist: was giebt dieser Linie den unseren Sinnen als ästhetisch und modern erscheinenden Schwung und ihren Flächen die Farbe?

Woher soll es kommen, wenn nicht aus der zeitgenössischen Kunst, der Malerei und der Skulptur, auch aus dem sogenannten Impressionismus, dem Lager, aus dem gerade die empfindlichsten Vorwürfe gegen das moderne Gewerbe kommen? Manche Fertiger des modernen Gewerbes waren früher Kollegen ihrer heutigen Widersacher. Aus dem Kreis der französischen Impressionisten ging der typischste von allen, van de Velde, hervor. Das ist an sich gewiß kein Grund pro oder contra: nur ist klar, daß, da nun einmal nichts von selbst entsteht und, so weit sich die ältesten Leute erinnern können, das Gewerbe stets die Qualitäten der sogenannten reinen Kunst irgendwie wiederspiegeln muß, diese reinen Künstler am Wenigsten geeignet sein können, Anklagen gegen ihre leibliche Nachkommenschaft zu erheben. Statt dieses Rabenvaterthumes sollten sich die großen Herren lieber freuen, daß hier ein Weg gefunden wird, der ihrer bedenklich abstrakten Bedeutung Etwas von moralischer Daseinsberechtigung ertheilt, daß der ungeheuerlichen Unökonomie, die jährlich so und so viele tausend Kilometer Leinwand oder Centner Gips, die nie irgend einen Zweck erreichen, verschwendet, ein bescheidener Nutzen entgegengestellt wird. Oder arbeiten Rodin, Degas, Liebermann etwa, um die verstorbenen Louis XV. Leute zu frischem Leben zu erwecken: zählen sie sich zu dem achtzehnten Jahrhundert und glauben sie, daß sich zwischen ihnen und dem heiteren Barock eine Brücke schlagen läßt: sind sie der letzte absterbende Rest einer vergangenen Epoche oder der Anfang einer neuen?

Daß nicht Alles hold und schön ist, was man in den etwas abgelegenen Ecken unserer Verkaufshäuser findet, wissen wir selbst: aber an den Werken dieser Reinen ist auch nicht Alles hold und schön: und der Unterschied ist, daß die Konsequenzen bei uns denn doch viel milder sind. Wir hängen so eine Punschterrine, die nicht ganz auf der Höhe ist, irgend einem friedlichen Provinzler an,

der sich seinen Feiertagsaffen daraus schließlich eben so gut und ohne Schaden für die Aesthetik der Allgemeinheit schöpfen kann wie aus irgend einer griechischen Vase, während die Denkmäler der Siegesallee in Berlin von allzu bleibendem Werthe sind. Bei uns sorgt die Konkurrenz schon und die immer arbeitende technische Erfahrung für eine stete Verbesserung, während die selben Antriebe in der reinen Kunst sehr unreine Früchte zu tragen pflegen. Wir vermögen unsere Zukunft einigermaßen zu kalkuliren, da unser Fortschritt vom Talent und der Intelligenz diktirt wird, zwei Faktoren, die unsere Zeit in jedem Beruf zu immer größerer Entwickelung bringt. Das Genie aber, von dessen Gnadengeschenk die Höhe der Malerei und Skulptur abhängen, nimmt in gleichem Verhältniß ab; je mehr sich die Masse einer Höhe nähert, um so seltener werden die steilen Gipfel. Keine Zeit ist der Bildung des Genies so ungünstig wie die unsere. Und Das ist ihr höchster Ruhm. In Malerei und Skulptur arbeiten die Zehntausend oder Hunderttausend, damit zwei, drei Gottbegnadete wirklich schaffen. Man könnte mit dem Oel, das in einer Woche zur Malerei verbraucht wird, einen Salat herrichten, an dem sich die ganze Menschheit satt essen könnte, und was in einem Jahre an Leinwand zum selben Zweck konsumirt wird, würde genügen, um die ganze Erde in ein Riesenhemd zu stecken. Allein dieses verrückte ökonomische Verhältniß, zu dem sich in keinem Berufe, in keiner Zeit eine Parallele finden läßt, sollte schon denkfähige Leute zu einer rationelleren Beurtheilung unserer Bestrebungen bringen. Es scheint mir aber auch möglich, in ihnen selbst schon heute praktische Erfolge zu finden. Ich behaupte, daß wir heute bereits eine ganze Menge sehr anständiger Modelle haben, die sich getrost neben die besten alten stellen lassen und vor diesen den Vorzug haben, Leuten von heute dienen zu können. Mirbeau findet das Alles nur modern und übersieht, daß ein wirklich modernes Ding an sich schon besser ist als das alte. Die üppigste Krinoline nützt einem Weiblein von heute nicht, denn sie kann damit nicht in unsere Straßenbahnwagen hinein, — und so geht es mit den besten alten Dingen. Sie nützen uns heute zu gar nichts, denn wir kommen damit nicht in unser modernes Leben hinein.

Hier aber rühren wir an den eigentlich wunden Punkt der Sache. Unsere Bewegung ist eine Konsequenz der Zeit und man grollt uns, um sich an der Zeit zu rächen. Es giebt heute noch viele Leute, die ganz unbewußt mit Leibeskräften nach dem lieben anno Dazumal zurückstreben und sich an die tausend Erbstückchen des längst abgebrannten Hauses klammern, um auf diese Weise die Suggestion des Alten zu behalten. Es liegt in der menschlichen Natur, daß gerade Die, die am Brande mitgeholfen, sich am Eifrigsten bei der Rettung bethätigen. Mit der einer edlen Seele eigenen Centrifugalkraft verlegen sie ihr Gewissen nach außen und klagen wie unschuldige Lämmer über die Folgen ihrer eigenen Missethat.

Ein solcher reuiger Brandstifter ist Mirbeau und man findet in seinem Künstlerkreis überall die selben Anschauungen. Als ich van de Velde einmal mit Rodin zusammenbrachte, fiel von den Lippen des großen Bildhauers, vor dem ich unbegrenzte Verehrung hege, das ominöse Wort décadent; und sein Genie war nie größer als die Thorheit, die er damals sagte. Ich halte unsere Zeit für außerordentlich gesund und kann auch bei normaler Laune nichts Ungesundes

an unseren großen Künstlern finden. Wenn man aber einmal einen freien Nachmittag hat und wohl disponirt ist, so dünkt es mich nicht schwer, nachzuweisen, daß all diese großen Künstler sich in einer geradezu zum Himmel stinkenden Decadence befinden. Ich kann mir auch beschränkte Seelen vorstellen, die im Journal d'une femme de chambre oder im Jardin des supplices von Mirbeau nicht gerade die gesundesten Blüthen unserer Kultur erblicken.

Décadence! Décadence! Das war in meiner Kindheit Mode; als man in Berlin die Freie Bühne machte und vor Gesundheit an die Decke sprang, da erschien man sich decadent. Wenn es irgend etwas Decadentes in der Welt giebt, so ist es die Kunst dieser gesunden Leute, der Rodin, Degas, Sisley oder Liebermann. Daran ist nun mal nicht zu rütteln. Ihre Kunst ist Auflösung. Die Skulptur wird so malerisch, daß von dem plastischen, der Architektur förderlichen Ideal der Alten kein Schatten mehr bleibt, und die Malerei der Impressionisten hat so sehr jeden festen Umriß verloren, daß eine malerische Dekoration im Sinne der Alten nur noch zu den Idealen des Stubenmalers gehört und Genies, die sich trotzdem dieser edelsten und eigentlichen Aufgabe erinnern, nur aus der Reaktion gegen diesen Impressionismus entstehen können.

Der selbe Mirbeau, der uns heute bedingunglos verdammt, besitzt sehr schöne Bilder von van Gogh, dem verrücktesten aller Genies, der eines Tages seinen Freunden seine abgeschnittenen Ohren zum Dejeuner servirte und sich im hellsten Wahnsinn aus der Welt beförderte. In seinen Bildern ahnt man die rapide Hast des Verurtheilten, der vor Sonnenuntergang fertig werden will, und es gehört nicht zu viel Psychologie zu der Vermuthung, daß der Autor dieser Werke nicht bei Sinnen bleiben konnte. Aber was hat Das mit künstlerischer Werthung zu thun? Dieser van Gogh, den Mirbeau so liebt, hinterließ ein ganz gesundes Werk, das stark genug war, seine Kunst über die kühlen Grenzen ihrer Abstraktion auszudehnen. Und gerade er steht uns heute am Nächsten; er zeigte unbewußt die Verwendbarkeit des berühmten coup de pinceau, von dem die Amateure schwärmen und mit dem das Leben so gar nichts anzufangen weiß; er malte in seinen wilden Pinselstrichen die Ornamente, die später gezeichnet wurden, und wenn jemals die Zeit des Nachweises der tieferen Zusammenhänge unserer Künste gekommen sein wird, dann wird man sich sehr eingehend mit ihm zu beschäftigen haben.

Decadence ist also eine Phrase, Herr Mirbeau, und wenn man sie braucht, muß man sie fein säuberlich mit den nöthigen Beziehungen ausstatten. In irgend einer Beziehung ist jede Kunst einmal decadent.

Das mag auch von unserer heutigen Stilrenaissance gelten. Die Keime, aus denen sich in der Kunst das Neue entwickelt, entziehen sich der bakteriologischen Forschung und sie unterscheiden sich noch dadurch von den anderen, daß sie unbedingt nützlich sind. Es wird nichts Gutes oder Schlechtes von Menschen geschaffen, das der Menschheit nicht irgendwie zum Nutzen dienen kann. Hier wie im Laboratorium des Bakteriologen steht als oberste Berufspflicht: Abwarten! Und zugleich mit ihr wird auch die Vorschrift der Klugheit und Höflichkeit erfüllt, die immer bekömmlich und human ist.

Paris. Julius Meier-Graefe.



Feuersnoth.

„Feuersnoth“: so heißt eine einaktige Oper von Wolzogen und Richard Strauß, — nicht Oskar Straus, wie man annehmen könnte. Dichter und Komponist geben zusammen mindestens Das, was man heute eine „neue Aera“, einen „Wendepunkt“ nennt. Zwei charakteristische Gestalten aus der bewegten kunstästhetischen Gründerperiode der „Moderne“ erscheinen Arm in Arm. Herr von Wolzogen, konjunkturenkundiger Ueberbrettel-Haussier, mußte sich allerdings ein Wenig auf die Zehen stellen; dafür hat sich Strauß, genialer Großspekulant in Orchesterwerthen, herablassend niedergebeugt. Und so entstand eine neue Gattung: der Ulk mit den Mitteln des wagnerischen Musikdramas. Euphemistisch wurde es „Singgedicht“ betitelt. Definition von „Singgedicht“: Etwas, das nicht gedichtet ist und worin nicht gesungen wird. „Feuersnoth“ hat einen netten Feuerlärm hervorgerufen. Straußens dramatischer Erstling „Guntram“ ist weniger geräuschvoll empfangen worden. Allerdings geht es überhaupt recht still zu um eine Oper, die nicht aufgeführt wird. Und „Guntram“ war ein braves Musikdrama, das die Sache ernst nahm. Es hielt sich ehrlich im Tristan- und Parsifalstil und that Keinem was, trotz seiner Grünspanchromatik. Es gab so ein schläferndes Mittelalter um seinen idealen Sänger und Sängerbund herum und die Ausleger waren ganz glücklich, wenigstens die „Dichtung“ einen Schritt weg vom „alten romantischen Ideal der Erlösungtragik“ Derer vom Gral in den modernen Nietzsche-Individualismus hineinschieben zu können. Da ist „Feuersnoth“ von anderem Schlage. Ein anderer Strauß steht vor uns, Einer, der sich entwickelt hat wie ein chromatisches Leitmotiv. Er ist inzwischen durch die Symphonie für Alle und Keinen, unfrei nach Nietzsche, hindurchgegangen; er hat für die Musik des Ausdruckes in dem Hammelgeblöke des Don Quixote die entscheidenden Töne gefunden, er hat die Schlacht mit „des Helden Widersachern“ geschlagen. In „Feuersnoth“ betritt der Held noch einmal die Walstatt. Und er löscht die Lichter aus und zündet sein eigenes an. „Feuersnoth“ ist die mit Emphase verkündete Emanzipation von Wagner unter dem höhnenden Bekenntniß der Nachfolge. „Feuersnoth“ ist die Plünderung unter dem Rechtstitel der Erbschaft. „Feuersnoth“ ist der Angriff, ist Kunstessay, Selbstbiographie, Manifest bei der Thronbesteigung. Ueber „Feuersnoth“ könnte der Titel der neusten Brochure stehen, die uns die anschwellende Straußliteratur beschert hat: Strauß contra Wagner. „Feuersnoth“ ist Blasphemie, ist das verwegenste Spiel, das je mit einem großen Künstlernamen getrieben wurde.

Diese artige komische Oper steckt aber auch sonst noch voll Beziehungen und Anspielungen. Das Symbolische ist auch in der Oper das Neuste, was man trägt. Deutobold Symbolizetti Mystifizinsky ist Musikdramatiker geworden. Herr von Wolzogen will, daß wir ihn für tiefsinnig nehmen, wozu er als Bretteldirektor doch gar nicht verpflichtet ist. So wird zum obersten Symbol der „symbolischen“ Feuersnoth eine Sphinx, die eine Narrenkappe trägt. Schritt vor Schritt umlauern uns die Fußangeln der Alldeutigkeit, — bis zur Schluß-

pointe. Hier tritt die Eindeutigkeit ein. Bei der angelegentlichen Beschäftigung ihres Witzes mit den Begriffen Feuer, Licht und Wärme haben die Autoren auch die Wärmequelle der modernen Kunst entdeckt: den weiblichen Leib. Die Entdeckung wird vor einem zahlreichen, an der Sache interessirten Auditorium experimentell nachgewiesen. In der grotesken Märchenvorlage muß die spröde Schöne von Audenaerde die Feuer, die der verschmähte zauberkundige Liebhaber in der Stadt verlöschen hieß, aus ihrem entblößten Rücken holen lassen. Herr von Wolzogen kehrt das Mädchen um. Und wie spielen Dichter und Komponist mit dem Feuer, das in dem grausam in die Länge, Breite und Tiefe gezerrten Schwank durch Zauber verlöscht, durch Zauber erweckt wird! Feuer ist die Kunst, Feuer ist die Liebe, Feuer ist der modern schrankenlose Individualismus, Feuer ist Alles. Feuer ist schließlich „fuoco“. Ja wahrhaftig: da grüßt uns schon D'Annunzio, der Wort- und Bilderreiche. Wenn Stelio-D'Annunzio der poetische, so ist Kunrad-Strauß der musikalische „Meister des Feuers“. Er ist wie Stelio der „Beleber“, der die Flamme der Schönheit, die Flamme der freien Liebe zu entzünden den Beruf fühlt, er ist wie Jener der begeisterte Apologet der Farbe, die „an sich selbst ein jubelndes Mysterium“ ist, des Dionysischen. Und er hält seine Standrede, wie Stelio, an eine alte Kunststadt gerichtet. Es ist freilich nicht Venedig, in dem „eine Sehnsucht nach edlen Harmonien lebt“, sondern München, das von den „edlen Harmonien“ des „Guntram“ nichts hatte wissen wollen. Dafür muß aber auch dieses München in „Feuersnoth“ beschämt, erdrückt von der Wucht spöttelnder Kontrapunktik, seine gröbsten, rückständigsten Lieder singen: „Guten Morgen, Herr Fischer“ und „Wir sind nicht von Pasing“. Das ist sehr traurig für München; allerdings auch nicht gerade lustig für Hörer aus anderen Städten.

Und wie Stelio beschwört Kunrad den Riesenschatten Wagners. Ausdrücklich, den heiligen Namen eitel nennend, in eben jener langen Strafrede an die Münchener, unausgesprochen aber in der noch viel längeren Bußpredigt, die die ganze „Feuersnoth“-Musik ist. Mit einem von den vielen gewaltsamen Uebergängen des Werkes modulirt Strauß plötzlich in die zeitgenössische Musikgeschichte, deren interessantestes Kapitel ihm Richard Strauß selbst ist. Der Held des Singgedichtes schlägt die alte „Minka“ mit Finsterniß, nicht, weil ihn sein Mädel abgewiesen, nein, weil die Münchener von 1865 Wagner vertrieben haben. Seitdem ists Wagner und seiner Kunst recht gut gegangen in der Isarstadt, die der Straußianer Rösch die „Wagnerstadt par excellence“ genannt hat, in dem München der Levy, Porges, der Wagnermusteraufführungen, des Prinz Regententheaters; aber Richard Strauß ist unversöhnlich und vergißt nicht. Er wirft sich zum Rächer Wagners auf, der es so nöthig hat. Einer der unwiderstehlichen Scherze des Singgedichtes vereinigt die Namen von Wagner, Strauß und Wolzogen in Versen, die nach der Köpenickerstraße schreien. Dazu erklingt an der entsprechenden Stelle der schönste musikalische Gedanke der ganzen „Feuersnoth“: Wagners Walhallmotiv. Nur konsequent citirt Strauß, als sein Name genannt wird, ein Motiv aus „Guntram“. Schade, daß wir bei Nennung des Herrn von Wolzogen den „Lustigen Ehemann“ vermissen. Aber Strauß empfindet überhaupt das Bedürfniß, sich öffentlich mit Wagner auseinanderzusetzen. Es ist ein Bild rührender Pietät: der Jünger, der von „seinem Meister

das Hexenhaus geerbt" hat, schlägt es in Stücke, — für sein Sonnwendfeuer. Die Meistersinger-Musik, die er dazu macht, zeigt aber, wie warm er im Hause sitzt. Oder hätte gerade die das Erbrecht nachweisen sollen? Dann keimt der Verdacht, daß das Testament erschlichen ist. „Feuersnoth" spielt verstohlen und unverblümt mit dem Gedanken der Ueberwindung Wagners. Es geht Strauß aber wie jenem wackeren Krieger, der einen Gefangenen machen wollte: Wagner läßt ihn nicht los. So sehen wir den Musiker des zwanzigsten Jahrhunderts nervös, ungeduldig werden. Kunrad kanzelt sein Publikum ab, um schließlich seinen Schmerz an „heiß-jungfräulichem Leibe" zu betäuben. Der polemische Wagner der „Meistersinger" appellirt an die heilige deutsche Kunst; der moderne Meistersänger der „Feuersnoth" an das deutsche Nachtcafé mit münchener Kellnerinnenbedienung.

Die Musik zu diesem mit „Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung" vollgepferchten Text hätte Manches gutmachen können. Leider ist aber Strauß selbst so Etwas wie ein Grabbe der Musik. Hat der Komponist eine Uebertreibung Wagners beabsichtigt, so ist sie ihm gründlich gelungen. Ich fürchte aber, daß er Wagner so übertreibt, wie er in seinen symphonischen Dichtungen Liszt und Berlioz übertrieben, nicht „fortentwickelt" hat. „Feuersnoth" geht aus der stilistischen Tonart der „Meistersinger". Schon dadurch ist die einaktige Burleske weit über die ihr zukommenden Proportionen gestreckt. Strauß läßt einmal in seiner Oper scherzhaft einen Gassenhauer sich zum Riesenmotiv aus Wagners Tetralogie herauswachsen. Ein Bild des Stiles der ganzen Oper. Schwer ist der dürftige Schwank mit klebrigem, stockenden Sprechgesang behängt, vollends erdrückt durch die Wucht des ungeheuren, polyphon schwitzenden Orchesterapparates. Ein Bach — an manchen Stellen ists nur eine Pfütze — soll mit einem prustenden Dampfschiff befahren werden. Und im Einzelnen: welche Häufung und Ueberladung, welche krankhafte Neigung zum Gequälten, Unnatürlichen! Alter Wagner, harmonisch und rhythmisch zersetzt, kontrapunktisch übersäuert, ist noch kein neuer Strauß. Noch nie ist mit Klangkünsten allein neue Musik gemacht worden. Wenn wir Strauß nach Melodie fragen, wird er uns kaum für originell halten; wir ihn aber auch nicht. Strauß stiehlt sich mehr als einmal von der Seite des ihm legitim verbundenen Leitmotivs fort, um die dem modernen Musikdramatiker eigentlich doch verbotenen Freuden der gegliederten Gesangsmelodie zu suchen; aber er wirbt ohne Glück. „Alle Mädeln mögen Meth", singt Strauß plötzlich sehr einfach; alle Komponisten mögen den Meth der Melodie. Aber die Melodie mag sie nicht immer; Strauß gewiß nicht. Auch bei Strauß ist es eine Eigenheit der singenden Personen, daß sie sich nicht zusammenhängend ausdrücken können. Es giebt Chöre und Ensembles in „Feuersnoth". Man höre aber diese Kinderchöre. Gesungene Rhachitis. Man bedauert diese Kleinen, aus denen im besten Fall einmal Lehrbuben der „Meistersinger" werden können. Oder dieser „Volksgesang" der wackeren Münchener! Strauß schüttet ihnen Arsenik in das Hofbräu. Wenn in der Handlung das Verlöschen des Feuers erfolgt, unternimmt Strauß in dem anschließenden Ensemble eine Verfinsterung der gesammten abendländischen Musik. Kakophonien, Kakorhythmik, die der Komponist als unerbittlicher Kakodämon der Musik entfesselt. Kommt ein Tanz à la „Meistersinger", so ist er mit habitueller Polyphonie behaftet, leitmotivisch täto-

wirt. Walzer von Strauß sind eben nicht immer straußische Walzer. Liebenswürdiger wird der Komponist den drei jungen Damen gegenüber, die als lachende, neckende Freundinnen dem Bürgermeisterstöchterlein mit dem „heiß jungfräulichen Leibe“ zur Seite stehen. Die drei Isartöchter singen sich zwar mitunter auf die drei Rheintöchter heraus. Im Großen und Ganzen aber sind sie recht artig. Richard, der Grausamere, begnadigt uns in ihren Gesängen; und auch ihm ward da die Gnade.

Wie steht es mit Strauß als Dramatiker? Er dehnt die Szene, da das Mädchen den hitzigen Liebhaber in den Hängekorb lockt, ins Ungemessene und stellt ein langes Instrumental-Intermezzo an den Schluß der Oper. Der breitspurige Symphoniker, der Zeit hat, sitzt ihm im Genick. Seine dramatische Feuersnoth ist mit Wagners dramatischem Feuerzauber nicht zu vergleichen. Schon im „Guntram“ trat die Molochnatur des Orchesters hervor; Alles verschlingt es: Gesang, Charakteristik, dramatische Gliederung der Szene. Gab es früher — angeblich zum Schaden der dramatischen Wirkung — zu viel Musik im Gesang, so finden wir bei Strauß zu viel Musik im Orchester. Das ist nicht minder schädlich. Besonders, weil zu viel hier eigentlich zu wenig heißt.

Mit dem tiefsten Respekt erfüllt die technische Meisterschaft des Komponisten. „Feuersnoth“ ist das Werk einer geradezu unheimlichen Technik. Strauß ist volle Gewalt gegeben über alle musikalischen Ausdrucksmittel. Man bewundert insbesondere diese kunstvolle Instrumentation, möchte sie aber auch beklagen. Ein Serpentinentanz mit grellen, blendenden Beleuchtungeffekten; in uns bleibt aber Alles leer, wenn er vorüber ist. Strauß wird durch diese sein Gefolge und ihn selbst berauschende technische Gewalt abgezogen von dem Kern alles Musikmachens. Seine Musik ist innerlich kalt bei aller Glühhitze; auch die von „Feuersnoth“: Sie ist ein Produkt der Reflexion, des Witzes, durch und durch voll Absichtlichkeit. Strauß scheint mit kaltem Blut zu rasen. Er jonglirt gleichsam mit brennenden Lampen. Als ein ungemein geistreicher Mann weiß er auch die Geste des Improvisatorischen, Rhapsodischen treffend nachzuahmen. Er betreibt die Tonkunst mit allen Tonkünsten. Es ist jammerschade um diesen Kunstreichen, der kein Künstler sein will. Wer Straußens letzte Symphoniemusik verfolgt und jetzt die Extravaganzen von „Feuersnoth“, lernt das Fürchten; so kann es unmöglich weitergehen. Strauß kann nicht den Ehrgeiz hegen, weiter jene petites choses avec de grands efforts hervorzubringen, die Rousseau so mißachtet hat. Und gerade ihm steht die neuste Pose so übel an, mit der er den schmollenden, ironischen Verkannten hervorkehrt. Wer, wie er, so gern Musik schreibt, um die Leute zu ärgern, darf ihnen nicht zugleich gefallen wollen.

Richard Strauß ist gewiß das größte Talent, das wir jetzt haben. Er sollte sich endlich entscheiden, ob er blos ein blendender Feuerwerker der deutschen Musik sein will oder ihr Prometheus, der das himmlische Feuer bringt. Vorläufig fehlt der göttliche Funke ... Feuersnoth!

Wien. Dr. Julius Korngold.



Poststeuer*).

Gerade die Postsendungen, die ihrer Natur nach für die Verwaltung am Lästigsten sind, zahlen die geringsten Beförderungskosten, nämlich Drucksachen, Waarenproben, Geschäftspapiere und zusammengepackte Gegenstände. Sie sind viel umfangreicher und schwerer als gewöhnliche Briefe und müssen so verpackt werden, daß sich die Beamten von ihrem Inhalt überzeugen können. Dieses Fehlen eines Verschlusses giebt fortwährend zu Klagen über die in ihrer Gefaltung verschwindenden Briefe und Postkarten Anlaß.

Auf den ersten Blick erscheint es geradezu unbegreiflich, warum zum Beispiel die Beförderung einer fünfzig Gramm schweren Korrektur nur drei, dagegen die eines eben so schweren Briefes zwanzig Pfennige kostet. Sehr selten wird dem Absender ein Brief mehr werth sein als eine mühevoll gelesene Korrektur. Und Korrekturen — um noch bei diesem Beispiel unverschlossener Sendungen zu bleiben — wandern in den selben Briefkasten wie verschlossene Briefe und machen die selben weiteren Stadien an Stempelung, Sichtung, Transport und Vertheilung durch, die zwischen Absendung und Empfang liegen. Sie werden so völlig als gleichwerthig behandelt, daß schwerlich Jemand behaupten wird, in Deutschland gingen mehr Korrekturen als Briefe verloren. Ja, in Italien würde man, wenn es möglich wäre, einen Brief viel lieber als offene Sendung fortschicken, weil dort die theurere Briefmarke einen postalischen Wegelagerer natürlich viel mehr zur Unterschlagung der Sendung reizt als der geringe Frankaturbetrag einer Drucksache.

In Wahrheit hat auch keineswegs die Rücksicht auf den Werth der Sendung den Unterschied im Porto veranlaßt: kann und muß ja doch der Verwaltung der Werth sämmtlicher nicht eingeschriebenen Sendungen gleichgiltig sein, da sie für die verlorenen Stücke keinen Ersatz gewährt, sondern den Verlust nur an dem Schuldigen, falls sie ihn zu finden vermag, disziplinarisch ahndet. Es ist hiernach ohne Weiteres klar, daß die Festsetzung des geringeren Portos für nicht verschlossene Mittheilungen aus dem Bestreben hervorgegangen ist, der Post neue Einnahmequellen durch Heranziehung bis dahin wenig oder gar nicht zu postalischer Behandlung gekommener Sendungen zu verschaffen. Früher war man des hohen Portos wegen gezwungen, möglichst nur an seinem Wohnorte drucken zu lassen; heute kann man, wenn man will, ohne irgend welche Unbequemlichkeit zwar in Memel wohnen, sich aber seine Korrekturen aus Kaiserslautern schicken lassen.

Alle diese Erwägungen führen zu dem Resultat, daß Keiner, der eine

*) Diese kleine Arbeit war der letzte Beitrag, den der Leiter der Hamburger Stadtbibliothek den Lesern der „Zukunft“ bieten konnte. Der geistig bis zum Eigensinn selbständige, vielseitig gebildete Mann, der, trotzdem er ein Berliner von 1838 war, in manchem Wesenszug an die grilligen gallischen Lichtsucher des achtzehnten Jahrhunderts erinnerte, hat das neue Jahr nicht mehr erlebt.

Postsendung frankirt, damit eine mehr oder weniger große Gegenleistung bezahlt und dadurch das Recht erwirbt, mit einem anderen, in größerer oder kleiner Entfernung wohnenden Individuum in Verbindung gesetzt zu werden, daß er vielmehr an seinem Theil einen Beitrag zu den staatlichen Einnahmen des Deutschen Reiches oder des Landes leistet, in dem er lebt.

Die Einnahmen des Reiches aus der Post und Telegraphenverwaltung betrugen nämlich im Etatsjahre 1900 bis 1901 393 209 930, die Ausgaben dagegen 342 495 126, der reine Ueberschuß also 50 714 804 Mark: von diesem Ueberschuß darf man nicht etwa noch den Betrag der einmaligen Ausgaben mit 15 414 924 Mark in Abzug bringen, da sich ja diese einmaligen Aufwendungen auf eine größere oder kleinere Anzahl von Jahren vertheilen und durch die Zunahme des postalischen, telegraphischen und telephonischen Verkehrs — Das heißt: durch die daraus fließenden Mehreinnahmen — im Laufe der Zeit amortisiren.

Die Gesammteinnahme des Reiches belief sich in dem Etatsjahr 1890 bis 1891 auf 2 066 644 012, die laufenden Ausgaben auf 1 783 753 067, der Ueberschuß demnach auf 282 890 945 Mark; der von der Postverwaltung erzielte Ueberschuß beträgt also mehr als den fünften Theil des Gesammtüberschusses.

Aus der letzten allgemeinen hamburger Volkszählung ergiebt sich, daß die Zahl der Individuen von 0 bis fünfzehn Jahren unter tausend gezählten 309,08 betrug; nach dieser Analogie gäbe es, nach der letzten Zählung vom zweiten Dezember 1895, unter den 52 279 991 Deutschen etwa 34 853 328 postverdächtige Personen. Freilich schreiben, telegraphiren und telephoniren auch so Manche, die noch nicht fünfzehn Jahre alt sind; aber im Allgemeinen wird man die Postmündigkeit doch wohl erst mit der Vollendung des fünfzehnten Lebenjahres ansetzen dürfen. Hieraus ist zu entnehmen, daß, wenn jeder Deutsche im Alter von mehr als fünfzehn Jahren Postsachen absendete, er dem Postfiskus oder vielmehr dem Deutschen Reich für seinen postalischen und telegraphischen Verkehr eine jährliche Gebühr von etwa einer und einer halben Mark entrichten würde. Da nun aber die ungeheure Mehrheit nie telegraphirt oder telephonirt und nur eine Minderheit Briefe, Korrespondenzkarten oder Geld wegschickt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß, wer immer zu dieser Minderheit gehört, nicht viel weniger an die Post zahlt als den Betrag der preußischen direkten Steuern, von deren Gesammtbetrage mit 198 300 000 Mark auf den Kopf einer Bevölkerung von 31 855 123 etwa sechs Mark fallen.

Daß dieser Betrag eine indirekte Steuer ist, wird man schwerlich leugnen können: theilt sie doch mit allen anderen indirekten Steuern die Eigenthümlichkeit, daß sie irrationell ist; sie wächst nämlich, im Grunde genommen, mit jeder Verkehrszunahme und Verkehrserleichterung. Hamburg zum Beispiel hat, trotzdem es sich im Wesentlichen nur nach Norden und Nordosten ausdehnt, keine Bahnverbindung nach den im Alstertahle oder östlich davon liegenden Ortschaften, wie den sogenannten Walddörfern Voltsdorf und Wohldorf: käme aber die projektirte Eisenbahn zu Stande, die Hamburg mit ihnen verbinden soll, so würden die Posttaxen trotz wesentlich erleichterter Verbindung dennoch die selben bleiben, also die Steuer auf indirektem Wege erhöht werden.

Auf einem anderen Gebiete liegt, aber nicht weniger irrationell ist es, daß man in Städten ohne Schlachtsteuer, wie Frankfurt am Main, um besseres

Fleisch als gewöhnlich zu bekommen, seinen Bedarf aus einer benachbarten, mit einer Schlachtsteuer begnadeten Stadt kommen läßt, weil die Steuer nicht vom Gewicht, sondern vom Stück Vieh erhoben wird, die Steuerquote also für den einkaufenden Schlächter mit der Größe und Güte des Kaufobjektes sinkt.

Daß in der Tarifirung der Postsendungen zum großen Theil eine indirekte Steuer steckt, giebt sogar die Postverwaltung, wenn auch nur stillschweigend, selbst zu. Früher hatte in ganz Preußen jeder einfache Brief ein Porto von zehn Pfennigen zu zahlen; nach der neuen Einrichtung ist dagegen das Porto für Stadtbriefe, die Städten einverleibten Vororte und den von ihnen zu bestellenden Landverkehr sehr wesentlich herabgesetzt worden. Das kann unmöglich geschehen sein, weil dieser ganze Verkehr leichter zu bewältigen wäre als der die deutschen Großstädte mit einander verbindende; im Gegentheil ist ein großer Theil, besonders der ländliche, sehr viel komplizirter und umständlicher als die Expedition von Postsendungen etwa aus Berlin nach München. Vielmehr ist die Sache so gekommen, daß die vor Gründung des Deutschen Reiches postsouverainen Einzelstaaten eine nach der Entfernung abgestufte Poststeuer erhoben, die man nach der postalischen Einverleibung jener Staaten in das Deutsche Reich billiger Weise nicht auf den preußischen Fuß erhöhen konnte und deren Weiterbestehen bei der nachstephanischen Reform eben so selbstverständlich war, wie sie eine partielle Herabsetzung der preußischen Poststeuer zur Folge haben mußte. Von Bayern und Württemberg war in diesem Zusammenhange abzusehen.

Daß das ganze Tarifsystem den Charakter der Steuer hat, ist auch aus folgender Erwägung klar.

Das geringste zur Erhebung kommende Porto ist das für Korrespondenzkarten und Drucksachen bis zum Gewicht von fünfzig Gramm im Ortsbestellbezirk, nämlich zwei Pfennige; es erhöht sich dann aber für schwerere Gewichte erheblich. Da es nun bei einer Drucksache von 250 Gramm eben so viel kostet wie das für einen Brief zu entrichtende, nämlich fünf Pfennige, obgleich sonst ein prinzipieller Portounterschied zwischen beiden Arten von Postsendungen festgehalten wird, so ist das Steuermäßige der Steigerung um so weniger abzuleugnen, als der Gewichtsunterschied zwischen 100 Gramm (zu drei Pfennigen Porto) und 250 Gramm (zu fünf Pfennigen Porto) im Ortsverkehr eben so wenig in Frage kommen kann wie der zwischen 21 und 250 Gramm Gewicht für Briefe im allgemeinen Verkehr, die gleichmäßig zwanzig Pfennige Porto entrichten.

Aber aus dem Zweipfennigsatze des Ortsverkehrs folgt noch etwas Anderes. Es ist offenbar die Gebühr, die die Post erheben zu müssen glaubt, wenn sie nicht mit Verlust arbeiten will; wäre Das nicht der Fall, so könnte Niemand sagen, warum gerade diese Gebühr als die geringste erhoben wird. Soll demnach das ganze Tarifsystem des postalischen Verkehrs — vom Telegraphiren, Telephoniren und vom Packetverkehr ist natürlich in diesem Zusammenhange abzusehen — seines steuermäßigen Charakters entkleidet werden, so bleibt kein anderer Weg übrig als der, sämmtliche nicht eingeschriebene Sendungen bis zum Gewicht von 250 Gramm ohne Unterschied der Entfernungen zum Satze von zwei Pfennigen zu befördern. Der für beide Theile, Publikum wie Verwaltung, gleich lästige Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Sendungen käme dabei natürlich in Wegfall.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Vorschlag nur von dem Standpunkte der gänzlichen Verwerfung indirekter Steuern aus zu machen ist. Wer unlogische, aber leicht zu tragende Steuern, wie es auch alle Verzehrungsteuern mehr oder weniger sind, empfiehlt, wird auch die Poststeuer beibehalten wollen; wer die mit logischer Härte die Steuerträger belastenden direkten Auflagen für einzig richtig hält, muß die Poststeuer verwerfen.

Für die Beibehaltung spricht besonders der Umstand, daß Deutschland mit der Abschaffung der Poststeuer nicht nur allein dastünde, sondern daß sie auch in Deutschland in der mildesten Form, zum geringsten Betrage erhoben wird. Schickt nämlich Jemand eine Postanweisung über fünf Mark oder weniger ab, so zahlt er nur das Porto eines gewöhnlichen Briefes, die Verwaltung erhebt also für Einschreiben, Bereithaltung und Aushändigung des Betrages überhaupt keine Gebühr. Freilich steigt die Steuer bei höheren Beträgen sehr wesentlich, wenn auch in etwas unlogischer Weise; denn für zweihundert Mark zahlt man nur dreißig Pfennige, also das Porto für einen eingeschriebenen Brief, dessen Werth die Verwaltung ja nur auf zweiundvierzig Mark schätzt. Dagegen beträgt das Porto für vierhundert Mark vierzig Pfennige; mit anderen Worten: die Verwaltung läßt sich den für die Auszahlung des Betrages bereit gehaltenen Roulancefonds mit zehn Pfennigen pro Tag, also etwa neun Prozent für das Jahr, verzinsen. Wie mäßig dieser Satz ist, sieht man aus dem Vergleich mit dem Ausland: wenn nämlich die Taxe für nach dem Ausland geschickte Postanweisungen sehr viel höher ist, so kann Das nicht an der deutschen Verwaltung liegen, die ja gar keinen Grund hätte, ihre inländischen Sätze für den Fremdverkehr sehr wesentlich zu erhöhen, sondern es muß daran liegen, daß in den nichtdeutschen Ländern für den internen Verkehr im Allgemeinen sehr viel höhere Taxen gelten als in Deutschland, die natürlich für den Verkehr mit dem Ausland noch weiter erhöht werden müssen. So bezahlt man denn, um aus Deutschland tausend Franken nach Frankreich, Italien, Japan, dem Kongostaat, der Schweiz, der Türkei, Tunis zu schicken — der Unterschied in den Entfernungen spielt hier wiederum charakteristischer Weise überhaupt keine Rolle —, nicht weniger als fünfzehn Mark und zwanzig Pfennige Porto oder, aufs Jahr berechnet, etwa neunundsechzig Prozent Zinsen des Roulancefonds der verbündeten Postverwaltungen. Das ist auch ganz natürlich: denn will ich zum Beispiel in Italien einen Werthbrief mit achthundert Francs Inhalt innerhalb des Landes versenden — Postanweisungen giebt es oder gab es wenigstens noch ganz vor Kurzem in Italien nicht —, so zahle ich erstens zehn Centimes für jede 300 Francs = 30 Centimes, zweitens 20 Centimes Porto und drittens 25 Centimes Einschreibegebühr, im Ganzen also 75 Centimes. Das heißt: der Roulancefonds des italienischen Postfiskus verzinst sich mit etwa 32 Prozent, also fast dreimal höher als der deutsche. Daß er sich dann für den Verkehr mit dem Auslande noch wieder sehr wesentlich erhöht, wird schwerlich Staunen erregen.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.



Selbstanzeigen.

Charlotte von Schiller. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag von Max Kielmann; 1902. Preis brochirt 4 Mark.

Als 1895 König Wilhelm II. von Württemberg den Anstoß zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins gab, habe ich diese dem Protektor des Vereins gewidmete Biographie veröffentlicht und in ihr zum ersten Mal die reichen Schätze des Briefwechsels und der Aufzeichnungen von Schillers Gattin, wissenschaftlich verarbeitet und geordnet, dem deutschen Hause zugänglich gemacht. Und heute, nach noch nicht sechs Jahren, darf das Buch nun schon seine zweite Reise antreten: ein erfreulicher Beweis dafür, daß ein edles, schönes Frauenleben aus vergangenen Jahrhunderten auch heute noch gern angeschaut wird. Schon rein äußerlich ist jetzt der Umfang um drei Bogen gewachsen, Vieles ist eingehender behandelt und abgerundet, vor Allem sind die poetischen Erzeugnisse Charlottens vollzählig aufgenommen. So darf wohl der Verfasser selbst dies Buch allen Verehrern Schillers als ein Hilfsmittel zum Verständniß seiner Entwickelung ins Gedächtniß rufen; vor Allem aber möchte er es in den Händen recht vieler Frauen und Jungfrauen wünschen, die daraus ein der Nacheiferung werthes Frauenleben von vorbildlicher Schöne und Idealität kennen lernen können.

Heidenheim. Stadtpfarrer Dr. Hermann Mosapp.

Goethe und der Okkultismus. Verlag von O. Mutze in Leipzig, 1901. Preis 1,20 Mark.

Wenn Filtsch im Vorwort seines Buches „Goethes religiöse Entwickelung" mit Recht bemerkt, daß er den Dichter von einer Seite zeige, von der man ihn noch wenig kennt, so darf sicher mit nicht geringerem Recht behauptet werden, daß man von Goethes mannichfachen Beziehungen zum Okkultismus so gut wie gar nichts weiß. Sonst hätten verkappte Materialisten kaum wagen können, Goethes Gevatterschaft für ihren Monismus in Anspruch zu nehmen. Ich zeige in meiner Schrift, daß es wenige mystische Dinge giebt, zu denen Goethe in keiner Beziehung gestanden hat. Vielmehr hat er die große Mehrzahl der okkulten Phänomene (vom Ahnungvermögen bis zur Geistererscheinung) entweder selbst erlebt oder auf zustimmende Weise in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen.

München-Pasing. Hofrath Professor Max Seiling.

Im Lebenssturm. Neue Gedichte. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1902.

Es war eine wundervolle Herbstmondnacht. Ich ging am Kanal herunter nach meiner Wohnung. Der Mond stand fast voll am Himmel und spann seinen Silberschleier über die lautlose Stille. Berlin schlief schon. Der Reichthum lag vielleicht erst seit wenigen Stunden im Himmelbett und schnarchte, von neuen Genüssen und dem Steigen und Fallen der Preise träumend. Die Armuth hatte sich schon in ihre Schlupfwinkel und Schlafstellen verkrochen. Ueber dem Kanal stiegen weiße Nebel auf und legten ihre Dunstmassen um den

Schein der Laternen. An der Potsdamerbrücke war der Uebergang bequem. Endlos wie in einer Fieberstadt breitete sich die menschenleere Straße mit ihren öden Schauläden nach beiden Seiten aus. Keine elektrische Bahn sauste klingelnd vorüber, kein Rollen einer Nachtdroschke, kein spätes Laster selbst auf der Straße. Und dann folgte wieder die heimliche Dunkelheit des Ufers, vom Mondsilber überflimmert, das auf die verschleierte Wasserfläche herabfloß. Da wurde mir das Herz weit. Ich athmete auf. Endlich einmal allein. Wie ein Hüter des Schlafes der arbeitenden und nach Erfolg strebenden Millionen kam ich mir vor. Ich fühlte mich wie den Herrn dieses Lebens, das mich am Tag zu vernichten drohte. Und doch: wie schwer, den Schnarchern zu sagen, daß über ihren Häuptern das Geheimniß seine Dunkelheit gebreitet hält und daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erden giebt, als sich ein Jobber träumt! Ich habs gewagt.

Paul Friedrich.

❦

Die Musik. Illustrirte Halbmonatsschrift. Herausgeber: Kapellmeister Bernhard Schuster. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Der Jahrgang 10 Mark.

Das Präludium und das Programm unseres neuen Unternehmens soll lauten:

O Freunde, nicht diese Töne,
sondern laßt uns angenehmere
anstimmen und freudenvollere!

Beethovens markiger Weckruf giebt unserer „Musik“ das Präludium. Sein befreiendes Wort bestimmt und erschöpft, was wir nicht sollen, was wir müssen. Wenn ich ein paar erweiternde und klärende Sätze an dieses Wort knüpfe, so geschieht es in Beherzigung einer Mahnung von Beethovens größtem Schüler, der Mahnung zur Deutlichkeit, die Wagner seinen Getreuen zurief, als sein stolzester Traum zur lebendigen That geworden war. Unsere Zeitschrift entstand aus der deutlichen Erkenntniß, daß es der Kunst, der die Liebe von Hunderttausenden gehört, unserer Musik, an dem Organ gebricht, das sich den vornehmen Revuen der Literatur, der bildenden und angewandten Kunst würdig anzureihen vermag. Und hat unsere Zeit nicht das Recht, haben die unzähligen Angehörigen und Freunde der Musik denn nicht die Pflicht, eine Zeitschrift zu verlangen, die ihre Kunst in allen Etappen ihrer Entwickelung überschaut und allen Formen ihrer Ausübung in universaler Reichhaltigkeit dient? Eine Zeitschrift zugleich, die unabhängig und frei sei von Parteilichkeit und kritiklosem Personenkult, von scheuer Engherzigkeit und örtlicher Begrenzung? Diese Aufgabe der Befreiung aus unzeitgemäßen Zuständen, dieses eben so reiche wie schwierige Erlöseramt hat sich „Die Musik“ gestellt. Und darum, „o Freunde, nicht diese Töne“, wie wir sie sonst gewohnt sind, „sondern laßt uns angenehmere anstimmen“ als die, die wir schon lange hörten! Den Ton hoffen wir getroffen zu haben: und es soll uns stolz machen, wenn der Pfad, den wir wandeln, zu dem Ziel führt, aus der „Musik“ die Zeitschrift nach dem Herzen des Musikers und des Musikfreundes zu gestalten.

Bernhard Schuster.

❦

Der Getreidehandel und seine Technik in Wien. Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Edmund Bernatzik und Eugen von Philippovich. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

„Die ausschlaggebende Bedeutung, die der Körnerbau noch immer für den landwirthschaftlichen Betrieb besitzt, bringt es mit sich, daß die Forderung einer für die Landwirthschaft günstigen Organisation des Getreidehandels immer von Neuem erhoben wird. Insbesondere zwei Versuche treten dabei in der Gegenwart hervor. Erstens das Bestreben, den Landwirthen selbst den Verkauf ihrer Produkte zu sichern, sie unabhängig zu machen von Zwischenhändlern: durch eine Organisation der genossenschaftlichen Lagerhäuser für den Getreideabsatz; zweitens der Versuch, den Einfluß der großen Centralmärkte des Getreidehandels, der Getreidebörsen, auf die Preisbildung abzuschwächen, insbesondere durch Beseitigung des Terminhandels in Getreide. Zwischen diesen beiden Thatsachen, Terminhandel und Lagerhäusern, stellt die agrarische Agitation einen Zusammenhang her, den ich für irrig halte, der aber einer formal logischen Konsequenz nicht entbehrt. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Landwirthe den Handel mit ihren Produkten selbst in der Hand behalten sollen, hat man die Lagerhäuser errichtet. Ihre Entwickelung entspricht nicht immer den Erwartungen. Das Geschäft erscheint schwierig und gefahrvoll, insbesondere von der kaufmännischen Seite her, eine Beeinflussung der Preise im Interesse der Landwirthe ist den Lagerhäusern nicht möglich, eben so wenig eine große Organisation zur Selbstversorgung des staatlichen Gebietes mit Brotfrüchten. Hier tritt ihnen der centrale Getreidemarkt mit seiner preisbildenden Kraft und auf ihm wieder vor Allem der Terminhandel mit seinen Auswüchsen und seiner geheimnißvollen, aus dem Nichts, den Blankoverkäufen und -käufen, geschaffenen Bewegung entgegen. Was Wunder, wenn man meint, zuerst diesen Feind bekämpfen zu müssen, der mit lähmender Kraft die freie Bewegung und die reellen Handelsgeschäfte der Lagerhäuser der Landwirthe zu hemmen scheint? Es giebt kaum eine öffentliche Körperschaft und eine politische Debatte, in der nicht über den Getreidehandel gesprochen, das Verbot des Terminhandels verlangt oder bekämpft wurde. Aber das Einfachste ist noch nicht geschehen. Um die Frage, wie denn der Getreidehandel in Wien organisirt ist, welche Bedeutung er besitzt, welchen Zwecken und Interessen er dient, welche Einrichtungen mit ihm zusammenhängen, haben sich nur Wenige gekümmert. Diese Lücke auszufüllen oder doch einen Beitrag zur Erkenntniß der Lage und Bedeutung des wiener Getreidehandels zu geben, ist der Zweck meiner Darstellung. Das Verständniß soll geweckt werden für die Bedeutung eines großen, mit den modernen Mitteln der Verkehrstechnik und der kaufmännischen Technik arbeitenden Getreidehandels, mag er nun auch in der Zukunft, wie jetzt, in den Händen privater Kaufleute oder in den Händen ländlicher Genossenschaften liegen." Diese der Einleitung zu meiner Schrift entnommene Stelle dürfte deren Zweck wohl klar erkennen lassen. Im Rahmen einer lokalen Monographie habe ich die schwebenden Fragen der Getreidehandelspolitik erörtert und versucht, den Weg zu ernster und sachlicher Reformarbeit zu weisen. Denn daß mit dem „Dreinschlagen" hier nicht geholfen ist, dürfte man in Deutschland heute schon einsehen.

Wien. Viktor Heller.

♣

Der Treberprozeß.

In der Stunde, wo ich den Versuch unternehme, den Eindruck der Verhandlung gegen die Aufsichträthe der Trebertrocknung-Gesellschaft zu schildern, ist in Kassel das Urtheil noch nicht gesprochen, haben die Plaidoyers noch nicht einmal begonnen. Und wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird der Richterspruch wahrscheinlich schon bekannt sein. Das beunruhigt mich nicht. Denn nicht die Frage dünkt mich in diesem Fall wichtig, ob der starre Buchstabe des Gesetzes die Männer in der schwarzen Robe zu einem Schuldspruch zwingt oder ob es den Mühen emsiger Advokaten gelingt, durch irgend ein Loch des Paragraphennetzes die sündigen Seelen ins Paradies der Freisprechung zu befördern. Das ist für die Angeklagten, nicht für den Betrachter die Hauptsache. Ihn fesselt der psychologische Reiz des Falles. Und dem Psychologen — der am Strafrichtertisch leider ein allzu seltener Gast geworden ist — gaben schon die ersten Verhandlungtage Stoff genug zu ernsten Gedanken.

Der kasseler Prozeß war die erste größere Gerichtsaktion, die als unmittelbare Folge der, wie Manche meinen, hinter uns liegenden Krachperiode anzusehen ist. Das steigert ihre Bedeutung: sie war die Ouverture: eine Reihe mißtöniger Stücke wird folgen. Und weil es nach langer Pause der erste Prozeß dieser Art war, folgte das Publikum mit noch nicht abgestumpften Sinnen dem forensischen Schauspiel. Das Philisterbedürfniß nach Sensationen wurde freilich nicht in dem erhofften Umfange gestillt. Große Theile der Verhandlungberichte blieben dem Laien ganz unverständlich. Und da die in der Zeitungwelt Mächtigen zu glauben scheinen, zur Berichterstattung über Kriminalfälle schwierigster Sorte seien die Kulis gut genug, die sonst in Versammlungen der Tütenkleber und Straßenreiniger Reporterdienste leisten, so leiden selbst die ausführlichsten Berichte an einer Unklarheit, die auch dem Sachkundigen das Verständniß nicht gerade erleichtert. Dieser Uebelstand wird bei den künftigen Krachprozessen noch fühlbarer werden. Denn die Vorgänge bei der Trebergesellschaft sind verhältnißmäßig einfach. Schmidt, das angeblich so große Finanzgenie, hat sich im Grunde stets an alte Schwindelmethoden gehalten, während den Sanden und Genossen der Vorzug einer gewissen Originalität nicht abzusprechen ist. Das erklärt auch, warum die kasseler Staatsanwaltschaft und die Untersuchungrichter in Kassel und Leipzig früher zu greifbaren Resultaten gekommen sind, als es ihren berliner Kollegen gegenüber den Hypothekenschwindlern gelingen konnte. Damit soll allerdings die unerhörte Thatsache nicht beschönigt werden, daß Sanden und Genossen nun schon weit über Jahresfrist in Untersuchunghaft sitzen und daß ein Jahr bereits auch seit dem Tage verstrichen ist, wo die Pommerndirektoren Schultz und Romeick von rücksichtvollen Kriminalbeamten in einer Droschke abgeholt wurden, deren biederer Lenker zunächst den Auftrag erhielt, nach der Kunstausstellung zu fahren, von wo aus er dann etwas weiter moabitwärts dirigirt wurde.

So anerkennenswerth die Fixigkeit ist, mit der Staatsanwalt und Untersuchunginstanz in Kassel gearbeitet haben: es ist doch fraglich, ob man gut daran that, vor der Auslieferung Schmidts, des Hauptschuldigen, gegen die Aufsichträthe zu verhandeln. Das W. T. B. hat jetzt ja gemeldet, Schmidts Auslieferung stehe bevor. Ist die Meldung richtig, dann wird es noch immer darauf ankommen,

wegen welcher Vergehen er ausgeliefert wird; denn nur für diese Vergehen hätte er sich vor deutschen Richtern zu verantworten. An das Gerücht, er werde den Kampf aufgeben und freiwillig kommen, habe ich nie geglaubt. Das wurde in Kassel verbreitet, war aber gewiß entweder müßiges Geschwätz oder eine neue Finte des Verschlagenen. Eher möchte ich glauben, daß die Technik seiner Vertheidigung ihm von einem Herrn empfohlen ward, vor dessen Schlichen und Praktiken unsere Richter allen Respekt haben: von dem früheren berliner Rechtsanwalt Fritz Friedmann. Ich habe keine Beweise, aber manches Symptom spricht dafür. Und es wäre merkwürdig, wenn der schlaue, ganz ungewöhnlich begabte Herr Friedmann, der ja auch bei der Sternbergsache die Hand im Spiel hatte und alle Lücken und Fallgruben der deutschen Rechtspflege kennt, nicht auch diesmal als Retter herbeigerufen worden wäre. Die Wege Schmidts haben sich schon mit denen eines anderen Exilirten, des berühmten Hugo Löwy, gekreuzt. Allgemein wird behauptet, daß Hugo Löwy und sein Freund Rosendorff in engster Verbindung mit Friedmann stehen und daß Schmidt, bevor er nach Paris ging, in England mit diesen beiden Finanzgrößen konferirt hat.

Schmidts Abwesenheit hat den Vertheidigern der kasseler Aufsichträthe die Taktik beträchtlich erleichtert. In solchen Fällen schiebt man nach altem Brauch eben alle Schuld auf den Abwesenden. Das geschah auch in Kassel; und dort vielleicht mit mehr innerer Berechtigung als in irgend einem anderen Fall. Ich habe schon früher gesagt, daß der Treber-Schmidt die Seele des Unternehmens war und daß in der ersten Zeit wenigstens seine Aufsichträthe aufrichtig bewundernd vor dem Genie dieses Mannes standen. Ihre Schuld begann erst in dem Augenblick, von dem es in Schmidts Brief an den Konkursverwalter heißt: „Ein Zurück gab es für uns nicht mehr, nur ein Vorwärts." Eines Tages schöpften die Aufsichträthe Verdacht; noch unklar nur, denn sie konnten nicht das ganze Getriebe übersehen, aber sie merkten wohl, daß nicht Alles mehr mit rechten Dingen zuging. Da wurden sie schuldig. Auch von dieser Stunde an werden sie sich aktiv kaum an den Betrügereien betheiligt haben; aber sie steckten, vielleicht absichtlich, den Kopf in den Sand und wollten nichts sehen und hören. Nur auf Schmidt blickten sie: wie die geängsteten Schiffspassagiere, wenn der Gischt bis zur Mastspitze emporsprüht, nichts Anderes sehen als den wetterharten Kapitän, von dem sie hoffen, er werde sie doch schließlich noch in den Hafen führen. Mehr als ein Umstand spricht für diese Annahme. Die meisten Angeklagten hatten bis zum letzten Moment selbst günstig über ihre Gesellschaft geurtheilt. Der Angeklagte Otto rieth, als er sah, daß die Gesellschaft nicht mehr zu halten war, einem guten Freunde, ruhig Treberaktien zu kaufen, denn die Konkurrenz werde sie sicher übernehmen. Geriebene Verbrecher hätten allerdings vielleicht ähnlich gehandelt, um sich vor der That ein Alibi zu verschaffen; es giebt ja nicht nur ein körperliches, sondern auch ein psychisches Alibi. Keiner der vielen vernommenen Zeugen aber konnte irgend einem der Angeklagten besondere Intelligenz nachsagen: so muß man wohl annehmen, daß sie sich die bona fides in gewissem Grade bewahrt hatten. Dafür spricht auch, daß Otto, der mit seiner vermögenden Frau in Gütertrennung lebte, kurz vor dem Krach dieses Verhältniß aufgehoben hat. Das wäre nicht geschehen, wenn Otto an einen Zusammenbruch geglaubt hätte, dem er petuniäre Opfer bringen müsse.

Wenn man von Schlegel absieht, der wegen Fälschung, Betruges und Unterschlagung mit drei Jahren Gefängniß vorbestraft war, so erfreuten die Angeklagten sich eines überraschend guten Rufes. Ueber die Brüder Hermann und Arnold Sumpf und über Otto sagten ehrenwerthe Leute das Allerbeste aus. Der alte Rathsherr Sumpf hatte in Greifswald eine angesehene Stellung und seine beiden Söhne — Arnold war in der Vaterstadt Rathsbrauereidirektor, Hermann hauste in Kassel als Rittergutsbesitzer — machen dem Ansehen ihres Vaters mit ihrem Leumund Ehre. Eine Bittschrift, die leitende Stellung in der verwaisten greifswalder Brauerei vorläufig unbesetzt zu lassen, hat nicht nur der Kirchenrath und die Stadtverordnetenversammlung, sondern auch der Rektor der greifswalder Universität unterschrieben. Auch Otto ist Stadtverordneter und auch er war so angesehen, daß man ihm, obwohl er nicht zur dortmunder Aristokratie gehörte, die Ehre zudachte, in seinem Hause den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe beherbergen zu dürfen. Ein nicht minder gutes Leumundszeugniß brachte der Angeklagte Schultze-Dellwig herbei. Freilich darf man auf solche Zeugnisse nicht allzu viel geben; auch ein Schurke muß irgendwann einmal angefangen haben, Schurke zu werden. Und den Glauben an die bona fides der Angeklagten hätten Frauenhände beinahe erschüttert. Frau Sumpf und Frau Schmidt waren eifersüchtig auf einander. Und so sagte zur Frau Schmidt denn eines Tages die Frau Sumpf, ihr Mann mache eigentlich Alles. Kriemhildens und Brunhildens Streit um den Vorrang der Männer! Im Nibelungenlied erwächst aus dieser Keifszene die herbe Tragik, der Nibelunge Tod. Den kasseler Richtern konnte der Einfall kommen, Frau Sumpf vorzuladen, um von ihr zu hören, worauf sich denn ihr Glaube stütze, daß Sumpf Alles gemacht habe. Während ich schreibe, ist diese Ladung noch nicht beschlossen; der Zank der beiden Frauen wird also die Helden diesmal wohl nicht zu Fall bringen.

Natürlich schützt der gute Glaube die Aufsichträthe nicht gegen den Vorwurf, unglaublich fahrlässig gehandelt zu haben. Um die kasseler Vorgänge haben sie sich nicht gekümmert: dafür ließen sie Schmidt sorgen. Was aber soll man dazu sagen, daß der Angeklagte Otto nicht einmal mehr weiß, im Aufsichtrath welcher Tochtergesellschaften er gesessen hat? Sumpf kennt die Tochtergesellschaft in Helsingfors nicht, bei der ihm der noch nicht ganz unwichtige Posten eines stellvertretenden Direktors anvertraut war. Die einzig nachweisbare Thätigkeit des Aufsichtrathes scheint im Einstreichen der Tantieme bestanden zu haben, deren Höhe Sumpf für sich auf jährlich 100 000, 80 000 und 60 000 Mark angiebt.

Daß die Aufsichträthe das Getriebe in Kassel nicht übersehen konnten, glaubt man ihnen, wenn man aus den Vernehmungen der Beamten erfährt, wie wenig die einzelnen Organe mit Dem, was um sie her vorging, vertraut waren. Schmidts System rückte im Lauf dieser Vernehmungen ins hellste Licht. Es ist kein neues System. Auch Sanden hat es angewandt. Die beiden Wackeren ließen Keinen in die Bücher hineinsehen. Unerhört ist nur, daß mehrere Buchhalter anstandlos Buchungen vornahmen, die von Schmidt auf später vernichteten Zetteln angegeben waren. Die Zettelwirthschaft war bei Schmidt wie bei Sanden recht weit entwickelt. Sanden notirte sich Alles, sogar wichtige Vorgänge, auf Zettel, die er in der Hosentasche trug. Als ich noch im Bankgeschäft den Lehrlingsschemel drückte, nannte man dieses Verfahren das System Rosenthal, nach einem

Manne, dessen Ursprung ich leider nicht aufzudecken vermochte. Nach diesem System Rosenthal scheint auch in Kassel gehandelt worden zu sein; allerdings führte Schmidt für sich ein Geheimbuch, das aber wohl für immer verschwunden ist. Auch sonst ist es in Kassel toll hergegangen. Versuchsbilanzen mit 6 Millionen Verlust wurden aufgestellt, aus denen dann endgiltige Bilanzen mit 7 Millionen Gewinn gemacht wurden. Sollten Tochtergesellschaften gegründet werden, so wurden die Einzahlungen von Kassel oder von Leipzig auf den Tisch des Hauses niedergelegt; am selben Tage aber wanderte das Geld wieder nach Kassel oder Leipzig zurück. Den Tochtergesellschaften wurden die unglaublichsten Dividenden garantirt und zu den Bilanzen Zuschüsse gemacht, damit sich die Töchter schön herausputzen konnten. Nur eine Tochtergesellschaft, die in Memel, scheint ein solches Verfahren abgelehnt zu haben. Der frühere Leiter dieser Gesellschaft sagte aus, 1898 habe der Verlust ohne Abschreibung 97 000 und 1899 77 000 Mark betragen. Vom Direktor Schmidt sei 1898 zu der Bilanz in einem Schreiben an den memeler Aufsichtrath der Vorschlag gemacht worden, der Gesellschaft 200 000 Mark Vergütung zu zahlen. Damit sollte nach Deckung des Verlustes eine Dividende herausgerechnet werden. Der memeler Aufsichtrath lehnte dieses Anerbieten aber eben so ab wie das Ansinnen Schmidts, die Veröffentlichung des ungünstigen Berichtes zunächst einmal hinauszuschieben.

Welche Rolle hat nun bei all diesen Dingen der Direktor der Leipziger Bank, Herr Exner, gespielt? Der blondbärtige, elegant gekleidete Mann hat das neugierig auf seinen Eintritt harrende Publikum arg enttäuscht. Erst im leipziger Prozeß wird sich zeigen, ob er Schieber oder Geschobener war.

Ein besonderes Kapitel verdiente das Auftreten der Sachverständigen. Die Meisten von ihnen haben erklärt, das ganze Raffinement eines gewiegten Kaufmannes sei nöthig gewesen, um hinter die Kniffe der Buchungen Schmidts zu kommen. Dieses Gutachten war für die Angeklagten günstig. Als Sachverständiger trat auch hier Herr Kommerzienrath Lucas auf, Mitglied vieler Aufsichtrathskollegien, der von der Firma von der Heydt & Co. vorgeschlagen war. Er ist uns schon durch seine wunderliche Aussage im Prozeß der Direktoren und Aufsichträthe der Leipziger Wollkämmerei bekannt geworden. Damals mußte ich ihn hier angreifen. Statt klipp und klar Rechenschaft zu geben, ließ der Herr Kommerzienrath in einem Börsenblatt erklären, in dem kurzen Verhandlungbericht der Zeitungen sei seine Aussage entstellt wiedergegeben worden. Das mag richtig sein; nur, scheint mir, hätte Herr Lucas inzwischen Zeit und Grund gehabt, zur Rechtfertigung seine vollständige Aussage zu veröffentlichen. Aber auch im Treberprozeß hat er wieder eigenartige Aussagen gemacht. Wie ich schon erwähnte, hatten die Treberleute große Dividenden und Betriebsgarantien für die Tochtergesellschaften gegeben. Daß diese Garantien in der Bilanz nicht zum Vorschein kommen konnten, war klar. Doch der Herr Kommerzienrath fand es üblich und nicht auffällig, daß diese Garantien auch im Geschäftsbericht nicht erwähnt waren. Daß solches Verfahren üblich ist, wußte ich bisher nicht. Wenn Herr Lucas diese Usancen aus den ihm befreundeten Gesellschaften kennt, so kann mich Das nur in der Absicht bestärken, mir die Gesellschaften recht genau anzusehen, deren Aufsichtrath Herr Kommerzienrath Lucas angehört. Denn Garantien, die eine Gesellschaft für die andere übernimmt, sind für die Beurtheilung des Geschäfts-

standes so außerordentlich wichtig, daß ich es für eine grobe Pflichtwidrigkeit halte, wenn die Aufsichträthe nicht darauf dringen, daß diese Garantie im Bericht erwähnt wird. Auch gegen die Zahlung der Dividende in einer Zeit, wo die Gesellschaft Geld brauchte, hat Herr Lucas nichts einzuwenden. An und für sich ist daran allerdings nichts zu tadeln. Denn das Aktiengesetz verpflichtet eine Gesellschaft selbst dann zur Ausschüttung des Gewinnes, wenn keine Baarmittel vorhanden sind. In solchen Fällen pflegt man für eine Weile vom Bankier Geld zu borgen. Daß man aber dauernde Obligationenanleihen aufnimmt oder gar Aktienkapitalsvermehrung inszenirt, ohne die Aktionäre über den wahren Zweck aufzuklären: Das ist, wie der kasseler Staatsanwalt mit Recht Herrn Lucas entgegenhielt, eine Täuschung der Aktionäre. Nach einzelnen Zeitungberichten soll Herr Lucas gesagt haben, ohne diese Hilfsmittel könnte auch keine Bank Dividende zahlen. Ich möchte vorläufig annehmen, daß auch diesmal wieder der kurze Bericht die Dinge entstellt hat. Denn ist bei einer Industriegesellschaft vorübergehende Knappheit an Baarmitteln auch verständlich, so wäre jedes Geldinstitut bankerott, das nicht einmal die Mittel zur Dividendenzahlung hätte.

Plutus.*)

*) Als der Artikel von Plutus schon gesetzt war, sagte in Kassel der Gerichtsvorsitzende, man dürfe noch vor dem Abschluß dieser Hauptverhandlung Schmidts Erscheinen am Zeugentisch erwarten. Im Lokalanzeiger wurde die Vernehmung des Treberdirektors sogar schon für den zwölften Februar angekündet. Dann wäre das Auslieferungverfahren in Paris also schneller erledigt worden als in Milwaukee, wo Herr Terlinden noch immer friedliche Tage lebt. Kommt Schmidt, dann ist das Ende des Verfahrens noch nicht abzusehen, ist eine überraschende Wandlung des ganzen Prozeßbildes möglich. Denn der Herr mit dem metallischen Brustton, dem biederen Blick und den altmodisch gestickten Hemdeneinsätzen wird wahrscheinlich nicht allzu geneigt sein, Gnade zu üben und seine ihm werthe Haut billig zu verkaufen. Dann wird auch Herr Exner, der frühere Direktor der Leipziger Bank, wohl noch einmal nach Kassel citirt und dem Manne gegenübergestellt werden, dessen suggestiver Gewalt seine Schwachheit, wie Eingeweihte versichern, erlegen sein soll. Ein Bischen hat sich übrigens das Bild schon verändert, seit Plutus schrieb. Einzelne Sachverständige haben sehr ungünstig für die Angeklagten ausgesagt. Und auch die Aufsichträthe, die gute, zum Theil glänzende Leumundszeugnisse herbeizuschaffen vermochten, wurden durch die Verlesung alter Briefe belastet, aus denen nicht sorgloser Optimismus sprach, sondern die Angst vor dem nahen Zusammenbruch des Schwindelgebäudes. Sicher hat Schmidt sie getäuscht, sicher hat er seinen Aufsichtrath so zusammengesetzt, daß er vor überlegener Weisheit der Kontroleure nicht zu zittern brauchte — welcher erfahrene Industriedirektor zittert denn überhaupt vor seinem Aufsichtrath? —, aber auch hier wurden wohl nur Die betrogen, die betrogen sein wollten, die gern reichen Gewinn einstrichen, ohne sich um den Status der Gesellschaft erst lange zu bekümmern. Ihr Wunsch mußte sein, dem Direktor die ganze Verantwortlichkeit aufzubürden und selbst die Rolle der blind Gläubigen zu spielen. Deshalb wurde Schmidt in ihren Aussagen zum Finanzgenie, während Leute, die ihn in der Nähe sahen, erzählen, er habe viel mehr durch blonde Biederkeit und durch forsches Wesen als durch ungewöhnliche oder gar geniale Geschäftsklugheit gewirkt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 22. Februar 1902.

Meteora.

Um fünfzig Pfennige nur brauchen die Verbündeten Regirungen den Minimaltarif für Roggen und Weizen zu erhöhen: dann ist, wenn sie über Hafer und Gerste mit sich reden lassen, Ursprungszeugnisse fordern und sich verpflichten, den neuen Zolltarif bis spätestens zum ersten Januar 1905 durch Gesetz einzuführen, ihrem Schmerzenskind im Reichstag eine Mehrheit gewiß. Das stand in den Zeitungen. Aufregend ists nicht. Daß es schließlich zu irgend einer Einigung kommen, daß keine Partei wagen wird, die Verantwortung für einen Zollkrieg mit drei oder mehr Fronten auf sich zu nehmen, war nie zweifelhaft; und eben so wenig, daß man mit hohen Tarifsätzen sehr gute, mit niedrigen sehr schlechte Handelsverträge abschließen kann. Die Ungeduldigen aber, die um einen doch nur zum Schaugericht bestimmten Tarif seit Monaten wie Hungernde um einen Bissen Brot raufen, müßten jetzt, da zum ersten Mal die Möglichkeit eines Kompromisses auftaucht, eigentlich in Wallung gerathen und mit dem Aufgebot ihrer ganzen Lungenkraft Zeter und Mordio zu schreien. Doch von eifernder Leidenschaft ist nichts zu spüren. Leises Wimmern nur hören wir, dunkle Lakaiendrohung, daß mans dem Herrn und Gebieter nächstens schon zeigen werde, und den Widerhall der alten Sorge, ob Hero wohl bald ihren Leander umarmen oder ob des Schicksals dräuende Macht ihre Rechte furchtbar, unerbittlich streng eintreiben wird. Auch andere Vorgänge, die sonst Wochen lang dem Bedürfniß nach Sensationen genügen würden, werden jetzt kaum beachtet. Großbritanien hat mit Japan einen Vertrag geschlossen, der jeden der

beiden Kontrahenten verpflichtet, dem anderen in einem ihm von einer Koalition aufgezwungenen Krieg beizustehen, — einen der heute beliebten Verträge, deren Hauptzweck erfüllt ist, wenn sie veröffentlicht sind. Ein ganzes Bündel solcher Verträge ändert nichts an den Machtverhältnissen; und der begreifliche Britenwunsch, durch das neue Pergament Rußlands Lust zu einer Verständigung über asiatische Lebensfragen zu steigern, wird sein Ziel nicht leicht erreichen. Den Schreibern aber, die so gern vom Götterthron herab die Erde vertheilen, mußte dieser Stoff höchst willkommen sein. Wer den Plantagenbetrieb einigermaßen kennt, sah schon die Leitartikel, in denen aufs Haar vorausgesagt würde, was Rußland, Frankreich, China jetzt thun und wie das Deutsche Reich im stolzen Selbstgefühl seiner Kraft dem unruhvollen Hader zuschauen werde. Den Harrenden trog die Hoffnung. Was in stillerer Zeit ein weltgeschichtliches Ereigniß genannt worden wäre, ward frostig als Episode behandelt. Warum? Weil die Presse nun Wichtigeres zu thun hat und weder an zollpolitische noch an diplomatische Kleinigkeiten Zeit verschwenden kann. Denn Prinz Heinrich von Preußen ist nach Nordamerika abgereist, und bis er heimkehrt, darf es für den rechtgläubigen Deutschen kein anderes weltgeschichtliches Ereigniß geben als diesen ersten Besuch eines Hohenzollern im Lande des star-spangled banner.

Der Entschluß zu dieser Reise kam recht überraschend. Im November erst hatte Herr Gaston de Ségur erzählt, der Kaiser habe mit ihm an Norwegens Küste von der unheimlich schnellen Entwickelung der nordamerikanischen Wirthschaft gesprochen. Diese Milliardentrusts, die ganze Industrien und die fruchtbarsten Gebiete des internationalen Handels der Willkür einer Oligarchie unterwerfen wollten, seien für Europa die schlimmste Gefahr. Eines Tages werde irgend ein Morgan die Hauptlinien des atlantischen Dampferverkehrs unter seine Flagge bringen, nach Belieben schalten und walten und, als Privatmann, allen Künsten der Diplomatie, allen politischen Ansprüchen unzugänglich sein. Nur ein europäischer Zollbund könne die Gefahr abwehren; die Kontinentalsperre, mit der Bonaparte die Briten zu kirren versuchte, müsse zum Schutz gegen die Uebermacht der Vereinigten Staaten geschaffen und England vor die Wahl gestellt werden, Europas Sache zur seinen zu machen oder Amerikas Schicksal zu theilen. Der Kaiser, hieß es in dem Bericht, nous entretient surtout de l'Amérique, pour laquelle il professe une sympathie modérée. Was Wilhelm der Zweite den Franzosen über die „amerikanische Gefahr" sagte, stimmt mit der Ansicht der meisten Nationalökonomen und fast aller Großindustriellen überein.

Hüttenbesitzer und Landwirthe, Rhedereien und Elektrizitätgesellschaften blicken längst sorgenvoll ins Yankeeland und möchten am Liebsten Europens vereinte Heerhaufen über den Ozean schicken, um den Vereinigten Staaten eine militärische Niederlage zu bereiten, von der sie sich erst nach einem Menschenalter erholen könnten. Der Reichthum der neuen Welt, die rücksichtlose Kühnheit des amerikanischen Kaufmannes, der kein Bedenken kennt, durch keinen bureaukratischen Zwang gehemmt wird, die europäischer Maßstäbe spottende Steigerung der Massengüterproduktion: das Alles mußte unmuthigen Groll wecken. Wird die in der jungen Demokratie erwachsene Technik nächstens schon über feudalen Verfall triumphiren? Soll die alte Europa eine Filiale der transatlantischen Handelsgesellschaft werden, ein Riesenmuseum vielleicht, ein Ausflugsort mit guten Hotels, vorgeschichtlichen Dichtern und Edelleuten und allerlei Sehenswürdigkeiten aus alten, verschollenen Kindertagen der Menschheit? Oder wird das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr die Großmächte zu letzter Nothwehr vereinen? .. So ungefähr war die Stimmung. Da kam plötzlich die Nachricht, Fräulein Alice Roosevelt werde die neue Segelyacht des Kaisers taufen. Ein artiger Einfall, dachte man; die Yacht „Meteor“ genügt der Sportneigung des Monarchen nicht mehr, drüben werden solche Rennboote am Besten gebaut und die Tochter des Präsidenten wird ihr Pathensprüchlein eben so gut hersagen wie eine Prinzessin oder die so hoher Ehre gewürdigte Frau eines Provinzialmandarinen. Dann wurde gemeldet, die „Hohenzollern“, das Kaiserschiff, werde hinüberfahren und bei der Tauffeierlichkeit den Salut feuern. Das sah schon eher nach einer politischen Aktion aus. Die Diplomaten lächelten ungläubig und sagten: Ce sont des ballinismes. Doch ihr Zweifel mußte verstummen, als offiziell mitgetheilt wurde, Prinz Heinrich werde im Auftrag des Kaisers die Hauptstädte der Vereinigten Staaten besuchen und ihn werde der Staatssekretär des Reichsmarineamtes begleiten. Vielleicht ...

So weit sind wir jetzt. Keiner vermag genau zu sagen, welchen Erfolg die deutsche Politik denn von dieser Mission hoffen könne. Herr Tirpitz wurde gefragt. „Wir erwarten“, sprach er, „eine Besserung der Beziehungen zwischen zwei großen Völkern, die nirgends auf der weiten Welt verschiedene Interessen haben.“ Dieses Lied hatte vor ihm schon der Kanzler angestimmt; durch die Wiederholung ist es nicht wirksamer geworden. Die „besseren Beziehungen“ kennen wir nachgerade; unsere Beziehungen werden immer besser, sind während der letzten Jahre schon so oft besser geworden, daß auch dieses Bessere der Feind des Guten zu werden beginnt. Und die Mär von der Har-

monie der Interessen, an die selbst in Deutschland nur der alte Herr von Kardorff in seinen schwächsten Stunden noch glaubt, wird in der Heimath Careys höchstens Heiterkeit erregen. Da weiß jeder Exporthändler, daß sein Interesse dem des deutschen Konkurrenten nicht durch schöne Redensarten zu vereinen ist, denkt jeder an Geld mehr als an gute Worte. Bei uns ists nicht anders. Kein nüchtern rechnender Mensch glaubt, die Freude über den Prinzenbesuch, der ihnen als Symptom ihrer Weltmachtstellung wichtig ist, werde die Amerikaner auch nur zur geringsten Tarifkonzession, zum Verzicht auf den winzigsten Gewinn bewegen. Sie werden sich die Sache gern ein paar Millionen kosten lassen und den Leuten, die ihnen so oft Habgier vorwarfen, mal zeigen, was eine reiche Republik leisten kann. Das thäten sie auch für den Türkensultan. Noch lieber thun sies freilich für die Deutschen, die viel stärker sind, immer ein Bischen nach Südamerika hinüberschielten und nun genöthigt sein werden, vor dem ehrwürdigen Gespenst der Monroedoktrin höflich das Haupt zu neigen. Nach dem Sieg über Spanier und Tagalen darf das neue Imperium sich solchen Triumph gönnen; nachher kehrt Alles wieder zur alten Ordnung. Was sollte sich ändern? Amerika kann und wird die Europäer auf ihren eigenen Märkten unterbieten und möglichst viele Weltmonopole zu erraffen suchen. Der abenteuerliche Gedanke an ein politisches Bündniß ist bisher erst schüchtern angedeutet worden; in China, hieß es, könnten Deutsche und Amerikaner zusammengehen. Schon jetzt kann man sich in dem Gewirr ostasiatischer Verträge kaum noch zurechtfinden; wo so viel Papier liegt, ist auch für ein neues Aktenstück noch Platz. Auch in Ostasien aber werden, trotz Tirpitz, nach wie vor der Verbrüderung die Kolonialkaufleute beider Reiche nur den Wunsch haben, einander die fette Kundschaft abzujagen. Und die Konjunktur ist den Yankees günstig. Sie haben sich während des Kreuzzuges sehr ruhig verhalten, stets zur Mäßigung gemahnt und ihre Truppen früh zurückgezogen. Jetzt werden sie sich bemühen, den Preis ihrer Produkte und die Frachtspesen so zu verbilligen, daß die Europäer dagegen nicht aufkommen können. Der Kampf geht weiter. Und die großen Industriekapitäne von New-York und Pittsburg würden Dem ins Gesicht lachen, der ihnen sagte, die Artigkeit hoher und höchster Herren könne die Entwickelung einer Weltwirthschaft aufhalten.

Thut nichts. Keiner weiß, was eigentlich erwartet wird, aber die Presse hat sich der Sache liebevoll angenommen. Fast alle Verleger größerer Zeitungen haben Berichterstatter hinübergeschickt — es wäre interessant, zu erfahren, ob den Botschaftern dieser Großmächte wieder Freibillets oder

wenigstens Fahrpreisermäßigungen bewilligt sind — und den Depeschenetat beträchtlich erhöht. In der Geburtstunde dieses Entschlusses fiel die Entscheidung. Wenn ein Zeitungbesitzer ein paar tausend Mark ausgiebt, will er für sein Geld Etwas haben. Jetzt muß die Reise des Prinzen Heinrich Epoche machen. Wehe dem Armen, der ihre Bedeutung nicht schon an Bord des Schnelldampfers ins rechte Licht rückte! Der käme gut an. Doch wird Keiner sich der Gefahr aussetzen, von eifrigeren Kollegen überboten zu werden. Früher hätten die Meinungpflanzer sich mit den offiziösen Depeschen begnügt und höchstens noch drüben einen behenden Landsmann gemiethet, dessen Aufgabe gewesen wäre, das Allerwichtigste aus den amerikanischen Blättern kurz herüberzukabeln; die politischen Urtheile wären im Hause angefertigt worden und oft gewiß recht freimüthig ausgefallen. Lang ists her. Heutzutage müssen Redakteure und Heimarbeiter ihr Urtheil der Spesensumme anpassen, die der Unternehmer in die Sache gesteckt hat. „Im Tageblatt ist die Ansprache des Konsuls die bedeutsamste politische Kundgebung der letzten Monate genannt worden; warum haben wir nichts darüber?" Der Rüffel wirkt: von morgen an „haben wir" Alles, lassen wir uns den Ruhm nicht mehr rauben, auf die unermeßliche Bedeutung jedes prinzlichen Händedruckes „vor allen anderen Blättern" hingewiesen zu haben. Wer dieses Treiben sieht, lernt erkennen, wie tief unsere liberale Presse im Kampf um Abonnenten und Inserenten allgemach gesunken ist. Der Berichterstatter freut sich der schönen, reichlich bezahlten Reise und möchte nicht, als ein wortkarger, skeptischer Herr, künftig zu Hause hocken. Der daheim gebliebene Redakteur weiß, daß er seine Stellung riskirt, wenn er die Wirkung der theuren Telegramme durch kühle Glossen schmälert. Und der Verleger späht ängstlich umher und bangt jeden Morgen vor der grausen Möglichkeit, der Nachbar könne „mehr bringen", durch hellere Töne die Kunden locken und fangen. Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Der Lärm der konkurrirenden Marktschreier hat begonnen. Schon liest man auf der ersten Seite großer Zeitungen den albernsten Dienstbotenklatsch. „Der Staatssekretär trug vormittags die Jacke des königlichen Yachtklubs, während der Prinz einfache Civilkleidung angelegt hatte." „Auch das gewinnende Lächeln seines Vaters hat der Prinz-Admiral geerbt. Dieses freundliche Lächeln wird ihm in Amerika die Herzen im Sturm erobern." Arme Schächer, die im Stande sind, ums liebe Brot solches Zeug niederzuschreiben, sollen über die Stimmung eines fremden Volkes urtheilen. Das kann hübsch werden. „Schon umweht uns der Athem der Weltgeschichte."

Er hat uns im Lauf der letzten Jahre recht oft umweht. Nutzen hat dieses Wehen nicht gebracht und wir wollen froh sein, wenns diesmal ohne Schaden vorübergeht. Gegen die Reise ist ja nichts einzuwenden. Prinz Heinrich soll ein liebenswürdiger, frischer und bescheidener Herr sein und wird den Amerikanern gefallen. Schade, daß unsere Prinzen nicht auch in der Heimath mit Professoren, Kaufleuten, Journalisten an einem Tisch sitzen, Fabriken besuchen und den Gewerbebetrieb aus eigener Anschauung kennen lernen. Amerika ist schon eine Weile entdeckt und wissenswerth Neues wird die Reporterhorde von ihrer meteorologischen Station nicht zu melden haben. Hoffentlich hält sie sich an die „anerkannt vorzügliche Küche des Norddeutschen Lloyd" und kommt in New-York so übersättigt an, daß sie nicht gleich der Versuchung erliegt, für jedes Lachsbrötchen, nach dem Beispiel Schmocks und Pietschs, mit der Feder ergebensten Dank zu stammeln; die Hausirersitte, schmatzend vor dem Publikum zu erzählen, was man gestern bei Bülows und ähnlichen Restaurateuren der öffentlichen Meinung zu essen und zu trinken bekam, hat sich von Parvenupolis aus noch nicht über den Erdkreis verbreitet. Wenn die Zeilenbotschafter dafür sorgten, daß der Deutsche nicht mehr jeden Amerikaner für einen kalten, unkultivirten Gesellen hält, der von früh bis spät, wonnig grinsend, seine Dollarstücke zählt und nach neuen Profiten schnüffelt, dann thäten sie ein gutes Werk. Mit hoher und höchster Politik aber sollten sie uns verschonen. Die Kränze des Staatsmannes sind so wenig wie die des Dichters im Spazirengehen zu erreichen. Der Amerikaner, der mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitet, ist sehr stolz, gar nicht pathetisch und leicht zur Lachlust gestimmt. Er hat die besten modernen Bilder aus Europa geholt und kann sich, ohne daß ers im Geldbeutel spürt, in jedem Jahr das Vergnügen leisten, einen Königssohn zu sich zu laden. Dann wirds immer genau so zugehen wie bei dem Empfang des Prinzen Heinrich und die Politik wird von den selben wirthschaftlichen Wünschen und Nothwendigkeiten determinirt bleiben, die ihr vorher die Richtung wiesen. Wir wollen uns nicht lächerlich machen, auch in der Nachbarschaft nicht den gefährlichen Glauben aufkommen lassen, den unsteten Michel locke zu neuen Ufern wieder einmal ein neuer Kahn, sondern laut und deutlich sagen, daß die Prinzenreise keine Staatsaktion ist, und dann an drängende Arbeit gehen. Des Kaisers „Meteor" wird gewiß die schnellste Rennyacht der Welt. Das deutsche Volk aber mag sich, wenn hüben und drüben der Lärm losgeht, erinnern, daß schon ältere Weltenwanderer von Luftspiegelungen genarrt worden sind.

❦

Eine deutsche Beatrice Webb?

Vor mir liegt ein vornehm ausgestattetes Buch. Wer es, ohne auf das Titelblatt zu achten, aufschlägt, könnte es für das Werk eines gelehrten Professors der Nationalökonomie halten. Ueberall tritt eine erhebliche Belesenheit in der sozialpolitischen und statistischen Literatur entgegen. Mit fachmännischem Geschick werden die toten Ziffern scharfsinnig kombinirt und zu einer beredten Sprache gezwungen. Aber — und Das kommt in Professorenbüchern seltener vor — der blendenden Handhabung des gelehrten Apparates steht eine oft geradezu hinreißende Rhetorik zur Seite, die an Carlyle und Ruskin erinnert. Die Schilderung der Frauenbewegung, die sich während der französischen Revolution abspielte, ist eine wahre Marseillaise in Prosa. Kein Zweifel: nicht nur gelehrter Verstand, auch der Feuergeist einer Künstlerseele hat an dem Werke geschafft. In jähem Fluge werden wir in überwissenschaftliche Regionen mit fortgerissen. Eine künftige bessere Ordnung der Dinge wird vor uns entworfen, „in der die Arbeit der Frau sie nicht schädigen und schänden, sondern zur freien Genossin des Mannes erheben wird, in der sie ihre höchste Bestimmung erfüllen kann, wie nie zuvor, und ein starkes, frohes Geschlecht dafür zeugen wird, daß ihm die Mutter niemals fehlte."

Dieses Buch ist das Buch einer deutschen Frau. Sie hat meines Wissens ein regelmäßiges Hochschulstudium nicht absolvirt, sondern sich aus eigener Kraft zu einer Leistung emporgeschwungen, die wohl noch vor zehn Jahren kaum Jemand einer deutschen Frau zugetraut haben würde. Ich kann mit einer gewissen Genugthuung auf dieses Werk blicken. Nicht allein, weil ich als Nationalökonom jede Bereicherung der volkswirthschaftlichen Literatur dankbar begrüße; ich darf in der Leistung der Frau Lily Braun auch die Bestätigung von Ansichten finden, die ich in meiner züricher Antrittsrede über das Frauenstudium der Nationalökonomie ausgesprochen habe. Gerade die Nationalökonomie, sagte ich 1898, würde den Frauen ein wachsendes Interesse einflößen und sie würden vielleicht hier noch mehr als auf anderen Gebieten der Wissenschaft im Stande sein, sich und der Gesellschaft überhaupt nützliche Dienste zu leisten. Seitdem ist außer einer beträchtlichen Zahl kleinerer Arbeiten das ernste, scharfsinnig-kritische Buch Marianne Webers über Fichtes Sozialismus und sein Verhältniß zur marxischen Doktrin erschienen. Und heute kann ich ein Buch von 556 Seiten über „Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwickelung und ihre wirthschaftliche Seite" von Lily Braun anzeigen, das bei Hirzel in Leipzig erschienen ist.

Man kann von sozialwissenschaftlichen Studien einer Frau nicht gut sprechen, ohne an die berühmte Engländeria zu denken, deren Arbeiten zu

den werthvollsten Resultaten der neueren Forschung gezählt werden. Also: Ist Frau Braun eine deutsche Mrs. Webb?

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mit dieser Frage den denkbar höchsten Maßstab an ihr Werk lege. Doch wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, hieße es wirklich, Frau Braun Unrecht thun, wollte man ihre Leistung anders als die eines Fachgenossen beurtheilen.

Heute ist Frau Braun noch keine Beatrice Webb. Sie besitzt nicht deren absolute Unbefangenheit, nicht deren Kenntniß des wirklichen Lebens. Sie steht innerhalb, nicht über den Doktrinen ihrer Partei. Ihr Werk ist nach Akten, nicht auf Grund eigener Beobachtungen geschrieben. Frau Braun ist enragirte Frauenrechtlerin und Sozialdemokratin. Sie steht auf dem Boden des ökonomischen Materialismus. „Von welcher Seite man auch das weitverzweigte Problem (der Frauenfrage) betrachte: die realen Existenzbedingungen des weiblichen Geschlechtes innerhalb der Gesellschaft bilden für die Vergangenheit wie für die Gegenwart den orientirenden Ariadnefaden, ohne den das Urtheil fehl gehen muß. Nur indem man die ökonomischen Thatsachen nach der ihnen zukommenden Bedeutung werthet, erschließt sich der Zusammenhang der Frauenfrage mit der sozialen Frage, deren integrirender Bestandtheil sie ist." Deshalb schildert Frau Braun auch zuerst die wirthschaftliche Seite. Ein zweiter Band soll die civilrechtliche und öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, die psychologische und ethische Seite der Frauenfrage, also den „ideologischen Ueberbau", zum Gegenstand haben. Ich will nicht sagen, daß das Bekenntniß zur ökonomischen Geschichtauffassung ein Fehler sei. Man kann auch von diesem Standpunkt aus sehr werthvolle wissenschaftliche Werke produziren. Bedenklicher ist der Umstand, daß Frau Braun als Sozialistin und Vertreterin des ökonomischen Materialismus einer etwas engen, durch die neuere Kritik wissenschaftlich überwundenen Anschauung huldigt. Sie steht der orthodoxen Gruppe Bebel-Kautsky-Luxemburg-Parvus näher als der kritischen Richtung Bernsteins. Den Bann des Bebel-Zetkinschen Gedankenkreises hat sie in der Frauenfrage noch nicht zu durchbrechen vermocht. Nach ihrer Ueberzeugung hat Bebel „bewiesen", daß erst die wirthschaftliche Befreiung der Frau im sozialistischen Zukunftstaate die Emanzipation der Frau vollenden könne. Diese Idee ist das Leitmotiv ihrer Komposition. Was geeignet erscheint, diese Auffassung zu stützen, wird mit großer Gewandtheit in den Vordergrund gestellt; was dagegen spricht, entweder ignorirt oder kurz abgethan. Selbst sozialdemokratischen Genossen, die in Bezug auf die Frauenfrage einer anderen Ansicht huldigen, fliegt leicht ein „alter reaktionärer Philister" an den Kopf.

Es ist geradezu peinlich, mit welcher Kritiklosigkeit die Verfasserin bei der Darstellung der praehistorischen Verhältnisse dem eben so oberflächlichen

wie unsauberen Machwerk von Friedrich Engels (Der Ursprung der Familie) folgt. Von den Hypothesen Morgans und Bachofens wird so gesprochen, als ob sie zu den unbestrittensten Sätzen der Wissenschaft zählten. Ich weiß nicht, ob Frau Braun die entgegenstehenden neueren Forschungen von Westermark, Brentano und Grosse wirklich nicht kennt. Ich weiß auch nicht, ob sie es nicht, wenn sie diese Arbeiten studirt hätte, trotzdem mit Engels hielte. Auf alle Fälle würden wir aber das Recht haben, zu erfahren, warum diese — übrigens schon von Darwin für höchst unwahrscheinlich erklärten — Lehren für sie Dogmen geblieben sind.

Leider beeinträchtigt die dogmatische Befangenheit der Verfasserin auch noch an vielen anderen Stellen ihre Ausführungen. Da soll die alte Familienform einfach in Folge der wirthschaftlichen Entwickelung unausbleiblich ihrer Zersetzung entgegengehen. Die wirthschaftliche Entwickelung selbst habe die Frauenbewegung hervorgerufen. Diese untergrabe aber mit ihrer Tendenz der wirthschaftlichen Befreiung der Frau die heutige Familienform auch in den bürgerlichen Schichten. Beim Proletariat sei schon längst von einem Familienleben und den hervorgebrachten Anschauungen keine Rede mehr. Es sei nutzlos, diesen Gang der Dinge aufhalten zu wollen. Es könne sich nur darum handeln, neuen Formen für das Gemeinschaftleben zwischen Mann, Weib und Kind nachzuspüren und sie aufbauen zu helfen.

Suchen wir nach Beweisen für so weitgehende Behauptungen, so sind sie erstaunlich dürftig ausgefallen. In den oberen Gesellschaftklassen überlasse man Mädchen und Knaben mit Vorliebe Bonnen und Gouvernanten. Man sende sie in Institute und Kadettenanstalten, wo jeder mütterliche Einfluß wegfalle. Das Leben der Männer, und zwar in den fortgeschrittensten Ländern am Meisten, spiele sich zwischen Bureau und Klub ab und die Frauen machten es ihnen schleunigst nach.

Niemand wird bestreiten, daß das Familienleben, namentlich in den oberen und unteren Schichten der städtisch-industriellen Gesellschaft, bedrohlichen Einflüssen ausgesetzt ist. Aber hat es ein Zeitalter gegeben, wo solche Gefahren nicht bestanden hätten, wo nicht in einzelnen Gesellschaftgruppen die Familienbande in Besorgniß erregender Weise gelockert gewesen wären? Man weist auf die Frauenarbeit in den Fabriken, die unzweifelhaft ein Novum darstelle. Nichts kann mir ferner liegen, als diese Erscheinungen zu unterschätzen. Aber man muß sich doch auch klar machen, daß 1899 im Deutschen Reich 884239 Fabrikarbeiterinnen gezählt wurden. Von ihnen waren 229334 verheirathet. Das heißt nicht mehr und nicht weniger als: daß von den über vierzehn Jahre alten weiblichen Personen im Deutschen Reiche etwa 5 Prozent Fabrikarbeiterinnen waren und daß von der gesammten verheiratheten weiblichen Bevölkerung 3,5 Prozent Fabrikarbeit leisteten. Diese

Zahlen sind sogar noch zu hoch, weil sie nur nach den Altersaufbau- und Civilstandsverhältnissen der deutschen Bevölkerung nicht von 1899, sondern von 1890 berechnet werden konnten. Ferner sind wir nicht berechtigt, überall dort, wo eine Frau in die Fabrik geht, schon eine vollkommene Auflösung des Familienlebens anzunehmen. Gehören zu den Fabrikarbeiterinnen doch auch solche, die keine oder erwachsene Kinder besitzen oder deren Angehörige für die Hauswirthschaft sorgen. Ich will darauf aber keinen Werth legen, weil es außer der Fabrikarbeit noch Erwerbsverhältnisse der Frauen giebt, die eine ähnlich ungünstige Einwirkung hervorrufen können.

So groß das Gewicht sein mag, das der Frauenarbeit in der Industrie beigelegt wird: wir dürfen nicht vergessen, daß in früheren Zeiten Einrichtungen vorhanden waren, die nicht geringere Gefahren einschlossen. Auf dem Lande bestanden die Frohnden, die Zwangsgesindedienste und Ehekonsense, in den Städten wurde für die Gesellen das Meisterwerden durch die zünftige Politik immer weiter hinausgeschoben. Der Geselle konnte meist erst heirathen, nachdem er Meister geworden war.

Frau Braun wird vielleicht zugeben, daß heute die alte Familienform noch überwiege. Aber die unaufhaltsam vordringende großindustrielle Entwickelung setze die alten Formen doch auf den Aussterbeetat. Gewiß: das Gewerbe beschäftigt einen immer wachsenden Bruchtheil unseres Volkes und in der Industrie ist es der Fabrikbetrieb, dem die Zukunft zu gehören scheint. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß mit der Ausdehnung der Großindustrie auch die Arbeit verheiratheter Frauen in den Fabriken noch zunimmt. Aber dieser Gestaltung der Dinge wirken auch wichtige Tendenzen entgegen. Die industrielle Entwickelung schmälert nicht nur den Mittelstand und sein im Allgemeinen gesundes Familienleben: sie bringt auch in einzelnen Industriezweigen — namentlich in denen, die vorwiegend gelernte männliche Arbeit erfordern — eine relativ gut bezahlte Arbeiterschicht empor. Die diesem fortgeschrittensten Theil der Arbeiterklasse Angehörigen huldigen aber in Bezug auf das Familienleben, wie Bernstein schon sehr richtig bemerkt hat, nicht Decadence-Ideen, sondern gut kleinbürgerlich-altmodischen Vorstellungen. Wenn Etwas aus den Berichten des Reichsamtes des Innern über die Beschäftigung verheiratheter Frauen in den Fabriken mit Sicherheit hervorgeht, so ist es die Thatsache, daß die verheirathete Frau in der Regel nur der Noth gehorchend die Fabrikarbeit aufsucht. Nur, wenn der Verdienst schlechterdings nicht entbehrt werden kann, entschließt man sich zu diesem Schritt. In den Kreisen der besser gelohnten Arbeiter ist die Fabrikbeschäftigung viel weniger üblich, wird sogar als anstößig betrachtet. „Man findet eben so selten Frauen dieser Arbeiter in der Fabrik beschäftigt, wie man findet, daß sie Mädchen aus der Fabrik heirathen. Diese besser bezahlten Arbeiter sehen vielmehr

darauf, daß ihre Frau Etwas vom Haushalte versteht und nicht vorher in der Fabrik gearbeitet hat." Der Aufsichtbeamte zu Oppeln verzeichnet es als eine bemerkenswerthe Thatsache, „daß im oberschlesischen Industriebezirk die Frau des Arbeiters — wohl meist in Folge des auskömmlichen Verdienstes ihres Mannes — nur in Ausnahmefällen die Fabrik aufsucht; es gilt für sie und ihren Mann gewissermaßen als eine Schande, wenn sie von dieser Regel abweicht." Der Aufsichtbeamte zu Arnsberg berichtet, „daß in der Gegend des Bezirkes, wo die Gußeisen- und Stahlindustrie sowie der Kohlenbergbau vorherrschen, die Beschäftigung von Arbeiterinnen an und für sich ganz unbedeutend ist, weil die hohen Löhne der Männer ein Mitverdienen der Frauen und Töchter nicht sehr nöthig erscheinen lassen. Diese haben daher auch äußerst wenig Neigung zur Fabrikarbeit; deshalb haben sich auch keine Industriezweige entwickelt, die auf Frauenarbeit angewiesen wären." Aus Baden wird gemeldet, „daß die Arbeiter in Industrien mit Löhnen, die für die Existenz einer nicht allzu großen Familie genügen, zum Beispiel Schlosser, Schmiede, Schreiner, und daß auch in Industrien mit weniger günstigen Löhnen die gut verdienenden Arbeiter zunächst ihre Frauen und dann auch ihre Töchter niemals in die Fabrik schicken. Sie sind entweder zu stolz dazu oder sie finden, daß ihre Frauen im Hause nicht entbehrt werden können, wenn die Ansprüche erfüllt werden sollen, die jeder tüchtige Arbeiter an sein Hauswesen stellt." Aus Magdeburg berichtet der Aufsichtbeamte eine seines Erachtens recht zutreffende Aeußerung eines Geistlichen: „Die Fabrikarbeit der verheiratheten Frau ist im Grunde nicht populär, ja, hat noch vielfach etwas Befremdendes und geradezu Anstößiges an sich. Fast überall begegnete ich dem Bewußtsein, daß der Mann allein für den Haushalt zu sorgen hat; selten ist der Fall, wo der Mann vor der Verheirathung darauf rechnet, seine Frau müsse dereinst durch Fabrikarbeit den Hausstand mit erhalten helfen." Der potsdamer Aufsichtbeamte erwähnt, es dürfe nicht verschwiegen bleiben, „daß gediegene Arbeiter, die einen moralischen Halt in sich haben, im Allgemeinen keine Fabrikarbeiterinnen heirathen, sondern lieber Dienstmädchen, von denen sie erwarten, daß sie vermöge ihrer größeren Wirthschaftlichkeit und ihres Sparsinnes ihnen eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen im Stande seien ... Der höher gelohnte Arbeiter heirathet nur selten ein Fabrikmädchen, während geringer bezahlte Arbeiter allgemein verlangen, daß ihre Frauen mitverdienen."

Die Mitgetheilte dürfte zur Einsicht genügen, daß in den besser gestellten Schichten der Arbeiterklasse nichts weniger als eine Begeisterung für die Erwerbs- und Berufsarbeit der Frau vorhanden ist. Das ist sehr begreiflich. Verglichen mit der Fabrikarbeit, wird die wirthschaftliche Thätigkeit der Frau im eigenen Haushalt, als das Vorzüglichere gelten. Abgesehen von dem höheren Interesse, das sich an die unmittelbar für die eigenen

Angehörigen ausgeführten Arbeit knüpft, ist die hauswirthschaftliche Arbeit in gesundheitlicher Beziehung — ich möchte Das mehrmals unterstreichen — eben so wohl wie in Bezug auf Mannichfaltigkeit der Fabrikarbeit meist überlegen. Für die Arbeiterfrau bedeutet die Aufgabe der Fabrikarbeit und die Beschränkung auf die Hauswirthschaft eine soziale Erhebung. Sie steigt aus der proletarischen in eine kleinbürgerliche Lebensweise empor. Hier besteht ein großer, von Frau Braun aber übersehener Unterschied gegenüber der Berufsarbeit, die Frauen der gebildeten, aber wenig besitzenden Mittelklasse leisten. Wenn diese Frauen vor der Frage stehen, ob sie selbst die Hauswirthschaft besorgen sollen oder ob es zweckmäßiger ist, durch die Erwerbsarbeit Mittel zu beschaffen, die das Halten von Dienstboten möglich machen, so wird die Entscheidung nicht mit Unrecht, namentlich wenn keine Kinder vorhanden oder die Kinder schon herangewachsen sind, zu Gunsten der zweiten Eventualität ausfallen. Hier gilt die Berufsarbeit als das geistig Anregendere, sozial höher Stehende. Hier kann der Verzicht auf die Ausübung des Berufes, der der erlangten Bildung ensprechen würde, zu Gunsten der Hauswirthschaft eine soziale Herabsetzung, die Verstoßung aus einem bürgerlichen in ein kleinbürgerliches Dasein zur Folge haben.

Da die Erwerbsarbeit der Frau in der Arbeiterklasse ein sozial niedriges Niveau anzeigt, so wird sie naturgemäß auch in dem Maße zurücktreten, in dem die Lage der Arbeiterklasse sich verbessert. Wie die Kinderarbeit vor der sozialen Reform allmählich immer mehr zurückweicht, so wird auch beim Fortgang der Reform durch gewerkschaftliche Erfolge, durch Versicherung gegen Arbeitlosigkeit, durch Verbesserung der Unfall- und Invaliditätversicherung, durch Aufnahme der Wittwen- und Waisenversorgung die Frau, die für eine Familie zu sorgen hat, in größerem Umfange dieser zurückgegeben werden.

Also nicht darauf kommt es für die Zukunft der „alten" Familienform allein an, ob heute irgend welche Tendenzen vorhanden sind oder nicht, die sie bedrohen; die Entscheidung hängt vielmehr davon ab, welche Stärke die im restaurirenden Sinne wirkenden Mächte gewinnen werden. Frau Braun scheint einer gemäßigten Verelendung- und Zusammenbruchslehre zu huldigen. Ich nehme dagegen an, daß unsere industrielle Arbeiterklasse sich in sozial aufsteigender Bewegung befindet. Diese Bewegung umfaßt nicht alle Schichten in gleichmäßiger Weise, sie geht noch oft nicht mit der Schnelligkeit vor sich, die der Menschenfreund wünschen muß; aber es geht trotz Alledem vorwärts.

Frau Braun hegt freilich gar nicht den Wunsch, die Erwerbsarbeit der verheiratheten Frau zurücktreten zu sehen. Dadurch würde die wirthschaftliche Grundlage der Frauenemanzipation und damit ihre Emanzipation überhaupt in Frage gestellt werden. „Je weniger der Mann der alleinige Ernährer der Familie ist und zu sein braucht, desto näher rückt das weib-

liche Geschlecht jenem Grundprinzip seiner Befreiung, der ökonomischen Selbständigkeit." Meines Erachtens kommt dem ökonomischen Bande im Vergleich zu religiösen Empfindungen, zu den Neigungverhältnissen der Ehegatten unter einander, vor Allem aber im Vergleich zu der Fessel, die gemeinsame Kinder bilden, eine durchaus sekundäre Rolle zu. Ohne leugnen zu wollen, daß unter bestimmten Voraussetzungen gerade die Rücksicht auf die Kinder die Scheidung zur Nothwendigkeit machen kann: in der Regel hält die Liebe der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern, die Vorstellung von dem traurigen Loose, das der Kinder im Falle der Scheidung harrt (Frau Braun sagt in einem anderen Zusammenhange sehr schön: „Kinderleid ist das größte auf Erden, weil es die Unschuldigen und Wehrlosen trifft"), in der Regel, sage ich, bestimmen diese Empfindungen auch dort die Ehegatten, bei einander zu bleiben, wo andere Bande nicht mehr stark genug wären, um die Ehe aufrecht zu erhalten. Wie sehr die Abwesenheit von Kindern die Ehescheidung erleichtert, ja, wohl in vielen Fällen geradezu hervorruft, zeigt die französische Statistik. In Frankreich entfielen auf die getrennten Ehen 35 bis 38 Prozent kinderlose Ehen.*)

Und wie viele Ehen werden, namentlich in den Kreisen der Bauern- und Arbeiterbevölkerung erst mit Rücksicht auf das in Aussicht stehende Kind geschlossen! Der Mann fühlt sich der Frau gegenüber, die bereits ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt, ganz anders verpflichtet und eben so die Frau dem Vater ihres Kindes, als wenn der Verkehr ohne Folgen geblieben ist. Und wenn Frau Braun mit einer gewissen Genugthuung von einer Zunahme der Ehescheidungen im Gefolge der industriellen Arbeit der Frauen spricht — denn je freier die Frau ökonomisch dem Manne gegenüberstehe, um so freier könne sie dem Zuge ihres Herzens folgen —, so ist erstens keineswegs überall eine nennenswerthe Zunahme der Scheidungen zu erkennen und zweitens zeigt die Thatsache, daß in der Ehescheidungstatistik England und Norwegen die niedrigste, die Schweiz und Dänemark die höchste Ziffer aufweisen, wie wenig Einfluß die gewerbliche Frauenarbeit auf die Ehescheidungen besitzt. Wollte man diesen Einfluß annehmen, so müßte man dann auch sagen, daß die Selbstmorde in dem Maße zunehmen, wie die Berufsarbeit der Frauen zunimmt. Denn der Parallelismus zwischen der Häufigkeit der Selbstmorde und der Ehescheidungen gehört ja zu den frappirendsten Thatsachen der Moralstatistik.

So lange der Unhold der „ökonomischen Entwickelung" noch nicht durch vollständige Ueberweisung der Kinder an Anstalten jeden Funken der Liebe der Eltern zu den Kindern ausgelöscht haben wird, kann die Frau

*) Oettingen, Moralstatistik. Dritte Auflage, Erlangen 1882.

niemals „frei dem Zuge des Herzens" folgen. Und für die Frau, die sich nicht damit trösten kann, daß der Mann dem gleichen Bande unterliegt, weiß ich bis dahin keinen anderen Rath als den, keine Kinder zu haben.

Die Rückkehr der Frau in die Hauswirthschaft bedeutet, nach Frau Braun, aber nicht nur eine Beeinträchtigung der Frauenemanzipation. Die Einzelwirthschaft stellt eine große Verschwendung von Kraft dar, sie ist unrationell geworden. Es ist viel vernünftiger und technisch zweckmäßiger, wenn eine genossenschaftliche Hauswirthschaft eintritt. Die Frau kann dann ihrem Berufe nachgehen, Geld verdienen und mit Leichtigkeit durch die Vermittelung der genossenschaftlichen Haushaltungorgane eine weit vollkommnere Daseinsform erschließen helfen. Die genossenschaftliche Haushaltung mit der Centralküche, dem großen Eßsaal, dem kleineren Lesezimmer; der genossenschaftlichen Kinderwärterin, den Kegelbahnen, mit der Centralheizung und dem elektrischen Lichte: Das ist, wie die Leser der „Zukunft" wissen, ja eine Lieblingsidee der Frau Braun. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß man auch in früheren Zeiten gegen die ökonomisch-technischen Vortheil einer Haushaltung im Großen, namentlich auf dem Lande, keineswegs blind war. Hier und da, in der Lombardei, in Rußland, bei den Südslaven, findet man Hausgemeinschaften mehrerer verwandten Familien noch heute. Aber es wird von ihnen auch berichtet, daß in ihnen häßlicher, bitterer Frauenzank herrsche (communio mater rixarum!) und dieser die hauptsächliche Ursache für das Absterben der Hausgenossenschaften bilde.*) Wie gering aber auch innerhalb unserer modernen industriellen Arbeiterschaft die Disposition für gemeinsame häusliche Einrichtungen ist, zeigt mir folgende Erfahrung. Eine Baugenossenschaft richtete in ihren nur mäßig großen, etwa sechs Familien beherbergenden Häusern ein allen Hausbewohnern gemeinsames Badezimmer ein. Und der Erfolg? Erst vielfacher Streit über die Art der Benutzung, schließlich vollkommener Verzicht darauf. Auch die ungünstigen Erfahrungen, die man mit großen Miethkasernen macht, sind nicht geeignet, den Glauben an die Zukunft der genossenschaftlichen Hauswirthschaft zu befestigen. Geht die Gemeinsamkeit der Lebensführung sehr weit, werden die Mahlzeiten in dem großen Eßsaal eingenommen, so mögen die ökonomischen Vortheile nicht unerheblich sein, aber es liegt dann auch ein Heerdendasein vor, von dem man in Arbeiterkreisen eben so wenig wissen will wie in bürgerlichen Schichten. Wie Viele werden schon nach einigen Wochen der kollektivistischen Lebensführung selbst in den besten schweizer Pensionen überdrüssig, trotzdem der Zwang und die Unruhe, die aus der Gemeinsamkeit mit hundert und mehr Personen entspringen, in solchen nur der Erholung gewidmeten Zeiten doch noch leichter zu ertragen sind als bei ernster, anstrengender Berufsarbeit.

*) Cohn, Gemeinderschaft und Hausgenossenschaft. Stuttgart 1898.

Man vergegenwärtige sich ferner die keineswegs ermuthigenden Erfahrungen, die man mit Fabrikküchen und Fabrikspeisesälen macht. Auch dann, wenn ihre Leistungen nichts zu wünschen übrig lassen und die Arbeiter selbst an der Verwaltung theilnehmen, werden sie nicht einmal von allen weitab wohnenden und unverheiratheten Arbeitern benutzt. Die Werthschätzung der Produkte des eigenen Herdes geht so weit, daß sie vorziehen, die Hauptmahlzeit erst abends nach der Heimkehr einzunehmen, oder daß sie sich das Essen mitbringen, besonders, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, es warm zu stellen. Diese Mißachtung der Anstaltküche ist um so auffälliger, als jetzt ja doch viele Arbeiterfrauen durchaus nicht im Stande sind, in der Hauswirthschaft auch nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen.

Immerhin gehen auch bei ziemlich kollektivisirter Wirthschaftführung die Vortheile nicht so weit, wie Frau Braun annimmt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Wirthschafterin mit einem oder zwei Küchenmädchen im Stande sein soll, für fünfzig bis sechzig Familien die ganze Beköstigung und das Serviren zu besorgen, oder wie eine Kinderwärterin für die Kinder von eben so vielen Familien genügen kann. Jedenfalls setzt die genossenschaftliche Form uninteressirte Arbeit an die Stelle der interessirten. Die Frau geht in die Fabrik und übernimmt eine Arbeit ohne inneren Drang, vorwiegend von Erwerbsrücksichten geleitet. Und an ihre Stelle tritt wieder in Bezug auf die Kinderpflege und Hauswirthschaft eine Angestellte der Genossenschaft, für die diese Arbeit das Selbe bedeutet wie für jene Frau die Fabrikarbeit: ein nothwendiges Uebel. Ich halte es deshalb für möglich, daß selbst bei achtstündigem Normalarbeitstag diese Erwerbsarbeit schwerer drückt als die vielleicht länger dauernde, aber mit größerer innerer Theilnahme ausgeführte Thätigkeit der Arbeiterfrau in ihrem eigenen Heim. Für Frauen der bürgerlichen Klassen, deren Erwerbsarbeit an sich mehr Befriedigung bietet, mag die Sache, wie schon früher angedeutet wurde, anders liegen. Aber auch in bürgerlichen Schichten kann der Kollektivismus in der Kinderpflege und Kindererziehung nicht viel Gutes stiften. Meinen Erfahrungen nach haben wir heute in dieser Beziehung schon weit mehr Kollektivismus, als mit der leiblichen und geistigen Wohlfahrt unserer Kinder verträglich ist. Hier liegt der wahre Fortschritt nicht in einer Steigerung, sondern in einer Verminderung. Geht die genossenschaftliche Hauswirthschaft aber nicht sehr weit, so wird das widerwärtige Heerdendasein einigermaßen vermieden; aber die ökonomischen Vortheile treten dann auch stark zurück.

Die Hauswirthschaft zeigt noch viele Verwandtschaft mit dem landwirthschaftlichen Betriebe. Wie nun in der Landwirthschaft der Großbetrieb keineswegs die Erwartungen erfüllt, die auf ihn früher gesetzt wurden, so wenig dürfte es in der Hauswirthschaft der Fall sein.

Ungleich werthvoller als solche sozialistisch-frauenrechtlerische Utopien sind die thatsächlichen Schilderungen des Buches. Mit unendlichem Fleiß hat Frau Braun eine Unsumme von Einzelheiten aus allen möglichen Kulturländern zusammengetragen, die über die Fortschritte der bürgerlichen und proletarischen Berufsarbeit der Frau Aufschluß geben sollen. Ich wüßte in der That kein Buch zu nennen, aus dem man sich über diese Verhältnisse besser unterrichten könnte.

Leider hat auch hier der frauenrechtlerisch-sozialistische Standpunkt der Verfasserin manche schiefe Wendung verschuldet. Immer bricht wieder die Vorstellung durch, als ob die Frauen den Männern ähnlich wie das Proletariat den Kapitalisten gegenüberstünden. Ich meine, man kann die wirklichen Zustände kaum schlechter als durch diese Analogie erläutern. In ihren Vätern, Brüdern, Söhnen und Gatten haben die Frauen Anwälte ihrer Interessen, wie sie Proletarier in kapitalistischen Kreisen schwerlich finden werden. Es ist deshalb auch ganz unrichtig, die Verbesserungen in der Stellung der Frau einseitig der Frauenbewegung zuzuschreiben. Sie waren doch nur deshalb möglich, weil zahlreiche Männer selbst diese Fortschritte vertreten haben, und zwar nicht nur in der Weise, daß sie den Anregungen der Frauenbewegung folgten, sondern auch dadurch, daß sie die Frauenbewegung zum Theil erst hervorriefen. Wer John Stuart Mills Schrift über die Frauenfrage kennt, wird aus der neueren, von Frauen selbst herrührenden Literatur nicht mehr sehr viel zu lernen haben.

Es besteht heute ein Kampf der Anschauungen über die zukünftige Stellung der Frau im Gesellschaftleben, ein Kampf zwischen der konservativen und der fortschrittlichen Auffassung. In beiden Lagern sind Männer und Frauen zu finden. Ich bin nicht einmal sicher, ob der Antheil der Frauen in der Fortschrittspartei größer ist als in der konservativen Gruppe. Um von dem siegreichen Vordringen der Frauen im Kampf eine lebendige Empfindung zu erwecken, schlägt Frau Braun einen gewissen Fanfarenton an. Dieser Siegesbulletinstil ist gewiß sehr geeignet, die an und für sich etwas trockene Aufzählung der einzelnen Fortschritte lesbarer zu gestalten. Aber es stellen sich dann auch Wendungen ein, die an sich nicht unbedingt unrichtig sind und doch leicht eine falsche Vorstellung begründen.

So schreibt die Verfasserin: „Die Schweiz, die zuerst Frauen zum Universitätstudium zuließ, ist ihrem frauenfreundlichen*) Prinzip seitdem treu

*) Eben lese ich in der Neuen Züricher Zeitung (Nr. 13) einen Bericht über die Pestalozzi-Feier des Lehrervereins. Herr Seminarlehrer Gattiker erklärte danach bei einer Rede über „rückständige Postulate Pestalozzis“: „Wie rückständig sind wir in diesem Punkte gerade in der Schweiz! Nicht einmal in der dreißigköpfigen Kommission für Ferienkolonien und Milchkuren der Stadt Zürich sitzt eine Frau!“

geblieben. Zunächst spricht die steigende Verwendung von Lehrerinnen dafür: seit 1871 haben sie um 87 Prozent, die Lehrer nur um 9 Prozent zugenommen. Einen noch stärkeren Beweis liefert der Umstand, daß die Frauen nicht nur als Schulräthe, Schulinspektoren, Armenpfleger und — wenn auch vorläufig in geringem Umfang — als Arbeitinspektoren thätig sind, sondern daß ihnen auch das Recht gewährt wurde, Lehrstühle der Universitäten einzunehmen und, seit 1899, als Rechtsanwälte zu praktiziren." Der Statistiker fragt da zunächst: Von 1871 bis wann? Er wird weiter betonen, daß die Mittheilung der Zunahmeprozente nicht ausreicht, um die wirkliche Bedeutung, die den Frauen im Unterrichtswesen zukommt, erkennen zu lassen. Schließlich weiß man auch nicht sicher, welche Kategorien von Lehrerinnen gemeint sind. Es giebt Lehrerinnen in Kleinkinderschulen, in Primar- und Sekundarschulen, in öffentlichen und privaten Lehrerinnenbildunganstalten. Bei Frau Braun findet man keinerlei Quellenangabe, die den Zweifel beseitigen könnte. Thatsächlich liegen die Verhältnisse heute so, daß in den Kleinkinderschulen nur Lehrerinnen Verwendung finden. In den Primarschulen betrug der Prozentsatz der Lehrerinnen 1885/86 nach Dr. Hubers Eidgenössischer Schulstatistik 31,5; oder auf 6047 Lehrer kamen 2779 Lehrerinnen. Im Jahre 1898/99 waren die analogen Ziffern 36,3 Prozent, 6439 und 3667. Es hat also eine Verstärkung des Antheiles der Lehrerinnen an der Lehrerschaft der Primarschulen zweifellos stattgefunden. Nun ist aber das Schulwesen Sache der Kantone. Forscht man nach den „frauenfreundlichsten" Kantonen, also nach denen, wo der Prozentsatz der Primarlehrerinnen den für die ganze Eidgenossenschaft geltenden überragt, etwa 50 Prozent erreicht oder gar übersteigt, so stoßen wir auf solche, die im Allgemeinen mehr ihrer Naturschönheiten und ihrer ausgeprägt konservativ-katholischen Gesinnung wegen als im Hinblick auf hohe Schulbudgets und Lehrerbesoldungen bekannt sind. Dagegen kommen in dem Kanton Zürich, der von allen Stadt- und Landgebiete umfassenden Kantonen für das Schulwesen die weitaus größten Ausgaben aufweist, auf 790 Lehrer nur 110 Lehrerinnen. In den Sekundarschulen Zürichs giebt es überhaupt keine Lehrerinnen. Des Räthsels Lösung ist: die Lehrerinnen gehören nicht selten katholischen Orden an. Es sind weniger besonders frauenfreundliche als katholisirende Tendenzen, denen sie ihre Stellung im Jugendunterricht verdanken. Uebrigens machen die Ordensschwestern allerdings noch geringere Gehaltansprüche als selbst die Lehrerinnen weltlichen Standes. Je weniger also ein Kanton geneigt ist, seinem Schulwesen große Opfer zu bringen, desto weniger ist er auch im Stande, männliche Lehrer zu den niedrigen Besoldungsätzen zu gewinnen. Lehrerinnen und Nonnen treten in die Lücke.

Wenn von der Stellung der Frauen als Schulräthe u. s. w. gesprochen

wird, so handelt es sich doch um ganz vereinzelte Vorkommnisse. Jedenfalls dürfen die „Arbeitinspektorinnen" nicht als Fabrikinspektorinnen betrachtet werden. Solche giebt es in der Schweiz noch nicht, trotzdem gerade hier in der Textilindustrie relativ viele Arbeiterinnen beschäftigt werden. Das Recht, an den Universitäten Lehrstühle einzunehmen, besteht darin, daß bis jetzt einmal in Zürich und, wenn ich nicht irre, zweimal in Bern Habilitationen von Frauen als Privatdozentinnen stattgefunden haben. In Zürich hat Frau Dr. Kempin übrigens sehr bald wieder auf die venia verzichtet. In Bezug auf den weiblichen Anwaltsberuf ist zu sagen, daß im Kanton Zürich 1899 ein Gesetz zur Annahme gelangte, das Frauen den Erwerb des Anwaltpatentes ermöglicht. Ob der Besitz des züricher Anwaltspatentes ausreicht, um der Inhaberin auch in anderen Kantonen die Ausübung der Anwaltschaft zu gewährleisten, steht noch nicht ganz fest.

Das sind aber Kleinigkeiten im Vergleich zu den Verzeichnungen, zu den unrichtigen Proportionen, die das Buch in den Kapiteln über die Lage der Arbeiterinnen enthält. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die wichtigsten Typen der Entwickelung anschaulich zu machen. Spricht man von der gewerblichen Frauenarbeit, so werden also die Verhältnisse in den Industriezweigen besonders eingehend zu schildern sein, die eine absolut sehr hohe Ziffer von Frauen aufweisen. Es wird zu zeigen sein, was als Regel anzusehen ist und welche Abweichungen von der Regel nach oben und nach unten hin vorkommen können. Man kann nicht sagen, daß Frau Braun diese Richtschnur immer innegehalten hätte. Jedenfalls besitzt sie für die Abweichungen nach unten, für die stark pathologischen Verhältnisse, ein größeres Interesse als für die Berücksichtigung überdurchschnittlicher Zustände.

Nur so kann man sich die ausgiebige Verwerthung der Untersuchung Stillichs über die berliner Dienstbotenverhältnisse erklären. Ich bezweifle nicht im Mindesten, daß die Lage vieler Dienstboten in Berlin traurig sein mag. Daß aber eine technisch so außerordentlich mangelhafte Fragebogen-Enquete wie die Stillichs kein zutreffendes Bild ergeben kann, steht für mich eben so fest. Oder was soll man zu folgender Stelle sagen, die das Resumé über die Lage der Arbeiterinnen in der Gegenwart bildet: „Furchtbarer als Dantes Hölle ist diese Welt der Arbeit, bevölkert mit bleichen Gestalten, die sich auf wunden Füßen nur schwer fortbewegen, deren Hände, aus denen Behaglichkeit, Wärme, Schönheit, Nahrung, Kleidung für die glücklicheren Menschen hervorgehen, bluten und schwären, deren Rücken gekrümmt, deren Glieder zerfressen sind von Giften, aus deren irren Blicken oft der Wahnsinn starrt. Und doch fehlt zur Vollendung der Bilder noch Eins: dichte Wolken von Staub umhüllen die Gestalten, — Staub aus scharfem Metall, aus Pflanzenfasern und Thierhaaren, mit Gift und Krankheitkeimen durchsetzt. Er verdichtet sich vor unseren Augen zu dem riesigen, hohlwangigen Gespenst,

das in den Proletariervierteln sein Wesen treibt: der Lungenschwindsucht." Alle Achtung vor der Phantasie und Darstellungskraft, die sich in dieser Stelle ausspricht, aber ein objektives Bild bietet sie nicht.

Hier komme ich auf das anfangs Gesagte zurück: Frau Braun hält sich im Wesentlichen an die Darstellungen Anderer, Frau Webb hat danach gestrebt, möglichst viel selbst zu sehen und zu beobachten. Arbeitet man wie Frau Braun, so läßt es sich schwer vermeiden, auch dann, wenn man die Gegenwart darstellen will, auf Schriften zurückzugreifen, die vor fünfzehn und zwanzig Jahren erschienen sind. Nun können die Schilderungen, die Thun, Sax, Singer, Schönlank und ich in der Zeit von 1879 bis 1887 entworfen haben, keineswegs mehr als zutreffender Ausdruck für die heutigen Zustände gelten. Durch Arbeiterschutz und Fabrikinspektion ist seitdem sehr Vieles verändert worden. Wenn man in der Art der Frau Braun Alles, was in Vergangenheit und Gegenwart an Mißständen ermittelt worden ist, vereinigt, so müssen Bilder entstehen, die an die der Konvexspiegel erinnern.

Würde Frau Braun sich nur bessere unmittelbare Kenntniß der wirklichen Verhältnisse im In- und Ausland erwerben, so würde sie sich vielleicht auch von der jetzt oft störenden, ungerechtfertigten Ueberschätzung ausländischer Zustände freimachen. Da sollen, zum Beispiel, die Arbeit- und Lebensbedingungen der Dienstboten überall bessere sein als in Deutschland. Auch in der Frauenfrage scheint ihr Deutschland auf einer bedauernswerth tiefen Stufe zu stehen. Hatten der Negus von Abessinien und der Emir von Afghanistan doch schon Leib- und Hausärztinnen ernannt, als man im Volke der Denker die Frage der Zulassung des weiblichen Geschlechts zum ärztlichen Beruf noch nicht als spruchreif erklärte! Selbst Rußland erscheint ihr in der Frauenfrage als wahrer Musterstaat, während nach meiner Ansicht die Universität Leipzig ganz Recht hatte, als sie erklärte, daß die in Rußland auf sogenannten Mädchengymnasien erworbene Bildung im Allgemeinen zu einem erfolgreichen Studium auf einer deutschen Hochschule nicht ausreiche.

Es waren nicht wenige Ausstellungen, die ich vorbringen mußte. Ich würde aber herzlich bedauern, wenn sie Jemanden abhalten sollten, das Buch selbst, und zwar gründlichst, durchzunehmen. Gerade Denen, die sich den Grundanschauungen der Verfasserin nicht anzuschließen vermögen, wird es vielleicht den größten Nutzen bringen. Sie werden durch die überaus gewandte Vertretung des ihnen unrichtig erscheinenden Standpunktes nur zu einem um so ernsteren Nachdenken über die Probleme der Frauenbewegung und der Frauenarbeit gezwungen werden.

Zürich. Professor Dr. Heinrich Herkner.



Lobau.

Ein Dutzend Marschälle und Generale mit ihren Adjutanten und Stabsoffizieren drängt sich im Vorraum des kaiserlichen Zeltes, während die letzten Kanonenschläge der österreichischen Artillerie, vereinzelt und immer schwächer werdend, verhallen. Die ersehnte Nacht ist endlich hereingesunken und hat dem Gemetzel ein Ende gemacht. Man flüstert leise, denn Napoleon schläft. Nach achtundvierzigstündigem Wachen hat er sich, vollständig angekleidet, auf sein Feldbett geworfen und ist sofort in tiefen, traumlosen Schlaf versunken.

Die Generale stehen in Gruppen. Der Boden ist mit wunderlichem Wirrwarr bedeckt: Sattelzeug, Degenscheiden, Helme, Säcke, Büchsen, Verbandzeug, Karabiner, Feldstecher, Landkarten thürmen sich auf den Feldstühlen und den langen Brettern, die als Tische dienen. Dort hat ein Reiteroberst sein Wamms geöffnet und taucht die Hände in ein rostiges Becken, in dessen schmutzig dunklem Wasser die Blutstropfen der berühmtesten Marschälle des Zeitalters vereint sind. Hier versucht Einer, den Helm eines Kürassiers als Spiegel zu benutzen, um die Schramme auf seiner Stirn zu besehen. Ein junger Adjutant senkt den Kopf, eine Kameradenfaust fährt in die braunen Locken und streicht sie von der Wunde zurück. Dort ist Einer am Hals, unter dem Bart verwundet. Ein Rasirmesser aus des Kaisers eigenster Schatulle macht die Runde. Ein General hält drei Finger auf der flachen Hand: es sind seine eigenen. Von Zeit zu Zeit stößt ein schwüler Wind ins Zelt und rüttelt an den Quasten der purpurnen Portieren. Vor einem Stoß Papier sitzt ein Marschall und arbeitet emsig. Alle fünf Minuten erscheinen Ordonanzen, Hauptleute, Offiziere aller Grade, Infanteristen mit mündlichen und schriftlichen Meldungen. Marschall Davout öffnet die Depeschen, überfliegt sie, macht einige Federzüge und reicht die Papiere dem Adjutanten, der sie sortirt. Ein Anderer, den eine kleine Schaar umringt, addirt auf einem Block eine Reihe von Zahlen: die Verluste. General Molitor geht ruhelos auf und ab. Von Zeit zu Zeit legt er die Hände vors Gesicht: „Meine Division, meine schöne Division!" Die halbe Division hat er lassen müssen. In Aspern sperren sie die breite Straße, doppelt und dreifach geschichtet liegen sie dort, Schulter an Schulter, Bataillon an Bataillon. Einige von den Generalen sitzen schweigend, den Kopf in den Arm gestützt, gedankenlos, stumpfsinnig, von furchtbarer Müdigkeit zermalmt. Verrückte Tapferkeit, Todesverachtung, Umsicht, Klugheit, — Alles war umsonst. Umsonst die Siege von Regensburg, Ulm, Eckmühl. Umsonst die Feldzüge in Italien, die Triumphe von Lodi, Mantua. Verblichen der Glanz von Austerlitz und Marengo. Die Armee vom Strom getheilt. Die eine Hälfte auf der Lobau zusammengedrängt, die andere lahmgelegt am rechten Ufer. Und der Kaiser schläft.

Man flüstert. Es schwillt an, wie das Gesumme von tausend Bienen. Eine beschwichtigende Handbewegung. Die Stimmen beruhigen sich. Nach einer kurzen Weile schwillt es wieder, bis ein neuerlicher Wink die Zungen bändigt. Die Luft wird allmählich erstickend.

Ein weißhaariger General tritt ins Freie und schnuppert in die Luft. Die Mainacht ist schwül, ohne Erfrischung. Ein süßlich fauler Duft legt sich auf die Zunge. Das Blut von fünfzigtausend Menschen schwängert die Atmosphäre.

Am Himmel blitzt ein Labyrinth von goldrothen Bändern. Zwei feurige Achate am westlichen Himmel bezeichnen Aspern und Eßling, wo die Flammen noch wüthen. Er horcht hinaus. In das gleichmäßige Rauschen des Stromes mengt sich ein langgezogenes, ununterbrochenes Seufzen, fernes, leises Wimmern. Vor dem Zelte stehen die Pferde mit der Bedienungmannschaft. Weiter unten der Donauarm, der im Flackerlicht erglänzt. Am Ufer dunkle Massen: durstige, herrenlose Pferde, Verwundete, die auf allen Vieren kriechen. Da kommt Etwas herabgeschwommen. Ein riesiger, glühender Tropfen. Brennende Balken knattern, feurige Splitter durchsausen die Luft, fallend zischend in die Fluth. Langsam schwimmt es herab. Dann stockt es, pflanzt sich auf, wie eine gigantische Fackel. Am Wasser wundersame Bewegung. Eine geballte Faust taucht empor. Dann zwei Gestalten, wie im Tanz umschlungen, wirbeln vorüber, heben sich, senken sich, verschwinden. Pfosten, Boote und schwere Steine, Baumstämme. Dann furchtbares Krachen und Zischen, Feuergarben. Die Fackel versinkt . . .

Der Offizier kehrt ins Zelt zurück. Eine Ordonanz hat eine Depesche abgegeben. Ein Wink. Tiefste Stille. Davout erhebt sich: „Marschall Lannes ist seinen Wunden erlegen.“ Erschütterung. Harte Gesichter zucken. Man lehnt sich an einander. Männerthränen fließen über goldene Borten. Die Namen Saint Hilaire, Espagne gehen plötzlich durch die Runde. General Marulaz, von Fragern bestürmt, nickt mit dem Kopf. „Ja, Espagne ist tot. Eine Schützenkugel hat ihn niedergestreckt in dem Graben zwischen Aspern und Eßling.“ Bis jetzt schon drei Generale gefallen!

Marschall Bessières erzählt von den letzten Stunden Lannes'. Er hat ihm noch einmal die Hand gedrückt; und vierundzwanzig Stunden vorher hat man sich so gezankt, daß die Säbel aus der Scheide flogen.

„Glücklich die Toten!“

„Hättet Ihr mich den österreichischen Ulanen gelassen, dann wäre mir jetzt wohl.“

„Es ist aus, Alles aus“, jammert Legrand, die Hand an seinem Dreimaster, dessen Spitze eine Kanonenkugel abgerissen hat.

Aber das Furchtbarste ist der Anblick der Ordonanzen, der treuen, ernsten Gesichter, in die alle Qualen dieses zweitägigen Ringens ihre Furchen gegraben haben. Unerschüttert stehen sie da. Aber selbst der eiserne Oudinot schlägt seine Augen nieder vor dieser Anklage, diesem Hundeblick.

Wieder schwirren die Stimmen. Der ganze Tag baut sich auf. Die Schleier sind verflogen. Wie ein Wall aus Granit steht die Gewißheit, das Unabänderliche. Schon regt Geschichte ihre hundert Zungen.

„Man hätte nicht zurückgehen dürfen. Der Erzherzog war schon im Gedränge, das Centrum erschüttert.“

„Aber was war ohne Munition zu machen!“

„Mir ist sie schon um zehn Uhr vormittags ausgegangen.“

„Da hätte man lieber einige Regimenter zurücklassen und die Munition über die Donau schaffen sollen.“

„Oder mit den Bajonetten durchbrechen, wenn man einmal so weit war.“

„Die Reihen den Kartätschen entgegenführen, ohne die Möglichkeit, das Feuer zu erwidern?“

„Was war mit dem Rückzug gewonnen? Zwei Stunden hatten wir stehend das Feuer auszuhalten."

„Es war unvermeidlich; der Feind wäre sonst zwischen Eßling und die Donau eingedrungen und das ganze Corps zermalmt worden."

„Es hat Mühe genug gekostet, die Flanke zu vertheidigen. Meine armen Tirailleure! So schöne junge Leute! Zum ersten Mal im Feuer!"

„Sie haben die Armen gerettet."

Der Generalstabsoffizier César de la Laville, der den verhängnißvollen Rückzugsbefehl übernommen hat, wird stürmisch befragt, wie es denn zugegangen sei.

„Ich treffe den Kaiser bei der Ziegelei und melde ihm, daß wir auf der ganzen Linie siegen. Ich erwarte, der Kaiser wird entzückt sein. Aber nichts davon. Seine Stirn legt sich in Falten. Er wendet sich an einen Adjutanten. Da höre ich, was geschehen ist: die große Donaubrücke gerissen! Ein ganzes Kürassierregiment in der Mitte getheilt, Roß und Mann auf dem Wasser schwimmend. Der Kaiser geht auf und ab. Nur drei Minuten. Dann sagt er: ‚Reiten Sie, so schnell Sie gekommen sind, zurück und sagen Sie dem Marschall, er soll den Angriff einstellen.' Das war das Todesurtheil."

„Die Donau ist schuld, nur die Donau."

„Noch nicht Ende Mai! Da ist noch viel Schnee im Gebirge".

„Um vierzehn Fuß in sechs Stunden gestiegen!"

„Das Element hat uns besiegt."

„Ja, hätten wir nur Anker gehabt! Aber nur Kanonen und Ballast. Das hat sich nicht festgehakt."

„Die Belastung der Pontons war zu schwach."

„Tausend Anker hätten nicht genützt. Der Wasserdruck war zu groß. Mit Pontons gehts eben nicht, um diese Jahreszeit."

„Zu einer Bockbrücke war keine Zeit."

„Dann hätte man nicht übers Wasser gehen dürfen."

„Man hätte, — man hätte! Man hätte wissen sollen, daß das Wasser steigen, daß die Brücke reißen wird. Wenn man das Alles voraus wissen konnte, dann hätte man vielleicht den Krieg nicht erklärt."

Bewegung unter den Generalen: Massena tritt ein. Seine Stimme heiser, kaum hörbar. Sofort tiefste Stille. Jeder möchte erlauschen, was Massena sagt. „Aspern und Eßling sind noch besetzt. Der Rückzug auf die Lobau ist gesichert."

„Aber was weiter? Das ist die Frage."

„Zurückgehen über den großen Arm, Wien räumen?"

Keiner wagt, es auszudenken.

„Wien wird sich erheben."

„Preußen wird uns die Verbindung abschneiden."

„Wir werden uns durchschlagen. Dreißigtausend Mann am rechten Donauufer sind noch unversehrt."

„Und die italienische Armee, die sich mit uns vereinigen soll? Wo wird sie uns finden? Sie wird mitten in den Feind marschiren."

„Wenn der Erzherzog morgen früh losschlägt, sind wir verloren. Wir werden in der Lobau zusammengedrängt und in die Donau geworfen."

„Das Beste wäre, noch in der Nacht die Lobau räumen."

„Aber wir haben ja keine Brücke! Wie wollen Sie sechzigtausend Mann auf die rechte Donau bringen? Sollen wir vielleicht schwimmen?"

„General Pernetti, wie steht es mit der Brücke?"

„Ich habe sie dreimal reparirt. Jetzt ist aber das Material zerstört. Mit Pontons gehts nicht mehr. Die Last drückt zu stark. Die Truppen wateten schon heute früh bis an die Knöchel im Wasser."

„Es bleibt nichts übrig, als mit den Kähnen hinüberzufahren."

„Dazu ist die Nacht viel zu kurz."

„Und was machen wir mit den fünfzehntausend Verwundeten, den Kanonen, dem Wagenpark? Die müßten wir dem Feind lassen."

„Dann sind wir geschlagen."

„Wir sind geschlagen!"

Ja, wir sind geschlagen. Wie ein Dolchstoß fährt es durch die Herzen. Und was wird Paris dazu sagen! Und die ganze Welt, die auf die Lobau sieht! Vor den Augen flimmerts. Draußen rauscht die Mainacht. Um vier Uhr früh geht die Sonne auf. Der Gedanke an die Kürze der Nacht hat alle Gemüther überwältigt. Die Sonne, die entsetzliche Sonne! Jede andere Erwägung verschwindet vor dem grausigen Gedanken: in fünf Stunden geht die Sonne auf ... Ein ungeheurer Neid auf die Toten, die diesen Sonnenaufgang nicht mehr schauen müssen.

Da, mit einem Schlage, heben sich die Häupter. Schritte. Das Zelt öffnet sich. Napoleon. Ein dichter Ring bildet sich. Er drückt den Generalen die Hand. Dann erklärte er kurz die Situation:

„Wir haben einen schweren Tag gehabt. Unsere Verluste sind groß. Fünfzehntausend Mann unserer besten Truppen bedecken das Schlachtfeld. Aber der Verlust des Feindes muß dreimal so groß sein. Wir haben Wunderbares geleistet. Wir haben die Lobau, einen kostbaren Stützpunkt unserer weiteren Operationen. Wir haben im Angesicht von neunzigtausend Mann die Donau überschritten. Das war der Zweck des heutigen Tages. Wir haben keinen Anlaß, das Gewonnene aufzugeben. Die Oesterreicher müssen jetzt eine Zeit lang Ruhe halten. Wenn wir auf das rechte Donauufer zurückgehen und die Lobau räumen, dann stehen wir dort, wo wir heute früh waren, aber wir sind geschlagen. Wir hätten fünfzehntausend Mann verloren und nichts dafür gewonnen. Wir bleiben, wo wir stehen. Die Armee aus Italien ziehen wir an uns. Drei Viertel der Verwundeten führen wir in unsere Reihen zurück. Ueber die Donau werden wir eine gezimmerte Brücke schlagen. Dazu ist reichlich Zeit. Massena: Sie werden Aspern bis Mitternacht halten und inzwischen die Armee über die kleine Brücke in die Lobau zurückführen. Davout: Sie verfügen sich auf das rechte Ufer und halten Wacht, bis die große Brücke fertig ist. Inzwischen lasse ich auf Kähnen Lebensmittel und Munition auf die Insel schaffen. Das werde ich persönlich leiten. Savary und Berthier begleiten mich. Wir müssen zu Fuß gehen, denn es giebt Bäche zu durchwaten."

Nach diesen Worten verabschiedet er sich. Dunkel umfängt ihn und die Getreuen. Aller Augen aber leuchten. Man schüttelt einander die Hände. Jeder schwingt sich aufs Pferd und sucht seinen Truppentheil auf.

Wien. Robert Schen.

Selbstanzeigen.

Friedrich Nietzsches Herrenmoral. Eine sachliche Würdigung, allen Verehrern und allen Verächtern Nietzsches gewidmet. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig. 40 S. gr. 8⁰, Preis 0,60 Mark.

Diese kleine Schrift ist ein Resultat mehrjährigen Nietzsche-Studiums. Sie hält sich fern von aller Verhimmelung des Denkers und soll nur dem Zwecke dienen, historische Gerechtigkeit walten zu lassen. Ich glaube, den Nachweis geführt zu haben, daß sowohl die Vergötterer als auch die Gegner Nietzsches zu einer erschöpfenden Auffassung der Herrenmoral nicht gelangt sind. Nietzsche ist nicht der Verkünder einer bestialischen Willkürmoral, sondern seine Lehren sind gegen die Decadence gerichtet, die als Wirkung der lebenfeindlichen Religionen und der auf ihrem Grunde erwachsenen Mitleidsmoral erscheint. Die Quellen der Decadence sollen verstopft werden. Wo Nietzsche von der „blonden Bestie", von „besseren Raubthieren" u. s. w. spricht, ist er von historischen Betrachtungen geleitet. In seiner Lehre von der „schenkenden Tugend" schafft er einen Ersatz für das als schädlich abgewiesene Mitleid. Fast alle Gegner Nietzsches haben diese Lehre nicht genügend gewürdigt. Aus schwerwiegenden Gründen muß die Herrenmorallehre in ihrer Totalität abgelehnt werden. Werthvoll an ihr ist der Nachweis, daß die Menschheit eines kommandirenden Gedankens bedarf. So lange er ihr fehlt, mag Nietzsches Zeichnung des „vornehmen Menschen" als erziehendes Vorbild eine stellvertretende Rolle spielen. Nietzsche hat den Renaissancegedanken für die Moral vollendet, indem er den Menschen in Hinsicht seines Handelns auf sich selber stellt. Dr. Otto Gramzow.

❦

Sammlung Neugriechischer Gedichte und Studie über den Hellenismus. Marburg a. L. Verlag der Universität-Bibliothek von N. G. Elwert. Preis 2 Mark.

Die Studie und Gedichtsammlung sind als eine Ergänzung meines Buches „Griechenland vor und nach dem Kriege" anzusehen. Die genauere Kenntniß der neugriechischen Literatur führt zu einer besseren Werthschätzung des neugriechischen Volkes, dessen inneres und äußeres Leben sich in diesen Dichtungen spiegelt. Die vor etwa sechzig Jahren erschienene Neugriechische Anthologie von Kind und auch die Literaturgeschichte von Sanders und Rangabé sind schon veraltet und manche Perle der neugriechischen Literatur ist uns bisher unbekannt geblieben. Meine Anthologie enthält Neues; insbesondere einige Gedichte von Kleon Rangabé, die bekannt zu werden verdienen.

Marburg a. L. Oberstlieutenant z. D. Adalbert Boysen.

❦

Die Werkstatt der Kunst. Organ für die Interessen der bildenden Künstler, München.

Die bildende Künstlerschaft hatte bisher kein Organ zur Vertretung ihrer Interessen in der Presse. Es gab wohl Kundstzeitschriften in Hülle und Fülle,

aber diese Kunstzeitschriften waren eben ganz auf das Bedürfniß des Publikums zugeschnitten und steckten sich meistens nur das Ziel, durch illustrirte, die einzelnen Erscheinungen des Kunstlebens „kritisirende“ Plaudereien zu unterhalten. Damit war aber der Künstlerschaft selbst nicht gedient, denn durch diese Plaudereien konnte der Künstler weder mit dem eigenen geistigen Leben seines Publikums Fühlung gewinnen, noch vermochte er mit ihrer Hilfe einen nennenswerthen Einfluß auf die öffentliche Meinung über Kunst und Kunstschaffen zu üben. Das Bedürfniß nach einem eigenen Organ ihrer Interessen in der Presse war deshalb schon lange in der Künstlerschaft lebendig. Die Frucht mußte aber erst reifen; im letzten Sommer wurde sie innerhalb eines kleinen münchener Künstlerkreises vom Baume der Erkenntniß gepflückt: unsere Zeitschrift „Die Werkstatt der Kunst“ wurde gegründet. Ihr Name ist ihr Programm. Die Zeitschrift soll werkthätig schaffen: aus der Werkstatt für die Werkstatt wirken. Sie soll Alle, die in der Kunst sich werkthätig mühen, auf ihrer Arbeit Nützliches und Schädliches aufmerksam machen und ihrem werkthätigen Streben bei ferner Stehenden die gebührende Würdigung zu verschaffen suchen. Wer also nur kurzweilige Plaudereien und Illustrationen von einer Kunstzeitschrift verlangt, soll „Die Werkstatt der Kunst“ nicht lesen. Wer aber aus den Werken der bildenden Kunst den leidenschaftlichen Pulsschlag des Künstlerherzens herauszufühlen vermag, wer im Kunstwerk eine Aeußerung geistigen Lebens sieht, wer zum Verständniß dieser Aeußerungen eine engere Fühlung mit dem geistigen Leben des Künstlers selbst sucht, Der wird „Die Werkstatt der Kunst“ willkommen heißen.

München. J. Fr. Hartung.

Lichter. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, 1902.

Eine Probe:

Wenn die Nacht kommt.

In Holderdüften ruht die Nacht,
Vor meiner Thür die Rosen
Haben mir späte Kunde gebracht
Von des Tags muthwilligem Tosen
Und seiner verrauschten Macht.

Vorüber schwebt und lautlos hebt
Der Mond die hellen Schwingen.
Aus offnem Fenster fernhin bebt
Ein zartes Mädchensingen.
Und Alles lauscht, was lebt.

Thorwärts halten Träume Wacht,
Es feiern Stadt und Thürme
Nichts mehr, was uns traurig macht,
Sonne nicht und Stürme!
In Holderdüften ruht die Nacht.

Hamburg. Max Beyer.

Die Hochbahn.

Die berliner Hochbahn ist seit dem achtzehnten Februar dem Verkehr übergeben und damit ist ein Unternehmen, zu dem am zehnten September 1896 der erste Spatenstich gethan worden war, ins hauptstädtische Leben getreten. Die berliner Bevölkerung hat das Entstehen der neuen Verkehrsanstalt mit wechselnden Gefühlen verfolgt. Zunächst war man für das Unternehmen Feuer und Flamme, denn man machte sich keine recht klare Vorstellung davon, wie es sich auf den berliner Straßen eigentlich ausnehmen werde; es solle zierlicher als die Stadtbahn werden, sagte man und schien zu glauben, eine Hochbahn sei ein Ding, das in der Luft schwebt und unter dem Schutz einer Tarnkappe fährt. Als nun die Eisenkonstruktionen aus der Erde emporwuchsen, wandelte sich der Enthusiasmus in Groll und über die Schädigung der Hausbesitzerinteressen und die Verunstaltung schöner Straßenviertel wurden laute Klagen angestimmt. Die mit ihrer rothen Farbe anfangs häßlichen Eisenträger sind inzwischen mit einer hübschen Architektur umkleidet worden und der Groll der Berliner hat nachgelassen. Vom Standpunkt der Technik aus muß man sagen, daß Berlin in der Hochbahn eins der modernsten und genialsten Kunstwerke besitzt. Selbst der Laie — und ich fühle mich in rebus technicis ganz als solchen — merkt, daß er hier nicht nur ein Durcheinander von Eisen, Trägern, Brückenpfeilern und Schienen vor sich hat, sondern, namentlich in den Spreeüberführungen und dem Gleisdreieck, ein technisches Meisterwerk.

Die große Frage, die jetzt auf allen Lippen liegt, lautet: Wie wird der Hochbahnbetrieb auf den berliner Verkehr und die bestehenden Verkehrsunternehmungen wirken und wie wird sich die Rentabilität des neuen Unternehmens gestalten?

Auf den berliner Verkehr wird die Hochbahn in gewissem Sinn revolutionirend wirken; sie wird den Charakter ganzer Straßenzüge verändern. Dabei muß man zwischen dem östlichen und dem westlichen Theil der Bahn unterscheiden. In beiden Theilen haben die Grundbesitzer gejammert; erstens werde die Gegend verunstaltet, zweitens entwerthe das Geräusch der Bahn und die Verfinsterung der Fenster in den unteren Etagen die Häuser in den Augen der Miether. Das ist richtig. Dazu kommen noch hygienische Bedenken; denn die Hochbahn durchfährt gerade solche in Berlin selten werdende Straßenzüge, die noch mit Baumgruppen geschmückt waren. Die Bäume sind nun gefallen; und man kann sich denken, daß namentlich kinderreiche Familien in der gegen Regen geschützten Promenade, die der Hochbahnschienenweg gewährt, keinen willkommenen Ersatz erblicken. Doch der Widerwille der Miether ist im östlichen Stadtviertel ziemlich wehrlos. Wer da draußen im Osten wohnt, muß fast immer dort wohnen; Berufspflicht oder Geldnoth fesselt ihn an diese Stadtgegend. Anders ist es im Westen. Die Anwohner des Theiles der Hochbahn, der vom Halleschen Thor westwärts führt, werden in vielen Fällen ihrem Mißvergnügen dadurch Ausdruck geben, daß sie die Wohnung kündigen. Dadurch werden die Häuser entwerthet und viele Hausbesitzer geschädigt. Diese Entwerthung wird im westlichsten Theil besonders fühlbar werden: am Meisten vielleicht auf dem Nollendorfplatz, der seinen Villencharakter allmählich verlieren dürfte. Für die Kleist- und Nollendorfstraße ist die Veränderung unangenehmer als etwa für den Potsdamerplatz,

der selbst eine Hochbahn-Anlage ohne Schädigung der Anwohner vertragen könnte, weil er längst zum Geschäftsplatz geworden ist. Das vornehme Publikum wohnt in den vielen Nebenstraßen, die nah bei dem Platz liegen oder in ihn münden. Vielfach hofft man nun, an der Hochbahntrace werde sich, wie fast immer an neuen Verkehrswegen, ein reges Geschäftsleben entwickeln und auch der Nollendorfplatz zum Geschäftsplatz werden. Das ist möglich. Nur darf man nicht vergessen, daß der Nollendorfplatz schon bisher sehr gute Verbindungen hatte und daß ein Stadttheil, in dem zum großen Theil Villen für den eigenen Gebrauch des Besitzers erbaut sind, nicht leicht für Geschäftszwecke umzuwandeln ist. Die Aenderung wird kommen, aber vielleicht erst nach Jahren.

Wird nun, wie so oft schon in ähnlichen Fällen, das durch das neue Unternehmen gesteigerte Verkehrsbedürfniß nicht zunächst den älteren Unternehmungen Nutzen bringen? Der Omnibus scheidet hier freilich aus. Ihm scheint im Zeitalter der Elektrizität das Todesurtheil gesprochen. Der stärkste Konkurrent der Hochbahn ist die Große Berliner Straßenbahn und man muß sich darüber wundern, daß die Hochbahn bei ihren tarifarischen Bestimmungen auf diese Konkurrenz so wenig Rücksicht genommen hat. Die Stellung der „Großen“ ist durch die Verkehrspolitik unserer Stadtvertretung noch gestärkt worden; namentlich durch den Zehnpfennigtarif. Dieser Tarif ist an sich ja durchaus unlogisch. Er widerspricht der allgemein anerkannten Forderung, Leistung und Gegenleistung müßten einander entsprechen. Logisch wäre ein Maximaltarif von zehn Pfennigen, der nach unten, je nach der Fahrstrecke, abgestuft würde. Das ist einstweilen nicht zu erreichen; und so nehmen wir den Mangel an Logik hin und freuen uns der Fahrpreisermäßigung, die eine allzu üppige Dividendenwirthschaft der Straßenbahn hindert und der Verstadtlichung zu annehmbarem Preis vorarbeitet. Der Zehnpfennigtarif ist außerdem aber eine starke Waffe, mit der die Straßenbahn jede Konkurrenz niederschlagen kann. Der Rückgang des Omnibuswesens war unaufhaltsam; beschleunigt aber hat ihn doch auch der Zehnpfennigtarif. Wenn die Hochbahn mit einem solchen Tarif auf den Plan getreten wäre, dann wäre ihre Konkurrenz noch viel mehr zu fürchten als heute, wo sich der Tarif zwischen zehn und fünfundzwanzig Pfennigen abstuft. Die Leitung der Großen Straßenbahn hat in ihrer finanziellen Kalkulation die Konkurrenz der Hochbahn ziemlich stark bewerthet. Das war in gewissem Sinn auch berechtigt und auf alle Fälle sehr vorsichtig. Denn der Verkehr auf der Hochbahn wird nicht nur neu erwachendes Verkehrsbedürfniß befriedigen, sondern der Straßenbahn immerhin einen ansehnlichen Theil ihrer Kundschaft, wenn man so sagen darf, entziehen. Allerdings darf man auch nicht vergessen, daß die Straßenbahn ein erhebliches Verkehrsquantum unbefriedigt läßt. Man denke nur an die Kalamität, die in den Mittagstunden und in einigen Abendstunden der Verkehr durch die Leipziger Straße nach Osten und Westen täglich durchzumachen hat. Wenn die an den Haltestellen Zurückbleibenden, deren Zahl durch die bewilligten Anhängewagen jetzt ja etwas verringert ist, die Untergrundbahn benutzen, so wäre dadurch die Straßenbahn nicht geschädigt. Doch all diese Massen bekommt die Hochbahn gar nicht; Viele wollen nach den Vororten, Andere sind auf der Straßenbahn abonnirt und scheuen die doppelten Kosten. Auch endet der Verkehr auf der Hochbahn vor zwölf Uhr nachts, so daß gerade das

große Geschäft auf den Nachtlinien der Straßenbahn ungeschmälert erhalten bleibt. Immerhin aber ist die Hoch- und Untergrundbahn eine Konkurrenz, die nicht zu verachten ist und die vielleicht noch mehr, als man jetzt anzunehmen wagt, der Straßenbahn Abbruch thun wird.

Die wichtigste Frage ist aber, ob, selbst bei sehr großem Konkurrenzsieg, die Einnahmen des neuen Unternehmens den Erwartungen entsprechen werden. Die Hochbahn sieht sehr schön aus, sie ist ein Wunderwerk moderner Technik; doch ich glaube, auch hier wird das Wort von Wilhelm Busch Wahrheit werden: „Aber wenn die Kosten kommen, fühlen sie sich angstbeklommen.“ Wie ist die pekuniäre Verfassung der Hochbahn? Die Aktiengesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen hat ein Aktienkapital von 20 und eine Obligationenschuld von vorläufig 12½ Millionen Mark. Dieses ganze Geld ist verbaut. Das wird offen zugegeben. Da die Strecke der Hochbahn innerhalb des berliner Weichbildes 10,1 Kilometer beträgt, so kommen etwa 3 Millionen Mark Anlagekosten auf den Kilometer. Nun wird aber in eingeweihten Kreisen behauptet, schon jetzt seien mindestens 36 Millionen Mark verbaut. Die ursprünglichen Baukosten waren auf 15 Millionen veranschlagt; für diesen Betrag übernahm die Firma Siemens & Halske die Bahn, mit der Bedingung, eine etwa eintretende Ueberschreitung des Baukapitals nur bis zu 5 Prozent der bezeichneten Summe geltend zu machen. Dazu kamen nun aber noch die sehr hohen Kosten des Grunderwerbs. Nimmt man an, daß wirklich, wie in der letzten Generalversammlung gesagt wurde, die Baukosten des Unternehmens nur auf 32½ Millionen Mark zu schätzen waren, so müßten mindestens 21 Millionen Menschen im Jahr zu durchschnittlich zehn Pfennigen befördert werden, wenn die Unkosten einigermaßen gedeckt werden sollen. Zunächst ist es fraglich, ob diese Zahl erreicht wird. Man hat die berliner Stadtbahn zum Vergleich herangezogen und ausgerechnet, vor neun Jahren habe diese Bahn 2,11 millionen Menschen auf den Bahnkilometer befördert. Dieser Vergleich ist aber unzulässig. Denn man sollte doch nicht vergessen, daß die Stadtbahn, als sie in den berliner Verkehr eintrat, eine ganz geringe Konkurrenz vorfand. Sie konkurrirte mit Pferdebahnen, die sie an Schnelligkeit weit, weit hinter sich ließ. Sie revolutionirte damals den ganzen berliner Verkehr und schuf thatsächlich vollkommen neue Verkehrsbedürfnisse. Außerdem waren die Linien der Pferdebahn viel kürzer als die der Stadtbahn und die Straßenbahnleiter dachten damals noch nicht daran, einen Zehnpfennigtarif einzuführen; für manche lange Strecken gab es überhaupt keine andere Verbindung als die Stadtbahn, die obendrein noch so ziemlich das billigste Verkehrsmittel war. Mit der jetzigen Verkehrsziffer auf der Stadtbahn wird die Hochbahn sich überhaupt nie vergleichen können, denn eine Riesenquote des Stadtbahnverkehrs entfällt ja gerade auf die Verbindungen mit den Punkten, wo die Hochbahn völlig versagt: auf den ganzen Vorortverkehr. Die Hochbahn endet vor Treptow und vor dem Grunewald; ihr fehlt der Ausflugsverkehr. Man hat ausgerechnet, daß die Große Berliner Straßenbahn auf den Linien Zoologischer Garten-Treptow, Savignyplatz-Görlitzerbahnhof, Uhlandstraße-Küstrinerplatz im Jahre 1898 allein schon 25 Millionen Personen befördert hat Diese Rechnung wäre stichhaltig, wenn die Hochbahn schon 1898 in Betrieb gewesen wäre, nicht aber jetzt, wo die Straßenbahn auf diesen Strecken für zehn

Pfennige befördert, während die Hochbahn in der dritten Klasse sich dafür fünfzehn Pfennige bezahlen läßt. Nur der Theil des Publikums, dem es auf die möglichste Schnelligkeit ankommt, wird das neue Verkehrsmittel benutzen. Allenfalls wird der Zwischenverkehr innerhalb der Zehnpfennigstrecken aufgesucht werden. Um aber zu beurtheilen, in welchem Umfang das Beispiel zum Vergleich herangezogen werden kann, müßte man auch wissen, wie viele Abonnenten unter den auf der Straßenbahn beförderten Personen waren; denn sie sind eben für die Hochbahn verloren. Endlich wurde noch darauf hingewiesen, daß die Siemens & Halske-Linie (Behrenstraße-Treptow) allein 7 Millionen Fahrgäste im Jahr aufzuweisen hat. Doch auch dieser Vergleich ist nicht maßgebend, denn hier handelt es sich in den meisten Fällen um Durchgangspassagiere, die dahin wollten, wohin die Hochbahn nicht fährt, nämlich nach Treptow. Außerdem hat die Hochbahn keine so günstige Haltestelle wie die in der Behrenstraße. Aber wir wollen einmal annehmen, die Berechnung der Hochbahn sei richtig und sie würde schon im ersten Jahr etwa 22½ Millionen Passagiere befördern. Um das Rechenexempel zu erleichtern, nehme ich sogar an, sie befördere rund 25 Millionen zu zehn Pfennigen. Das macht eine Einnahme von 2,5 Millionen Mark. Davon hat die Gesellschaft zunächst die folgenden Lasten zu tragen: 33000 Mark sind an den Fiskus als Abgabe für die Benutzung fiskalischer Grundstücke zu zahlen; etwa 60000 Mark werden die städtischen Abgaben betragen; 530000 Mark sind als 4¼prozentige Annuität für den Obligationendienst zu berücksichtigen, so daß ungefähr 700000 Mark von solchen Abgaben verschlungen werden. Bleibt eine Million, — unter der Voraussetzung, daß nicht schon sehr bald das Obligationenkapital erhöht wird. Wenn nun eine vierprozentige Dividende auf das Aktienkapital, in Summa 80000 Mark, vertheilt werden soll, so bleibt eine Million zur Deckung sämmtlicher Verwaltung- und Betriebskosten übrig. Damit kann die Gesellschaft nicht auskommen. Bei der Großen Berliner Straßenbahn entfielen auf rund 25 Millionen Betriebseinnahmen 15 Millionen Betriebsunkosten. Wenn wir also auch bei der Hochbahn die Unkosten auf 60 Prozent der Einnahme berechnen, so wären in dem angeführten Beispiel mindestens 1½ Millionen Unkosten zu rechnen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der kostspielige Bau der Wagen in die bisherigen Baukosten noch nicht einbegriffen scheint, und ferner zu bedenken, daß die — bei der Straßenbahn fehlende — Trennung in Wagen dritter und zweiter Klasse den Betriebskoeffizienten erhöht. Wenn man durchaus die Stadtbahn als Vergleichsobjekt nehmen will, so muß man auch in Betracht ziehen, daß die Stadtbahn ihr Anlagekapital nur mit 2 Prozent verzinst und daß auch diese Verzinsung nur durch eine für sie sehr günstige Verrechnung mit anderen Staatsbahnlinien ermöglicht wird. Nun kommt für das erste Jahr die Betriebsgarantie von Siemens & Halske in Betracht. Garantirt ist für dieses Jahr eine vierprozentige Verzinsung der für die eigentliche Bahnanlage verwendeten Kapitalien, wobei für Grunderwerb höchstens 4 Millionen Mark in Anrechnung gebracht werden können. Das ist aber nicht etwa gleichbedeutend mit einer vierprozentigen Dividende, denn das Baukapital war eben geringer als das jetzige Anlagekapital. Außerdem haften auf dem Unternehmen noch 1250 Genußscheine für die Firma Siemens & Halske, die einen Werth von 1¼ Millionen Mark repräsentiren. Für deren Belastung muß doch schließlich Etwas in Reserve gestellt werden.

Die Aktiengesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen hat sehr geschickt in der Presse das Tamtam zu schlagen verstanden. Wohl nicht nur, um die Aufmerksamkeit der Berliner auf das neue Unternehmen zu lenken, sondern wahrscheinlich auch, um zu Aktienkäufen anzuregen. Eine recht nette Kurssteigerung konnte denn auch inszenirt werden. Nach meiner Ansicht aber werden die Aktionäre ganz froh sein können, wenn sie mit der Betriebsgarantie von Siemens & Halske diesmal 4 Prozent Dividende bekommen und wenn nach Jahresfrist nicht schon eine Zusammenlegung der Aktien nothwendig wird. Plutus.



Theater.

Norbert Freiherr von Völkerlingk, cand. jur., hat eine Brochure gegen den Zweikampf geschrieben, den er, wie vor ihm Mancher, für einen Rest veralteter Feudalsitte hält. Wir leben im Rechtsstaat, so ungefähr sagt der junge Herr, der sicher, seit er Couleurstudent war, sehr viele liberale Leitartikel gelesen hat, und müssen uns seiner Satzung fügen. Beleidigungen gehören vors Strafgericht; und wer gegen ein Gesetz sündigt, darf seinem ordentlichen Richter nicht entzogen werden. Solche Weisheit ward in den letzten Jahrzehnten nicht gerade selten auf den Markt gebracht. Doch der freiherrliche Rechtskandidat hat Glück: seine Brochure wird gedruckt, gelesen und eifrig besprochen; sogar der Name des Verfassers, der unerkannt bleiben wollte, kommt schließlich ans Licht. Das ist nicht ganz angenehm. Denn erstens kämpft Norberts Vater eben, als deutsch-konservativer Kandidat, irgendwo in Ostelbien um ein Reichstagsmandat; zweitens möchte der Duellfeind sich der Tochter des hyperkonservativen Grafen Michael Kellinghausen verloben; und drittens will selbst der liberalste Junker nicht als cand. jur. oder Assessor sterben. Immerhin: Ruhm ist eine schöne Sache; und Norbert Freiherr von Völkerlingk ist kein Kavalier wie andere Kavaliere, sondern ein freier, stolzer und froher Adelsmensch modernsten Schlages. Von der Mutter hat ers nicht. Die ist sehr fromm und ein Bischen boshaft; sie zieht sich gern gut an, sitzt im Vorstand christlicher Wohlthätigkeitvereine und sonnt sich in der Gunst einer Königlichen Hoheit. Aber der Vater ist ein starker Geist und der beste Redner einer Fraktion, die doch über Intelligenzen vom Kaliber Stolbergs und Levetzows zu verfügen hat. Und noch stärker an Geist ist des Vaters Freundin, die Gräfin Beate von Kellinghausen. Eine sehr merkwürdige Frau. Sie wird die Egeria der preußischen konservativen Partei genannt. In ihrem Salon wird über die fraktionelle Taktik entschieden, werden Gesetzentwürfe der Verbündeten Regirungen angenommen und abgelehnt. Also eine energische Dame, die dem Volk die

Religion erhalten, die Landwirthschaft schützen, demokratische und sozialistische Anmaßung niederzwingen will? Nein. Für Zölle, Ursprungszeugnisse und Handelsverträge interessirt sie sich gar nicht; und eben so wenig für die heiligsten Güter der Nation. Das Land der Griechen sucht sie mit der Seele, schwärmt für das Recht der Leidenschaft und sehnt sich nach kraftvollen Persönlichkeiten, die von keiner Tradition sich, vom Zwang keiner Sitte bändigen lassen. Solcher Sehnsucht verheißt das konservative Programm bekanntlich Erfüllung; wer auf Preußens starrem Boden ein neues Hellas schaffen, die Nazarenermoral entthronen, von lastender Ueberlieferung die Geister befreien will, Der muß zur Fahne der Konservativen schwören. Das hat die kluge und schöne Gräfin eingesehen und sich deshalb auf Die um Levetzow den bestimmenden Einfluß gesichert. Die werden die Sache schon machen. In ihren Mußestunden hat sie den Sohn ihres Freundes zum Hellenen erzogen. Und dieser Hellene hat nun eine Brochure gegen den Zweikampf geschrieben.

Frau Beate aber sorgt nicht nur für den Sohn, sondern auch für den Vater. Den hat sie vor fünfzehn Jahren in einem Kurort kennen gelernt. Sie war eben wieder einmal vom Krankenbett aufgestanden und ging mit Ellen, ihrem Töchterchen, spaziren. Das Kind wurde müde; die Mutter aber war noch zu schwach, um es tragen zu können. Da kam ein stattlicher Herr des Weges, nahm artig die weiße Mütze vom Haupt, stellte sich als Richard Freiherrn von Völkerlingk vor und bat um die Erlaubniß, die Kleine auf seinem Arm nach Hause bringen zu dürfen. Die ward ihm gewährt. Beate lernte Richard, Richard Beate lieben; und nach einer nicht allzu langen Anstandsfrist waren zwei Ehen gebrochen. Natürlich will die Frau den liebsten Mann auch in Berlin nicht entbehren und lädt ihn ins gastliche Haus ihres Eheherrn. Der Freiherr aber hat Grundsätze. Er geht zwar zu Kellinghausens und drückt die Hand des Mannes, dessen Frau er heimlich in unsauberen Absteigequartieren umarmt. Als er nach ein paar Jahren aber mit dem Grafen Michael intimer geworden ist, hält ers für besser, den Sexualverkehr abzubrechen. Der Gräfin, deren Verlangen noch nicht erlosch, behagt dieser Entschluß gar nicht; doch der Freiherr bleibt standhaft, trotz Beates begehrendem Blick. Nur manchmal noch wird, wie einst im Mai, von der Liebe geredet und, wenn Madame sehr bittet, sogar Du gesagt; sonst geht Alles korrekt zu. Die beiden Männer sind innig befreundet, die beiden Frauen kommen leidlich mit einander aus und Richards Sohn wird Beates Tochter heimführen. Wäre Richard selbst nur zufrieden! Die ostelbische Hellenin hat ihm in ihrem Hause das wärmste Eckchen eingerichtet und liefert ihm täglich in Fülle, was er an ekstatischer Bewunderung braucht. Dennoch leidet er. Erstens, weil seine Freundin herzkrank ist; zweitens, weil er noch immer, nach zwölf Jahren, die Entdeckung des Ehebruches fürchtet; drittens, weil er bei der letzten Wahl keinen Sitz im Reichs-

tag erobert hat. Gegen die Herzkrankheit ist nicht viel zu machen. Der Ehebruch bleibt gewiß auch künftig verborgen; und wird er enthüllt, dann lacht das stolze Paar des ächtenden Urtheils und flieht die richtende Heuchlergemeinschaft, — flieht vielleicht in den Tod, vielleicht ins klüftige Gelände der Deklassirten. Zu einem Mandat aber muß man dem armen Richard um jeden Preis verhelfen. Unerschwinglich hoch, sollte man meinen, kann dieser Preis nicht sein. Mindestens vierzig Wahlkreise sind der konservativen Partei in Preußen sicher; einen davon wird die Fraktion ihrem besten Mann, einem allgemein anerkannten politischen Talent, dem Stiefbruder eines leibhaftigen Staatssekretärs, doch wohl einräumen können. Richard wartet, Beate wartet, vier Jahre lang; die Fraktion rührt sich nicht. Da erbarmt sich die Gräfin des Freiherrn. Sacht verekelt sie dem lieben, bequemen Gatten den Reichstag und eines schönen Tages erklärt der Abgeordnete Graf Kellinghausen, er werde sein Mandat niederlegen, selbst die Agitation für die Ersatzwahl leiten und seinen Freund Völkerlingk den Vertrauensmännern des Kreises dringend empfehlen. Das hat mit ihrer häuslichen Diplomatie Frau Beate vollbracht. Eine sehr merkwürdige Frau. Eine Andere würde sich damit begnügen, daß der Herr, mit dem sie die Ehe brach, der Busenfreund ihres arglosen Mannes geworden ist und der Schwiegervater ihrer Tochter werden wird. Diese Edeldame schickt ihren Michael auch noch in einen Wahlfeldzug für den Buhlen, der ihr so lange schon den außerehelichen Pflichttheil weigert. Eine echte Hellenin.

Der Wahlkampf ist hart und Kellinghausen muß sich im Dienst des Freundes rechtschaffen quälen. Denn der Anhang des sozialdemokratischen Kandidaten ist größer, als man erwartet hatte. Und ein höllisch geschickter Kerl agitirt für den Rothen. Diese Wahl ist ganz verschieden von anderen Wahlen. Sonst gestattet keine Fraktion den Verzicht auf ein zweifelhaftes Mandat: hier wird ein Wahlkreis, wo die Entscheidung an einem Haar hängt, muthwillig preisgegeben. Sonst leistet der Kandidat selbst die Hauptarbeit: hier reist er vergnügt nach Berlin und läßt den Freund allein auf dem Schlachtfeld. Sonst schicken die Sozialdemokraten berühmte Genossen in den Kampf um einen neuen Wahlkreis, der nicht ganz hoffnunglos scheint: hier besorgt für sie ein Neuling die Agitation. Der Mann heißt Meixner und war früher Privatsekretär bei Richard von Völkerlingk. Ein schwindsüchtiger Fanatiker, der seinen Nachfolger im Dienst des Freiherrn, einen Predigtamtskandidaten, gern ins proletarische Lager hinüberziehen möchte. Doch der Theologe vertheidigt seinen christlich-konservativen Glauben und beruft sich, da der Versucher die Junker als Zöllner und Sünder schmäht, auf Richard, seinen Herrn, dessen sittlichem Adel Jeder sich beugen müsse. Meixner grinst. Der? Auch so ein Edelster der Nation! Der hat die Gräfin Kellinghausen seit Jahren zu seiner Maitresse gemacht und läßt den Grafen jetzt hier für sich Stimmen fangen. Beweise?

Morgen sage ichs in der Volksversammlung, übermorgen stehts in der Zeitung und Sie werden sehen, Herr Pfarrer in spe, daß Ihr keuscher Ritter mir nicht zu widersprechen wagt ... Genosse Meixner will den Freiherrn nicht ruiniren. Das konnte er viel früher haben. Er will nur den gläubigen Jüngling, der nach ihm Völkerlingks Sekretär geworden ist, zum Evangelium des Klassenkampfes bekehren. Er hat zwei Briefe Beates, die den Ehebruch bündig beweisen. Statt sie dem frommen Knecht vorzulegen und dessen einfältiges Vertrauen so mit einem Hieb zu entwurzeln, läßt er eine nicht mißzuverstehende Andeutung des schlimmen Sachverhaltes drucken, streicht das Gedruckte blau an und schickt es unter Kreuzband an sämmtliche Führer der konservativen Partei, an den Grafen und die Gräfin Kellinghausen, an den Freiherrn, die Freifrau und den cand. jur. Norbert von Völkerlingk. Am selben Tage wird Richard mit knapper Mehrheit gewählt.

Die konservativen Führer stecken die Köpfe zusammen. Aergerliche Sache. Wenns nur irgendwie zu vertuschen ist! (Können Männer, die im politischen Leben ergraut sind, im Ernst glauben, solche Sensation sei zu vertuschen?) Keiner denkt daran, Bebel, Auer oder Singer aufzusuchen und zu sagen: „Hören Sie mal, Herr Kollege, diese Art der Agitation geht doch über den Spaß; Ihre Absicht kann nicht sein, aus Wuth über eine Wahlniederlage zwei Familien unglücklich zu machen.“ Das würde wahrscheinlich helfen. Die Rothen halten auf Anstand. Vor ein paar Jahren hat eine leise Bitte einen sehr verhaßten konservativen Abgeordneten vor kompromittirender Ballhausnachrede bewahrt. Der Parteivorstand hätte dem biederen Meixner gewiß anheimgestellt, seine Anklage schleunig zurückzunehmen oder aus der Genossenschaft zu scheiden. Vielleicht wäre solcher Bittgang von der Egeria empfohlen worden. Die aber weiß noch nichts Auf ihrem Schreibtisch liegt die Kreuzbandsendung uneröffnet. Und dieser Schreibtisch steht in einem Salon, den bei großen Gesellschaften die fremdesten Leute betreten. Ein Agrarier — die Sorte achtet ja nie die Besitzrechte des Nächsten — nimmt das Blatt weg, um der herzkranken Dame einstweilen wenigstens die Aufregung zu sparen; und der Friede der Familie Kellinghausen scheint gerettet, als Michael lachend erzählt, er habe alle aus dem Wahlbezirk eingelaufenen Drucksachen ins Feuer geworfen. Doch das Unheil schreitet schnell. Frau von Völkerlingk bringt Beate das Blatt und Norbert erwähnt, ohne zu ahnen, daß er ein Geheimniß ausplaudert, den Artikel in einer Duelldebatte, in die ihn der Graf gelockt hat. Die Bombe ist also geplatzt. Kellinghausen bleibt aber noch ruhig. Der Kerl wird ja widerrufen, wenn man ihm mit dem Strafgesetz droht. Dieser sonderbarste aller Sozialdemokraten folgt auch wirklich der Aufforderung, sich bei dem Anwalt des Grafen einzufinden, erklärt dort aber, den Wahrheitbeweis führen zu wollen. Nun wird die Sache ernst. Michael hält mit der Frau und dem Freunde

Familienrath. „Kinder, seid Ihr auch nicht mal in Briefen unvorsichtig gewesen?“ Nein. „Habt Ihr nicht am Ende mal über mich geschimpft?“ „Aber Michael!“ „Kann ich ganz sicher sein, daß in dem Prozeß nicht irgend was Unangenehmes herauskommt? Dafür habe ich der Fraktion mein Ehrenwort verpfändet; gieb mir Deins, Richard, damit ich für alle Fälle gedeckt bin und den Leuten mit gutem Gewissen garantiren kann, daß die Sache nicht schief geht.“ Schon hat der Freiherr den Schwur begonnen: „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ...“ Da verräth sich Beate. Und nun wird der geduldige Michael endlich wild. Doch auch dieser Graf ist nicht wie andere Grafen. Ein Zweikampf mit dem Ehebrecher dünkt ihn unmöglich und er wäre rathlos, wenn ihm nicht rechtzeitig noch einfiele, daß er einen Spezialisten für Ehrensachen in der Nähe hat: Völkerlingk junior. Der cand. jur. wird herbeigerufen, der Fall wird ihm, als ein Problema, vorgetragen und hellenische Weisheit fällt den Spruch: Der Ehebrecher hat sich selbst aus der Welt zu schaffen. Das wird Richard thun. Nur morgen noch nicht. Denn morgen muß er im Reichstag über die Ehescheidung reden und die christliche Sittlichkeit vor Anfechtung schützen. Das verlangt die Fraktion, die offenbar keinen für diesen Gegenstand geeigneteren Redner hat als den vor drei Tagen Gewählten, den ein sozialdemokratischer Redakteur des Ehebruchs überführen will. Diese Konservativen sind gut gedrillt. Der Eine will den „Schänder seiner Hausehre“ nicht vor die Waffe fordern, weil er der Fraktion versprochen hat, keinen Skandal zu machen; der Andere schiebt seinen Selbstmord auf, um die Fraktion nicht ohne Redner zu lassen. Die Rede, der das Opfer solchen Aufschubes gebracht wird, ist freilich auch danach. Sie wird nachmittags gehalten; denn vor Eins beginnen die Reichstagssitzungen nicht. Noch am selben Nachmittag liest sie der Kaiser und sagt: „Das ist der Mann, den ich brauche“. Gegen Abend wird Völkerlingk dieses verheißende Wort von seinem Bruder, dem Staatssekretär, brühwarm gemeldet. Und zur selben Stunde bringt ihm Meixner, dessen hartes Herz von der Rede Zaubergewalt erweicht ist, die verrätherischen Briefe ins Haus. Herr Baron, sagt er, Prinzipien sind eine eiskalte Sache; aber ein Mann, der so reden kann wie Sie, muß viel durchgemacht haben; auch wollte ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten, sondern nur Ihren Sekretär für uns kapern. Zu den von der Rede Hingerissenen gehören ferner: der Staatssekretär, die Führer der Agrarier und der cand. jur. Richard hat als Sprecher der deutschkonservativen Partei über die Ehescheidung also eine Rede gehalten, die erstens den Kaiser, zweitens die Junker, drittens die Reichsbehörden, viertens einen sozialdemokratischen Fanatiker, fünftens einen jungen Hellenen zu höchster Anerkennung begeistern konnte. Und ein solcher Mann, der providentielle Kanzler des armen Reiches, soll nun sterben. Schade. Wenn er die Briefe vierundzwanzig Stunden früher bekam, war er gerettet. Jetzt nützen sie ihm nicht mehr. Er kann

sie nur der Freundin noch vorlesen, die ihn in der Dämmerstunde besucht. Wirklich: sie besucht ihn. Zwar könnte ihr Mann sie verfolgen und der Skandal, den sie den Kindern ersparen möchte, unvermeidlich werden; zwar hat Frau von Völkerlingk sie mit saftigen Verbalinjurien bewirthet, — thut nichts; Beate kommt. Und noch einmal wird, wie einst im Mai, von der Liebe geredet, noch einmal Du gesagt, geweint und geküßt. Es war doch so schön.

Am nächsten Tage soll Richard sterben, Beate das Haus ihres Mannes für immer verlassen. Auf dem ostelbischen Stammgut wird sie künftig leben. Michael ist galant; er wird sie hinbegleiten und ihr für ein paar Monate die Tochter lassen. Da es trotz Alledem aber auffallen könnte, daß gleich nach dem Erscheinen des verdächtigenden Artikels Richard gestorben und Beate aus Berlin verschwunden ist, hat der Graf sich eine allerliebste Feierlichkeit ausgedacht. Die Häupter der Partei werden mit den Brüdern Völkerlingk morgen bei ihm frühstücken. Die liebe Gattin wird mit am Tisch sitzen, Michael wird eine Lobrede auf Richard, das neue M. d. R., halten und alle Gäste werden beschwören können, daß die Drei in größter Herzlichkeit mit einander verkehrt haben. Dann darf selbst die böseste Zunge sich nicht mehr rühren. Der reizende Plan wird ausgeführt. Kellinghausen hält seine Rede, Völkerlingk dankt in weichen Brusttönen für alle Güte, die er im Lauf langer Jahre von dem Grafen und der Gräfin empfangen habe, und schließlich fühlt auch Beate den Drang, sich rhetorisch zu erleichtern. Das Leben, sagt sie, ist und bleibt doch die netteste, amusanteste Sache, die für uns Menschen bisher erfunden ward. Wenn wir nur nicht so feig wären, so scheu vor Allem zurückwichen, was ein längst veraltetes Sittengesetz Sünde nennt! Aber es wird nächstens schon besser werden, hellenischer ... Und so weiter. Die Herren vom Elferausschuß der konservativen Partei sind über diesen speech gar nicht erstaunt; sie kennen die Ansichten ihrer Egeria ja nicht erst seit gestern. Sie wundern sich auch nicht, als die schöne Wirthin von einem Herzkrampf heimgesucht wird und vom Tisch aufstehen muß. Das ist leider nichts Neues. Madame wird schon wiederkommen. Nein. Sie kommt nicht wieder. Sie hat aus dem Sektglas am Frühstückstisch Gift getrunken. Digitalis oder Strophanthus. Keiner wirds merken. Jeder wird glauben, das alte Leiden habe die Arme hingerafft. Und wenn sie heute mittags stirbt, kann der Geliebte nicht abends sterben. Auch nicht morgen. Vorläufig überhaupt nicht. Des Skandals wegen. Das hat sie ihrem Mann ausführlich geschrieben. Vor dem Frühstück gab sie ihm den Brief; nach dem Frühstück soll er ihn lesen. Jetzt ist es so weit. Michael ist sehr gerührt. Richard, dem er den Brief vorliest, natürlich auch. Der Graf spricht zum Freiherrn, der ihm die öffentlichen und die privaten Pflichten abnahm: Ich gebe Dir Dein Wort zurück; Du brauchst Dich nicht umzubringen. Der Freiherr dankt herzlich. Die beiden Männer sind fast versöhnt, werden in

drei Tagen vielleicht an Beates Grab einander schluchzend umarmen. Richards Sohn wird Michaels Tochter heirathen. Und die Herren vom Elferausschuß werden zufrieden sein, da die fatale Sache so glimpflich abgegangen ist.

Was ich hier, so ausführlich und ernst, wie ichs mit dem Aufwand aller Nervenzucht vermochte, erzählt habe, ist der Inhalt eines fünfaktigen Dramas, das seit dem ersten Februartage im berliner Deutschen Theater aufgeführt wird. Titel: „Es lebe das Leben!" Verfasser: Hermann Sudermann. Die Möbel, „elfenbeinfarbig lackirt, mit vergoldeten Schnitzereien", hat die berliner Firma Hermann Gerson, den Titel eine kleinere Literaturfirma aus Paris geliefert; ein Buch von Harry Alis heißt: Vive la vie! Und wie schlechte pariser Exportwaare sieht das ganze Drama aus. Irgend ein Vorstadtsardou könnte es ersonnen, ein nach leichtem Profit spähender Zwischenhändler in Theaterstoffen „für die deutsche Bühne bearbeitet" haben. Wäre es so, hätten wirs mit einem importirten und adaptirten Boulevardstück zu thun, dann brauchten wir uns über das Deutschland, das da vor unserem Auge entsteht, nicht zu wundern. Dann wäre, wenigstens bis zum Ende des dritten Aktes, fast Alles begreiflich. Bis zu der Szene, wo der entartete Couleurstudent von den beiden Familienvätern als arbiter angerufen wird. Das ginge auf einer französischen Bühne vierten Ranges. „Du bist die Jugend, die Reinheit; aus Dir spricht der Genius unseres ritterlichen Volkes in unverkünstelten Naturlauten." Und so weiter. Von da an hätte ein Franzos, auch ein kleiner, die Sache wohl anders gemacht. Vielleicht hätte die Gräfin dann zu den beiden Männern gesagt: „Ich habe Euch Beide satt. Ihr denkt nur an Euer Bischen Ehre, habt nur Euer politisches und gesellschaftliches Ansehen im Sinn. Fünfzehn Jahre lang habe ich auf eigenes Leben verzichtet, habe ich von früh bis spät täglich nur den einen Wunsch gehabt, Euer Behagen zu mehren, Euch Kummer zu sparen, jedes Steinchen aus Eurem Wege zu räumen. Dir, lieber Michael, habe ich eine Stellung geschaffen, die Du ohne mich nie erreicht hättest. Für Dich, lieber Richard, habe ich gezittert und gesorgt, Schmach und Schimpf auf mich genommen; Dir bin ich, trotzdem mein Blut nach Dir schrie, die entsagende Freundin geblieben und meine Hand hat Dich ans Ziel Deiner Sehnsucht geführt. Jetzt, da ich zum ersten Mal Eure Hilfe brauche, laßt Ihr mich im Stich, denkt Ihr blaublütiger Ritter nur daran, wie Ihr Euch retten, Euch vor Skandal schützen könnt, und bergt Eure Feigheit hinter einen vermodernden Ehrbegriff. Soll ich etwa glauben, Ihr hättet mich während der langen Jahre, in denen ich mich dem Einen, der Andere sich mir versagte, niemals betrogen, nie in heißer Umarmung Eures Fleisches Begehren gestillt? Und weil ich that wie Ihr, — nein, nicht wie Ihr: weil ich dem einen Mann, den ich liebte, nicht weigern konnte, was ein Ungeliebter meiner ahnunglosen Jugend einst abgelistet hatte, deshalb soll ich nun für immer verworfen sein und aus der Menschengemeinschaft gestoßen? Macht, was Ihr

wollt. Ich gehe. Ich habe genug von den Männern und ihrer laut angepriesenen Liebe, die nur Egoismus, Eitelkeit, Ausbeutung ist. Ich will leben; für mich; will meinen armen Glücksrest in Sicherheit bringen. Vive la vie!" Das wäre wenigstens effektvoll und nicht ganz uralt, nicht so gräßlich déjà vu gewesen. Doch das Drama ist für Deutsche von einem Deutschen geschrieben. Von einem berühmten Herrn, der dem berliner Goethebund vorsitzt, Manchen also wohl als der berufene Vertreter hauptstädtischer Intelligenz gelten muß. Und in vielen Zeitungen, auch in „großen", las man, die Aufführung dieses Dramas sei „das Ereigniß, der Höhepunkt der Saison" gewesen.

... In die Kindheit des Dramas führt die vom Theaterbetrieb unserer Tage Unbefriedigten manchmal ein holder Traum. In eine ferne Zeit, die des Verständigsten Verstand nicht, die keine Methode dem gewandelten Auge wiederaufbauen, die im Land der Träume der Blick nur zärtlich umfangen kann. Da war die Aufführung eines Dramas ein Fest, ein Ereigniß im Leben des Volkes, das den Alltagssorgen entlief, um der Stimme des Dichters zu lauschen. Der durfte nicht flüstern, nicht ausgeklügelte Geschichten erzählen, nicht allzu weit von dem abgegrenzten Bereich der Norm sein Gespinnst anknüpfen. Neben dem Weisen saß da der Einfältige, neben dem vornehmen der schlichte Mann; und Jeder mußte aufhorchend des Vorganges, des Bildes Sinn erfassen, denn Jeder wollte an solchen Feiertagen Etwas nach Hause tragen. Nicht ein vom Geistreichthum fein geschliffenes Wort, nicht Witze noch flüchtigen Nervenreiz, sondern eine Mehrung des sittlichen Besitzes. Die großen Konflikte wurden da geschürzt und gelöst. Des Menschenwillens Ringen gegen die Gottheit sah man, leidenschaftliches Aufbäumen gegen Vernunftgebote, den Kampf unbändiger Persönlichkeit wider Gemeinschaftzwang, ererbtes Recht, Familiensatzung und Staatsbedürfniß. Ein Tribunal war die Szene, wo über der Menschheit größte Gegenstände die Entscheidung fiel, das Verhältniß zu Göttern und Welt geordnet, der sittliche Werth geprägt wurde, nach altem, festen Gesetz. Kein Dichter hätte, selbst der stärkste und keckste nicht, je damals gewagt, neue Moral zu lehren und den Mitbürgern zu sagen: Nicht länger sollt Ihr die Götter ehren, das Vaterland lieben, Euresgleichen als Sklaven halten. Den Mißbrauch durfte harter Geißelhieb treffen, doch nicht ehrwürdigen Brauch. Das Theaterspiel war nicht Zeitvertreib und erst recht nicht Geschäft, sondern eine für den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit und der Staat konnte nicht dulden, daß ein von ihm veranstaltetes Fest benutzt werde, um die Fundamente des Gemeinwesens zu lockern. Der einsame Denker, der nicht vom nächsten Tag die Wirkung erhoffte, durfte sich das Ziel setzen, einem ganzen Volk neue Sittlichkeit und neuen Glauben zu bringen; der Dichter, der zu Tausenden sprechen, den dunkelsten Hirnen verständlich sein wollte, mußte sich damit be-

gnügen, den sittlichen Werth nach der Sitte zu prägen und ahnen zu lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von bedrängter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Vermochte er Solches, schuf er Gestalten, deren Ringen und Leiden der Menschheit Sehnsucht, der Menschheit Kraft, der Menschheit Grenzen Aller Auge, auch dem der an Geist Aermsten, enthüllte, dann jauchzte das Volk und nahm den Eindruck eines Erlebnisses heim. Dann blieb das Bild, mochte die Kunst des Schöpfers veralten und nur dem von der Leiter des Historismus her die Farben Beschnüffelnden noch bewundernswerth scheinen, durch die Jahrhunderte hin auch so diaphan, daß man die ganze Kultur einer Zeit, einer Nation dahinter erkennen konnte. Seitdem hat das Theater sich einen Riesenraum im Alltagsleben der Völker erobert. Strebsame Leute, die im Großhandel ewig Commis, in der Literatur mühsälig frohndende Kärrner geblieben wären, haben sich auf diesen Erwerbszweig gestürzt, der rasch reifende Frucht verhieß. In zwanzig, in dreißig Schauhäusern einer Hauptstadt wird jeden Abend gespielt, in hundert Zeitungen jeden Morgen vom Theater gesprochen. Der Theatererfolg ist das Große Loos, das hunderttausend Mark und mehr eintragen kann. Keiner will die Ziehung versäumen. Pünktlich ist jeder Dichter jedesmal, wenn der Winter naht, mit seinem Werk fertig. Alle Stücksorten werden angeboten. Sogar Weltanschauung ist zu haben und Polterabendgenies produziren sich als Sittenbrecher und Bringer neuen, neu glänzenden Glaubens. Das Homunkel lebt dann ein paar Abende, im besten Fall ein paar Monate und ist im Lenz wieder vergessen, wie die Hutform, die Mäntelmode der vorigen Saison. Wohin entschwand die Festzeit des Dramas? Nur einem winzigen Bruchtheil des Volkes sind die Schauspielhäuser offen und das ganze Streben der Theatergeschäftsleute, Direktoren und Stückeschreiber, hat das einzige Ziel, die Zahlungfähigen bis auf den letzten Mann mit allen Lockkünsten heranzuziehen. Business is business. Wer in solchem Betrieb das meiste Geld verdient, ist der Held des Tages. Das meiste Geld verdient Herr Hermann Sudermann. Also ist die Aufführung eines von ihm gelieferten Terminstückes in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein „Ereigniß“. So herrlich weit haben wirs nun gebracht.

Diesmal hatten die zum Lob Gestimmten saure Arbeit. Den schlecht in fünf lange Akte verpackten Leihbibliothekroman konnten sie beim besten Willen nicht ein modernes Meisterwerk nennen. Die Kinderstubenpolitik hätten sie hingenommen. Sogar den konservativen Hellenen, dem der Ausgang einer Reichstagswahl „das Schicksal“ ist, und den edlen sozialdemokratischen Hehler, der, trotzdem ihm eine Klage wegen Verleumdung droht, seine einzige Waffe dem beredten Gegner ausliefert. Ueber schlimmere Sünden hätte der Agrarier weggeholfen, der das jeden liberalen Hörer erquickende Wort spricht: „Wozu sind wir der preußische Adel, wenn der Staat uns nicht erhalten soll?“ Doch

schon mit der Sittlichkeit haperte es. Zwar hat der Freiherr seit Jahren den Sexualverkehr mit der Frau des Freundes aufgegeben; immerhin setzt er sich an den Tisch des Betrogenen, hat ihn eben als Wahlmacher gebraucht und dann das Sakrament der Ehe in pastoraler Rede vertheidigt. Der Mann ist nicht zu retten, namentlich nicht in den Zeitungen, wo der Domänenpächter Falkenhagen ein Wicht, ein Bube, ein Schurke gescholten wird. Selbst wenn Herr Falkenhagen in dem Prozeß, der mit furchtbar harter Verurtheilung geendet hat, sich nicht wie ein tapferer Gentleman benommen hätte, stünde er wie eine Lichtgestalt neben dem jämmerlichen Streber Völkerlingk. Und die Psychologie, die Technik, diese nur auf den Minuteneffekt bedachte Lüderlichkeit! Nein: wer noch ein Bischen auf seinen Ruf hielt, durfte ein Machwerk nicht loben, das, wo man es anfaßt, unter den Fingern zerbröckelt. So hieß es denn, diesmal habe der Dichter eine schwächere Leistung geboten als sonst. Mehr ließ sich nach „Anna Karenina“ und „Effi Briest“ über diese alberne Ehebruchskomoedie wirklich nicht sagen.

Herr Sudermann mag, als ers las, grimmig gelächelt haben. Neidische Bande! Die Leute gönnen ihm seinen einträglichen Ruhm eben nicht; so lange er aufstieg, brüllten sie Beifall, jetzt, da er oben steht, möchten sie ihn zu sich herunterzerren. Der Erfolg, sagt Völkerlingk senior, ist ein Kreuz, an das man genagelt wird. Meinen Erfolg, möchte der Völkerlingkdichter seinem Publikum sagen, verzeihen die bellenden Hunde mir nicht. So, wie ers schildert, soll es im preußischen Adel nicht zugehen? Das muß er, der seit Jahren in der Mark ein Rittergut gepachtet hat, am Ende doch besser wissen als das Gehudel da unten, das mit Hochgeborenen nie in Berührung kommt. Der sittliche Gedanke seines Dramas soll nicht frei, kühn, groß sein? Ruft Beate nicht dem schwachen Schuldgenossen zu: „Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte?“ Das ist hellenisch. Längst schon knabbert Herr Sudermann an dem Sündenbegriff der Christensittlichkeit herum; sacht nur, denn Tantiemen sind nicht zu verachten und ein Censurverbot ist nur nützlich, wenn es wieder aufgehoben wird. Längst hat er die Pflichtflinte des Bürgergardisten abgelegt und ist von Augiers Bourgeoismoral zu dem Romantikerrecht der Leidenschaft rückgekehrt. Hie Hellas und Goethebund! Freie Sittlichkeit ist für Madame Beate die Freiheit zu außerehelichem Geschlechtsverkehr. Eine Frau, die den Mann betrügt, weil er ihre Brunst nicht stillt, und ihre Tochter dem Sohn des Buhlen verlobt, „thut das Beste, was sie aus ihrer Natur heraus zu thun vermochte“, und ist eine Hellenin. Das verstehen die Dummköpfe nicht. Und solche Höhe zu ermessen, muß man, wie Spiegelberg, in die große Welt gekommen sein. Zum Glück aber hängt das Schicksal der Firma Hermann Sudermann nicht mehr von dem Belieben der Presse ab. Diese Firma ist so berühmt, daß ihrer Waare der Absatz stets sicher ist. Den Inhaber hat es Schweiß gekostet, diesen Rang zu erreichen. Ueberall

ist er zu sehen, auf berliner und wiener Pressebällen, bei Redouten, Premieren, Bestattungen. Wenn die deutsche Kunst bedroht wird, eilt er auf die Schanze. Wenn ein paar Philosemiten Heines Grab schmücken, steht er hinter dem Denkstein. Wenn die Pariser sich an der Kopie ihrer Dumas und Sardou und an der Verhöhnung deutscher Gesellschaftzustände freuen, schreien die Freunde des Waarenhauses über den Rhein, solcher Erfolg sei noch nicht dagewesen. Wer kontrolirt den Schwindel? Wer kümmert sich darum, daß in Paris kein ernst zu nehmender Kritiker die Exportstücke anders als halb mit Erbarmen gelobt hat? Wichtig ist nur, daß der Name Sudermann immer wieder der Menge ins Gedächtniß gehämmert wird. Dafür sorgt die Klientenschaar. Dann mögen hämische Rezensenten getrost ihr Müthchen kühlen: das Volk versteht seinen Dichter. Das Volk — das der Hoffnung auf flüchtigen Nervenreiz fünf oder drei Mark opfern kann — geht ins Theater. Und ist es nicht gleich willig, dann ladet man die Vereine zu ermäßigtem Preis in Schauspielhaus. Niemand merkts; und stand der Titel erst zwanzigmal auf dem Zettel, dann strömt die bourgeoise Menge herbei. Es ist doch ein Sudermann und das Ereigniß der Saison. Man muß es gesehen haben.

So war es immer, seit das Theater zum Geschäft geworden ist, immer wirds so bleiben und kein Wort wäre darüber zu sagen, wenn man sich entschlösse, Herrn Sudermann endlich den Platz anzuweisen, der ihm gebührt. Er ist kleiner als Kotzebue, unsolider als Iffland. Herr Hauptmann ist auf der hastigen Jagd nach dem Bretterglück müde geworden und sein letztes Drama, „Der rothe Hahn", war von entwaffnender, Mitleid weckender Armsäligkeit. Doch dieser Dichter kann sich eines Tages erholen. An ihm hat Hebbels Wort sich erfüllt: „Flechtet Keinem den Lorberkranz zu groß; er fällt ihm sonst als Strick um den Nacken." Herr Hauptmann wird sich bescheiden, seinem schmächtigen, feinen Talent Ruhe gönnen, seine Kraft sorgsam vor Ueberspannung hüten müssen. Immerhin darf man, muß man mit ihm noch rechnen. Selbst seine schwächsten Stücke erfreuen durch eine gewisse Sauberkeit der literarischen Handwerksleistung und hinterlassen den Eindruck: hier gab ein unklar nach hohen Zielen tastendes, durch das Gedröhn der Ruhmesposaune über des Vermögens Grenze hinausgetriebenes Wollen das Beste, was es in diesem Augenblick gerade geben konnte. Nöthiger als solche Pointillisten sind dem Geschäftstheater freilich die Sudermänner. Nur soll man sie nicht in die Literatur einschmuggeln, ihr Mühen, stets in der Mode zu bleiben, nicht mit dem Lorber krönen. Herr Sudermann hat den Geist eines Durchschnittsfeuilletonisten, liefert Saisonstücke, die den Vielzuvielen gefallen, und organisirt seine Siege mit wundervoller Gewandtheit. So kam er zu Gewinn und ward gesegnet. Der Ruf seiner Firma reicht jetzt schon bis übers Weltmeer. Er ist vielleicht der berühmteste Deutsche. Doch keine Sehnsucht blickt heute noch hoffend auf ihn. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 1. März 1902.

Moderne Diplomatie.

Unter den albernen Telegrammen, die von den Nachrichterkollegien während der letzten Tage aus Amerika versandt wurden und deren leere Geschwätzigkeit zeigte, wie wenig im Grunde von der Pathenreise des Prinzen Heinrich zu erzählen war, stand eins, das einen Augenblick zum Nachdenken stimmte. Der Prinz, hieß es da, habe gebeten, bei dem Festmahl der Milliardäre lange Tafelreden möglichst zu meiden; er wolle mit den einzelnen Tischgenossen zwanglos plaudern und die Mahlzeit benutzen, „um über die besten Methoden zur Eroberung neuer Absatzgebiete Aufschluß zu erhalten". Das ist, wie fast Alles, was von der greatest show on earth gemeldet wird, natürlich Unsinn. Erstens hat den Prinzen, wenn ers nicht vorher schon wußte, der neudeutschen Ohren beinahe frostig klingende Gruß der republikanischen Würdenträger gelehrt, daß ihn die Amerikaner mit Wortkünsten nicht allzu sehr belästigen werden. Zweitens kann ein Mann von polyglotter Höflichkeit nicht daran denken, seinen Wirthen Vorschriften zu machen. Drittens fiele es den Trustirten gar nicht ein, den deutschen Konkurrenten, die sie nach Tisch wieder ordentlich übers Ohr hauen wollen, ihre Geschäftsgeheimnisse zu verrathen. Und viertens kann nur in einem Reporterhirn der Glaube wachsen, zwischen Caviar und Käse seien so nebenbei „die besten Methoden zur Eroberung neuer Absatzgebiete" zu erforschen. Etwas Wahres mag aber an dem Gerede sein. Vielleicht hat der Kaiser zu seinem Bruder gesagt: Sieh Dir die Hauptleute drüben genau an und sprich von ihren Geschäften mit ihnen; am Ende erfährst Du, woran es eigentlich liegt, daß wir mit unserer

Kolonialwirthschaft nirgends vorwärts kommen. Solcher Auftrag wäre begreiflich; und ein klügerer konnte dem Prinzen nicht gegeben werden. Dem Kaiser, der sich für industrielle und technische Entwickelungen interessirt, muß längst ja aufgefallen sein, daß er für die Erfüllung seines Wunsches, Vorgänge und Verschiebungen ausländischen Wirthschaftlebens erkennen und deuten zu lernen, von der zünftigen Berichterstattung nichts zu hoffen hat. Unsere Diplomaten sind weder dazu erzogen noch auch geneigt, sich eifrig um das Zellenleben fremder Wirthschaftorganismen zu kümmern. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal zu Hause Bescheid, ahnen nichts von den Bedingungen der Produktion und des Absatzes, halten alles Bankgeschäft für höheren Schwindel und können nur verbindlich lächeln, wenn sie von Valuta und Arbitrage, von einem geplanten Pool oder einer drohenden Geldknappheit hören. Sie sind im Stande, sich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, haben gute Manieren, sind im Völkerrecht, das unter den wissenschaftlichen Disziplinen die Astrologie ersetzt hat, einigermaßen bewandert und geben sich Mühe, den Klatsch der Hofgesellschaft brühwarm in die Heimath zu befördern. Herr von Radowitz kennt vielleicht die ökonomischen Ursachen, die in Spanien bald zum offenen Bündniß zwischen Anarchisten und bürgerlichen Republikanern führen werden; nur ein gläubiges Herz aber wird einem Fürsten Radolin zumuthen, er solle wissen, warum Frankreichs Masseninduſtrien auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig sind, oder dem Skalden und kingmaker in Wien, er solle die wirthschaftliche Bedeutung bosnischer und dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen. Im besten Fall leisten die Dutzenddiplomaten heute, was der Personalnachrichtendienst des preußischen Generalstabes seit Jahrzehnten leistet. Das ist nicht gering zu schätzen. Um die Junimitte des Jahres 1866 wurde den höheren preußischen Stäben von der Armeeleitung ein Oktavheftchen (in farbigem Umschlag ohne Titel) zugeschickt, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, Charakter und Talent der österreichischen Nordarmeeführer kennen zu lernen und ihre Entschlüsse und Operationen danach einzurichten. Diese seltsame Konduitenliste — auch die Oesterreicher hatten eine, recht ungenaue — mag, da sie heute, nach sechsunddreißig Jahren, Lebende kaum noch kränken kann, hier abgedruckt werden; ihr Inhalt beleuchtet die bis ins Kleinste sorgsame Art preußischer Kriegsvorbereitung:

Benedek. Kein Feldherr, kein Stratege, braucht sehr kräftige Unterstützung bei Führung der Armee. Sehr glücklicher, sehr muthiger, ja, selbst verwegener Soldat. In der ganzen Armee, namentlich Mannschaft, unendlich beliebt.

Henikstein. 50 bis 52 Jahre alt, kräftig und gesund. Kluger Kopf, viel Kombinationgabe, tüchtiger Generalstabsoffizier. Wird sämmtliche Operationen, theilweise auch jene in Italien, leiten.

Graf Clam-Gallas. Dinirt lieber, als er ficht. Hat die üble Gewohnheit, wenn es zum Gefecht geht, falsche Wege einzuschlagen. Braucht einen tüchtigen adlatus und erhielt ihn auch in Person des Generals Grafen Gondrecourt (Ideal eines Untergenerals).

Oberst Litzelhofen. Generalstabschef des ersten Corps. Hat sich im Jahre 1859 bei Melegnago als tüchtigen Generalstabsoffizier bewährt.

Generalmajor Poschacher. Braver alter Soldat, aber schon seit mehreren Jahren zur Pension reif. War immer bei der Jägertruppe. Hat sehr einseitige Kenntnisse.

Oberst Graf Leiningen. Jung, tapfer, ritterlich, sehr beliebt, guter Untergeneral.

Generalmajor Baron Piret. Geistig eine sehr unbedeutende Persönlichkeit, körperlich ein Koloß. War immer Infanterist (No. 25) und von Wenigen geliebt.

Generalmajor Ringelsheim. Junger Mann, im Generalstabe seine Karriere gemacht; der römische Kunktator scheint sein Vorbild gewesen zu sein. Beliebt, Kavalier durch und durch.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun. Alter, braver (Soldat) General. Viele praktische Kenntnisse ohne besonderes Talent; strenger Dienstmann. Beliebt.

Generalmajor Philippovich. Jung. Ist Diplomat, wo er Soldat sein soll, und Soldat, wo er Diplomat sein soll. Talentirt, ohne besondere Befähigung zum Corpskommandanten. Nur bei den Slaven beliebt. Sehr ehrgeizig. Gar keine Kriegserfahrung.

Oberst Döpfner, Generalstabschef des zweiten Corps. Generalstäbler aus der alten Schule. Sonst unbekannt.

Oberst Thom. Jung, beliebt und tüchtig.

Generalmajor Henriquez. 45 Jahre alt, sehr gebildet, kriegserfahren. Kommandirt sehr brave Truppen. Kennt viele ausländische Kriegsschauplätze. Hat sich stets als tapferen Offizier bewährt.

Generalmajor Herzog von Württemberg. 41 Jahre alt, schwacher Körperkonstitution. Tollkühner Soldat. Hält sich für einen großen Strategen und doch ist ihm diese Wissenschaft fremd. Renommirt gern, hat viele Bewunderer, aber noch mehr Feinde.

Generalmajor Saffran. Wäre außerordentlich beliebt, wenn er nicht dem Zopfsystem so nachdrücklich huldigen würde. Läßt sich leicht leiten. Unbedeutender Geist.

Erzherzog Ernst. Weder Soldat noch General. Gar keine Selbständigkeit, kein Vertrauen bei der Truppe. Leidet an Epilepsie, erhielt deshalb als Generalstabschef den

Oberst von Catty, der ein sehr eigensinniger Kopf ist und seinen Ansichten gewiß Geltung zu verschaffen weiß. Hat sich 1859 sehr ausgezeichnet, erhielt den Maria Theresia-Orden und hält sich in Folge Dessen für unfehlbar.

Generalmajor Kalik. Gescheiter, umsichtiger, von Hoch und Nieder geachteter General. Hat immer im Generalstabe gedient.

Oberst Appiano. Unbedeutender Mensch, hat kaum die Befähigung zum Brigadier. Gott mit ihm!

Oberst Benedek. Schneidiger Soldat. Ziemlich beliebt, sonst unbekannt.

Oberst Kirchsberg. Gut, leutsälig, sehr ängstlich. Bureaukrat, aber kein Feldsoldat.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics. Hat von der Führung eines Infanteriecorps keine blasse Idee. Ist ein guter Reitergeneral. Viel Protektion, bringt aber Manches zu Stande. Ist in seiner gegenwärtigen militärischen Stellung eine Null.

Oberst Görz, Generalstabschef. Geistreicher, militärisch gebildeter Offizier; wird faktisch das Corps kommandiren. Festetics giebt nur den Namen her.

Generalmajor Mollinary. War immer Pionierchef, wird im Verein mit Festetics Bier grade sein lassen. Frühstückt gern und sehnt sich nach Ruhe.

Generalmajor Kopal. Strenger, grader Soldat, guter Untergeneral. Beliebt, verdient Vertrauen.

Oberst Fleischhacker. Grob gegen Untergebene, kriechend gegen Höhere. Zeichnet sich durch merkwürdige Taktlosigkeit aus. Hat äußerst wenig Befähigung zum Brigadier.

Oberst Poeckh. Jung, Emporkömmling. Bei der Mannschaft wegen planlosen Chikanirens verhaßt, sonst geschickt und talentirt.

Erzherzog Joseph. Phlegmatisch, ohne Kriegserfahrung. Nimmt sich Armeebefehle und Dergleichen wenig zu Herzen, beschäftigt sich lieber mit Privatangelegenheiten. Bei den ungarischen Truppen, weil der Sohn des alten Palatins, sehr beliebt.

Feldmarschall-Lieutenant Ramming. Militärisches Genie. Unbedingt der beste österreichische General, was er aber auch weiß und wodurch er sich zahllose Feinde gemacht hat.

Generalmajor Kochmeister. In der militärischen Administration eine Koryphäe, als Feldsoldat wenig Bedeutung.

Oberst Fröhlich, Generalstabschef. Tüchtiger Generalstabschef. Gebildet, talentirt, kriegserfahren.

Oberst Waldstätten. Sehr gebildet, fein, ritterlich. War Adjutant des Kaisers. Hat Protektion, ist aber auch ein guter, verläßlicher General voll Energie.

Oberst Hertwek. Führt seine Brigade bei erster Gelegenheit in einen Sumpf oder Dergleichen. Vertuscht seine Schnitzer mit Grobheit und unzeitiger Strenge. Ist nicht beliebt.

Generalmajor Rosenzweig. War früher Gendarm, ist aber klug, militärisch gebildet, energisch. Keine Kriegserfahrung.

Oberst Jonak. Alter Soldat, tapfer, ohne besondere militärische Bildung, viel Praxis. Beliebt.

Erzherzog Leopold. Siehe Erzherzog Ernst; ist aber gesund.

Generalmajor Weber. Klug, erfahren, gebildet, energisch.

Oberstlieutenant Majnone. Bureaukrat, Intrigant, unbeliebt. Seine Leistungen unbedeutend. Keinen Funken produktiven Talents.

Oberst Fragnern. Unbekannt.

Generalmajor Docteur. Alt, gebrechlich, hat sich vor der Schlacht von Solferino krank gemeldet, wird es diesmal wieder thun.

Generalmajor Graf Rothkirch. Guter Infanterie-General, äußerst energisch, verläßlich. Sehr beliebt.

Generalmajor Brandenstein. Aus dem Pensionstand einberufen worden, was aber ein gewaltiger Fehler war, denn er spielt noch immer die beste Rolle, wenn er in Pension bleibt. Ganz unbedeutende Person ohne Talent

Generalmajor Graf Huyn. Einer der bedeutendsten Jesuiten Oesterreichs. Klug, verschlagen, heimtückisch, gefährlich. Militärisches Talent, obwohl im Generalstabe gedient, keins, aber viel Konsequenz und Energie.

Generalmajor Koller. Bekannt wegen seiner Strenge und Energie. Keine Kriegserfahrung. Verhaßt.

Oberst Bourgignone, Generalstabschef. Gebildet, geschickt, sehr nachgiebig und eitel. Ziemlich viel Kriegserfahrung. Wegen seines abstoßenden Auftretens nicht besonders beliebt.

Oberst Mondl. Fein gebildet, einer der besten Untergeneräle.

Oberst Grivicsics. Jung, beliebt. Genießt viel Vertrauen, guter Brigadier.

Oberst Knebel. Immer im Generalstabe gedient. Viel Kriegserfahrung, guter Führer, sorgsamer General. Sehr beliebt. (Leberleidend.)

Generalmajor Baron Wimpfen. Alles Andere, nur kein Soldat und General. Muß immer ins Schlepptau genommen werden, sonst bleibt seine Brigade stecken.

Generalmajor Baron Edelsheim. Der kühnste und tüchtigste Reitergeneral unserer Zeit, hat sich 1859 vollständig bewährt. Sehr gebildet, richtiges Urtheil. Jung, kräftig und äußerst beliebt und geachtet.

Oberst Appel (einäugig). Tapfer, vortrefflicher Reitergeneral, 1859 den Theresia-Orden bekommen.

Oberst Wallis. Keine Kriegserfahrung, noch nie im Feuer gewesen. Für einen Reiterführer zu schläfrig.

Oberst Fratricevics. Sehr ordinärer Mensch, ohne Intelligenz, aber alter Haudegen. Bei den Husaren sehr beliebt, weil er die ungarische Sprache spricht.

Generalmajor Fürst Thurn und Taxis erreicht mit seinen vorzüglichen Eigenschaften fast Generalmajor Edelsheim.

Oberst Bellegarde. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Oberst Westfalen. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Prinz Holstein. Prinz von Geblüt, sonst nichts.

Generalmajor Prinz Solms. Muthig, energisch, beliebter Reitergeneral.

Generalmajor Schindlöcker kann Edelsheim und Taxis würdig an die Seite gestellt werden. Sehr energisch, tapfer und in der ganzen Armee gekannt und verehrt.

Generalmajor Zajtsek. Alter Haudegen. Gar keine tiefere militärische Kenntnisse. Strenger Vorgesetzter. Zeitweilig etwas konfus.

Generalmajor Boxberg. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Generalmajor Solytik. Grob, ungebildet, überschätzt sich und wird sich oft genug blamiren, wie 1859.

Generalmajor Coudenhove, Graf. Größter Gegner des Generalmajors Edelsheim, ist 1859 bei Solferino statt gegen den Feind nach Volta geritten, woselbst er mit seiner Kavallerie-Division Mittagbrot nahm. Nach dessen Beendigung war die Schlacht bereits verloren.

Generalmajor Fürst Windischgrätz. Sehr harmlos, ohne militärische Kenntnisse oder sonstige geistige Vorzüge. War mit dem Grafen Coudenhove im Jahre 1859 in Volta.

Generalmajor Mengen. Streng, gerecht, guter und gebildeter Reitergeneral. Wenig erprobt. Allgemein geachtet.

Als Lieferant dieses nach mancher Richtung brauchbaren Leitfadens wurde damals ein Freiherr von Gablenz genannt; vielleicht wars der selbe Oesterreicher, den Bismarck einmal als offiziösen Unterhändler erwähnt hat. Solche Verbindungen hat auch die Civildiplomatie; auch sie weiß, was die einzelnen Prinzen und Mandarinen können, ob ein Minister verschuldet, ein Fürst priesterlicher oder weiblicher Diplomatie zugänglich ist, und kennt ungefähr wenigstens die Kanäle, die in die cloaca maxima der öffentlichen Meinung münden. Damit aber, mit glanzvoller Repräsentation und der Fähigkeit, in fürstlichen Ehrenquadrillen brav seinen Mann zu stehen, darf sich die Politik eines Industriestaates, der nach imperialistischer Expansion strebt, jetzt nicht mehr begnügen. Der Auslandsdienst eines solchen Staates müßte heutzutage nach dem Muster des Filialsystems großer Banken und Industriegesellschaften organisirt werden. Ohne diese feste Grundlage kann selbst der stärkste Staatsmann nicht in der Entscheidungstunde aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Bismarck sogar hat geirrt, weil sein Genie oft schlecht bedient wurde. Er kannte nicht die immer noch ungeheure Kraft der Papstkirche, nicht die tief in der kapitalistischen Wirthschaft ruhenden Wurzeln der Sozialdemokratie; er erfuhr nie, daß neben dem polnischen Adel eine kräftige und betriebsame Bourgeoisie erwachsen ist, die ganz andere Tendenzen hat als die alte Herrenkaste, und war sehr erstaunt, als er hörte, das südafrikanische Gold habe eine Umpflügung der englischen Gentry bewirkt. In seinen glücklichsten Tagen wußte er unzünftige Diplomaten, wie Lothar Bucher und Guido Henckel, aufzuspüren, die ihn über britische und französische Wirthschaftverhältnisse unterrichten konnten. Kein Staat aber und kein kaufmännisches Unternehmen darf hoffen, stets geniale Leiter zu finden. Organisation ist da Alles. Das lehrt das Beispiel der katholischen Kirche, die nur durch ihre großartige Organisation stark und durch keinen Personenwechsel wesentlich zu schwächen ist, lehrt nicht minder eindringlich aber der Blick auf viel jüngere, viel unheiligere Institutionen. Nicht durch Schöpferideen, die dem Jupiterkopf Georgs von Siemens entsprangen, ist die Deutsche Bank groß geworden, sondern durch die stille, kaum sichtbare Arbeit des Direktors Wallich, der die seit Jahrzehnten bewährte Organisation des Crédit Lyonnais den deutschen

Bedürfnissen anpaßte. Davon zehrt die Bank heute noch; sie gedeiht ohne genialen Leiter und hat die Diskontogesellschaft des Herrn von Hansemann überflügelt, der ein selbstherrisches Talent ersten Ranges ist, aber nie ein Organisator war. Wohin wir sehen: in Krupps Königreich, ins Bienenmatriarchat oder in den Parteistaat der Sozialdemokratie, — überall fühlen wir die erhaltende, vorwärts führende Macht der Organisation, die jedes eroberte oder erst zu erobernde Gebiet mit einem lückenlosen Spinnennetz bedeckt, jeden Arbeiter an seinen Platz stellt, jede Krisenmöglichkeit vorwägt und für stets sichere, stets gangbare Verbindungwege zwischen Peripherie und Centrum sorgt. Muß die Diplomatie immer unmodern bleiben, immer dem Spott, der Operettensatire ein bequem erreichbares Ziel?

Die Berichte zweier klugen Kaufleute, der Herren Ballin und Goldberger, haben auf den Kaiser Eindruck gemacht. Vielleicht sind für die internationalen Geschäfte der Exportstaaten nur noch Männer zu brauchen, die aus den Ideenkreisen des Handels kommen. Die Botschafter und Gesandten könnten ja auch künftig dem dekorativen Hochadel entnommen, doch müßten ihnen, wie längst schon Militärbevollmächtigte, Kommerzienräthe attachirt werden, an die Titel und Rang einer Excellenz dann nicht verschwendet wäre. Heute weiß jeder Bankdirektor und Großkaufmann im Ausland besser Bescheid als der dort beglaubigte Zunftnotenschreiber, der das Bischen Personalklatsch in den Kurialstil preßt. Wenn Prinz Heinrich von Preußen die Carnegie und Konsorten unter vier Augen geschickt ausfragt, wird er erfahren, daß sie einen guten Theil ihrer raschen Erfolge dem Glück verdanken, daheim durch keine Bureaukratie gehindert und im Ausland durch smarte Geschäftsleute vertreten zu sein. Solche Auskunft erwartet der Kaiser wahrscheinlich von seinem Bruder; und deshalb verdient unter allen Depeschen doch eine Beachtung. Fällt bei uns endlich das Monopol, das einer kleinen Schaar geborener Pfründner die diplomatischen Posten sichert, dann wird mählich auch der Adel seinen Widerwillen gegen industrielle und kommerzielle Thätigkeit ablegen und sich entschließen, den Wettbewerb mit den Sprossen der nouvelles couches aufzunehmen. Wenn die Tauffahrt des Prinzen Heinrich zu einer Reorganisation... nein: zum ersten Versuch einer modernem Bedürfniß genügenden Organisation des diplomatischen Dienstes führt, dann wird Keiner, mag er sonst solche Festreisen noch so gering schätzen, sie politisch unnützlich nennen dürfen.



Das Schaffen des Dichters.

Der Kern meines ästhetischen Verhaltens einer Dichtung gegenüber ist der eigenthümliche Gefühlszustand, in den sie mich versetzt. Sie wirkt auf mein Gefühl ganz für sich: ich denke während des Genusses weder an einen Zweck, den sie erfüllen könnte, noch an eine Belehrung, die ich über irgend welche Objekte der Wirklichkeit daraus schöpfen könnte; sondern die Dichtung wirkt auf mich lediglich als diese sprachlich ausgedrückte Vorstellungmasse, als die sie mir entgegentritt. Ist so der eigenthümliche Gefühlszustand, in den die Dichtung mich versetzt, das Letzte, was sie mir zu geben hat, so darf ich wohl annehmen, daß auch für die Produktion dieser Gefühlszustand das eigentlich Maßgebende ist.

Schiller schreibt am siebenundzwanzigsten März 1801 an Goethe: Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungzustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungzustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Schiller spricht von einem Empfindungzustand, statt von einem Gefühlszustand; aber Das ist nur ein Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Sprachgebrauch: beide Wörter bedeuten im Grunde das Selbe. In einem Punkt freilich ist Schillers Definition zu weit: sie spricht von einem Objekt überhaupt, in das der Produzirende seinen Gefühlszustand niederlegt; aber Objekte sind auch Gemälde, Statuen, Gebäude, musikalische Kompositionen; Schiller definirt also mit seinem Satz den Künstler überhaupt, und wenn wir eine Definition des Dichters haben wollen, müssen wir an die Stelle jenes allgemeinen Ausdrucks „Objekt" einen spezielleren setzen. Und in einem anderen Punkt ist Schillers Definition zu eng: sie verlangt, daß die Dichtung den Leser in den selben Zustand versetzt, in dem der Dichter bei der Abfassung sich befand. Gewiß ist es für die Wirkung am Günstigsten, wenn der Genießende die Dichtung gerade so erlebt, wie der Dichter sie erlebt hat; aber nicht immer tritt dieser günstige Fall ein. Wenn wir die homerischen Gesänge lesen, fühlen wir schwerlich genau Das, was ihr Verfasser und ihr erstes Publikum fühlten; und auch einer modernen Dichung können wir ganz anders gegenüberstehen als ihr Verfasser. Wir werden den beiden geäußerten Bedenken gerecht, wenn wir die Definition so fassen: Jeden, der seinen Gefühlszustand in eine sprachlich ausgedrückte Vorstellungmasse so niederlegt, daß diese einen kongenialen Leser oder Hörer nöthigt, in jenen Gefühlszustand überzugehen, nennen wir einen Dichter. Aber auch mit dieser Aenderung bezeichnet Schillers Satz doch nur den klassischen, den idealen Fall des dichterischen Schaffens. Es giebt auch Schriftsteller, die gar nicht den eigenen Gefühlszustand in ihrer Schöpfung objektiviren wollen; die etwa

einen Romanhelden schildern, von dem sie wissen, daß er alle ihre schönen Leserinnen entzücken wird, und den sie daher Dem entsprechend behandeln, während sie selbst über ihn lachen. Wenn nun solche Schriftsteller die beabsichtigte Wirkung bei ihrem Publikum erreichen, so werden wir ihnen den Namen eines Dichters kaum vorenthalten können; und zwar um so weniger, als zwischen ihnen und Denen, auf die Schillers Beschreibung paßt, mancherlei Zwischenstufen liegen. Auch große Dichter haben dem Publikum oder dem Theaterdirektor Konzessionen gemacht. So arbeitete Schiller auf das Verlangen Dalbergs den tragischen Schluß seines Fiesko in einen glücklichen Ausgang um; und Hebbel strich aus seiner Judith, um die Prüderie des Publikums zu schonen, die Hauptszene, nach der Alles hinstrebt. Beide Dichter nahmen diese Aenderungen vor mit dem vollen Bewußtsein, ihr Werk zu verunstalten. Aber ein solches Bewußtsein kann auch fehlen, während der Dichter doch etwas Anderes giebt, als seinem inneren Drang entspricht. Ein an sich schwaches, aber sehr merkwürdiges Werk ist Lessings Miß Sara Sampson. Lessing war ein kräftiger, leidenschaftlicher Mensch, der im Zorn wohl mit den Zähnen knirschte und der, wenn ihn ein tiefes Leiden überkam, zu Ausdrucksmitteln griff, wie er sie seiner Orsina lieh: zu bitteren Epigrammen, Sarkasmen, die in der Wunde wühlen; und dieser Mann schreibt ein Drama, das in Weichheit und Rührsäligkeit zerfließt. Ganz sicher hatte Lessing nicht seiner Natur nach das Bedürfniß, sich in solchen Stimmungen zu ergehen, sondern er hatte damals aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern will, die Ueberzeugung, daß nur Thränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit die Absicht des Trauerspiels seien; und dieser Ueberzeugung gemäß gestaltete er sein Stück. Er wird bei dieser Ueberzeugung die thränensälige Rührung seines Dramas ehrlich mit durchgefühlt haben; aber die Stimmung, die er hier niederlegt, und seine eigentliche Lebensstimmung waren zwei getrennte Welten. Einen ähnlichen Thatbestand findet man öfters. Aber diese Trennung ist doch für das Entstehen einer großen Dichtung ungünstig; in den großen Dichtungen spiegelt sich der dem Dichter wirklich eigene Gefühlszustand.

Dieser Gefühlszustand entwickelt sich in seiner Bestimmtheit erst an dem Stoffe der Dichtung selbst. Nehmen wir Wanderers Nachtlied von Goethe: Ueber allen Gipfeln ist Ruh ... Das Gedicht ist auf dem Gickelhahn geschrieben: der Dichter ist in den abendlichen Wald eingetreten und dieser hat ihm eine gesättigte Stimmung der Ruhe gegeben, wie er sie offenbar am Tage nicht erlebt hatte. Der Gefühlszustand wird also hier durch eine Situation hergestellt, in der sich der Dichter wirklich befindet. Er kann sich auch durch ein Phantasiebild herstellen. So enthält manches Gedicht, das der Dichter fremden Personen in den Mund legt, eben nur die Situation dieser fremden

Personen; die Gefühle, die da ausgesprochen werden, sind ohne Weiteres die des Dichters, wie sie sich ihm in der Vorstellung der fremden Situation gestaltet haben, wie der Dichter glaubt, daß er sie selbst haben würde, wenn er sich in der fremden Situation befände (etwa als Schäfer oder König). Etwas Anderes ist es, wenn der Dichter eine wirkliche Rolle schreibt, wenn er etwa den Monolog eines fremden Charakters dichtet: hier spiegeln sich im Gedicht zunächst die Gefühle dieses fremden Charakters, aber die eigene Gefühlslage des Dichters verräth sich darin, daß ihm dieser Charakter interessant oder sympathisch ist, daß er ihn bewundert oder verabscheut. Und so schreibt der Dichter eine ganze Tragoedie und erlebt die tragische Stimmung, die zu erleben ihm willkommen ist und die er, während er sie erlebt, in seinem Werke niederlegt. Wenn also der Gefühlszustand sich erst am Stoff oder während der Ausführung bestimmt, so sind doch vorher schon gewisse Gefühlsdispositionen vorhanden. Der abendliche Wald erweckte in Goethe, als ihm das Gedicht entstand, eine Stimmung der Ruhe; er hätte in anderen Menschen, vielleicht auch in Goethe selbst in einem anderen Moment, eine Stimmung des Grausens erregen können. Ob das Eine oder das Andere eintritt, hängt von der Gefühlsdisposition ab, die im Menschen vorhanden ist, während er den abendlichen Wald auf sich wirken läßt. Diese Disposition kann die Spuren vorübergehender Einflüsse zeigen. Wer gerade vor dem Spazirgang im abendlichen Wald eine unheimliche Geschichte gehört hat, Der ist gewiß für jenes Gefühl des Grausens stärker disponirt als ein Anderer. Aber unter dieser durch momentane Einflüsse bestimmten Schicht steckt Bleibenderes: durch eine ganze Lebensperiode hindurch lassen sich gewisse Grundzüge im Gefühlsleben eines Dichters nachweisen; und gehen wir noch tiefer, so treffen wir auf Grundzüge, die durch sein ganzes Leben sich hinziehen.

Es ist eine wichtige Aufgabe für uns, solche Grundzüge aufzusuchen und zu beschreiben. Ich kann hier nicht versuchen, eine Reihe von Typen aufzustellen, sondern will nur einige wichtige Unterschiede hervorheben. Von großer Bedeutung ist es, ob das Gefühl des Dichters durch Formen und Inhalte gleich stark oder durch eine dieser beiden Gruppen von Anlässen in erster Linie in Bewegung gesetzt wird. Unter Form verstehe ich dabei nicht die äußere Form — Verse, Strophen oder Dergleichen —, sondern den festen und feinen Umriß der Darstellung selbst, die sorgfältigste Schilderung eines Charakters, so daß alle gegebenen Einzelheiten zu einem lebensvollen Ganzen zusammenstimmen; mit anderen Worten: die konsequente Durchführung einer Handlung, eines Problems und Aehnliches. Es giebt Dichter und auch Leser, die an solchen Dingen an sich einen großen Genuß finden und denen es dabei mehr oder weniger gleichgiltig ist, ob der so lebendig geschilderte Charakter sympathisch oder unsympathisch ist, ob die Handlung uns ans Herz greift oder nicht. Auf der

anderen Seite stehen die Dichter, denen hauptsächlich an diesen inhaltlichen Wirkungen gelegen ist, die mit ihren Personen das Leben genießen, kämpfen und siegen oder sich von ihrem Schicksal erschüttern und rühren lassen wollen. Stark ausgeprägt war dieser Typus in der Sturm- und Drangperiode, wo die Formgefühle bei manchen Dichtern ganz zurücktraten und die Losung galt: Es ist immer noch besser, ein verworrenes Stück zu machen als ein kaltes. Bei Dem, der diese Worte sprach, bei Goethe, ist freilich in späterer Zeit eine vorhandene und nur überwucherte Anlage für Formgefühle zu starker Geltung gekommen. In neuerer Zeit lassen sich als Beispiele Gottfried Keller und Wilhelm Jensen gegenüberstellen. Bei Keller herrscht in manchen Novellen das Interesse der Charakteristik als solcher ganz vor, bei Jensen ist Das nie der Fall: bei ihm kommt es immer auf die inhaltliche Wirkung der Szene an. Weiter kann man unterscheiden zwischen Dichtern, die in erster Linie kräftige, energische Gefühle in sich zu erleben wünschen, wie Schiller, und Anderen, die hauptsächlich sanfte, rührsame Stimmungen aufsuchen, wie etwa Gellert und viele seiner Zeitgenossen. Und so ließen sich noch manche Unterschiede angeben.

Wir haben uns ferner zu fragen, woher der Dichter das Material nimmt für die Vorstellungmasse, in die er sein Gefühl niederlegt. Für das angeführte goethische Gedicht beantwortet sich diese Frage sehr leicht: das Material wurde ihm von dem Wahrnehmungbilde des schweigenden abendlichen Waldes selbst gegeben; der Dichter brauchte es nur in sich aufzunehmen und auf seine Sinneswahrnehmungen zu achten. Und das offene Auge, mit dem der Dichter in die Welt blickt, liefert ihm auch Material für die künftige Verwerthung. Goethe sagt von sich: Wenn ich die Augen recht ordentlich aufmache, sehe ich so ziemlich Alles, was zu sehen ist. Wir haben zahlreiche Zeugnisse für dieses lebhafte Interesse, mit dem die Dichter sich in der sie umgebenden Welt umschauen. Bekannt ist eine Anekdote von Ariost. Sein Vater schalt ihn einmal in heftigem Zorn aus; er aber benutzte die Gelegenheit, ganz ruhig zu beobachten, wie ein zorniger Mann sich geberdet. Richtung und Umfang des Interesses sind bei den einzelnen Dichtern verschieden. Goethe sah Alles; aber Klopstock schrieb:

> Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,
> Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
> Das den großen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Und in der That wissen wir aus gleichzeitigen Berichten, daß Klopstock weniger die Natur, die Ereignisse selbst als vielmehr ihren Widerschein in einer „fühlenden Seele“ beobachtete. Diese Richtung seines Interesses spiegelt sich dann im „Messias“. Was geschieht, wird oft kurz und wenig deutlich erzählt, aber immer ist eine Zuschauerschaar dabei — Klopstock hat die In-

fassen vom Himmel und Hölle für diese Rollen zur Verfügung — und immer wird angegeben, was diese Zuschauer gesagt und gefühlt haben.

Zu dem Erlebniß des Dichters kommen Inhalte von Berichten Anderer, um sein Material zu vermehren. Dabei bleiben nun die einzelnen Wahrnehmungen und Berichte nicht für sich, sondern verbinden sich mit einander. Das sind Vorgänge, die auch in anderen Menschenseelen ähnlich sich vollziehen, wie denn überhaupt selbstverständlich das Seelenleben des Dichters den allgemeinen psychologischen Gesetzen folgt und sich von dem Seelenleben des Nichtdichters nur durch besondere Leichtigkeit und Energie mancher Vorgänge unterscheidet. Ich hebe zunächst als besonders interessant die Fälle hervor, wo eine verhältnißmäßig unbedeutende eigene Erfahrung mit einem Bericht über ein viel bedeutenderes Objekt oder Ereigniß kombinirt wird, so daß sie erst durch jene Erfahrung für den Dichter Leben gewinnen. Als Herder eine Seereise machte, sah er die Ordnung und strenge Disziplin auf dem Schiffe und begriff, daß es in der gefährlichen Lage des Schiffes nöthig sei, durch solche Disziplin die ganze Kraft der Besatzung in eine Hand zu legen und von einer Stelle aus zu lenken. Und da fällt ihm ein, was er von den alten Despotien des Morgenlandes gelesen hat; er findet, daß damals die Staaten gleichfalls in einer unsicheren, gefährlichen Lage sich befanden, und versteht von hier aus die damalige Berechtigung dieser Regirungform. Oder ein anderes berühmtes Beispiel: Schiller las eine Schilderung der Charybdis und sah sich daraufhin eine Wassermühle an. Was er hier sah, kombinirte er sich mit dem Inhalt des Berichtes zu dem großartigen Bilde, das er nun wiedergeben konnte in den Versen: Und es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w. Wir haben überhaupt die natürliche Tendenz, Unbekanntes, uns fern Stehendes vom Bekannten aus aufzufassen. Wenn Jemand zuerst von Bazillen hört und nun nicht mehr an einem hygienischen Institut vorbeigehen will, weil er fürchtet, die Bazillen könnten ihn überfallen, so stellt er sie sich wahrscheinlich nach dem Muster der kleinsten unangenehmen Thiere vor, mit denen er bisher zu thun gehabt hat. Es ist der selbe Vorgang, wenn der primitive Mensch den herabzuckenden Blitzstrahl als den niedersausenden feurigen Speer oder Hammer eines Gottes auffaßt.

Durch Kombination der Inhalte von Wahrnehmungen und Berichten bilden sich in uns große Gruppen. Die Bedeutung des Wortes Rose besteht in einem großen Assoziationzusammenhang, in dem Erinnerungbilder zahlreicher Stengel, Blüthen und Blätter der verschiedensten Formen vereinigt sind, in denen eben Rosen sie darbieten. Natürlich ist es uns niemals möglich, diesen Zusammenhang auf einmal zu übersehen; wenn wir versuchen, Etwas davon ins Bewußtsein zu rufen, so gerathen wohl all die Erinnerungbilder in einen gewissen Erregungzustand: sie treten in Bereitschaft, wie man

es auszudrücken pflegt; im Bewußtsein taucht aber als völlig deutliche Vorstellung nur das Bild einer einzelnen Rose oder allenfalls einiger Rosen neben einander empor. Ein solches Bild könnte einer früheren Wahrnehmung genau entsprechen, aber daß dieser Fall eintritt, ist ziemlich unwahrscheinlich; auch wenn nur eine einzige Wahrnehmung eines Objektes vorhanden war und wir im Erinnerungbild jene Wahrnehmung genau wiederzuerkennen glauben, so hat doch in Wirklichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach unser Gedächtniß die Formen- und Größenverhältnisse nicht ganz genau aufbewahrt. Und in dem vorhin angenommenen Fall kommt noch hinzu, daß bei der großen Zahl der Wahrnehmungen, die in dem Assoziationzusammenhang vereinigt sind, mehr oder weniger genau reproduzirte größere oder kleinere Bestandtheile verschiedener Wahrnehmungen sich zu dem neuen Bilde vereinigen. Eine regellose Zusammenwürfelung ist aber auch ein solches Bild nicht: alle Einzelheiten des Assoziationzusammenhanges stehen unter einander in bestimmten Verhältnissen der Größe und Lagerung, die auch in das neue Bild eingehen und dessen Charakter mit bestimmen. Eben so verhält es sich mit Ereignissen. All die zahlreichen Segelbootfahrten, die ich in meinem Leben gemacht habe, haben sich mir zu einem großen Assoziationzusammenhang vereinigt, aus dem ich selbst eine einzelne Fahrt mit der ganzen Reihenfolge ihrer Ereignisse herauszulösen gar nicht im Stande bin. Wohl aber könnte ich mehrere Bootfahrten mit zahlreichen Einzelheiten erzählen, die glaubhaft wären, Das heißt: so, wie sie erzählt worden sind, geschehen sein könnten. Zwei Regulatoren treten hier bei der Aneinanderreihung der Einzelheiten in Wirksamkeit: das Kausalverhältniß und das Zweckverhältniß in den speziellen Formen, wie sie bei Segelbootfahrten vorkommen. Die augenblickliche Richtung des Bootes hängt von mehreren Bedingungen ab, unter denen die Lage des Steuerruders die auffallendste ist. Habe ich diese Abhängigkeit einmal als eine solche, als einen Kausalzusammenhang, begriffen, so ist damit die Assoziation zwischen dieser Bedingung und ihrer Folge eine so feste, daß mir, wenn ich mir eine bestimmte Steuerlage vorstelle, mit Nothwendigkeit auch die Vorstellung einer passenden Bootwendung und nicht die der entgegengesetzten auftaucht. Ob nun freilich die vorgestellte Bootwendung ganz genau zu der vorgestellten Steuerlage paßt, kommt auf das Maß meiner Uebung an; da wir aber in der Sprache Beides doch nur mit allgemeinen Ausdrücken bezeichnen, so genügt es schon, wenn nur grobe Irrthümer ausgeschlossen sind. Der zweite Regulator ist das Zweckverhältniß. Wenn ich mir die Situation vorstelle, daß der Wind von links kommt und plötzlich starke, kleine Kräuselwellen von links her sich rasch dem Boote nähern — wodurch das Herankommen eines stärkeren Windstoßes angezeigt wird —, so schließt sich daran sofort die Vorstellung, daß der Steuernde den Griff des Steuerruders nach rechts

herumdrückt und damit dem Boot eine Wendung nach links schärfer in den Wind hinein giebt; das Manöver hat den Zweck, daß der Wind schräger auf das Segel trifft, also mehr von ihm abgleitet und das Boot nicht so weit umlegen kann. Indem diese beide Regulatoren zusammenwirken, ordnen sich die aus dem Assoziationzusammenhang gerade zur Geltung kommenden Einzelheiten doch immer wieder in einer Reihenfolge, die einem möglichen Geschehen entspricht. Der zweite Regulator wirkt allerdings nur unter einer Voraussetzung: der nämlich, daß ich dem Mann am Steuerruder so viel Sachkenntniß und Geistesgegenwart zutraue, wie zur Ausführung des Manövers gehört. So werden wir also von dem Gebiete des äußeren Geschehens hinübergewiesen auf das des inneren und haben uns zu fragen, wie in dem Dichter die Vorstellung fremder Charaktere entsteht. Die bloße Beobachtung fremder Menschen reicht dazu nicht aus, denn sie giebt uns immer nur Aeußeres, nur Aeußerungen des seelischen Geschehens: und dieses selbst müssen wir zu jenen Aeußerungen aus den Erlebnissen der eigenen Seele hinzu ergänzen.

Manche Charaktere, die der Dichter vor uns hinstellt, sind nichts Anderes als sein eigener Charakter, nur in einer fremden Situation. Wie der Dichter in einem kurzen Gedicht als Schäfer, als König u. s. w. sprechen kann, so kann er seinen eigenen Charakter in fremder Situation auch durch einen ganzen Roman durchführen. Ein Beispiel für diesen Fall bietet Wieland in seinem Roman Agathon, dessen Held nach des Verfassers eigenem Zeugniß sein Selbstportrait ist.

Aber der Dichter ist auch im Stande, ein von seinem gewöhnlichen Wesen verschiedenes Fühlen und Wollen in sich zu erleben. Drei Vorgänge ermöglichen ihm Das. Es können, erstens, Gefühle und Triebe künstlich gesteigert werden. Wir Alle wissen ja, daß man sich in einen bestimmten Affekt hineinarbeiten kann. Es können, zweitens, Gefühle oder Triebe im Phantasieerlebniß von ihnen sonst entgegenwirkenden Hemmungen freigehalten werden. Zum Beispiel: Es handelt sich um Triebe, die die Phantasiegestalt zu einer bösen That führen; der Dichter erlebt diese Triebe und erlebt auch die That mit, die er doch im Leben niemals begehen würde. Aber Keime zu den Gefühlen, die böse Thaten verursachen können, zu ungebändigter Selbstsucht, übertriebenem Ehrgefühl, Rachsucht und ähnlichen, liegen in uns; sie entwickeln sich nur gewöhnlich nicht, weil sie sofort von unseren sittlichen Gefühlen oder auch von der Furcht vor Strafe unterdrückt werden. Wir können aber unsere Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen richten, die jenen gefährlichen Gefühlen entsprechen, und können so das Bild einer nur von ihnen diktirten Handlung gewinnen. Dabei können die sittlichen Gefühle in uns vorhanden sein und etwa als quälende Unruhe jenes Phantasiebild in seiner Entwickelung zur bösen That begleiten. Und vielleicht ist jene böse That doch nicht so

ganz und in jeder Beziehung böse, vielleicht steckt in ihr die energische Ausgestaltung eines Triebes, der uns innerhalb seiner Grenzen wenigstens berechtigt scheint, oder wenigstens ein Zug von Größe, der uns sympathisch ist: dann werden andere, kontrastirende Gefühle noch weiter zurücktreten können. Der dritte Vorgang, den ich noch im Auge hatte, besteht in der Stiftung neuer Vermittelungen zwischen bestimmten Vorstellungen und den in uns vorhandenen Gefühlsquellen. Eine solche Gefühlsquelle ist zum Beispiel unsere Selbstachtung. Sie giebt Gefühle her, zunächst bei brutalen Angriffen auf unsere Person: aber der Bereich der Vorstellungen, von denen aus sie geöffnet werden kann, wird mit der zunehmenden Ineinanderflechtung unseres ganzen Vorstellunglebens immer größer; und schließlich kann ein scheinbar recht ferner Anlaß dazu führen, daß wir uns beleidigt fühlen. Solche Vermittelungen können sich dem Dichter in seinem Phantasieerlebniß neu herstellen und vermöge der vorhin erwähnten Abwehr der Hemmungen stark wirken. Daß diese Vorgänge eintreten, dazu ist nun freilich irgend ein Anlaß nöthig. Solch ein Anlaß kann von außen kommen. In dem Stoffe, den der Dichter bearbeitet, sind gewisse Eigenthümlichkeiten und gewisse Handlungen eines Menschen gegeben; und darin liegt ein Antrieb für den Dichter, sie von innen heraus nachzuschaffen. Aber auch zufällige geringe eigene Erlebnisse können die Keime ganzer Charakterbilder sein. Nehmen wir an, der Dichter stände vor einer kleinen Aufgabe des täglichen Lebens und zufällig gingen seine Gedanken, bevor er zur Ausführung kommt, einige Male über die verschiedenen Möglichkeiten der Ausführung hin und her; wird er dann darauf aufmerksam, daß er nun eine Zeit lang über die Ueberlegung nicht dazu gekommen ist, sie zu verwirklichen, so genügt diese Erfahrung vollkommen, um den Keim eines Hamlet-Charakters abzugeben. Der Umfang der Charaktere, die der Dichter aus sich heraus erleben kann, ist bei den einzelnen Dichtern verschieden. So ist nur Wenigen gegeben, Kinder mit der Meisterschaft zu zeichnen, mit der Goethe und Heinrich von Kleist es gethan haben. Bei der Schilderung pathologischer Seelenzustände vermag der Dichter aus seinem Eigenen zu schöpfen, so weit in solchen Zuständen noch Bestandtheile normalen Seelenlebens erhalten sind; die ganze Form des einzelnen Krankheitbildes kann ihm immer nur die Beobachtung geben.

Doch mit Alledem haben wir noch kein Kunstwerk; es fehlt noch die Seele, also jener Gefühlszustand, der in das Material hineingelegt wird. In Wanderers Nachtlied vollzieht sich dieses Hineinlegen wieder in einfacher Weise: indem aus dem Wahrnehmungskomplex, den der abendliche Wald bietet, die passenden Elemente zu den vorhandenen Gefühlsdispositionen in Beziehung treten, werden sie vor den übrigen stark hervorgehoben; und während die Stimmung sich ausbildet, wird der Wahrnehmungskomplex durch diese ver-

schiedene Accentuirung seiner Einzelheiten zu ihrem Spiegelbild. Die so hervortretenden Elemente des Komplexes werden nun sprachlich wiedergegeben, und zwar mit Worten, die wieder unter den für den Ausdruck überhaupt möglichen von der Stimmung ausgewählt werden. Und eben so wie in diesem Beispiel werden auch aus dem reichen Material, das die vorhandenen Assoziationzusammenhänge bieten, die zur Stimmung passenden Einzelheiten ausgesondert und, während die angegebenen Regulatoren wirken, zu einem neuen Ganzen verbunden. Und jene Fähigkeit des Dichters, sein Seelenleben zu schildern, wie es sich in einer fremden Situation abspielen würde, ferner sein Vermögen, fremdes Seelenleben in sich zu erzeugen, erhalten von den Bedürfnissen seiner momentanen Gefühlsdisposition ihre Richtung.

Doch Das ist noch nicht Alles. Durch ihren Stimmungsgehalt werden dem Dichter auch Vorstellungen nahegelegt, die durch die Erfahrung ihm so nicht gegeben sind. Der Dichter kann zunächst Gegebenes steigern; so erhalten die Helden übernatürliche Größe, weil nur eine solche dem imponirenden Eindruck ihrer Thaten zu entsprechen scheint. Schiller hätte auch ohne den Bericht über die Charybdis aus dem Anblick der Wassermühle die Vorstellung ungeheurer Strudel und Wellen schaffen können, wenn seine Stimmung durch jenen Anblick zwar gereizt, aber noch nicht befriedigt gewesen wäre. Ich habe ferner schon vorhin davon gesprochen, daß wir Unbekanntes vom Bekannten aus auffassen; am Bekanntesten und Vertrautesten ist uns nun das menschliche Seelenleben; daher wird dieses in die Natur hineingetragen, wo in ihr irgend eine Analogie zu menschlichen Verhältnissen vorzuliegen scheint. Das Verhältniß der Naturdinge zu ihrer Umgebung oder überhaupt zu anderen Objekten kann uns an entsprechende Verhältnisse im Menschenleben erinnern:

> Ein Fichtenbaum steht einsam
> Im Norden auf kahler Höh —

wie ein verlassener, dort festgebannter Mensch; und wenn nun die Vorstellung eines Menschen in dieser Situation dem momentanen Gefühlsbedürfniß des Dichters entspricht, so wird sie ihm ganz lebendig und bleibt doch an die Vorstellung jenes Baumes gebunden. Beides verschmilzt mit einander. Und nun erlebt der Dichter mit dem Baume selbst mit, was ein Mensch in jener Situation erleben könnte:

> Ihn schläfert: mit weißer Decke
> Umhüllen ihn Eis und Schnee.
> Er träumt von einer Palme,
> Die fern im Morgenland
> Einsam und schweigend trauert
> Auf brennender Felsenwand.

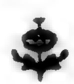
Oder der Dichter erleidet von dem Naturobjekt einen eigenthümlichen Einfluß, wie er ihn unwillkürlich einem lebenden Wesen zutraut; und wieder kombinirt sich ihm die Vorstellung eines lebenden Wesens mit einem solchen Objekt: das Grausen der Nacht hängt sich an alle Gegenstände, die wir sehen, und diese werden damit zu Wesen, denen gegenüber dieses Grausen natürlich erscheint, die Eiche im Nebelkleide etwa zu einem aufgethürmten Riesen u. s. w.

Damit sind, freilich nur in sehr großen Zügen, die Grundlagen des dichterischen Schaffens gekennzeichnet. Der Keim einer einzelnen Dichtung entsteht nun dadurch, daß eine Vorstellungmasse Beziehungen gewinnt zu einer vorhandenen Stimmungdisposition. Eine solche kann sich im Dichter bisher noch nicht merklich gemacht haben: eine Wahrnehmung, ein Bericht, eine zufällig auftauchende Vorstellungskombination geben ihm eine ihn befriedigende Gefühlswirkung, an die er vorher noch nicht gedacht hatte. Manchmal ist im Dichter aber auch schon eine Sehnsucht nach dem energischen Erleben einer ihm im Allgemeinen vorschwebenden Stimmung vorhanden; er wartet daher auf einen Stoff, der diese Sehnsucht befriedigen könnte, oder sucht ihn sich. Wir besitzen darüber interessante Zeugnisse von Dichtern, so von Schiller, der einmal schreibt: „Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Grundstimmung geht vorher und auf diese folgt bei mir erst die bestimmte Idee.“ Schiller ging gelegentlich ganz systematisch beim Aufsuchen seiner Stoffe zu Werke. Er verspricht sich einmal eine starke tragische Wirkung von der Darstellung eines Verwandtenmordes und schreibt in dieser Zeit in seinen Kalender: „Eine Paricida — er meint Paricidium — muß begangen werden: fragt sich, von welcher Art. Vater tötet den Sohn oder die Tochter. Bruder liebt und tötet die Schwester; der Vater tötet ihn. Vater liebt die Braut des Sohnes. Bruder tötet den Bräutigam der Schwester. Sohn verräth oder tötet den Vater.“ So zählt er sich alle Möglichkeiten auf, um die günstigste herauszufinden. Was schließlich bei diesem Verfahren herauskam, war die Braut von Messina.

Mit dem Moment der Konzeption — so nenne ich die Berührung einer Vorstellungmasse mit der Gefühlsdisposition — sind gewisse Grundzüge des künftigen Werkes bereits festgestellt. Der selbe Stoff kann von verschiedenen Seiten her konzipirt werden und gewinnt, je nachdem die Konzeption von der einen oder anderen Seite erfolgt, ein verschiedenes Aussehen. Das Beispiel des abendlichen Waldes habe ich schon erwähnt; als zweites möge uns der Stoff einer Entführungsgeschichte dienen. Dabei kann den Dichter die List der Frau interessiren, die mit ihrem schwachen, dummen Manne umspringt, wie sie mag, und schließlich in dem sicheren Arm ihres Galans lachend das Weite sucht: Das würde etwa eine Novelle des Dekamerone

ergeben. Oder dem Dichter ist die Güte und Geduld des Mannes sympathisch, der etwa der Frau nacheilt und der reuigen, inzwischen vielleicht von ihrem Galan verlassenen Sünderin verzeiht: so könnte diesen Stoff etwa Gellert gestalten. Oder es interessirt die schreckliche Enttäuschung der Frau, die um des Geliebten willen Alles hingegeben hat und zu spät entdeckt, daß sie sich an einen Unwürdigen weggeworfen hat: so hätte Heinrich von Kleist die Sache auffassen können. Es kann aber auch die Gestalt des siegreichen Verführers oder der Kampf der beiden Männer um das Weib interessiren. Und so weiter. Bei jeder dieser Auffassungen wird die Stimmung eine andere; andere Personen rücken in den Vordergrund und auch Entwickelung und Abschluß sind entsprechend von einander verschieden. Bei manchen kleinen Dichtungen fällt Konzeption und Ausführung in Eins; bei größeren ist Das natürlich nicht möglich. Für die Ausarbeitung steht dem Dichter das ganze vorher geschilderte Material zur Verfügung; aus ihm schöpft er, was durch die Konzeption gefordert wird. Die dabei sich vollziehenden Vorgänge würden aber eine gesonderte Betrachtung erfordern.

Würzburg. Professor Dr. Hubert Roetteken.



Gott hats verziehen.

Walek Gora und Jaschko Sokalski stammten aus dem selben Dorf, waren in dem selben Jahr geboren und wurden am selben Tage eingezogen. Beide wurden für eine kleine Festung an der europäisch asiatischen Grenze bestimmt, Walek als Gemeiner, Jaschko für den Lazarethdienst.

In der Fremde ging es den Jungen schlecht. Anderes Land, andere Menschen. Ihr einziger Trost lag darin, daß sie zu Zweien waren, nach Herzenslust plaudern und einander Muth zusprechen konnten. Auch kamen sie, so oft es ihr Dienst zuließ, zusammen; und während sie früher im Heimathdorf nur Altersgenossen und gute Bekannte waren, schlossen sie einander jetzt wie Brüder ins Herz. In der Fremde lernt man seine Landsleute lieben.

Gewöhnlich trafen sich die Jungen gegen Abend in der Kaserne. Auch am ersten Heiligen Abend, den sie fern der Heimath zubrachten. Die Erinnerung an diesen zu Hause so festlich begangenen Tag stimmte sie traurig. Die Burschen schwiegen und ließen ihre Gedanken weit über die Berge und Wälder schweifen. Nur die gedämpften Seufzer, die abwechselnd bald der Eine, bald der Andere ausstieß, verriethen, daß Beide an das Selbe dachten.

Walek unterbrach zuerst das Schweigen:

„Erinnerst Du Dich, Jaschko, wie es dazumal war?“ hob er leise an.

„Erinnerst Du Dich, Walek? . .“

Sie lächelten Beide. Vergißt man solche Augenblicke je im Leben?

Allmählich wurden sie lebhafter. Ihre Köpfe rückten immer näher, das

Geflüster wurde lauter, der Klang der Heimathsprache zauberte ihnen gleichsam das eigene Land vor die Augen.

Sie waren so sehr in ihr Gespräch versunken, daß sie das Eintreten des Ortsdienst habenden Offiziers nicht bemerkt hatten, der eine Weile hinter ihrem Rücken aufmerksam zugehört hatte und dessen kurz geschnittener Schnurrbart immer strenger über der zornig bebenden Lippe zuckte. Dann trat er einen Schritt vor und stand plötzlich dicht vor ihnen.

„Polnisch sprecht Ihr, Halunken? Polnisch! Hier, in der Kaserne?!"

Die Jungen fuhren erschreckt zusammen.

Der Offizier erstattete sogleich Bericht. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Jaschko bekam zwei Tage Arrest bei Wasser und Brot, Walek sechs Stunden Wache ohne Ablösung vor dem alten Pulvermagazin, das ziemlich weit von der Stadt entfernt war. Die Strafe wurde sofort vollstreckt. Jaschko wurde in den Arrest und Walek zur Wache abgeführt.

Gar fürchterlich ist der Frost im fernen Osten; die Vögel erfrieren im Fluge und das aus dem Munde gespiene Wasser fällt als Eiszapfen auf die Erde. Walek wußte Das aus Erfahrung, denn schon zweimal waren ihm die Ohren so erfroren, daß sie ihm beinahe abgefallen wären. Darum packte ihn bei dem bloßen Gedanken an jene sechs Stunden ein Schauder. Doch er hoffte zu Gott. Er hüllte sich in den großen, stattlichen Schafspelz, der zur Benutzung der Wache Haltenden stets in dem Schilderhäuschen bereit lag, und beschloß, sich gar nicht hinzusetzen, um durch die fortwährende Bewegung sich stets warm zu halten. Eine Zeit lang erwies sich Das thatsächlich als sehr gutes Mittel, aber nur, so lange die Luft ruhig war. Bald jedoch erhob sich ein leiser Wind, erst ganz still und gleichmäßig, der kaum eine Handvoll Schneeflocken von der Stelle zu treiben vermochte. Die Bewohner des Ostens wissen aus Erfahrung, was solch ein stiller Wind zu bedeuten hat, und bemühen sich, wo sie können, sich wie die Mäuse in den Löchern zu verbergen. Auch Walek hatte davon gehört. Das Herz wurde ihm beklommen. Aber was thun? In die Kaserne zurückkehren, um sich wegen Ungehorsams eine Kugel vor den Kopf schießen zu lassen? Er hüllte sich fester in den Pelz ein und beschleunigte den Schritt.

Der leise Wind fing inzwischen an, seine Richtung zu ändern und einen Kreis zu beschreiben, als zögere er und wisse nicht, was er weiter beginnen solle. Bald trieben die Schneeflocken wie eine weiße Tischdecke vorwärts, bald sprangen sie wie Johanniswürmchen in die Höhe, wirbelten in der Luft und fielen sehr ruhig wieder auf die Erde hinab. Auch der Wind legte sich vollständig und lange rührte sich kein Schneestäubchen von der Stelle.

Walek athmete auf.

Gottlob! dachte er. Wenn es weiter nichts ist, läßt sichs ertragen.

Doch plötzlich heulte was: dort hinten, in den fernen nächtlichen Schattennebeln. Wie ein Thier, dem unerwartet ein Hieb versetzt worden war. In dem selben Augenblick und an der selben Stelle strebte eine riesige Schneesäule plötzlich von der Erde empor, gerieth in einen stürmischen Wirbel und begann, wie behext, zu tanzen und in die Runde Schneeballen auszuspeien. Es dunkelte.

Walek zog die Hand aus dem Pelz, um die Mütze auf dem Kopf festzuhalten; doch in dem selben Augenblick schnellte gerade vor seinen Füßen eine

zweite Schneesäule empor. Die Enden des Pelzes breiteten sich wie Flügel über seinen Kopf aus, der Schnee verstopfte ihm den Mund und spritzte ihm in die Augen. Er fiel, so lang er war, fast ohnmächtig zu Boden und klammerte sich mit gekrümmten Fingern an die Schneerinde, um nicht selber wie ein Stäubchen fortgewirbelt zu werden. Nach einer Weile erholte er sich ein Wenig und begann, auf allen Vieren nach dem Schilderhäuschen zu kriechen. Es war bereits zur Hälfte verschneit; aber er hatte keine Lust mehr, sich durch Bewegung warm zu halten. Lieber erfrieren!

Der Frost ließ nicht lange auf sich warten. Vergebens rieb Walek Hände und Füße, vergebens verkroch er sich in seinen Pelz. Die zunehmende Kälte durchdrang alle Kleidungstücke, schlich unter das Hemd bis an den nackten Leib und stach und kniff so lange, bis die Glieder erstarrten.

Dem Burschen traten die Thränen in die Augen.

Wofür? — dachte er — wofür? Möge Gott Euch schwer strafen, Ihr mitleidlosen Henkersknechte!

Er fluchte und weinte. Er versuchte nicht länger, sich zu vertheidigen. Er kauerte sich ganz zusammen, so daß er nur halb so groß war wie sonst, rückte in den äußersten Winkel des Häuschens, preßte die Zähne auf einander und blieb unbeweglich. Nach einiger Zeit schien er zwar von der Kälte weniger zu leiden, aber eine ihm selbst kaum verständliche Furcht hielt ihn gänzlich umfangen. Er vernahm das Windgeheul, das wie besessen sein Versteck umstürmte, und ihm war, als ob er aus diesem Geheul, diesem unaufhörlichen Geräusch ein unerbittliches Urtheil über sich heraus hörte. Auch war ihm — er hätte es sogar beschwören können —, als riefe ihn Jemand aus weiter, weiter Ferne beim Namen.

Walek ... Wa—a—lek ...: so tönte es unaufhörlich. Der Sturm ergriff diese Stimme und trug sie über die ganz verschneite Gegend, als beklagte er sich, daß er das ihm zugewiesene Opfer nicht finden könne.

Walek zitterte und schmiegte sich fester an die harte Wand.

Plötzlich erzitterte das Schilderhäuschen. Mit satanischem Gekicher, mit wildem Freudengelächter stürzte die Windsbraut über den Burschen her, hob ihn von der Erde und eilte mit ihm davon ...

Walek stockte der Athem in der Kehle.

„Mutter Gottes“, rief er, „rette mich Armen!“

Aber mit einem Male, bevor er diese Worte noch zu Ende gesprochen hatte, veränderte sich Alles. Von Angst keine Spur mehr. Der eisige Wind liebkoste ihn, wie ein zartes Kind, mit sanften Flügeln und ließ ihn leicht auf eine rautengrüne Wiese herab. Nun wanderte Walek bei prächtig schönem Wetter dahin. In den Höhen frohlockte die Nachtigal, der blühende Buchweizen athmete süßen Honigduft aus und vom fernen dunklen Waldsaum her klang ein bekanntes Volkslied über das Feld.

Erstaunt blickte der Bursche umher, denn plötzlich erkannte er seine Heimath —: dort hinter dem Hügel die alte Linde und das Strohdach der väterlichen Hütte. Allmächtiger Gott! Er beschleunigte den Schritt; sein Herz pochte, daß es die Brust zu sprengen drohte. Endlich war der Hof erreicht. Das Thor knarrte ...

„Burek, Du bellst mich an? Er erkennt mich, der alte gute Hund! Genug

der Freudenbezeugungen! Ich habe jetzt keine Zeit mehr für Dich ..." Noch einen Schritt ... Aber die Hand zittert, kaum findet sie die Klinke ... Er tritt hinein. „Gesegnet sei Jesus Christus", sagt er, „gesegnet ..."

„Heiligste Mutter Gottes! Bist Du es, mein guter Sohn?" Die alten Hände der Mutter drücken ihn fest in den Greisenschoß, aus den alten Augen fließen die Thränentropfen im Strom über seinen Kopf. Ach, wie deutlich fühlte er diese Tropfen: heiß, groß und schwer fallen sie herab. Ihm aber wird freudig zu Muth. Ists Lachen oder Schluchzen, das ihm die Kehle zusammen schnürt und die Sprache hemmt?

Alsbald tritt der Vater in die Stube, dann die Nachbarn ... Der jüngere Bruder setzt sich des älteren Soldatenmütze auf, die Schwester bereitet das Essen. Walek lacht, erzählt lustige Schnurren ... Doch plötzlich, ganz unerwartet, ergreift der Vater ein Stück Holz und versetzt dem Heimgekehrten einen Hieb über den Kopf ..

„Wofür, Väterchen, wofür?" wimmert er herzzerreißend, „ich habe Euch doch nichts ..." Der Vater holt zum zweiten, zum dritten Male aus ... Walek schluchzt bitterlich. Die Hiebe werden immer stärker, immer dichter, immer schmerzlicher.

„Nach den Kolonien bist Du gegangen", dröhnt über ihm des Vaters zornige Stimme. „Zu Hause gefiel es Dir nicht mehr, nach Sibirien bist Du ausgewandert, um für ein fremdes Land Deine Kräfte hinzugeben. Dafür sollst Du bestraft werden, für Dein Sibirien!"

„Ach, Väterchen, nie werde ich es mehr begehren!" Walek fleht, bedeckt den Kopf mit den Händen und hört plötzlich, daß zu des Vaters Stimme sich eine andere gesellt, die immer stärker und mächtiger wird, Alles übertönt und zuletzt nur noch allein in seinen Ohren dröhnt.

„So hältst Du Wache, Du Hundesohn? So, Du gemeiner Pollacke!"

Walek zuckte zusammen. Mit großer Anstrengung riß er die Augenlider auf: vor seinen Augen erglänzte für einen kurzen Augenblick, das zornige Gesicht des Ronde-Offiziers; dann verfiel er wieder in den Taumel fieberhafter Visionen. Das Holzscheit des Vaters und die eisenbeschlagenen Absätze des Offiziers schmolzen in Eins zusammen; eine kurze Zeit fühlte er noch ein Wenig Schmerz; bald aber wurde er ganz empfindunglos.

Jetzt erst ließ der Offizier — denn diesmal war es kein Traumgebild, sondern Wirklichkeit — in seiner Wuth nach.

Er hatte geschrien, vor Wuth geschäumt, mit den Füßen getrampelt; endlich war er müde und heiser geworden.

„Hebt das Aas auf!" rief er den Soldaten der Patrouille zu.

Zwei Soldaten packten Walek unter die Arme, hoben ihn empor und lehnten ihn wie ein Stück Holz an die Wand des Schilderhäuschens. Seine Mütze war auf die Erde gefallen, der Kopf hing herab, der schneidende Wind glitt mit eisigem Hauch über sein Gesicht und preßte aus den ausdrucklosen Augen große Tropfen heraus. Er fühlte nichts. Der Offizier hatte sich inzwischen erholt und sprang wieder auf ihn los.

„Das nennst Du also Wache halten, Hundesohn! Bei der Wache am Pulvermagazin schläft er! So hältst Du Wache! Die Haut sollte man Dir abziehen, Lumpenkerl! Dich niederzuschießen, wäre noch zu gelind!"

Noch eine Ohrfeige versetzte er ihm, — der Kopf des Jungen fiel, wie abgeschnitten, auf die Schulter. Er schlug von der anderen Seite, — nun kehrte der Kopf wieder an seinen ursprünglichen Ort zurück. Endlich ließ er ihn in den Arrest abführen.

Aber Walek ging Das nichts mehr an. Er wußte nichts von Gottes Welt. Auch wußte er nicht, daß er dem Festungkommandanten vorgeführt wurde, der ihm ins Gesicht spuckte und ausdrücklich erklärte, ein solcher Lump verdiene nicht, den Soldatenrock zu tragen. Eben so wenig erinnerte er sich später, wie er die Nacht in der kalten, feuchten Arrestzelle verbracht hatte und von dort endlich ins Lazareth geschleppt worden war.

Eine starke Erkältung und die erlittene Mißhandlung hatten ihm eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Bursche phantasirte; bald weinte, bald lachte er und Jaschko, der als Lazarethwärter seine Qual mit ansah und bemerkte, wie er mit jedem Tage zusehends abnahm, wurde beinahe selbst krank.

Endlich, gegen Ende der zweiten Woche, kam Walek wieder zum Bewußtsein. Er sah sich im Saal um, in dem er lag, und lächelte Jaschko, der sich eben daran machte, den Ofen zu heizen, von Weitem zu.

Mit einem Sprung war Jaschko an seiner Seite.

„Na, gelobt sei der Allmächtige", flüsterte er erfreut. „Bist wieder zur Vernunft gekommen. Aber hast mir Angst eingejagt! . . ."

Fest drückte er des Kranken Hand. Doch seine Freude dauerte nicht lange. Als er in Waleks Augen schaute — so bleich wie die Sterne am Morgenhimmel und von so eigenthümlichem Ausdruck, als spiegelte sich in ihnen nicht jene alte, gute Seele des Knaben, sondern eine unbekannte, feierliche —, da befiel ihn eine hoffnunglose Traurigkeit. Er wandte sich schnell wieder ab, als eilte er, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen; im Grunde geschah es nur, um dem Kranken seine Thränen zu verbergen. Aber Walek hielt ihn nicht einmal zurück. Er folgte ihm nur mit den Augen, die er mitunter ermüdet schloß. Ganz ruhig, ohne sich zu regen und einen Laut von sich zu geben, lag er da. Erst gegen Abend, als Jaschko seine Arbeit verrichtet hatte und sich an sein Bett setzte, legte Walek seine kalte Hand auf die des Freundes, schwieg noch eine Weile und begann schließlich mit leiser Stimme:

„Wenn Du heimkehrst, Jaschko, grüße die Mutter, den Vater und alle Anderen . . . Sage, daß ich im letzten Augenblick an sie gedacht habe . . ."

Jaschko zitterte wie ein aufgescheuchter Vogel.

„Was redest Du?" flüsterte er. „Soll ich allein zurückkehren? Hab' keine Angst: Gott wird Dich schon wieder gesund machen. Dann kehren wir zusammen heim, eben so wie wir zusammen herkamen."

Der Kranke stöhnte: „Ich kehre nicht mehr heim . . . Das weiß ich. Weder Mutter noch Vater werde ich wiedersehen. Noch auch unsere heilige Erde und die liebe Sonne . . . Nichts . . . nichts . . . nie mehr . . ."

Die eingefallene Brust dehnte sich unter seinem Hemd, als würde sie von dem Schluchzen geweitet; dann fiel sie noch mehr ein; die Augen schlossen sich und nur die halb geöffneten Lippen zitterten leise.

Jaschko saß niedergedrückt und rathlos da.

Gegen Abend stieg das Fieber wieder, das eine Weile nachgelassen hatte.

Der Kranke athmete schwer, rothe Flecken zeigten sich auf den Wangen, die weit geöffneten Augen glühten wie feurige Kohlen.

Gegen Mitternacht beugte sich Jaschko über Walek, als er dessen leichten Händedruck fühlte.

„Jasch“, hob der Kranke mit kaum vernehmbarer, keuchender Stimme an, „beim Gekreuzigten beschwöre ich Dich: Thue, was ich von Dir erbitte! Ich bleibe allein hier zurück ... allein für ewige Zeiten ... feindliche Erde wird meine Brust drücken; fürchterlich, traurig wird mirs hier sein ... Schreibe an die Meinigen ... Mögen sie eine Handvoll ... unserer Erde ... irgend eine Blume ... herschicken ... Das Alles legst Du auf mein Grab ... Wirst Du es thun?“

Jaschkos Kehle schien wie von einem eisernen Reifen zugeschnürt. Er machte den Mund nicht auf, aus Furcht, der lange verhaltene Schmerz könnte in laute Klage ausbrechen, und nickte nur mit dem Kopf.

Walek drückte seine Hand fester und begann von Neuem, zu flüstern:

„Das ist Gottes Strafe, eine über mich verhängte Strafe ... Erinnerst Du Dich, Jasch, wie man uns damals zuredete, nach Sibirien zu gehen, und uns da unten Land versprach? ... Das lockte mich. Ich verließ das väterliche Erbe und zog aus ... Und Gott strafte mich. Meine Knochen werden hier bleiben ... Aber die Seele, Jasch, die Seele ... Bete mit mir, beten wir Beide zu Gott; vielleicht verzeiht Er meiner Seele.“

Er faltete die zitternden Hände und begann mit großer Anstrengung die Worte des Gebets: „Vater unser, der Du bist im Himmel ...“

Jaschko fiel vor dem Bett auf die Knie. „Er wird Dir verzeihen, der allgütige Herr. Aber diesen Hundekerlen wird er nicht verzeihen. Ihnen nicht, ihnen verzeiht Gott nicht ...“

Jaschko vergaß, wo er sich befand, und jammerte laut.

In diesem Augenblick trat aus dem Nebensaal der Stabsarzt ein.

„Was ist Das für ein Geschrei!“ zischte er wüthend. „Fort von hier!“

In Jaschko kochte es. Er sah den Stabsarzt mit einem Blick an, daß Dieser zurückwich. Selbst aber rührte er sich nicht von der Stelle.

Der Doktor ging hinaus und kehrte bald mit einem Offizier und zwei Soldaten zurück. Jaschko wurde abgeführt.

Walek blieb allein.

Nur das gelbliche Licht einer Nachtlampe huschte schattenhaft über sein Gesicht, das in Todesschweiß gebadet war, und sah ihm neugierig in die Augen, als wollte es dem Tode leuchten, der aus dem dunkelsten Winkel des Saales ihm bereits seine Wolfszähne wies. Ueber den fernen Osten zog schon der rosige Widerschein der Morgendämmerung. Immer noch rang der Sterbende mit dem Tod, verdrehte die Augen und röchelte. Erst, als die frühesten Strahlen der aufgehenden Sonne seitwärts durch die schmutzigen Fensterscheiben guckten, begann er, sich langsam zu beruhigen. Der Körper reckte sich und wurde kalt. Auf die bleiche Stirn senkte sich ein feierlich sanfter Friede. Der Allmächtige hatte ihm verziehen ... Noch einmal öffnete er die Augen, bewegte wie zum Abschiedsgruß an das Leben die Lippen und starb.

Lemberg. Waclaw Zmudzki.

Traumnacht.

Ich weiß es nicht, woher des Wegs wir schritten,
Nur, daß es stille Sommermondespracht;
Im Dunkel lag, was wir bisher gelitten,
Es war, als ob wir leise aufwärts glitten —
Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

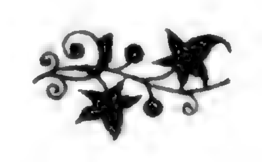
Dann ruhten wir. Du bist aufs Knie gesunken
Und Deine Hände streichelten mich sacht;
In Deinen Haaren flimmerten die Funken,
Es war der Thau. Ich hab' ihn aufgetrunken —
Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Du wolltest reden, doch in Deinem Munde,
Der sonst so süß und sonnenhell gelacht,
Erstarb das Wort. Es schauerte die Runde
Im Schweigen dieser heilig großen Stunde —
Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Ein blühend Lager war für uns bereitet,
Von weißen Schleiern bräutlich überdacht;
Ich weiß nicht, wer den Andern hingeleitet,
Was sich um uns mit Silberschwingen breitet —
Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Und in ein Meer von Glück sind wir versunken
In einen Traum, aus dem Du nicht erwacht.
Am Himmel blinkt es kalt von blassen Funken,
Ich steh allein, scheu und erinnerungtrunken —
Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Hamburg. Theodor Suse.



Selbstanzeigen.

Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. B. G. Teubner, Leipzig.

In den handelspolitischen Erörterungen der Gegenwart spielt folgender Gedankengang eine wichtige Rolle, auf Grund dessen man zur Ablehnung jede Erhöhung der Agrarzölle und zur Befürwortung einer mehr oder weniger freihändlerischen Handelspolitik für das Deutsche Reich gelangt: Die Bevölkerung Deutschlands nimmt jetzt jährlich um 6 bis 800000 Seelen zu; die deutsche Landwirthschaft ist nicht mehr im Stande, das nöthige Brotgetreide für die wachsende Menschenzahl zu erzeugen; folglich bleibt für Deutschland gar nichts Anderes übrig, als den Bevölkerungzuwachs in der Industrie unterzubringen und mit der Herstellung von Fabrikaten für den Bedarf fremder Nationen zu beschäftigen. Dieser Theorie stelle ich die nachfolgende entgegen: Nicht die „eherne Nothwendigkeit einer Bevölkerungvermehrung, wie sie die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat", nicht der Umstand, daß Deutschland nach Caprivis Wort nur noch die Wahl hatte, entweder Menschen zu exportiren oder Waaren, hat unsere Exportindustrie geschaffen und trachtet, sie weiter auszudehnen, sondern lediglich das im Gefolge der modernen Agrarkrisis eintretende Sinken der Reinerträge der deutschen Landwirthschaft bei gleichbleibendem oder gar steigendem industriellen Gewinn. Das ist die Ursache, die die Vertheilung des Bevölkerungzuwachses so regulirt hat, daß die Landwirthschaft nichts und die Industrie Alles bekam. In Bezug auf die Zukunftaussichten der internationalen Arbeitstheilung versuche ich eine Versöhnung der beiden einander jetzt schroff gegenüberstehenden Anschauungen vorzunehmen, von denen die eine glaubt, daß die großen Weltreiche sich immer mehr abschließen werden, um sich schließlich wirthschaftlich selbst zu genügen, während die andere behauptet, daß die Zukunft durch eine immer stärkere Zunahme des Handelsverkehres zwischen den verschiedenen Nationen charakterisirt sein werde. Dem gegenüber vertrete ich überzeugt die Theorie, daß die zukünftige Entwickelung zwar insoweit voraussichtlich eine beständige Zunahme der internationalen Arbeitstheilung zeigen wird, als man nur den Geldwerth der im nationalen Verkehr umgesetzten Waaren in Betracht zieht, daß sie aber zugleich von einer entscheidenden Umgestaltung des Güteraustausches zwischen den verschiedenen Völkern begleitet sein wird. Die internationale Waarenbewegung nach der jetzt eine so wichtige Rolle spielenden Formel: Bodenprodukte gegen Fabrikate, wird nach einer kürzeren oder längeren Frist bis auf geringe Reste verschwinden, aber nicht, um von einem Zustande ohne jede internationale Arbeitstheilung abgelöst zu werden, sondern, um einer Periode Platz zu machen, in welcher die internationale Arbeitstheilung zwar beständig wächst, die Formel des Umtausches aber lautet: Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate; denn erst unter dieser Voraussetzung ist die internationale Arbeitstheilung für alle an ihr betheiligten Völker ein wirklicher wirthschaftlicher Gewinn. Schließlich komme ich zu folgenden handels- und wirthschaftpolitischen Forderungen: Agrarzölle von genügender Höhe, um die deutsche Landwirthschaft

wenigstens in ihrem bisherigen Umfange zu erhalten, und Fortführung der Sozialreform (und zwar insbesondere staatliche Lohnregulirung in der Hausindustrie), um die Entstehung und weitere Ausbildung solcher Exportindustrien zu verhindern, die, wie die großstädtische Kleiderkonfektion, die Spielwaarenindustrie u. s. w., ihre überlegene Position auf dem Weltmarkt nur der Minderwerthigkeit ihrer Arbeitbedingungen verdanken.

Frankfurt a. M. Dr. Ludwig Pohle.

Ralph Waldo Emerson: Essays, Erste Folge. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. Buchausstattung von Fritz Schumacher.

Emerson, der stille Träumer von Concord, ist dem lesenden Deutschen heute kaum mehr ein Fremder. So häufig ist in neuster Zeit auf ihn hingewiesen worden, daß man sagen kann: Seine Zeit ist für uns gekommen. Die hier zusammengestellte Auswahl von Gedanken bildet einen durch innere Uebereinstimmung verbundenen Ideenkreis. Emerson ist von Natur ein Peripatetiker, ein spazirengehender Denker und Dichter gewesen, der die Eingebungen, die ihm kamen, niederschrieb, um sie später zu einem mehr oder minder lose gebundenen Gedankenkranz, anmuthig und artig, würde Goethe sagen, zusammenzuflechten. So sind seine Essays entstanden. Das eigentlich schöpferische Denken ist weniger Emersons Beruf als vielmehr das Freimachen der Bahn für schöpferische Gedanken durch das Hinwegräumen von Vorurtheilen jeder Art. Solche Denker können auch das Neuland, das wir bebauen müssen, zu brauchbarem Ackerboden vorbereiten helfen. Er ist ein Mann des Müßigganges im höchsten Sinne. Er schreibt für Menschen, die Muße haben zum Betrachten und Genießen. Solche Menschen sind noch ziemlich selten in unserem allzu fleißigen Deutschland. Wir werden in kommender Zeit mehr solcher Menschen haben, wenn wir uns nicht mehr so als politische und wirthschaftliche Emporkömmlinge fühlen, sondern erst erwerben lernen, was wir von unsern Vätern ererbt haben. Emerson ist ein Seher und Horcher, der das Wetterleuchten einer kommenden Zeit sieht und das ferne Donnergrollen hört, ehe es Andere merken. Aber es schreckt ihn nicht. Er weiß: es muß kommen; und darum ist es ihm willkommen, als Sinnbild des Seins im Wechsel. Darum blickt er dem Kommenden neidlos, vorurtheillos und vor Allem furchtlos entgegen.

Kiel. Wilhelm Schölermann.

Walter Pater: Die Renaissance. Studien in Kunst und Dichtung. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. Buchschmuck von Fritz Schumacher.

Die Studien Walter Paters über die Renaissance erscheinen hier zum ersten Mal vollständig in deutscher Sprache. Sie sind vom Verleger und Herausgeber als eine Ergänzung zur deutschen Ruskin-Ausgabe gedacht. Denn das Wesen der Renaissance war Ruskins Natur so entgegengesetzt, daß er an dieser ganzen Kunst- und Menschenepoche mit verbundenen Augen vorüberging. Werke wie das Paters setzen Zweierlei voraus: feinstes Fühlen und weitestes Wissen. Darum wenden sie sich an die Wenigen und Wählerischen. So rein und krystallhell die Form und die Anschauung bei Pater zur Einheit verschmolzen sind:

populär wie Ruskin wird er und kann er nicht sein. Denn bei aller Feinfühligkeit seines ethisch-ästhetischen Gewissens behielt Ruskin immer das volkserzieherische Ziel im Auge; er wollte lehren, überzeugen, veredeln. Pater will nur erkennen, nachfühlen. Denn er erkannte den ethischen Kern alles wahrhaft Aesthetischen im Leben und im Kunstwerk. Darum moralisirt er nie. Seine Moral ist Mitgefühl. Dem deutschen Leser wird, nach dem erquickenden Gang durch die zwei Jahrhunderte der auf- und der absteigenden Renaissance, auch der traumhafte Rückblick im Geist eines Einzelnen, eines Großen und Mißverstandenen, willkommen sein. Winckelmann, dem Spätling und „gründlich geborenen Heiden", ist der letzte Aufsatz des Buches gewidmet... Enger wird für uns heute der Wirkungskreis des Vergangenen, nie zu Wiederholenden in Kunst und Leben, besonders einer Zeit gegenüber, deren Inhalt und Form, so gewaltig sie erscheinen, nicht ohne Schaden auf die Gegenwart übertragen werden können. Dem Erkennenden bietet der Rückblick unerschöpflichen Genuß.

Kiel. Wilhelm Schölermann.

Eiszeittheorie. Heidelberg, 1902. Karl Winters Universitätbuchhandlung.

Ich habe in dieser Schrift nachgewiesen, daß die Bahn der Sonne eine Ellipse ist, daß die Bewegung der Sonne daher ungleichförmig, und zwar an den Stellen größter Exzentrizität stark verlangsamt ist. In Folge dieser Verlangsamung muß die Sonne eine bedeutende Abkühlung erfahren, deren Wirkungen wir unbedingt auf der Erde wiederfinden müssen und nach meiner Meinung in den Eiszeiten wiederfinden. Durch diese Schrift eröffnen sich Perspektiven von ungeahnter Weite, Perspektiven, die uns ermöglichen, aus dem Sonnenumlauf das Alter des organischen Lebens auf der Erde zu bestimmen oder, umgekehrt, aus diesem die Elemente der Sonnenbahn zu berechnen.

Ernst Fischer.

Deutsche Revue. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Richard Fleischer. Monatlich erscheint ein Heft von 128 Seiten.

Der Herausgeber versteht es, wie kaum ein anderer, der Deutschen Revue Denkwürdigkeiten und Lebenserinnerungen hervorragender lebender oder jüngst verstorbener Zeitgenossen zuzuführen und damit ihren Lesern wichtige Beiträge zur Geschichte zu liefern. So sind jetzt die Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals von Stosch, des ersten Chefs der Admiralität, erschienen. Ferner Erinnerungen aus dem Berufsleben des Generalobersten Freiherrn von Loë, Gedenkblätter von Kußmaul und Emmerich u. s. w. Es wird auch künftig die vornehmste Aufgabe der Leitung der Deutschen Revue sein, ihr den Ruf, den sie sich während eines Vierteljahrhunderts errungen hat, zu erhalten. Ohne das Sprachrohr einer Partei zu sein, wird die Deutsche Revue ihre Spalten allen berufenen Schriftstellern öffnen, die den Fortschritt unserer geistigen Kultur zu fördern wissen oder das freie Licht der Forschung in die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, die dem Interesse der Gegenwart naturgemäß am Nächsten steht, zurückstrahlen lassen.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Minenschwindel.

Ohne sich für einen großen Propheten zu halten, kann man zwei bittere Enttäuschungen schon für eine nicht zu ferne Zeit den internationalen Kapitalisten voraussagen. Die beiden Säulen, auf denen die Zuversicht des Händlerthumes jetzt in breiter Selbstgefälligkeit ruht: der Amerikanertaumel und der Minenboom, werde nicht allzu lange mehr das Vertrauen auf ihre Tragkraft rechtfertigen. Die amerikanischen Börsen stehen dicht vor bösen Zusammenbrüchen. Zu diesem Glauben bestimmt mich nicht etwa die Annahme, die neue Antitrustbewegung, die Präsident Roosevelt mit der Voraussicht eines geschickten Wahlmachers eingeleitet hat, könne den Trusts wirklich auf die Dauer schädlich werden. Einer solchen Staatsaktion haftet der Mangel an, den wir der deutschen Gesetzmacherei so oft vorgeworfen haben: sie übersieht, daß der Kampf gegen den Kapitalismus dem Kampf mit der Hydra gleicht; wenn man eine Form zerstört hat, so tauchen statt ihrer zehn neue Formen auf, durch die das gestern Verbotene morgen in das Reich der Gesetzlichkeit gerettet wird. Wenn das jetzige Vorgehen gegen die Trusts überhaupt eine Wirkung hat, so kann es vielleicht die sein, den latent in der amerikanischen Produktion ruhenden Zündstoff zur Explosion zu bringen. Aber auch ohne solche Gewaltmaßregeln wäre der amerikanische Krach in wenigen Monaten unausbleiblich. Aufs Haar fast gleichen die in Amerika herrschenden Zustände denen, die wir vor anderthalb Jahren in Deutschland hatten; da waren Roheisen und Kohle nicht zu haben und alle Volksklassen schienen sich einer nie gesehenen Gesundheit zu erfreuen. Eins allerdings fehlt in Amerika. Bei uns war zu jener Zeit — also ehe man an die Hypothekenkrisis, den Treberkrach, an die Exner und Terlinden dachte — bereits eine Kreditkrisis fühlbar geworden. Der Geldstand war fast unerreicht hoch. So liegen in Amerika die Dinge noch nicht. Man rechnet mit verhältnißmäßig geringen Geldsätzen; der Grund soll später gesucht und heute nur hervorgehoben werden, daß, im Gegensatze zur kontinentalen Wirthschaft, in Amerika die Entwickelung vorläufig immer noch sprunghaft fortschreitet. Da können sich von einem zum anderen Tage blitzschnell auch die Geldsätze ändern.

Während nach menschlicher Voraussicht der amerikanische Krach unmittelbar bevorsteht, ist nicht ausgeschlossen, daß dem Minenboom eine etwas längere Frist gesetzt ist. Natürlich kann jede Veränderung auf dem internationalen Geldmarkt auch auf diesem Gebiete täglich einen Zusammenbruch bewirken. Bei normaler Entwickelung aber wird die Enttäuschung hier mit dem Friedensschluß im Transvaal zusammenfallen. Daß dieser Friedensschluß die Minenkurse zum Sinken bringen muß, scheint zweifellos, wenn man die übertriebenen Hoffnungen in Betracht zieht, die in den hohen Kursen zum Ausdruck kommen. Man kann sich sehr schwer eine Vorstellung von den Kurssteigerungen in London machen, weil die Sterling-Rechnung nicht so genau wie die Kursberechnung an den deutschen Börsen die prozentuale Höherbewerthung ausdrückt. Hält man sich aber diesen Unterschied vor Augen, so gewinnt man das richtige Maß für den Vergleich der Kursschwankungen südafrikanischer Minenwerthe im Jahr 1901. Es stiegen:

Barnato-Consols	von	$1^{3}/_{4}$ Pfund Sterling	auf	$2^{9}/_{16}$ Pfund Sterling
Bonanza	„	$3^{1}/_{4}$ „ „	„	$5^{13}/_{16}$ „ „
Chartered Comp.	„	$2^{3}/_{8}$ „ „	„	$3^{11}/_{16}$ „ „
Deep Levels	„	$^{3}/_{4}$ „ „	„	$1^{1}/_{2}$ „ „
Consol. Goldfields	„	$6^{13}/_{16}$ „ „	„	$2^{7}/_{8}$ „ „
De Beers	„	28 „ „	„	$39^{7}/_{8}$ „ „
Geduld proprietary	„	$3^{11}/_{16}$ „ „	„	$6^{3}/_{16}$ „ „
A. Goerz & Comp.	„	$1^{15}/_{16}$ „ „	„	$2^{7}/_{8}$ „ „
Jubilee	„	$4^{3}/_{4}$ „ „	„	$6^{3}/_{4}$ „ „
Jumpers	„	4 „ „		$5^{7}/_{8}$ „ „
Lancasters Gold	„	2 „ „	„	$3^{1}/_{8}$ „ „
Langlaagte Deep	„	2 „ „	„	$3^{1}/_{2}$ „ „
Matabele Gold	„	$2^{1}/_{8}$ „ „	„	$4^{15}/_{16}$ „ „
Meyer & Charlton ...	„	$4^{1}/_{4}$ „ „	„	$6^{1}/_{8}$ „ „
Modderfontein New ...	„	8 „ „	„	$12^{7}/_{8}$ „ „
Montrose	„	$^{3}/_{4}$ „ „	„	$1^{3}/_{8}$ „ „
Mozambique	„	$1^{3}/_{16}$ „ „	„	$2^{3}/_{16}$ „ „
Randfontein	„	$2^{9}/_{16}$ „ „	„	$3^{1}/_{2}$ „ „
Rhodesia	„	$3^{3}/_{4}$ „ „	„	$6^{5}/_{8}$ „ „
Simmer & Jack	„	$5^{1}/_{2}$ „ „	„	$7^{13}/_{16}$ „ „
Witwatersrand	„	$1^{3}/_{4}$ „ „	„	$2^{11}/_{16}$ „ „

Diese Beispiele — die alle seit dem Jahresschluß noch erfolgten, zum Theil sehr beträchtlichen Kurssteigerungen unbeachtet lassen — zeigen nicht nur die Steigerung, sondern auch den absoluten Hochstand der Minenkurse; denn der Nominalbetrag fast all dieser Werthe ist ein Pfund Sterling. Nach den Entmuthigungen des Jahres 1898 sind die Kurse im Kriegslärm stetig gestiegen und man darf getrost sagen, daß jede Chance, die ein Friedensschluß etwa bieten könnte, Anlaß zu neuen Steigerungen gegeben hat. Dabei übersah man völlig, daß der hinkende Bote nachkommen muß; denn sobald der Friede geschlossen ist, gilt es erst, eins der wichtigsten Probleme zu lösen: das der Minenbesteuerung. Als der Krieg ausbrach, konnte man nicht laut genug über die Härte seufzen, mit der Ohm Krüger und seine Leute die Etats der Minen belasteten. Ob man beim Uebergang in englischen Besitz aber wirklich besser fortkommen wird? Genaue Kenner der afrikanischen Verhältnisse verneinen diese Frage. Daß eine englische Regirung wagen dürfte, englischen Staatsbürgern hohe neue Steuern aufzuhalsen, wird wohl Niemand in der Welt glauben. Ein großer Theil der Kriegsanleihe wird, wenn auch ausgestattet mit englischer Garantie, auf Transvaal abgewälzt werden. Die Zinsen müssen die neuen Unterthanen Großbritaniens aufbringen. Die stärksten Steuerobjekte aber sind natürlich die Minen; eigentlich sind sie auf lange Zeit hinaus sogar die einzigen potenten Steuerträger. Hat man sich diese Konsequenzen erst allgemein klar gemacht, dann dürfte auch die Begeisterung im Kaffernecirkus bedenklich herabgemindert werden, — und dann ist ein Kurssturz unausbleiblich.

Dabei ist das Schlimme, daß von einer scharfen Abwärtsbewegung des londoner Minenmarktes Deutschland hart getroffen werden müßte. Wer nicht mitten im Bankleben steht, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welche Riesenausdehnung die Spekulation und Kapitalsanlage des deutschen

Publikums in südafrikanischen Minenwerthen angenommen hat. Die Fehler des Börsengesetzes und die Industriekrisis haben unser Anlage suchendes Kapital förmlich mit Gewalt ins Ausland getrieben. Die englischen Bankiers haben diese Situation ausgenützt; ein ganzes Heer von Remisiers treibt an der berliner Börse sein Unwesen. Die deutschen Bankiers sind nur allzu leicht geneigt, den Lockrufen dieser Werber Gehör zu schenken; natürlich: denn die Provision, die ihnen winkt, ist viel höher, als sie für die Vermittlung in deutschen Werthen jemals zu erzielen wäre. Und diese Remisiers umlauern nicht nur in Schaaren die deutschen Börsenplätze, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt; ein erfahrener Fachmann sagt mir, in Augsburg allein lebten dreizehn Vertreter englischer Häuser. Kleine Leute aus der Provinz, die Jahre lang gespart und so ein Kapitälchen zusammengebracht haben, verkaufen sichere deutsche Werthe, um für das frei werdende Geld Goldshares einzuhandeln. Diese Massenanlage in fremden Werthen ist eine Gefahr für unser Kapital und für die Solidität unseres Börsengeschäftes, das sich von jeder anderen Handelsform dadurch unterscheidet, daß jeder Bankier in gewissem Sinn täglich kontrolirt wird. Spätestens an jedem Ultimo muß sich die Höhe seiner Engagements offenbaren und man richtet danach die Höhe des Kredites ein, dessen man ihn würdig findet. Diese Kontrole wird unmöglich, sobald die Bankiers große Engagements in London eingehen. Der Bankier, der in Berlin als zurückhaltend und solid gilt, kann an der Themse ein wüster Spieler sein. Das entzieht sich der Kenntniß seiner Berufsgenossen; und darunter leidet der Einzelne wie die Gesammtheit des Börsenhandels.

In richtiger Erkenntniß dieser Gefahr wurde darauf hingewiesen, daß es doch vernünftiger wäre, die Skrupel, die uns veranlaßt haben, den Nominalbetrag für unsere Aktien auf 1000 Mark festzusetzen, fallen zu lassen und die englischen Pfundshares in Deutschland einzuführen, da es immer noch besser sei, die deutsche Kapitalistenspekulation sich zu Haus unter Kontrole als unkontrolirt in der Fremde austoben zu lassen. Das hieße nun freilich, den Teufel durch Beelzebub austreiben; und solches Experiment möchte ich nicht gern empfehlen. Für viel wirksamer würde ich die Entfesselung des deutschen Börsengeschäftes halten. Das würde eine Betheiligung des deutschen Publikums am londoner Börsentreiben allerdings nicht hindern, aber die Gefahr doch wenigstens auf ein erträglicheres Maß reduziren. Wie riesengroß heute diese Gefahr ist, wird man erst erkennen, wenn Deutschland von Millionenverlusten heimgesucht wird.

Plutus.



Notizbuch.

„Beim Festmahl des Nautischen Vereins hat der Herr Minister für Handel und Gewerbe sich neulich eine Kritik der Zolltarifkommission erlaubt, deren Mitglieder er zu redselig, deren Vorsitzenden er zu schwach oder zu ungeschickt findet. Der Herr Minister war, als er in diesem Hohen Hause noch unter uns saß, einer der gefürchtetsten Redner und hat sich auch auf seinen Antrittsrundreisen als neuste und längste Excellenz nicht den Lorber des Schweigers verdient. Das ist seine Sache; unsere

aber, den Verhandlungen der Tarifkommission den Raum zu lassen, der uns nöthig scheint. Jeder Privatmann mag uns tadeln. Ministerielle Censuren verbitten wir uns sehr entschieden; wir, nicht Herr Möller, haben das ‚Maß‘ zu bestimmen, das wir im Reden und Handeln ‚halten‘ wollen. Die Unruhe des Herrn Ministers ist begreiflich. Er ist berufen worden, um zwischen Landwirthschaft und Industrie Frieden zu stiften. Das ist ihm nicht gelungen. Anderes auch nicht. Er ist im Handelsministerium noch heute ein fremder Mann, der nicht weiß, auf welche Stelle der ihm vorgelegten Aktenstücke er seinen Namen setzen soll, und muß, da er schon von einem Maßgebenden ‚eine Enttäuschung‘ genannt worden ist, fürchten, mit dem Zolltarif, dem er Hebammendienste leisten sollte, in den jetzt mit Recht so beliebten Orkus zu sinken. Immerhin müssen wir ihm die Bitte, ‚Maß zu halten‘, zurückgeben und ihn ernstlich auffordern, sich künftig nicht um Dinge zu kümmern, die seiner Judikatur entzogen sind. Das müssen wir thun, auch wenn wir geschworene Feinde der agrarischen Forderungen, auch wenn wir Bekenner der Freihandelsgrundsätze sind. Denn wir dürfen nicht dulden, daß preußische Minister sich als uns Vorgesetzte aufspielen und uns inter pocula mit Rügen und Ruthenstreichen abstrafen. Merkwürdig ist nur, daß wir diese Mahnung an einen Herrn ergehen lassen müssen, der selbst Jahre lang hier im Parlament saß und sich nachher als ‚hellen Kopf‘ preisen ließ.“ Das mußte im Reichstag gesagt werden, als die neuste Dinerrede des Herrn Möller gedruckt worden war. Natürlich wurde es nicht gesagt.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

Mein Artikelchen über die wreschener Politik hat mir eine anonyme Postkarte eingebracht, deren Inhalt lautet: ‚Sehr geehrter Herr, wo haben Sie denn diesen Blödsinn her? Disziplin ist das A B C der Lehrkunst. Als Theologe müßten Sie doch wissen, daß, wer sein Kind lieb hat, es unter der Ruthe hält. Brechen Sie die Renitenz mit Vernunft (der renitente Wille soll eben nicht gebrochen, sondern gelenkt werden); aber sie muß besser beschaffen sein als die Ihrige. In den ersten acht Tagen würden Sie aus der polnischen Schule mit Ihrer Pädagogik herausfliegen, trotz Ihrer Vernunft. In der Schule ist nur der Wille Gottes maßgebend, nicht der von dummen polnischen Kindern oder deren unvernünftigen Eltern. Das Kind hat eben keinen vernünftigen Willen; er wird ihm erst anerzogen. Bitte um Antwort in der Zukunft.‘ Zuerst das Nebensächliche. Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang (von 1856 bis 1881) sehr viel geschulmeistert, habe in dieser Zeit sehr fleißig pädagogische Werke studirt, sehr anhaltend über pädagogische Dinge nachgedacht, bei Mißerfolgen mir Tag und Nacht den Kopf zerbrochen, um die Ursache herauszubekommen, und diese gewöhnlich in mir selbst gefunden. Nun wissen Sie, woher ich meinen Blödsinn habe. Was Theologie und Bibel betrifft, so schätze ich das Christenthum sehr hoch, die Theologie dagegen sehr gering; und ich glaube an die Göttlichkeit der Bibel, aber nicht an die Göttlichkeit jedes Bibelwortes. Es giebt auch ungöttliche Worte darin; und zu ihnen gehört das von der Ruthe. In Beziehung auf diesen Punkt hat Gott nicht durch die alten Juden gesprochen, sondern durch unsern Herrn Walther: Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten; den man zêren bringen mac, dem ist ein wort als ein slac. Dem ist ein wort als ein slac, den man zêren bringen mac; kindes zuht beherten nieman kan mit gerten. Nun zur Hauptsache. Disziplin soll das A B C der Lehrkunst sein? Nein, lieber Herr! Das A B C oder sagen wir lieber das Mark der

Lehrkunst ist ein guter Unterricht, der die Kinder fesselt. Bei dem stellen sich Ruhe, Ordnung und freudiger Gehorsam von selbst ein, so daß es besonderer Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin gar nicht bedarf. Ich will Ihnen ein Geschichtchen erzählen, das ich vielleicht schon einmal erzählt haben mag; aber so was Gutes kann man nicht oft genug erzählen. In den fünfziger Jahren waren die Schuljungen eines Dorfes im Kreise Jauer als eine Bande verrufen, die der Lehrer nur durch ununterbrochenes Prügeln einigermaßen im Zaume zu halten vermöge. Da ging der alte Kantor ab und provisorisch wurde ein blutjunges, lustiges Männchen, frisch aus dem Seminar, hingeschickt. Beim ersten Eintritt in die Schulstube nahm Bauch (er wird mir nicht böse sein, daß ich ihn nenne; sollten er und seine liebe Frau noch leben, so seien sie schönstens gegrüßt!) den vorm Thron des Schulmonarchen liegenden Rohrstock in die Hand und fragte: Wozu ist denn das Ding? Zum Hauen, antworteten die Jungen. O, sagte Bauch, Das brauchen wir nicht; zerbrach den Rohrstock und warf die Stücke zum Fenster hinaus. Er hat nicht nöthig gehabt, einen neuen anzuschaffen, und seine Jungen sind von der ersten bis zur letzten Stunde die artigsten im ganzen Kreise gewesen. Er hatte dann in drei Städten Gelegenheit, seine Methode zu bewähren. Seine Vorgesetzten (die, nebenbei bemerkt, mit Einschluß von zwei Schulräthen sämmtlich Geistliche waren und in herzlicher Freundschaft mit ihm verkehrten) würdigten ihn nach Gebühr; 1871 nahm ihn Schulrath Arnold als Kreisschulinspektor zur Neuordnung des reichsländischen Schulwesens in den Elsaß mit. Nun kann ja nicht jeder Volksschullehrer ein pädagogisches Genie sein. Ist der Unterricht in irgend einer Beziehung mangelhaft, so stellt sich die Disziplin nicht ganz von selbst ein, sondern muß durch Rügen und Strafen aufrecht erhalten werden. Deshalb nenne ich sie, so weit sie sich nicht von selbst ergiebt, sondern besonders gehandhabt werden muß, ein Hilfsmittel von untergeordneter Bedeutung. Die Kinder sind, abgesehen vom Unterschiede des Temperamentes, überall in der Welt gleich, nur die Lehrer sind verschieden, außerdem allerdings auch noch die Schuleinrichtungen und die sozialen Verhältnisse. In überfüllten Klassen, bei Kindern, die wegen der elenden häuslichen Verhältnisse physisch unfähig sind, dem Unterricht zu folgen, in Schulen, denen eine unverständige Behörde unerreichbare Klassenziele steckt, ist ein guter Unterricht unmöglich; und da muß dann freilich der Prügel zu Hilfe genommen werden, wenn wenigstens die Disziplin aufrecht erhalten und einiger Erfolg erzwungen werden soll. Aber in so trauriger Lage ist der Lehrer nicht mehr Pädagog, sondern zu einem seines Berufes unwürdigen Handwerk, zu dem des Drillmeisters, verurtheilt. Schulen nun gar, wie sie bis vor Kurzem in der ganzen Weltgeschichte unerhört waren, Schulen, in denen Lehrer und Schüler einander nicht verstehen, weil sie verschiedene Sprachen reden, Schulen, die zu dem Zweck gemißbraucht werden, ein Volk zu entnationalisiren, und die zu diesem Zweck einer widerstrebenden Bevölkerung aufgezwungen werden, die sind überhaupt nicht mehr Das, was man ehedem unter einer Schule verstanden hat; und daß der sogenannte Lehrer aus einer solchen Anstalt hinausfliegen würde, wenn er seine Position nicht mit dem Prügel vertheidigte: Das, Verehrtester, brauchten Sie mir wirklich nicht zu sagen, denn ich habe es in öffentlichen Blättern seit beinahe zwanzig Jahren gesagt und eben darum, weil es sich so verhält, diese neue Erfindung der Bureaukratie für verwerflich erklärt. Für diese Art Schule giebt es keine Pädagogik; und wer sie nicht verurtheilt, Der ist kein Pädagog. Mit Leuten, die vom A B C der Pädagogik nichts wissen, soll man

eigentlich pädagogische Fragen nicht erörtern; aber weil Sie den Kindern die Vernunft absprechen, will ich Sie doch an Etwas erinnern, das Sie wohl im Seminar gelernt haben werden. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die meisten Schulen Folterkammern, in denen sehr wenig gelernt wurde und alle Prügel die Disziplin kaum nothdürftig aufrecht zu erhalten vermochten. Die Erfolglosigkeit des Unterrichtes weckte das Nachdenken und das Leid der Kleinen erregte das Mitleid edler Männer; so haben die Rousseau, Eberhard von Rochow, Pestalozzi, Overberg, Herbart, Diesterweg allmählich die heutigen vortrefflichen Lehrmethoden geschaffen, die, wo sie voll zur Geltung kommen, das Lernen zu einer Lust und manchem armen Kinde die Schule zum Paradies machen. So hat die Vernunft des Kindes, indem sie unvernünftige Unterrichtsmethoden mit Erfolglosigkeit strafte, die Unvernunft der Erwachsenen schließlich besiegt. Das Kind ist noch reine Natur, die Natur aber ist göttlich und darum vernünftig. Die Vernunft des Kindes wird in ihrem Walten durch Unwissenheit beschränkt; und diese Schranken allmählich aufzuheben oder wenigstens zu erweitern, sind Erziehung und Unterricht berufen. Wer sich einbildet, dem Kinde Vernunft anerziehen, also das göttliche Walten in der Natur durch seine individuellen Einfälle verdrängen zu sollen, ist ein verbrecherischer Narr. Und ein Mann, dem nicht das Glück jedes einzelnen seiner Schüler mehr werth ist als der ganze preußische Staat, hat keinen Beruf zum Pädagogen, gerade wie zum Pferdeknecht ein Bursche nicht taugen würde, der sich mehr um den Staat als um seine Pferde kümmerte. Für das Glück mancher Schüler — aller gewiß nicht — mag das Dasein des Staats Bedingung sein, wie ja der Staat auch Bedingung für eine gute Pferdezucht und für die Kunstblüthe sein kann, keineswegs immer ist. Aber der richtige Schulmeister läßt für die Erhaltung des Staates Die sorgen, die den Beruf, die Macht, das Geld und die Kanonen dazu haben. Deren giebt es ja zum Glück noch genug. Sollten sie einmal fehlen, dann würden wir Schulmeister, Pferdeknechte, Künstler und sonstigen Nichtstaatsmänner, Nichtgeneräle, Nichtkapitalisten und Nichtkanonengießer freilich zu erwägen haben, ob wir nicht in die Bresche springen sollen."

* * *

Herr Dr. Helmolt, der Herausgeber der im Bibliographischen Institut erscheinenden „Weltgeschichte", bittet um die Veröffentlichung der folgenden Zeilen:

„Der den Lesern der ‚Zukunft' durch seinen Aufsatz vom zehnten August 1901 bekannte Geheime Oberschulrath und Universitätprofessor a. D. Dr. Herman Schiller geißelt auf Seite 951 des Schlußbandes seiner „Weltgeschichte" das Cliquenwesen in der wissenschaftlichen Kritik der Gegenwart und merkt dazu auf Seite 59 des Anhanges (der letzten des ganzen Werkes) Folgendes an: ‚Einen Beleg zu den Band IV, 951 gegebenen Ausführungen über die heutige Kritik findet der Leser in den Rezensionen des Dr. H. Helmolt, Redakteurs am Bibliographischen Institut und Herausgebers einer Weltgeschichte auf geographischer Grundlage, . . in der Leipziger Zeitung. Wenn Helmolt sich begnügte, mit den mächtigen Mitteln des Bi[bli]ographischen Institutes für sein Werk Reklame zu machen, so ließe sich dagegen nichts sagen. Aber daß er, um ein Konkurrenzwerk zu schädigen, sich nicht vor Verdächtigung des betreffenden Verfassers scheut, überschreitet das erlaubte Maß. Ich habe in dem Vorwort zu Band I, Seite II gesagt, ich hätte mich vierzig Jahre lang mit der allgemeinen (und da und dort selbstforschend mit der speziellen) Geschichte beschäftigt. Wegen dieser Angabe verdächtigt Helmolt in hämischer Weise meine Wahrheitliebe. Natür-

lich hat er keine Ahnung davon, daß ...' Zunächst ist diese Art des Vorgehens: auf einen Irrthum oder eine Unterstellung nicht in einer der nächsten Nummern desselben Blattes, das den Angriff gebracht hatte, sondern im Werke selbst und noch dazu an so auffallender Stelle zu antworten, mindestens ungewöhnlich; doch Das ist Geschmackssache. Werthvoller ist mir die Feststellung, daß die gegen mich erhobene schwere Anklage einer hämischen Verdächtigung ganz und gar unberechtigt ist. Der Satz meiner Kritik lautet nämlich wörtlich: ... ‚stammt sie [Schillers spontane Anerkennung meiner Geschichtauffassung] doch von einem Manne her, der sich — obwohl erst sechzig Jahre alt — doch schon vierzig Jahre lang mit der allgemeinen Geschichte beschäftigt, einem Manne, der gerade in der letzten Zeit wegen seiner durch nichts zu erschütternden Wahrheitliebe die Augen Deutschlands auf sich gezogen hat.' Mein Verbrechen besteht also darin, daß ich die Betonung der ‚vierzig Jahre' — rechnet man die Gymnasiastenjahre ein, könnte man ja auch fünfzig sagen — etwas komisch gefunden und sie deshalb, ohne irgend welche Randbemerkung, in Gänsefüßchen gesetzt habe, während die damals wegen der genugsam bekannten gießener Vorgänge hellstrahlende Wahrheitliebe Schillers von mir ausdrücklich und, wie ich trotz Alledem auch heute noch festhalten möchte, mit einigen Recht gebührend hervorgehoben worden ist. Ich darf wohl hoffen, daß sich bei dieser Lage der Dinge Herr Geheimrath Schiller veranlaßt sehen wird, bei nächster Gelegenheit seinen unberechtigten Vorwurf einer ‚hämischen Verdächtigung' entschuldigend zurückzunehmen."

* * *

Am achten Februar wurde hier ein Artikel veröffentlicht, der den Titel „Kanonenfabriken" trug. Da die Leser der „Zukunft" wünschen müssen, wichtige Industrievorgänge von verschiedenen Seiten beleuchtet zu sehen, veröffentliche ich heute gern einen Brief, der die frühere Darstellung zu ergänzen und zu berichtigen sucht:

„Es giebt nur einen Kanonenkönig und Du sollst keine anderen Könige haben neben ihm! Dieser eine Kanonenkönig aber ist Krupp: Das wenigstens scheint mir der Sinn des Artikels ‚Kanonenfabriken'. Sollte Herr Frank Werner, dessen Name unter dem Artikel stand, mit dieser für das Haus Krupp allerdings äußerst angenehmen Auffassung Recht haben? Sollten sich wirklich Alle, die Kanonen brauchen, auf Gnade und Ungnade jenem König beugen müssen? Sollte neben ihm höchstens noch Armstrong und Schneider, sonst aber Niemand, besonders nicht im eigenen Lande, ein Recht auf Herstellung von Kanonen haben? Sollte in der That kein Kleiner wagen dürfen, dem Großen in den Weg zu treten? Daß der Ausgang eines solchen Kampfes nicht immer selbstverständlich ist, hat David dem Goliath bewiesen. Außerdem: groß wird doch kein Unternehmen geboren. Als der Vater des jetzigen Inhabers der Firma Krupp aus einer kleinen Gußstahlfabrik heraus sich unterfing, ‚höchst gefährlicher Weise' Kanonen herzustellen, mußte er sich zunächst doch auch in engen Grenzen halten. Warum war es denn für ihn kein hoffnungloses Wagniß, eine Geschützfabrik zu gründen? Warum warnte Niemand das Publikum vor ihm und seinem Unternehmen und warum fanden sich so sträflich leichtfertige Leute, die das junge Unternehmen mit Darlehen unterstützten? Ohne Hilfe fremden Kapitals hätte der alte Krupp das Werk eben so wenig zur Blüthe bringen können, wie es der junge ohne fremdes Kapital darin zu erhalten vermochte. Das zeigt die 30 Millionen-Anleihe des reichen Mannes im Jahre 1873 und die 30 Millionen-Anleihe, die neulich für Krupps Germania Werft aufgenommen wurde. Sollte nun aber

die Firma Krupp wirklich die einzige in Deutschland bleiben, die wagen darf, neben Friedensmaterial auch Kriegsmaterial herzustellen? Gewiß war das Hochbringen des Werkes zu des Vaters Zeiten leichter, weil dem neuen Unternehmen damals keine mächtige Konkurrenz gegenüber stand. Daraus aber den Schluß ziehen zu wollen, daß nun die eine hoch gekommene Firma auf ewige Zeiten hin das Kanonenmonopol besitzen solle, wäre doch mehr als kühn, — ganz abgesehen davon, daß eine solche Lage der Dinge auch ernstliche Gefahren für den Staat in sich bergen müßte. Jeder Forscher weiß, wie gefährlich Inzucht ist, wie unter ihrer Herrschaft der Nachwuchs verkümmert und wie nur der Zutritt frischen Blutes Gesundheit bringen kann. Dies Naturgesetz gilt auch auf geistigem Gebiet; auf die Dauer bleibt keine geistige Kraft ungeschwächt, wenn ihr nicht neue Gedanken und Anregungen zugeführt werden. Erst kürzlich hat dieses Gesetz einen höchst beredten Ausdruck gerade im Bereich der Kanonenindustrie gefunden. In dem Kanonenkönigreich wurde nämlich noch bis in das vorige Jahr hinein — also lange, nachdem Frankreich ein Rohrrücklaufgeschütz angenommen hatte — behauptet, es sei nichts mit diesem System. Von dieser rückständigen Meinung ausgehend, bot die Firma Krupp denn auch unter Anderem der Schweiz ein Geschütz veralteten Systems an, vor dessen Annahme noch in letzter Stunde die Schweiz zu ihrem Glück durch Warnung von anderer Seite bewahrt wurde. Das Monopol macht eben konservativ. Erst als auch in Deutschland ein brauchbares Rohrrücklaufgeschütz, das Ehrhardts, hergestellt, von England und Norwegen angenommen und von vielen Staaten zum Versuch herangezogen worden war, wirkte die Transfusion der neuen Ideen im Reich des Kanonenkönigs; da erst kam frisches Leben in die Arbeit. Man stürzte sich mit solchem Feuereifer auf die Herstellung von Geschützen nach dem Prinzip des Rohrrücklaufes, daß Ehrhardt sich gezwungen sah, Klage wegen Patentverletzung gegen Krupp einzureichen. Ohne das Treibmittel der Konkurrenz wäre auch das Haus Krupp nicht so weit gekommen, wie wir heute in Deutschland sind. Deshalb hat aber auch der Staat ein weitgehendes Interesse an der Lebensfähigkeit der Konkurrenz, die nebenbei das Gute hat, das Steigen der Preise für Geschütze nicht in dem selben Maße zuzulassen, wie wirs bei den noch in so theurem Andenken stehenden Preisen der Panzerplatten erlebt haben. Hat es also sein Gutes, wenn noch andere Fabriken sich erkühnen, Kanonen zu machen, so ist solche Kühnheit doppelt nützlich, wenn diesen Fabriken schöpferische Gedanken zur Verfügung stehen. Freilich ist es mit den Gedanken allein nicht genug; sie müssen auch praktisch geprüft und geläutert werden und dazu bedarf es in diesem Falle der Fertigung von Kanonen und der Schießplätze, um die Kanonen zu prüfen. Das kostet Geld, viel Geld; aber warum sollte sich dies Geld nicht auch rentiren? Ein großer Erfolg kann für ein junges Unternehmen entscheidend werden. Vielleicht besitzen aber die in dem Artikel des Herrn Frank Werner so liebenswürdig kritisirten Werke noch weitere brauchbare Gedanken, die sie abermals an die Spitze der Entwickelung bringen. In diesem Fall könnten die Aktionäre mit der Anlage ihres Geldes denn doch ein recht gutes Geschäft machen und Herr Werner könnte sich mit seinen Warnungrufen — oder war es Triumphgeschrei? — geirrt haben. Uebrigens müssen wir ihm zugestehen, daß er eine sehr schöne Statistik der europäischen Kanonenfabriken gebracht hat, wie man sie sonst nur einem Fachmanne zutrauen sollte, der hohes Interesse an der Sache hat. Nun, vielleicht hatte Herr Werner gute Hilfskräfte".

* *
*

Aus Boomley in England schreibt mir Herr Gustav Landauer:

„Sehr geehrter Herr Harden, ich lese, daß im Deutschen Reichstag von Liberalen — ich vermuthe: unter Zustimmung der Sozialdemokratie — der Antrag gestellt worden ist, das Duell schärfer als bisher zu bestrafen. Man soll dem Pöbel keine Konzessionen machen; daher möchte ich in diesem Falle nicht schweigen, der für den radikalen Spießbürger so bezeichnend ist. Dabei will ich meine Besonderheit, die den Bestrafungschlendrian überhaupt ablehnt, nicht geltend machen, sondern mich diesmal auf den Standpunkt der Staatsjustiz begeben. Da wird doch wohl die Justiz nach den landläufigen Rechtsanschauungen nur dann das Recht haben, zu bestrafen, wenn ein Mündiger gegen seinen Willen oder ein Unmündiger überhaupt an Leib, Gut oder Ehre geschädigt wird. Daher schien mir immer, daß jeder Liberale, jeder Verfechter der modernen Staatsidee für die Abschaffung zweier rudimentären Strafbestimmungen in unserem Strafgesetzbuch unermüdlich eintreten müßte: erstens des Paragraphen, der die Päderastie zwischen Erwachsenen mit Strafe bedroht, und zweitens des Duellparagraphen. Beide stammen offenbar noch aus der Zeit des Patriarchalismus, wo der Staat auch die Sorge für das ethische Wohl seiner Schutzbefohlenen sich angelegen sein ließ. Damals wurde auch der Selbstmordversuch bestraft. Welches Recht hat der moderne Staat, zwei Menschen, die unter gleichen Bedingungen die Frage ans Schicksal stellen wollen, wer von den Beiden noch leben soll, durch Strafandrohungen daran hindern zu wollen? Und was kann einen Liberalen dazu bringen, sich wegen solcher Erledigung privater Angelegenheiten so aufzuregen, daß der Schweiß als Initiativantrag ausbricht? Ist denn wirklich der Haß gegen den gesellschaftlichen Unterschied der Stände so groß, daß die Liberalen darüber ihr primitivstes Prinzip aufgeben? Dieses Prinzip ist doch, daß der Staat in die private Vertragssphäre seiner Bürger nicht eingreift. Das Recht, zu verhungern, will ein echter Liberaler dem freien Arbeiter nicht nehmen. Das ist seine Privatsache und geht die als Staat organisirte Wirthschaftgemeinschaft nicht an; aber daß Offiziere das Recht haben sollen, sich in Friedenszeiten unter einander tot zuschießen: Das ist so einem kuriosen Liberalen ein ganz unleidlicher Gedanke. Ganz etwas Anderes ist die Frage, wenn es sich um den thatsächlich bestehenden Duellzwang im Offiziercorps handelt; da kommen zwar kaum Strafbestimmungen, aber doch Verwaltungmaximen in Betracht. Aber auch da trete ich bei den Herren Demokraten dringend für Bewilligung mildernder Umstände ein. Es ist ein durchaus demokratisches Prinzip, daß die Mehrheit der Berufsangehörigen die Bedingungen bestimmt, unter denen man dieser geschlossenen Gruppe angehört. Ohne Frage ist heute die Mehrheit deutscher Offiziere der Meinung, es sei nothwendig, sich unter bestimmten Voraussetzungen zu duelliren. Ich finde es auch gar nicht so dumm, daß Menschen, die bereit sind, auf jeden Befehl von oben zu töten und sich dem Tod zu stellen, die selbe Praktik im Privatleben üben. Das Duell gehört zur Moral der Kriegerkaste, und da ein echter Liberaler dieser Kaste niemals angehören kann — es sei denn, daß seine Eitelkeit ihm mehr gilt als sein Prinzip —, sehe ich wiederum nicht ein, warum er sich in die Angelegenheiten dieser Menschen einmischt. Es fällt mir gar nicht ein, hier die ethische oder rationelle Seite der Frage zu berühren; hier handelt es sich um das formale Prinzip: es ist eben so wenig eine Staatsangelegenheit, wenn Zwei sich schießen, wie wenn sich Einer die Nägel schneidet. Lieber Herr Harden: muß es denn wirklich Liberale geben?"

Ja, lieber Herr Landauer; es muß. Können Sie sich Deutschland ohne Berliner Tageblatt denken? Und das Berliner Tageblatt ohne Duellartikel? Na also. Der Liberale, der längst nicht mehr Republikaner, ein hübsches Weilchen auch schon nicht mehr Demokrat ist und sich sogar die Sehnsucht nach parlamentarischer Regierungform abgewöhnt hat, muß doch irgend Etwas haben, womit er Staat — nicht: einen Staat — machen kann. Mit der liberalen Weltanschauung steht es schlimm. Die einst so mannhaft für Volksrechte stritten, sitzen nun warm in der Wolle. Heer und Flotte brauchen sie, um ihre Geldschränke zu schützen und um die berühmten neuen Märkte zu erobern. So ziemlich Alles, was ihr Herz begehrt, haben sie; und in die Präsidial- und Stabsoffizierstellen soll der Kampf gegen die verruchten Agrarier ihnen helfen. Von dem Feldgeschrei: „Nicht fünf, sondern drei Mark und eine halbe Kornzoll!" kann eine Partei aber auf die Dauer nicht leben; denn trotzdem Herr von Eynern im Landtag neulich kündete, das deutsche Volk lausche athemlos den Verhandlungen über den Zolltarif, ist die seit zwölf Jahren beschwatzte Sache nachgerade grenzenlos langweilig geworden. Auch mit der Berufung in Strafsachen, dem Flurschaden, dem Schutz des Wahlgeheimnisses und Reformplänen von ähnlich welterschütternder Bedeutung ist kein Parteigeschäft zu machen. Da tobt man den Zorn, der den Massen manchmal vorgemimt werden, in Byzanzens Mauern aber verstummen muß, von Zeit zu Zeit denn gegen die Duelle aus. Das ist billig und wirkt immer. Wenigstens auf gewisse Leute, die nicht öfter als ein liberaler Zeitungschreiber in die Lage kommen könnten, eine Herausforderung zu erlassen oder anzunehmen. Auch warens ja sehr liberale Herren, die das duellum streng bestraft sehen wollten: der Alte Fritz (den Sie hoffentlich mit den Vossischen Erben als liberalen Heros anerkennen) und Joseph der Zweite, mit dessen Toleranzen noch immer fleißig gekrebst wird. Dagegen dürfen Sie sich auf einen besseren Kriminalisten berufen: auf Beccaria, der für die Straflosigkeit des Zweikampfes eintrat. Die heutige Ansicht der Strafrechtswissenschaft faßt Liszt in die Sätze: „Der Grund für die Strafbarkeit des Zweikampfes liegt nicht darin, daß er als Krieg zweier Menschen eine Störung des öffentlichen Friedens enthielte: denn der Zweikampf geht heute meist in stiller Abgeschiedenheit vor sich; auch nicht darin, daß er als ungerechte Selbsthilfe den Gang der Rechtspflege durch eigenmächtigen Eingriff störte: denn diese wird einfach bei Seite gelassen und Niemand Gewalt angethan; sondern nur darin, daß er ein Spiel um Leib und Leben, eine Gefährdung eigenen und fremden Daseins ist, wie sie der Staat nicht ruhig mitansehen zu können glaubt. In systematischer Beziehung nimmt der Zweikampf unter den Verbrechen gegen Leib und Leben die selbe Stellung ein wie das Glücksspiel unter den strafbaren Handlungen gegen das Vermögen." Das klingt wesentlich nüchterner als die liberale Gassenweisheit; und Herr von Liszt fügt noch hinzu: wo, wie im code pénal, der Zweikampf nicht als besonderes Delikt im Gesetz erwähnt sei, „würde die Frage, ob er überhaupt zu bestrafen sei, wegen seiner durchaus eigenartigen Bedeutung sehr schwierig zu entscheiden und am Richtigsten zu verneinen sein". Die Sozialdemokratie aber, die sich die allein wissenschaftliche Partei nennt, redet, trotz Lassalle, nur noch von „Duellmord" und möchte den Mann, der durch eine von ihm selbst freiwillig anerkannte Konvention zum Zweikampf gezwungen war, nach tötlichem Ausgang als Mörder hinrichten lassen. Einstweilen hat das Gerede nur den Wunsch entbunden, die dem Beleidiger drohenden Strafen möchten recht bald und recht fühlbar verschärft werden. Zwar wollen die Kasten, die sich zum Duellkodex bekennen,

Recht und Rache eben nicht von Anderen nehmen, auch nicht vom Staat; zwar wird jedes Wort, das zwei Schöffen oder vier Richter für beleidigend halten, in Deutschland meist härter bestraft als in irgend einem anderen europäischen Reich: thut nichts; gegen die Möglichkeit, die Strafknechtschaft auszudehnen, wehrt sich keine Regirung. Wie fast alle liberalen Aktionen, wird auch diese mit einer reformatio in pejus enden. Wichtig wäre übrigens, zu hören, wie die Kriminalisten heute über die Frage denken, ob der „Beweggrund" zum Zweikampf bei der Strafabmessung berücksichtigt werden soll. Begrifflich, sagt Liszt, ist dieser Beweggrund gleichgiltig; sollte ers nicht eigentlich auch für das Strafmaß sein? Herr Falkenhagen ist in Hannover mit sechsjähriger Festunghaft bestraft worden, weil er den Landrath von Bennigsen in einem Zweikampf erschossen hat, der nicht „ein solcher war, welcher den Tod des Einen von Beiden herbeiführen sollte". Das Strafminimum war (nach § 206) also: zwei Jahre Festung. Daß der Gerichtshof in diesem Fall über das Minimum so weit hinausging, ist wohl nur durch die Absicht zu erklären, den Ehebruch, der den Anlaß zum Zweikampf gegeben hatte, mitzubestrafen. Der Angeklagte, hätten die Richter sich dann gesagt, hat in Bennigsens Hause verkehrt, die Gunst, die ihm die Hausfrau gewährte, ausgenützt und so den Ehemann zu dem Duell gezwungen, in dem der Unschuldige fiel: gerade deshalb müssen wir den Ueberlebenden hart strafen. Das klingt plausibel. Nur scheint mir in der Kette dieser Kausalität ein Glied zu fehlen. Herr von Bennigsen konnte sich scheiden lassen und dann den Antrag auf Erhebung der Anklage wegen Ehebruches stellen. In dem Augenblick, wo er sich entschloß, selbst sein Recht und seine Rache zu nehmen, verstieß er gegen das Strafgesetz. Herr Falkenhagen konnte, selbst wenn er ein prinzipieller Gegner des Zweikampfes war, diesem Herausforderer die verlangte Genugthuung nicht weigern. Er war in einer Zwangslage; und ein Gerichtshof, der nur das Duelldelikt an sich als seinem Spruch unterworfen ansah, mußte, trotz Sympathie und Antipathie, dem Herausgeforderten, weil er an dem Zweikampf die geringere Schuld trug, mildernde Umstände zubilligen. Wer nicht so judizirt, beweist damit, daß er das Duell als ein unter Umständen unvermeidliches Mittel im Kampf für die Ehre betrachtet. Das ist, mindestens in Preußen, ja auch die Anschauung der meisten Staatsanwälte und Richter; sie schießen selbst, wenn es ihnen nothwendig scheint, schleifen selbst Kartell, wenn sie sich dieser Pflicht nicht entziehen können. Der öffentlichen Meinung kann ihr Braten nie entgehen; hätte Herr Falkenhagen die Herausforderung abgelehnt, so wäre ihm entgegengebrüllt worden: Seht den elenden Feigling, der erst die Ehe bricht und dann die einzige Genugthuung weigert, die der von ihm Beleidigte für ausreichend hielt! Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie an das allerliebste Gespräch erinnern, das Lukian Frau Here mit ihrem gottväterlichen Eheherrn führen läßt. Ixion, der zur Galatafel der Götter zugelassene Parvenu, hat sich erdreistet, der Gattin des Zeus verliebte Anträge zu machen. Der Ehemann ist darob gar nicht beleidigt (weil er selbst mit Ixions Weibe einst was vorgehabt hat, sagt Madame); die Liebe ist allgewaltig und beherrscht Götter wie Menschen, meint er und beschließt, aus einer Wolke ein der Frau ähnliches Bild zu formen und es nach der üppigen Mahlzeit neben den Frevler zu legen. Meinetwegen, sagt Here; wenn er unten auf der Erde aber prahlt, er habe des Donnerers Weib umarmt? Dann, antwortet Zeus, wird er in den Hades gestoßen und an ein ewig gedrehtes Rad gefesselt, „zur Strafe für seine Prahlerei, nicht für die Liebe, die nichts Arges ist." So natürlich empfanden

die Alten natürliche Regungen ... Item: das Vernünftigste und trotzdem Liberalste wäre, den Zweikampf straflos zu lassen; wenn irgendwo, müßte hier doch unbestritten das ulpianische Wort gelten: Volenti non fit injuria. Jedenfalls aber liegt kein Grund vor, immer wieder über „die Duellschmach" zu zetern und zu wimmern. Auch der aufgeklärte Sinn muß zugeben, daß Fälle denkbar sind, wo in zwei Menschen das Gefühl erwacht: Nur für Einen von uns ist auf dieser Erde noch Raum. So persönliche Fragen sind mit einer starren Formel nicht zu beantworten. Jeder Erwachsende sollte wissen, daß zu unbedingtem Gehorsam gezwungen ist, wer sich freiwillig in das Verhältniß der Abhängigkeit von dem Spruch eines Standesehrengerichtes begeben hat. Die Kaste fordert Anerkennung ihres Ehrengesetzes: wer anders empfindet, anders handeln will, mag eben draußen bleiben. Schroffen Tadel verdient nur der Anspruch, solches Kastengesetz auch dem draußen Stehenden aufzuzwingen und etwa von einem Kaufmann, der einen in Civiltracht gekleideten Lieutenant geärgert hat, zu fordern, er solle — zum ersten Mal in seinem Leben — den ungeübten Arm mit dem Säbel waffnen. Der rechte Liberale aber wüthet stets nur gegen das Symptom, nie gegen des Uebels Wurzel. Den falschen Ehrbegriff, ohne den dumme Duelle nicht möglich wären, wird man mit Schopenhauers Hohnworten wirksamer treffen als mit Strafparagraphen; und was an dem Brauch zu tadeln ist, wird in sämmtlichen Reichstagsreden nicht so klar gesagt wie in Heines Spottgedicht:

> ... Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit,
> Geriethen auch zwei Esel in Streit
> Und heftig stritten die beiden Langohren,
> Bis einer so sehr die Geduld verloren,
> Daß er ein wildes I-A ausstieß
> Und den andern einen Ochsen hieß.
> Ihr wißt: ein Esel fühlt sich tuschirt,
> Wenn man ihn Ochse titulirt.
>
> Ein Zweikampf folgte, die Beiden stießen
> Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
> Gaben sich manchen Tritt in den Podex,
> Wie es gebietet der Ehre Kodex.
>
> Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
> Wo unvermeidlich sind die Duelle;
> Es muß sich schlagen der Student,
> Den man einen dummen Jungen nennt.

* * *

Geheimrath Pierson, der seit Jahren fast allmächtig über die berliner Hofbühnen herrschte, ist plötzlich gestorben. Am Herzschlag, hieß es. Der König von Preußen ließ nicht, wie ers in solchen Fällen sonst immer thut, „seine Theilnahme ausdrücken". Die Intendanz verfügt über mindestens fünf für eine Trauerfeier geeignete Säle, von denen drei leerstehen; für die Pierson-Feier aber wurde ein Privatsaal gemiethet. Unmittelbar vor dem Tode des Mannes, der als selbständiger Geschäftsführer sein ganzes Vertrauen besaß, hatte der General-Intendant Graf Hochberg sein — wie hier schon erzählt worden ist, längst erwartetes — Entlassungsgesuch eingereicht, das nun „vorläufig" abgelehnt wurde. Vom Hausministerium oder von einer anderen Kontrolbehörde war das Rechnungwesen der Hoftheater beanstandet worden.

Da so seltsame Umstände zusammentrafen, drangen natürlich allerlei dunkle Gerüchte aus dem Coulissenreich in die noch bösere Welt. Eine auf Empfehlung des Botschafters Fürsten Eulenburg engagirte Schauspielerin soll ihrem Protektor Phili den unhaltbaren Zustand der Hofbühnen geschildert haben, der auf dem Umweg über Wien dann auch dem Kaiser bekannt wurde. Ein Riesendefizit soll entdeckt sein; und so weiter. An Dementis hat es nicht gefehlt; nur glaubt ihnen Niemand. Sicher ist erstens, daß ein Lieferant, den man mit dem Kommerzienrathstitel besänftigt zu haben glaubte, die Verwaltung nach seiner Ernennung mit einer Forderung überrascht hat, deren Höhe Entsetzen erregte; zweitens, daß die Herren Hochberg und Pierson in Ungnade gefallen waren; und drittens, daß die finanzielle Lage der Hofbühnen schlimm ist. Der Geheimrath ist also jedenfalls in der für ihn günstigsten Stunde gestorben. Weit genug hat ers gebracht. Ein Titel, der in Preußen sonst ein langes Gelehrtenleben krönt und den Stadttyrannen im Schweiß ihres Angesichtes erstreben, ward dem früheren Buchhändler in jungen Jahren verliehen und ihm, der nicht die geringste Theatererfahrung hatte, wurden die beiden ersten Bühnen des Reiches unterstellt. Was er wollte, geschah. Jammermimen, die ihm seine Freunde empfahlen, wurden ohne Bedenken fürs Hoftheater angeworben. Er ließ abgespielte Operetten von einem zusammengewürfelten Personal aufführen, das eben so wenig wie das Orchester je dem Hoftheaterverband angehört hatte, und ruhigen Muthes auf den Zettel drucken: Neues Königliches Operntheater. Der Fremde, der dem Theaterwesen fern Lebende wurde durch die Adlerfirma getäuscht: er zahlte das Eintrittsgeld für eine Hoftheatervorstellung und wurde mit einer Aufführung bewirthet, deren stars aus der Himmelsgegend von Lübeck oder Chemnitz stammten. Das Repertoire war in Oper und Schauspiel erbärmlicher als je. Auf den Proben that Jeder, was er wollte; ein Regisseur, der auf Autorität Anspruch machen konnte, war eben nicht da, — und so „verständigte man sich" denn nach Laune oder ging, wenn von den Großen Einer nicht gekommen war, vergnügt wieder nach Hause. Dichter und Komponisten, die neue Werke zur Prüfung einreichten oder sich mit Fragen an Pierson wandten, bekamen keine Antwort. Empörte Mitglieder wurden mit Versprechungen gestopft, die nie gehalten wurden. Das Alles und Aergeres noch war bekannt. Die Musikkritiker namentlich wußten immer neue, immer merkwürdigere Piersoniaden zu erzählen. Kein Sterbenswörtchen aber drang in die Zeitungspalten; denn der Geheimrath, der unsägliche Holzbock hats ausgeplaudert, hatte „der Presse den ihr gebührenden Platz angewiesen". „Die ihr gebührenden Plätze" wäre richtiger gewesen; der stets liebenswürdige, gewandte Mann gab, auch wenn die Menge sich an die Kassen drängte, den Journalisten so viele Freibillets, wie sie haben wollten. Kein Wunder, daß sie ihn aufrichtig betrauern, daß ihre tausendfach bewährte Schamlosigkeit auch vor rühmenden Nekrologen nicht zurückschrak. Jedem, der die skandalöse Hoftheaterwirthschaft nach Pflicht und Recht tadelte, wurde entgegnet: Was wollen Sie? Pierson hat das Defizit weggeschafft! Auch dieser Schwindel ist jetzt enthüllt. Trotzdem die berliner Hofbühnen einen Tiefstand erreicht haben, der selbst in des alten Hülsen schlimmster Zeit undenkbar gewesen wäre, trotzdem das Repertoire geschändet, das Ensemble verwüstet ist, hat die Aera Pierson nun mit einem Finanzkrach geendet. Der Mann, der ihr den Namen gab, ruhe in Frieden; ohne die Hilfe der Preßcamorra hätte er sein Werk nicht zu vollenden vermocht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 8. März 1902.

Die Journalisten.

Herrn Herman Ridder, Chefredakteur der New-Yorker Staatszeitung,
New-York U. S. A. Park Row.

Sehr geehrter Herr,

Tausend oder gar zwölfhundert Zeitungschreiber waren am sechsundzwanzigsten Februarabend mit Ihnen zu festlichem Mahle vereint. Sie waren der Wirth. Sie hatten den Prunksaal des Astorhotels in eine Riesenlaube gewandelt, Decken und Wände mit Rosen, Lilien und grünem Gerank bekleidet, den blühenden, duftenden Raum mit dem preußischen Adler, dem Sternenbanner und der deutschen Flagge geschmückt und die schönsten und reichsten Frauen der Ihnen zur Heimath gewordenen Stadt auf die Galerien geladen. Das thaten Sie, weil Sie, als Repräsentant der größten deutschen Zeitung Amerikas, sich verpflichtet fühlten, dem Bruder des Deutschen Kaisers „eine Ehre zu erweisen". So sagten Sie; und Prinz Heinrich von Preußen widersprach nicht, rief Ihnen nicht zu, wenn ein Hohenzollern sich von Zeitungmachern bewirthen lasse, werde nicht ihm, sondern der Presse eine Ehre erwiesen. Nein: er dankte Ihrer Gastlichkeit mit artigster Rhetorik. Zwar nannte er in räthselhaften Wendungen „das Zusammensein ein ganz vertrauliches" und wünschte, die Tafelreden möchten „öffentlich nicht ausgebeutet werden"; zwar verglich er in nicht minder dunklen Sätzen die Wirkung der Presse der submariner Minen, „die in vielen Fällen wider alles Erwarten losgehen", die man aber nicht zu beachten brauche, wie Admiral Farragut 1864 im Hafen von Mobile gelehrt habe. Doch die Presse ist ihm

„eine Macht, die nicht vernachlässigt werden darf.“ Sein Bruder hat dem Abreisenden gerathen, sich „stets zu vergegenwärtigen, daß Preßleute in den Vereinigten Staaten beinahe mit meinen Kommandirenden Generalen rangiren.“ Und der Prinz hat Sie und Ihre Kollegen aufgefordert, „die ausgestreckte Hand“ des Deutschen Kaisers zu ergreifen, hat Ihnen also einen Freundschaftbund inter pares angetragen. Höhere Ehre hat die Presse noch nie, noch in keinem Lande erlebt. Ein Kaiser, der stolze Vertreter einer Großmacht, wirbt durch den Mund seines Bruders um Ihre Freundschaft. Wenn Sie die Absicht hatten, das Prestige der amerikanischen Presse beiden Welten in hellster Beleuchtung zu zeigen, dann haben Sie das Geld, das dieses üppige Gastmahl gekostet haben muß, sicher nicht nutzlos verschwendet.

Außer dem Prinzen und Ihnen sprachen drei angloamerikanische Redakteure. Ich nehme an, daß Sie einzelne der aus Deutschland übers Meer geschickten Journalisten eingeladen hatten. Reden durfte Keiner von ihnen, wollte vielleicht auch Keiner. Was hätte er zu sagen vermocht? Schüchtern nur wäre das Wort auf des Bebenden Lippe getreten; die Hand, die das Glas heben sollte, hätte gezittert. Daß es eine deutsche Presse giebt, ward während dieses Festes der Zeitungschreiber nicht erwähnt. Der Vertreter des Deutschen Kaisers bittet amerikanische Journalisten, die ausgestreckte, „ungepanzerte“ Freundeshand zu ergreifen. Bei solcher Verbrüderung zweier Großmächte hat die deutsche Presse nichts zu thun. Oder doch: sie darf durch hymnische Berichte in der Heimath Stimmung machen, Animirdienste leisten und die von englischen Agenturen gelieferten Depeschen beschwatzen. Nur soll sie sich nicht einbilden, daß man sie braucht, um die berühmten „guten Beziehungen“ zu fremden Mächten herzustellen. Solchem unsinnigen Wahn giebt sie sich auch wirklich nicht hin. Sie kennt ihre Rolle und ist zufrieden, wenn ihre Reporter irgendwo unterkriechen und nachher melden können: Ich war mit dabei. Sie renommirt zwar gern mit ihrer Macht, glaubt aber selbst nicht daran und findet ganz natürlich, daß ein Prinz von Preußen wohl mit amerikanischen, aber nicht mit deutschen Journalisten Toaste tauschen kann.

Sie zweifeln? . . . Ich hoffe, Sie überzeugen zu können.

Der Gedanke, ein dem Königshaus Angehöriger könne der Einladung zu einem von Preßleuten bezahlten Diner folgen, scheint uns hier nicht weniger abenteuerlich als etwa der Wunsch, eine Prinzessin in einer Dienstmädchenversammlung referiren zu hören. Kein Minister, kein Oberpräsident, kein General betritt zu geselligem Verkehr eines Journalisten oder Zeitungverlegers Haus. Der Verein Berliner Presse giebt in jedem Jahr einen

öffentlichen Ball; dahin kommen Würdenträger, die sich schwach fühlen und von der großen Babylonierin Hilfe in diskreten Angelegenheiten erhoffen; aber sie bringen, wie zum Besuch verrufener Häuser, ihre Frauen nicht mit. Und die ganze Sippe jauchzt dann am nächsten Morgen: Drei, vier, fünf Excellenzen haben das Fest der Presse mit ihrer Gegenwart beehrt! Statt diese Leute, die selten interessant, meist nicht einmal amusant sind, genau wie andere Ballgäste zu behandeln und bei solchem Anlaß wenigstens sich zu demokratischen Grundsätzen zu bekennen, läßt man die Mandarinen feierlich empfangen und giebt ihnen ein paar im Gesindedienst bewährte „Kollegen" mit auf den Weg durch den Saal. Die Dutzendexcellenzen werden angestarrt wie Wunderthiere; wenn sie irgendwo Platz zu nehmen geruhen, bildet sich rings um sie ein andächtig gaffender Kreis; und jedes arme Wort, das sie fallen lassen, wird submissest fürs Morgenblatt aufgehoben. Seit einigen Jahren werden die Zeitungschreiber, die keines Mangels an guter Gesinnung verdächtig sind, manchmal zu Massenempfängen der Minister geladen; natürlich auch ohne ihre Frauen. Statt sich da als Gäste zu fühlen, als Gentlemen und dem Hausherrn an Rang und Reputation Gleiche, schnüffeln sie als Reporter durch die Reihen und erzählen, im Ton eines Lohndieners, der zum ersten Mal in einem herrschaftlichen Hause servirt hat, auf Holzpapier dann der Kundschaft, wie über jeden Begriff großartig es gestern war und — namentlich — was es zu essen, was zu trinken gab. Im Ernst: solche Lobhudeleien, solche Quittungen für Speise und Trank können Sie nach jeder Preßfütterung in unseren größten Zeitungen lesen. Die armen Kerle können sich gar nicht vorstellen, man habe sie ihres persönlichen Werthes wegen, um nette Gäste bei sich zu haben, zugelassen; wer sie einer Einladung würdigt, muß von ihnen Etwas wollen und sie würden fürchten, ihre Pflicht zu versäumen, wenn sie nicht mindestens für das Haus des Wirthes Reklame machten: „Das neue Mobiliar zeugte von vornehmstem Geschmack". „Die Bewirthung war wieder höchst opulent." „Der Champagner floß in Strömen." „Während man sich oben an Austern, Caviar, Hummer und anderen Delikatessen der Saison erfreuen konnte, wurden unten Süßigkeiten und Früchte erlesenster Art herumgereicht." Ist die Fütterung vorbei, so kehrt Alles wieder zur alten Ordnung. Der Journalist, der wissen will, was vorgeht, läuft ins Nachrichtenbureau des Auswärtigen Amtes und läßt sich von einem Geheimrath, der selbst nichts weiß oder doch von seiner Wissenschaft nichts sagen darf, erleuchten; bis zum Minister, Staatssekretär oder gar Kanzler dringen auch die Auserwählten nur selten vor. Und der Hof ist den Journalisten einstweilen noch ganz ge-

sperrt. Nur die Zuverlässigsten dürfen mitunter einem Ball, einer Cour, einem Ordenskapitel aus verstecktem, engen Käfig zusehen. Der Kaiser liebt die Zeitungschreiber nicht; er hat einmal gesagt: „Die sämmtlichen Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, sind verkommene Gymnasiasten: Das ist eine Gefahr für uns." Und auch aus späteren Jahren sind ähnliche Urtheile bekannt. Er hat französische, englische, amerikanische Journalisten empfangen; nie einen deutschen. Wenn der Kaiser redet, darf kein Zeitungmann mehr zuhören. Er hat einem Komoedianten sein Reiterbild geschenkt und, in Erinnerung an ein Wort des wallensteinischen Kürassiers, unter die Pferdefüße geschrieben: „Ich schau' herab von meinem Thier auf das Gehudel unter mir!" Das Gehudel da unten: Das sind die Hungerkandidaten, die verkommenen Gymnasiasten, die Preßbengel. Und Sie können sich denken, daß solches Urtheil das kleinerer Götter färbt. In offener Reichstagssitzung hat ein Staatssekretär von dem „onus des Verkehrs mit der Presse" gesprochen und von den Leitern großer Blätter gesagt, er habe sie „hinbestellt", zu sich „kommen lassen"; und in Straßburg hat eben erst ein durch überflüssigen Mangel an humanistischer Bildung berühmt gewordener Minister öffentlich die „feile Presse" angefaucht und ihren Vertretern, wie einer Rekrutenkorporalschaft, zugeheischt, sie mögen sich, um ihn nicht wieder mißzuverstehen, „künftig bessere Ohren anschaffen." Diese Leute sind nicht etwa an Rousseaus Wort von den Commis, die sich anmaßen, den Staat zu regiren, gemahnt und von allen auf Selbstachtung haltenden Journalisten fortan gemieden worden, — nein: die Presse hat sie auch nach dem Schimpf noch über den Klee gelobt. Warum nicht? Hunde sind wir ja doch; und nach den Fußtritten giebts wohl wieder mal ein Stückchen Zucker.

So ist im Lande der Dichter und Denker die Stellung der Presse. Tausend Beispiele könnten Sie täglich lehren, wie Jeder hier, nicht nur die Mandarinenschaft, das Institut und dessen Diener verachtet. Ein steinreicher Mann, dem nichts Unehrenhaftes nachgewiesen ist und der gemeinnützigen Zwecken große Summen zugewandt hat, Herr Mosse, möchte seit Jahren Stadtrath werden und ohne Sold für die Kommune arbeiten; seine Parteigenossen wagen nicht, ihn zu wählen, weil er Zeitungverleger ist. Ein noch viel mächtigerer Preßindustrieller, Herr Scherl, schickt einen journalistisch ungewandten verabschiedeten Offizier als Reporter zu Ihnen hinüber, weil er sich sagt, dieser Herr werde mehr sehen und besser behandelt werden als ein für die Aufgabe tauglicherer Mann aus dem Gehudel; und die Rechnung erweist sich als richtig: der Hauptmann a. D. wird wie ein Kavalier behandelt

und vom Prinzen sogar kordialer Ansprachen gewürdigt, deren Inhalt dann, wie eine Heilsbotschaft, nach Berlin gekabelt wird. Ein Titularprofessor, Herr Meyer, der leidliche Zeitungartikel zu einem dicken Bande vereint, über unzählige Bücher, die er nicht kennt, Urtheile gefällt, Klatschgeschichten und Notizenzettel zusammengeklebt und aus Anderer Schmäusen ein Ragout gemacht hat, darf sich erdreisten, über Mauthners prachtvolles Empörerbuch gegen den Wortaberglauben, das die großen und kleinen Meyer nebst der ganzen geschäftigen Schererschule überleben wird, zu schreiben: viel sei ja nicht dran, für einen Journalisten aber sei es immerhin eine achtbare Leistung; die Thatsache, daß Herr Fritz Mauthner nicht nur „Xanthippe" und andere starke Poetensatiren, sondern auch Journalartikel geschrieben hat, genügt dem Schnellkritiker, um sich über den Kritisirten unendlich erhaben zu fühlen. Nicht also der eigentliche Journalist nur, der flink Nachrichten herbeischleppt und in der Redaktion mit Feder, Scheere und Pinsel frohndet, wird gering geschätzt, nein: Jeder, der mit dem Zeitungwesen zu thun hat; und es ist so weit gekommen, daß die anrüchige Standesbezeichnung am Liebsten vermieden wird und Leute, die von Staatsrecht und politischer Oekonomie keine Ahnung haben, sich schamhaft und stolz zugleich Publizisten nennen. Aber auch sie sind gewöhnlich zum tiefsten Bückling bereit, wenn ein Großkapitalist oder ein Staatswürdenträger winkt. Unvergeßlich wird mir stets der Gesichtsausdruck eines Herrn bleiben, der athemlos herbeigeeilt war, um zu berichten, ein Minister, ein leibhaftiger, aktiver, habe den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen, und der als einzige Antwort eine Karte erhielt, auf der meine Wohnung und Sprechstunde verzeichnet standen. Genug ... Jeder Sachkundige weiß, daß ich kein Zerrbild unserer Zustände gemalt habe.

Und nun besinnen Sie die Sätze, die Sie aus dem Munde des Prinzen Heinrich hörten. Im Namen des Deutschen Kaisers wurde um Ihre Freundschaft geworben und Sie wurden im Rang „beinahe" unseren Kommandirenden Generalen gleichgestellt. Ein Kommandirender General ist bei uns der erste Mann einer Provinz und hat Niemand über sich als den höchsten Kriegsherrn. Stellen Sie sich einen Augenblick vor, in den Vereinigten Staaten wäre die Presse geknechtet und verachtet, die Journalisten würden wie unsauberes Gesindel behandelt, müßten, wenn sie wegen eines politischen Deliktes ins Gefängniß gesperrt sind, wie der gemeinste Einbrecher neben dem Abtritt hausen, ihre Zelle scheuern, aus einem selbst mit kaltem Wasser gereinigten Blechnapf Sträflingskost essen, — und eines Tages käme Herr Roosevelt als Gast des Kaisers nach Deutschland (ich weiß, daß ers als Prä-

sident nicht darf) und spräche also zu deutschen Zeitungschreibern: Ich bin hocherfreut, meine Herren, an Ihrem Tisch sitzen zu dürfen; ich schätze in Ihnen eine Großmacht, um deren Freundschaft ich bitte; mir ist bekannt, daß Ihr Rang dem unserer Staatssekretäre und Admirale gleicht. Was würden Sie thun? Ich bin gewiß, Sie würden — und mit Ihnen all Ihre Kollegen — offen in Ihren Blättern erklären: „Das, Herr Präsident, geht uns wider die Ehre. Wir haben das Joch getragen, uns geduckt und unter Peitschenhieben nicht gemurrt; aber wir sind nicht schlechter als die Berufsgenossen drüben und können nicht, wollen nicht schweigen, wenn ihnen Ehre angethan wird, die dem Ausland als unsere Schande erscheinen muß. Nicht den Admiralsrang fordern wir, doch, so lange nicht nachweisbar schmähliches Handeln unseren Ruf befleckt hat, die Achtung, auf die jeder Gentleman Anspruch hat. Wir verlangen, Herr Präsident, daß Sie, so gut wie mit Fremden, mit Ihren Landsleuten an einem Tisch sitzen, Speise und Trank von Ihnen annehmen und, wenn Sie um die Freundschaft der deutschen Presse werben, die Existenz der amerikanischen Presse nicht wie einen dunklen Punkt in der Heimathgeschichte verschweigen. Die deutschen Journalisten sind unsere, wir ihre Peers; mit respektvollster Entschiedenheit fordern wir, daß sie von dem höchsten Repräsentanten unseres Vaterlandes nicht besser behandelt werden als wir. Versagen Sie, Herr Präsident, sich dieser Forderung, dann werden wir vor fremder Schadenfreude wenigstens unser Ansehen zu wahren wissen." So ungefähr hätten Sie gesprochen. Hier ... Es ist beschämend und muß doch gesagt sein: hier hat man sich gestellt, als sei in dem Gastbesuch und in der Tafelrede des Prinzen Heinrich eine Auszeichnung, eine Verherrlichung der gesammten Preßmacht zu sehen. Ein paar dünne Späßchen wurden riskirt; Manches, hieß es, sei doch dem deutschen Journalisten zu wünschen noch übrig. Die vielen Majestätprozesse; der Zeugnißzwang; die Redakteure, die gefesselt durch die Straßen marschiren müssen; die Anwendung des Unfugsparagraphen auf literarische Leistungen; mit Kommandirenden Generalen springe man so im Allgemeinen nicht um. Aber ... Immerhin ... Es war eine großartige Sache und bleibt „ein Markstein in der Geschichte der Publizistik". Herr Dernburg, der, wie alte Weiber das Hüftweh und Gliederreißen, im Tageblatt die politischen Ereignisse bespricht (auch das Unzulängliche wird dem nett aus schlechtem Gedächtniß plaudernden Herrn häufig zum Ereigniß) rief jubelnd aus: „Die Presse ist bündnißfähig geworden! Der Kaiser hat dem ganzen Vorgang den Tipfel auf das I gesetzt!" Und er pries mit der schönen Begeisterung eines fast

Siebenzigjährigen, der am Ende noch zum Professor ernannt, also auf die Rangstufe eines bewährten Oberlehrers erhöht werden kann, sämmtliche Hohenzollernkaiser und den Prinzen Heinrich dazu. Selbst dieser wohlhabende, gebildete Mann, dessen soziale Stellung der anderer Journalisten nicht vergleichbar ist, hat sich so in die Kuliresignation eingewöhnt, daß er die tiefe Demüthigung seines Standes gar nicht mehr empfindet. Man sollte meinen, der Sinn des „Ereignisses“ sei nicht mißzuverstehen. Von amerikanischen, nicht aber von deutschen Zeitungmachern kann ein Preußenprinz sich einladen lassen; die amerikanischen publishers und reporters behandelt er wie Excellenzen, die deutschen hält er sich drei Schritt vom Leibe. Thut nichts: man muß dem Kundenkreis den Glauben aufzuschwatzen versuchen, der Kaiser haben allen Journalisten den Rang Kommandirender Generale zuerkannt. Das ist die Wanzenstrategie, die Lassalle entstehen sah, als er vor fast vierzig Jahren in Solingen sagte, zur einzigen Waffe sei der modernen Presse die Fähigkeit geworden, „täglich zu lügen, in reinen, puren Thatsachen, Thatsachen zu erfinden, Thatsachen in ihr Gegentheil zu entstellen“. Seitdem ist die damals noch junge Taktik zu reifer Vollendung gediehen.

Ich kenne Ihre Presse nicht. Sie steht hier in schlechtem Ruf und wird der keuschen Tugend unserer Zeilenschreiber stets als ein Schreckbild kapitalistischer Korruption an die Seite gestellt. Mir fehlt die Vergleichsmöglichkeit; ich weiß nicht einmal, ob auch bei Ihnen der journalistische Arbeiter nur aus der Hand eines allmächtig schaltenden Verlegers sein Werkzeug erhalten kann, unter der Drohung des Lohnverlustes nur schreiben darf, was der Brotherr zu schreiben erlaubt. In einem Lande so rascher und riesiger Kapitalshäufung kann die sittliche Gesundheit der Presse nicht unangetastet bleiben. Zu stark ist für den Einzelnen, der unter Prassern vielleicht darben muß, die Verlockung, seine Feder auch im persönlichsten Kampf ums Dasein als Waffe zu brauchen, zu bequem der Weg von der Presse zu den feinsten, kriminell nicht faßbaren Formen der Erpressung, als daß solche Betriebe von schlimmen Uebelständen verschont bleiben könnten. Hier spricht man mit einem aus Bewunderung und Abscheu gemischten Staunen von einem Börsenjournalisten, der, als ein Bankdirektor ihm zwei bräunliche Tausendmarkscheine geschickt hatte, an den bestechenden Herrn schrieb: „Sie sind gestern mit zwei Braunen bei mir vorgefahren; dem Leiter eines so großen Institutes hätte ich zugetraut, daß er vierspännig fährt.“ Und die Geschichte des ersten Krachabschnittes hat gelehrt, mit wie geringem Geldaufwand bei uns des Redens und Schweigens Gunst zu erkaufen ist. Bei Ihnen naht schwindligen Gewissen der Versucher

wohl mit stärkeren Künsten; doch weder diesseits noch jenseits vom Weltmeer kommt ein goldener Esel immer ans Ziel. Ihre Journalisten sind viel besser bezahlt, gegen die Intoxikation also immuner, als die arme teutonische Einfalt träumt. Jedenfalls aber fehlt Ihnen das Lakaienbewußtsein, das hier alle Kräfte der Presse lähmt. Sie fühlen sich als Macht. Sie wollen wirken, wollen, wie des Toledaners harter König, Ihren Willen und stemmen sich gegen jeden Versuch, Sie ins Joch zu beugen. Wenn die Milliardäre Sie nicht zum Prinzendiner laden: schön; dann wird über dieses Diner eben nicht berichtet. Hier ist ein Feuilletonredakteur in den Kellnerfrack gekrochen, um auf einem abgesperrten Bahnhof dem Empfangsspektakel zusehen, in den Bratenrock eines Kirchenchorsängers, um einer Leichenfeier beiwohnen zu dürfen. Das thäten drüben nur waghalsige Reporter, Pennyzeilenschinder, denen der wirkliche Journalist in weitem Bogen ausweicht. Bei uns ist, seit Bolz den für Druck und Papier sorgenden Kapitalisten nicht mehr zur Thür hinausjagen darf, die Grenzlinie zwischen Oldendorf und Schmock völlig verwischt worden. Auch Chefredakteure lassen sich, wie in ein Ghetto, in ein abgesondertes Preßschiff pferchen und nehmen schmatzend ein Checkbuch hin, das ihnen auf Staatskosten den ungewohnten Sektgenuß sichert. Männer, die sich für Literaturkritiker ausgeben, vertreten, anonym, aber nicht anodin, in hundert Zeitungen die Interessen großer Rhederfirmen, Tingeltangel, Fleischextrakt- und Mundwasserfabriken, reimen, gegen baare Bezahlung, Tischreden für Bankanalphabeten, fordern in Gasthäusern, Möbelgeschäften und Bordellen die Gewährung billiger Preßpreise und sind selig, wenn ihnen, unter der Bedingung prompten Reklamedienstes, ein zu freier Fahrt und Verpflegung berechtigendes Schiffsbillet geschenkt wird. Von Theaterdirektoren, Malern, Buchhändlern, Buchschreibern, Histrionen, Parfumeuren, Gärtnern und Photographen wird, nach der Lehre des unsterblichen Hans Cade, Tribut erhoben; und wäre in Berlin ein Fest wie das von Ihnen veranstaltete möglich, dann hätte sanfter Zwang den Gastwirth dahin gebracht, Speise und Trank unter den Selbstkosten zu liefern. Dafür wäre sein Haupt freilich am nächsten Morgen mit Lorbergarnirung den Lesern gezeigt worden. Auf solchen Schleichwegen aber wächst nicht die Macht eines Standes, der sazerdotischer Weihe theilhaftig sein will. Wer, um einen Klub der Presse zu schaffen, allerlei Jobber, „die den ganzen Kitt bezahlen", zu Mitgliedern kürt, darf sich nicht wundern, wenn er schon von Geheimen Kommerzienräthen über die Achsel angesehen, von Staatsanwälten nicht Herr genannt und von der repräsentativ hungernden Bureaukratie als ein schädlicher Schmarotzer verachtet wird.

Und doch giebt es in unserer Presse eine große Schaar anständiger, tüchtiger, talentvoller Menschen. Sie fühlen die Schmach, ballend knirschend hundertmal im Jahre die Faust ... und keuchen unter des Antreibers Fuchtel weiter. Il faut vivre, parbleu! Und wer gegen die kleinen, so harmlosen, so bescheidenen Benefizien immer wieder den Mund aufreißt, wird ein griesgrämiger Philister und kindischer Tugendbold gescholten. Als obs ein Verbrechen, eine antisoziale That wäre, ein Prachtwerk, eine Meisterradirung, eine Spieluhr, einen Teppich oder einen Kabinenschein als Geschenk anzunehmen! Man muß sich in die Verhältnisse schicken. Thut mans, dann staunt man bald den Aufstieg eines Literaten an, der Theaterdirektor geworden ist; dann findet man, um den Unwerth eines Zeitungartikels zu bezeichnen, keinen wirksameren Ausdruck als das den Stand schändende Wort: nur die Meinung eines Redakteurs stehe dahinter. Das ist das Schlimmste: die Presse verräth täglich, daß sie selbst sich als Berufsgenossenschaft nicht achtet. Und die Verleger, die ehrbar die Pharisäerbrauen hochziehen, wenn ein von ihnen der Pein Ueberlassener schuldig wird, sind zu dumm, zu servil, zu sehr in die demüthige Kleinhändlersitte des Kundenfanges gewöhnt, um zu merken, daß ihr Geschäftsprinzip ihnen mählich die Macht aus den Händen zieht. Sie brauchten nur stolz zu sein: dann wären sie stark; sie brauchten nur nicht unklug von ihren Leuten Unwürdiges zu fordern: dann könnten sie den Volksdienstboten und Staatscommis die Linie des Verhaltens vorzeichnen und wären, als respektirte Gewalthaber, vor einer Behandlung sicher, die ein Unteroffizier im achten Dienstjahr nicht mehr ohne Beschwerde herunterschluckt.

Sie, sehr geehrter Herr, haben ein Beispiel gegeben, das Dank verdient. Sie haben, als Journalist, einen Prinzen von Preußen zu Tisch geladen, ihm nicht gesagt, er oder sein Bruder sei der größte Mann des Jahrhunderts, sich nicht in zitternder Ehrfurcht die Unterkleider benäßt. Das konnten Sie, nicht, weil Sie Republikaner sind, sondern, weil stolzes Standesbewußtsein in Ihnen lebt. Lernen die jetzt nicht schuldlos Gedemüthigten aus diesem Beispiel, dann wird es eines schönen Tages wieder als eine Ehre gelten, sich einen deutschen Journalisten nennen zu dürfen. Auch dann freilich wird der Zeitungschreiber kein Kommandirender General sein. Weniger: nicht der Herr über vierzigtausend stumm salutirende Menschen; mehr: nicht einem Kriegsherrn zu blindem Gehorsam verpflichtet.

Grüßen Sie drüben das Handwerk von

Ihrem ergebenen

H.

Die Reform des Rechtsstudiums.

Wenn einst ein Historiker die Kultur des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts behandelt, so wird er ein besonderes Kapitel der Werthschätzung zu widmen haben, welche die regirenden Kreise der rein theoretischen Geistesarbeit zu Theil werden lassen. Für den ferner Stehenden spiegelt sich diese Werthschätzung in Rangverhältnissen und Auszeichnungen wider; wer die Dinge mehr aus der Nähe betrachtet, hält sich an Kriterien, die ihm seine spezielle Berufsthätigkeit entgegenbringt; und gehört zu dieser das Doziren und Examiniren, so wird er geneigt sein, aus Studien- und Prüfungordnungen mancherlei Schlüsse in der bezeichneten Richtung zu ziehen. Dem juristischen Professor in Preußen liegt eine solche Betrachtungweise sehr nah. Von der älteren Generation seiner Kollegen hört er die erbaulichsten Dinge aus der Zeit, als — vor annähernd vierzig Jahren — zum ersten Male Theoretiker in der Prüfungskommission zwar äußerlich Aufnahme, aber auch auf Schritt und Tritt die Behandlung fanden, mit der man Eindringlingen entgegenzutreten pflegt. Der so zum Ausdruck kommenden Stimmung der gereiften Praktiker entsprach die der nicht gereiften; und der Unfleiß des Studenten erklärte sich nicht minder aus den traditionellen Anschauungen des Standes, auf den er sich vorbereitete. Freilich nicht ausschließlich. Denn wer das Studium wesentlich als unmittelbare Schulung für die Praxis ansah, mochte sich daran stoßen, daß der künftige altpreußische oder rheinische Jurist nichts oder doch fast nichts von dem Recht lernte, das er demnächst anzuwenden hatte; dazu kam die Neigung vieler Dozenten, das römische Recht in möglichst archaisirender Form vorzutragen und längst der Geschichte angehörige Institute in einer Weise zu behandeln, die wohl dem Interesse des Forschers, aber nicht dem des Anfängers entsprach. Aber mochte man sich den Unfleiß der Studenten auf diese oder auf jene Weise erklären: Thatsache ist jedenfalls, daß er zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gab und eine Reihe hervorragender Dozenten nicht nur zu öffentlichen Klagen, sondern auch zu eingehenden Reformvorschlägen veranlaßte. Wer die trübsälige Stimmung kennen lernen will, in der sich die Universitätkreise noch in der Mitte der achtziger Jahre befanden, lese die überaus lehrreiche Schrift von Goldschmidt, „Rechtsstudium und Prüfungordnung" (1887).

Im Laufe der Zeit haben sich diese Dinge gründlich geändert. Die Zahl der Professoren in den Prüfungskommissionen ist verdoppelt worden, ihre Beziehungen zu den aus der Praxis entnommenen Mitgliedern sind überall die besten und noch vor wenigen Wochen hat Professor Kahl öffentlich ausgesprochen, daß der Fleiß der jungen Juristen dem ihrer Kommilitonen nicht nachstehe. Endlich hat sich auch bei den Praktikern — namentlich seit Einführung des



Bürgerlichen Gesetzbuches — die Ansicht durchgerungen, daß man auf der Universität nicht nur Etwas lernen kann, sondern auch lernen muß.

Vor einem wichtigen Schritt in dieser Entwickelung steht der preußische Juristenstand gerade in diesem Augenblick: ein dem Landtag vorgelegter Gesetzentwurf will das Studium von sechs auf sieben Semester ausdehnen und den bisher vierjährigen Vorbereitungdienst entsprechend abkürzen. Der Sache nach bedeutet Das nichts Anderes als die offizielle Anerkennung, daß die Leistungen der Universität den an sie gestellten Anforderungen genügen und sogar im Stande sind, den Vorbereitungdienst zum Theil zu ersetzen. Die Zeit, da man in Preußen juristische Professoren und juristische Fakultäten als im Grunde recht überflüssige Menschen und Einrichtungen ansah, scheint also der Vergangenheit angehören zu sollen.

Es ist erklärlich, daß der Entwurf bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause eine getheilte Aufnahme fand und daß Erinnerungen aus der eigenen Studentenzeit die Stellung vieler Abgeordneten bewußt oder unbewußt stark beeinflußte, trotz dem ministeriellen Hinweis auf die inzwischen eingetretene gründliche Reform der Lehrmethode. Wenn man allerdings das Wesen der „neuen Methode“ in den praktischen Uebungen sieht, so ist Das nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Ich habe mich schon vor annähernd zwanzig Jahren in Kiel an Pandektenübungen mit schriftlichen Arbeiten betheiligt; und die älteste Auflage von Iherings Jurisprudenz des täglichen Lebens, die solche Uebungen voraussetzt, ist wesentlich älter. Der Unterschied gegen früher besteht in dieser Beziehung nur darin, daß die Uebungen zahlreicher sind und die Theilnahme an ihnen obligatorisch ist. Viel wesentlicher kommt der Unterschied in Betracht, den die Aenderung des Rechtsstoffes selbst hervorgebracht hat. Denn da die Universität das neue bürgerliche Recht in den Mittelpunkt des Studiums stellt, so ist der Gegensatz zwischen dem auf der Hochschule gelehrten und dem in der Praxis angewandten Recht weggefallen. Was der Student jetzt lernt, ist das überall in Deutschland geltende Recht; und da er in der praktischen Anwendung dieses Rechtes geübt wird, bevor er in die Praxis eintritt, so würde meiner Auffassung nach eine Abkürzung des Vorbereitungdienstes selbst dann angezeigt sein, wenn man von der Verlängerung des Studiums absehen wollte.

Es liegt mir fern, den Vorbereitungdienst hier eingehend kritisiren zu wollen. Aber da in den Landtagsberathungen die Forderung aufgestellt worden ist, daß jeder Professor das Assessorexamen gemacht haben solle, so glaube ich mich berechtigt, an dieser Stelle hervorzuheben, was viele meiner Kollegen aus dem Referendariat hinausgetrieben hat. Die Bureauarbeit ist es gewiß nicht; und ich für meine Person bin überzeugt, daß der ausgebildete Praktiker auch den Geschäftsbetrieb der Gerichtsschreiberei kennen muß. Ja, es wäre

für mich eine wahre Freude gewesen, wenn ich ein paar Wochen lang selbständig und unter eigener Verantwortung Bureauarbeiten hätte erledigen können: denn die eigentliche Misere des Vorbereitungdienstes in Preußen liegt darin, daß der Referendar in den besten Jahren seines Lebens zu Handlangerdiensten verurtheilt und niemals mit einer Thätigkeit betraut wird, die er unter eigener Verantwortung auszuführen hätte. Meine Studiengenossen, Mediziner, Philologen, Theologen, hatten bestimmte soziale Aufgaben zu erfüllen; sie sahen es unter ihren Händen sprießen und blühen, während man mir jede freie Bethätigung meiner Persönlichkeit sorgsam beschnitt. Nur einmal ein paar Wochen lang sagen können: Das thue ich auf eigene Verantwortung. Das ist mein Werk, — welches Glück für einen Menschen, dem die Natur den Hang zur Selbständigkeit mit auf den Lebensweg gegeben hat! Das Getriebe des Justizdienstes hat Rädchen genug, die der Referendar einmal allein drehen und bei deren Bewegung er obendrein eine ganze Menge lernen könnte. Belastet man ihn aber mit der Protokollführung, so bedeutet Das eine Ausnutzung seiner Arbeitkraft, für die er nicht einmal durch Förderung in der Ausbildung eine ideelle Entschädigung erhält. Und doch weiß ich aus der Zeit meines landgerichtlichen Referendariates, daß es damals auch nicht eine einzige Hauptverhandlung ohne Mitwirkung eines Referendars als Gerichtsschreibers gab; und nach Allem, was man hört, ist es noch heute bei vielen Gerichten so. Nicht darin besteht das Verkehrte, daß der Referendar überhaupt mit den Geschäften des Gerichtsschreibers betraut wird, sondern darin, daß Das in einer Weise geschieht, die durchaus einseitig ist, dem Referendar einen Einblick in den Geschäftsbetrieb nicht gewährt und ihn doch so sehr belastet, daß seine wissenschaftliche wie praktische Förderung darunter leidet. Die Behauptung, daß der Vorbereitungdienst im Interesse der Ausbildung ein vierjähriger bleiben müsse, steht auf schwachen Füßen, so lange die Beschäftigung des Referendars nicht ihrem Zweck entsprechend geregelt ist.

Doch wenden wir uns zu dem Universitätstudium zurück.

In den Landtagsverhandlungen wurde bemerkt, daß die Professoren geschlossen hinter dem Entwurfe stünden. Ich lasse dahin gestellt, inwiefern Das für den dispositiven Inhalt des Entwurfes gilt; mit Bestimmtheit aber weiß ich, daß es für einen großen Theil der Begründung nicht zutrifft. Die Bedenken richten sich theils gegen die Beurtheilung der bestehenden Verhältnisse, theils gegen gewisse in Aussicht gestellte Verwaltungmaßregeln. In erster Beziehung fragt es sich namentlich, ob die Zwangsübungen mit obligatorischen schriftlichen Arbeiten das Maß von Anerkennung verdienen, das ihnen die Motive des Entwurfes aussprechen. Ich vermuthe nicht nur, sondern ich weiß aus sehr guten Quellen, daß diese Arbeiten häufig nicht mit der Selbständigkeit angefertigt werden, die das jetzt in Preußen geltende System

voraussetzt. Das ältere Semester hilft dem jungen, der Leibbursch dem Leibfuchs, die alten Herren werden in Bewegung gesetzt und — was am Allerschlimmsten ist — manche Annoncen in öffentlichen Blättern sprechen dafür, daß der eine oder der andere Einpauker die Arbeiten gegen Bezahlung selbst anfertigt. Nun weist allerdings Lenel (No. 4 der Deutschen Juristenzeitung von diesem Jahr) darauf hin, daß volle Selbständigkeit bei Anfertigung der Arbeiten nicht einmal erwünscht sei. Ich gebe ohne Weiteres das Belehrende persönlicher Besprechungen zu; die Thatsache aber, daß der Student jetzt schon in den ersten Semestern gewöhnt wird, sich mit fremden Federn zu schmücken und Dozenten wie Examinatoren zu täuschen, steht meines Erachtens nicht minder fest. Nicht darin liegt der Fehler, daß den Studenten Gelegenheit zu schriftlichen Arbeiten gegeben wird — im Gegentheil ist ihnen diese Gelegenheit recht häufig zu gewähren —, sondern darin, daß man in ihnen den Glauben erweckt, ihr zukünftiges Examenschicksal hänge von der Beurtheilung der Arbeiten ab. Mit dieser Vorstellung ist die Versuchung zu Täuschungen gegeben, zumal thatsächlich das Zeugniß über die einzelne Uebung durch den Werth der eingereichten Arbeiten beeinflußt wird und das Zeugniß mindestens bei zweifelhaftem Ergebniß der Referendarprüfung eine Rolle spielt. Schlimm genug, wenn schon die Kommission für die große Staatsprüfung Zweifel an der Selbständigkeit der ihr eingereichten Examensarbeiten geäußert hat; schlimm genug, wenn die selben Zweifel auch bei der wissenschaftlichen Referendararbeit auftauchen; am Schlimmsten aber ist, daß man durch Einführung von Zwangsarbeiten während der Studienzeit das Uebel fast ins Unendliche vergrößert hat.

Wenn sich die Anhänger der Zwangsarbeiten darauf berufen, daß ihnen Klagen über Unselbständigkeit nicht oder nur selten entgegengetreten seien, so antworte ich, daß der Professor überhaupt nicht die richtige Stelle ist, an die man sich in dieser Beziehung zu wenden hat. Zunächst giebt es unter meinen Kollegen viele, denen die mit einer Rüge mangelnder Selbständigkeit verbundene Schulmeisterei im Grund ihrer Seele zuwider ist, und dann müßte man sich wirklich wundern, wenn der Student, der in neunjähriger Gymnasialpraxis eine gewisse Virtuosität in der Täuschung erworben hat, nicht mit einem harmlosen deutschen Professor fertig zu werden vermöchte. Die alte akademische Freiheit hatte gewiß ihre Schattenseiten, aber Eins bewirkte sie doch: eine Stählung des Charakters durch Selbsterziehung und Erziehung der Kommilitionen. Die Schulstube aber ist nicht der Boden, auf dem der Stand gedeihen kann, an dessen Charakterfestigkeit das Leben die allerhöchsten Anforderungen stellt.

Daß die Universität nicht zur Schule werden soll, sagen ja freilich die Motive ausdrücklich. Wie wenig aber dieser Satz innerlich empfunden ist,

zeigt sich gleich bei der von dem Entwurf in Aussicht gestellten Forderung eines Zwischenzeugnisses. Das heißt: eines Zeugnisses über den der Ordnung gemäßen Studiengang innerhalb der drei ersten Semester. Von wem dieses Zeugniß ertheilt werden soll, weiß man vorläufig noch nicht. Sicher scheint nur, daß man eine preußische, außerhalb der Universität stehende Behörde mit dieser Aufgabe zu betrauen gedenkt. Sie soll das Zeugniß ertheilen auf Grund der Anmeldebücher, der Zeugnisse der einzelnen Dozenten über Fleiß und Erfolg in den römisch-rechtlichen Einführungexegetikern und der in den Uebungen „selbständig" angefertigten, mit der Censur der Dozenten versehenen schriftlichen Arbeiten. Gegen diesen Gedanken haben sich Rosin (Professor in Freiburg) und Lenel (Professor in Straßburg) ausgesprochen, Beide mit Gründen, denen unbedingt beizutreten ist. Mit Recht weist Rosin darauf hin, daß die in den Motiven des Entwurfes angeführten Erwägungen gegen die Einführung eines Zwischenexamens (Beschränkung der Individualität, Beschränkung der Freizügigkeit) in gleichem, ja, in noch höherem Maß gegen das Zwischenzeugniß sprechen, und Lenel macht darauf aufmerksam, daß dieses Zeugniß zu schreienden Ungerechtigkeiten führen müsse, da der Dozent nicht in der Lage sei, die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit der eingelieferten Arbeiten zu kontroliren. Mir persönlich ist es geradezu unverständlich, wie man in einem Athem die Freizügigkeit der Studenten als eine zu schätzende Institution rühmen und zugleich ein Zeugniß fordern kann, das sich leicht zu einer Kontrole der Dozenten, und zwar auch der nichtpreußischen, ausgestalten läßt. Es wäre sehr auffallend, wenn die übrigen Staaten nicht alsbald mit Gegenmaßregeln antworten und etwa ein sechssemestriges Studium auf ihren Landesuniversitäten fordern sollten. Dann wären wir glücklich auf einem Gebiet des deutschen Kulturlebens wieder hinter die Zeit vor 1866 zurückgekommen.

Und überhaupt: was soll all das Reglementiren auf dem Gebiet des juristischen Studiums? Warum läßt man den Philologen, Historiker, Mathematiker sein Studium einrichten, wie es für seine Individualität paßt? Offenbar deshalb, weil man bei diesen Studenten eine Korrektur der Freiheit in der Einrichtung des Examens findet. Nun gut: dann gestalte man auch das juristische Examen so, daß es zu einer wirklichen Erkenntniß des Wissens und Könnens führt! Auf diesen Punkt werde ich später noch eingehen; was ich zunächst betone, ist der Satz, daß die erste Bedingung eines jeden ernsten wissenschaftlichen Studiums — ich will nicht sagen Begeisterung, aber jedenfalls — Interesse ist. Dieses Interesse aber erstickt man systematisch durch die Schablonisirung des Studienganges, und was man an seine Stelle setzt, ist im günstigsten Falle eine dumpfe Pflichterfüllung. Gewiß braucht der Student eine Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung seines Studiums. Mag sich diese Anleitung vielleicht auch — ich will Das für

einen Augenblick zulassen — zur bindenden Anordnung gestalten, so muß sie doch immer so viel Bewegungfreiheit lassen, daß sich der Student nach freiem Ermessen gerade die Vorlesungen auswählen kann, für die er eine besondere Neigung hat, sei diese durch die Materie oder durch die Person des Dozenten bedingt. Schon jetzt liegen die Dinge so, daß sich der Student in den ersten Semestern für öffentliches Recht offiziell nicht interessiren darf oder, richtiger gesagt, daß er sein Interesse hierfür unterdrücken muß. Denn gerade das öffentliche Recht ist es, das den jungen Juristen am Meisten anzieht. Eben weil er auf der Schule historisch vorgebildet ist und eine Anzahl früherer Staatsverfassungen studirt hat, will er nun wissen, wie der moderne Staat aussieht. Nicht minder als das Staatsrecht interessirt ihn das Strafrecht; und ich wüßte auch nicht einen stichhaltigen Grund, weshalb er diese Disziplinen nicht gleich in den ersten Semestern hören sollte. Ist es doch ein anerkannter pädagogischer Grundsatz, daß der Unterricht an das Interesse des Schülers anknüpfen soll. Gewiß muß der junge Jurist — und zwar sofort — sich mit römischem Recht befassen und Niemand bedauert mehr als ich, daß die Kenntnisse in diesem besten aller Rechte so stark zurückgegangen sind. Gewiß soll der Student auch den Werdegang des deutschen Rechtes kennen lernen. Aber glaubt man denn im Ernst, durch Reglements ein solches Interesse für diese Materien zu erwecken, daß man sie dem Anfänger während mehrerer Semester als fast ausschließliche Kost vorsetzen will? Hat man niemals erwogen, daß gerade die in der guten alten Zeit herrschende Exklusivität der romanistischen und historischen Disziplinen während des ersten Studienjahres einen Hauptgrund für die Trägheit der Studenten bildete?

Schon oft ist öffentlich darauf hingewiesen worden, daß das rechtshistorische Interesse erst dann erwacht, wenn man das geltende Recht kennt. Ich gebe zu, daß man diesen Satz bestreiten kann, bin auch nicht geneigt, ihn zur zwingenden Grundlage eines Studienplans zu machen; auf der anderen Seite aber fordere ich für den Studenten so viel Bewegungfreiheit, daß er bei Gestaltung seiner Studien seinen individuellen Bedürfnissen Rechnung tragen kann. Belastet man aber die ersten Semester mit obligatorischen privatrechtlichen Vorlesungen und Uebungen in dem beabsichtigten Maße, so ist es um diese Freiheit geschehen. Aus meiner gießener Dozententhätigkeit weiß ich genau, mit wie großem Eifer öffentlichrechtliche Vorlesungen gerade von Anfängern gehört wurden, und sehr vernünftiger Weise hat die dortige Fakultät in ihrem offiziellen Stundenplan den Studenten gerade eine Verbindung des öffentlichen Rechtes mit dem privaten vom ersten Semester an empfohlen. Nimmt in Preußen der neuste Kurs in der That die angekündigte Richtung, so wird auch Das, was man außerhalb Preußens an juristisch-pädagogischen Errungenschaften aufzuweisen hat, allmählich zu Grabe getragen werden und

an seine Stelle das genügend charakterisirte Zwangssystem treten. Natürlich: denn wenn die Pädagogik verkehrt ist, so erlangt der Stock die Herrschaft.

Einigermaßen tröstlich ist, daß sich zu den verkehrten Reformideen auch solche von hervorragendem Werthe gesellen, insofern man nämlich mit Ernst an eine Umwandlung — oder vielleicht besser: Erweiterung — der Referendarprüfung denkt. Nichts liegt mir ferner als ein absprechendes Urtheil über die heutige Gestaltung und praktische Handhabung der preußischen Prüfungordnung. Die jetzt noch in nichtjuristischen Kreisen oder außerhalb Preußens vertretene Ansicht, daß ein ein- oder zweisemestriges Einpauken zur Vorbereitung genüge, ist so verkehrt wie möglich und es scheint mir völlig ausgeschlossen, daß ein so gedrillter Kandidat vor irgend einer preußischen Kommission das Examen bestehen könnte. Und doch muß ich auf Grund einer zwölfjährigen Erfahrung, und nachdem ich in Hessen mindestens siebenhundert, in Preußen annähernd hundert Kandidaten geprüft habe, sagen, daß hier keine so sichere Garantie für allseitige Durchbildung der Kandidaten geboten ist wie bei dem in Hessen und in anderen Staaten geltenden Klausurensystem. Denn die preußische Referendararbeit betrifft regelmäßig nur ein Rechtsgebiet, während Klausuren meist aus allen oder doch fast allen Disziplinen anzufertigen sind. Hierfür kann das mündliche Examen gerade in Preußen keinen Ersatz bieten. Denn da die Zahl der Examinatoren nur drei oder vier beträgt, so ist keineswegs sicher, daß alle Fächer „drankommen“. Vielmehr weiß der Kandidat seine Vorbereitung meist mit großem Geschick auf die Person der Examinatoren zuzuspitzen. Als ein entschiedener Fortschritt ist daher zu begrüßen, daß nach den Erklärungen des Justizministers das Klausursystem nun auch (unter Beibehaltung einer häuslichen Arbeit) in Preußen Eingang finden soll. Ist die Zahl der vorläufig in Aussicht genommenen Klausuren auch nur klein, so ist doch zu hoffen, daß sie sich im Lauf der Zeit vergrößern wird.

Nicht um eine Erschwerung des Examens handelt es sich, sondern darum, bessere Garantien für die Erkenntniß Dessen zu schaffen, was der Kandidat weiß und kann. Sein Können soll er in der Klausur an den Tag legen — deshalb ist ihm grundsätzlich die Benutzung von Hilfsmitteln zu gestatten —, sein Wissen in der mündlichen Prüfung.

Ich kehre zum Ausgangspunkte meiner Betrachtungen zurück. Von dem Wahn der Entbehrlichkeit des Universitätstudiums sind die regirenden Kreise bekehrt worden und mit dem Eifer des Konvertiten treten sie jetzt für volle wissenschaftliche Ausnutzung der Studienzeit ein. Aber es steht zu befürchten, daß bei dem neu keimenden Glauben zwar nicht Lieb' und Treu', wohl aber Charakterfestigkeit, Individualität und Berufsfreudigkeit wie böses Unkraut ausgerauft werden.

Halle a/S. Professor Dr. Reinhard Frank.

Aerztliche Ethik.

Die Stellung der verschiedenen Berufsstände im Organismus der bürgerlichen Gesellschaft, das Ansehen, das sie genossen, der Einfluß, den sie geübt haben, hat im Wechsel der allgemein wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Zustände die stärksten Wandlungen erfahren. Ganze Zeitalter haben dadurch, daß einer dieser Stände seine Anschauungen, Bedürfnisse und Interessen vor denen der anderen überwiegend zur Geltung zu bringen wußte, ihr unterscheidendes kulturgeschichtliches Gepräge empfangen. Wie man kaufmännische und agrarische, militärische und künstlerische Perioden der Kulturentwickelung unterscheiden kann, so haben auch die gelehrten Berufsstände eine mannichfache, wechselreiche Geschichte hinter sich und vor sich. Erinnern wir uns nur des überragenden Einflusses, womit der geistliche Stand noch vor wenigen Jahrhunderten das öffentliche wie das private Leben der Völker beherrscht hat. Die Allmacht der Theologen, die dem geschichtlichen Bilde des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts einen so charakteristischen und für manches Auge so wenig erfreulichen Zug verleiht, ist für jetzt gebrochen. Für jetzt. Denn wer dürfte in dem ewigen Auf und Ab des geschichtlichen Werdens und Vergehens sagen: für immer! Neue Mächte haben sich empor gerungen und andere Anschauungen und Bestrebungen kennzeichnen die gesellschaftliche Physiognomie unseres Zeitalters.

In diesem Wettkampf der Berufsstände um Rang und Ansehen, um geistigen Einfluß und um wirthschaftliche Vortheile ist das Emporstreben des ärztlichen Standes, wie wir es auf einen Zeitraum von etwa hundert Jahren zurückverfolgen können, eine, wie mich dünkt, besonders bemerkenswerthe Erscheinung. Wie untergeordnet ist die Rolle, die der Arzt noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Leben der europäischen Völker spielt, und wie ungeheuer ist seit dem staunenswerthen Aufschwung der Naturwissenschaften sein Ansehen und sein Einfluß gestiegen! Die vielfältigen Aufgaben der öffentlichen und privaten Gesundheitpflege stehen fast ohne Unterbrechung auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion; die Entdeckung eines neuen Heilverfahrens ist ein Ereigniß, an dem Jeder den regsten Antheil nimmt; die Namen der großen Aerzte unserer Zeit, eines Bergmann, eines Martin, sind in Aller Munde, wie früher nur die Namen großer Feldherren oder beliebter Künstler. Wie man sich im theologischen Zeitalter etwa über die Gnadenwahl und die Ewigkeit der Höllenstrafen erhitzte, so haben in unseren Tagen die Gebildeten über den Werth des Tuberkulins gestritten; und wie man früher Kirchen und Klöster zu Erben einsetzte, so sind es heute etwa die Heilstätten für Lungenkranke, die der Millionär in seinem Testament mit Hunderttausenden bedenkt. Die praktischen und theoretischen Fragen der Medizin sind noch niemals so

populär, der Arzt ist noch niemals in dem Maße der Mann des Tages gewesen wie heute; und wenn wir uns erinnern, welche Steigerung des Lebensgenusses sowohl wie der Lebenssicherheit wir dem gesteigerten Einfluß der ärztlichen Wissenschaft und der redlichen Arbeit ihrer Jünger verdanken, so werden wir dem Arzt neben dem berechtigten Stolz auf seinen edlen Beruf auch ein gesteigertes Standesbewußtsein von Herzen gönnen.

Solche Betrachtungen werden in jedem Leser durch das fesselnde Buch des Dr. Albert Moll über die ärztliche Ethik angeregt, das ich der allgemeinen Beachtung dringend empfehle. Herr Dr. Moll, der sich schon durch seine trefflichen Arbeiten über den Hypnotismus und die libido sexualis einen geachteten Namen in der Wissenschaft erworben hat, beschreitet mit diesem neusten Werk ein Gebiet, das bisher wohl nicht ganz unbetreten geblieben, aber, so viel mir bekannt, noch nicht so erschöpfend nach allen Richtungen hin durchwandert und durchforscht worden ist. Wer noch keine Vorstellung davon hat, wie ungeheuer sich in den verwickelten Verhältnissen unseres modernen Lebens die Anforderungen an den Arzt nicht blos in seiner eigensten ärztlichen Thätigkeit, sondern auch an den Arzt als Beamten, als Lehrer und in vielfältigen anderen Beziehungen gegen früher gesteigert haben, Der wird eine solche aus diesem Buch gewinnen, das die tausend Pflichten, die dem Arzt nach so unendlich verschiedenen Richtungen seines Wirkens hin obliegen, mit gründlicher Sachkunde umsichtig und erschöpfend beurtheilt.

In der übergroßen Mannichfaltigkeit dieser Pflichten fließt eine beständige Quelle von Pflichten-Kollisionen. Der Arzt, der nicht nur Pflichten gegen seine Patienten, sondern auch gegen die Gesellschaft und den Staat hat, der den Kranken nicht nur als Heilkundiger, sondern auch als Mensch gegenübersteht, der als Mensch zur Wahrheit verpflichtet ist, aber als Arzt weiß, daß die Wahrheit den Kranken töten wird, der als Mensch das Kind im Mutterleibe nicht töten darf, aber als Arzt das Leben der Mutter nur hierdurch retten kann, wird, wenn er es mit seinem Berufe gewissenhaft nimmt, durch ihn nur allzu oft in schwere Gewissenszweifel verwickelt. Ich glaube nicht, daß in irgend einem anderen Berufe die Fälle von Pflichten-Kollisionen so häufig und so ernst sind wie im ärztlichen. Der Arzt weiß, daß die Narkose das Leben des Kranken gefährdet; darf er sie trotzdem anwenden und unter welchen Voraussetzungen? Nach welcher Norm soll er in diesen und tausend ähnlichen Fällen das eine Uebel gegen das andere abwägen; welcher von den widerstreitenden Pflichten soll er gehorchen, wenn er vor seinem Gewissen recht handeln will? Soll er das Berufsgeheimniß unter allen Umständen wahren, selbst wenn er durch dessen Bruch und nur dadurch schweres Unheil verhüten kann? Darf er dem Totkranken, der wissen will, wie es mit ihm steht, die trostlose Wahrheit verschweigen oder soll er mit Fichte sprechen:

„Mag er sterben, wenn er die Wahrheit nicht mehr vertragen kann"? Giebt es Mittel, die der Arzt, weil sie absolut unsittlich sind, unter keinen Umständen anwenden soll; ist es, um an einen bekannten Fall aus neuerer Zeit zu erinnern, dem Nervenarzt gestattet, eine erwachsene hysterische Kranke mit Schlägen zu behandeln, wenn er davon einen sicheren Heilerfolg erwartet? Oder der Arzt wird zu einem Verletzten gerufen, dem der Oberschenkel zerschmettert ist, der sich in wenigen Minuten verbluten muß, wenn das Bein nicht abgenommen wird und der, von starkem Blutverlust erschöpft, das Bewußtsein verloren hat. Soll der Arzt den Kranken sterben lassen, weil er ja nicht wissen kann, ob er die Amputation erlauben würde? Ein mir befreundeter Arzt, mit dem ich Molls Buch besprach, erzählte mir aus seinen eigenen, in einem großen Krankenhause gesammelten Erfahrungen, wie häufig er und seine Kollegen vor der Frage gestanden hatten: Dürfen wir das an schwerer Diphtherie leidende Kind durch den Luftröhrenschnitt retten, obwohl weder Vater noch Mutter zur Stelle sind, die es uns erlauben können? Jeder Arzt weiß, daß es Mütter giebt, die in solchem Fall nur schreien und jammern und immer wiederholen: „Machen Sie, was Sie wollen, aber nur nicht schneiden!" Mein ärztlicher Freund hat selbst einen Fall erlebt, in dem der Vater eines an schwerer Blinddarmentzündung leidenden Knaben, der nach der Ueberzeugung der Aerzte durch die Operation am Leben erhalten bleiben konnte, sich diesem Versuch hartnäckig widersetzte. Und der Knabe starb. Muß der Arzt, der sachkundige, gewissenhafte Arzt das Kind um der Thorheit einer ungebildeten Mutter, eines verblendeten Vaters willen sterben lassen, während er es sicher retten kann? Haben solche Eltern ein Recht über Leben und Tod des Kindes?

Schon diese wenigen Beispiele, die ich aus dem überreichen, von Moll gesammelten Stoff herausgreife, beweisen, wie sehr der Arzt in seinem schweren Beruf nicht nur des Wissens und Könnens, sondern vor Allem fester ethischer Grundsätze als einer sicheren Richtschnur für sein Handeln bedarf. Jeder Leser des Werkes, der für sich oder die Seinen je ärztlicher Hilfe bedurft hat, wird mit Interesse und Zustimmung verfolgen, wie umsichtig und gerecht abwägend Moll dem Arzte den Weg weist, den er in Fällen der Kollision gehen soll. Er lehnt es ab, seinen Betrachtungen eins der schulgerecht ausgebildeten philosophischen Moralsysteme zu Grunde zu legen, da jedes von ihnen bei konsequenter Anwendung zu unannehmbaren Schlußfolgerungen führe. Nicht die ethische Theorie, sondern die ethische Erfahrung ist der feste Punkt, von dem er ausgeht. Welche Erscheinungen bietet uns das wirkliche Leben und wie haben wir uns gegen sie zu verhalten, wenn wir sie an dem normalen ethischen Bewußtsein unserer Zeit messen? Moll ist sich der Relativität dieses Maßstabes wohl bewußt; genau

genommen, darf Jeder beanspruchen, mit seinem eigenen sittlichen Maßstab gemessen zu werden. Deshalb ist Duldsamkeit oberste Pflicht Dessen, der sich zum Sittenrichter über die Handlungen Anderer aufwirft. Aber über gewisse leitende Grundsätze wird sich doch eine communis opinio gebildet haben. Diese zu erforschen und daraus die Norm für das ethische Handeln abzuleiten, ist die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt. Diese leitenden Grundsätze sind, wie er wiederholt mit Nachdruck betont, für den Arzt dieselben wie für alle übrigen Menschen; eine besondere ärztliche Standessitte mag es geben: eine besondere ärztliche Sittlichkeit giebt es nicht.

In der Aufstellung und Begründung der leitenden Sätze wie in ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall wird man dem Verfasser wohl ohne Ausnahme beipflichten. Seine warme Menschenliebe und seine hohe Auffassung von den Pflichten seines Berufes sind die Führer, denen er mit sicherem Gefühl folgt und die ihn das richtige Ziel kaum je verfehlen lassen. Freilich wird der Verfasser, wenn er seine hier entwickelten Grundsätze zur Richtschnur seines praktischen Handelns machen wird, nicht immer vor ärgerlichen Konflikten mit dem Strafgesetz bewahrt bleiben. Wenn er in dem vorhin erwähnten Fall den operativen Eingriff des Arztes auch ohne die Genehmigung des Kranken oder seines gesetzlichen Vertreters für statthaft erachtet, weil eine unmittelbare Lebensgefahr ihn dringend erheischt, so ist Das zwar der Standpunkt des unverbildeten, natürlichen Gefühls, doch leider nicht der unseres Strafgesetzbuches. Denn danach darf der Arzt solche unerbetene Nothhilfe nur einem Angehörigen leisten, dann freilich auch gegen dessen Willen. Seinem Vater darf der Arzt trotz ausdrücklichem Verbot in der Chloroformnarkose den gangränösen Schenkel abnehmen; das fremde diphtheritische Kind muß er, wenn die Eltern fern sind oder wenn es gar weder Eltern noch Vormund besitzt, ersticken lassen. Der Verfasser der „Aerztlichen Ethik“ wird es freilich, so fürchte ich, in solchem Fall nicht über sich gewinnen, vor dem Gesetz korrekt zu handeln.

Bevor ich zu loben aufhöre, noch Eins. Jeder, der mit Eifer und Neigung einem bestimmten Lebensberufe angehört, hat an sich selbst erfahren, wie schwer es ist, sich von gewissen überkommenen Standesvorurtheilen frei zu machen, auf die man uns vom ersten Tage ab eingeschworen hat, die wir — man verzeihe das Bild — meist schon mit der Muttermilch unseres Berufes eingesogen haben. Kaum je wird der zünftige Jurist dem „Winkelkonsulenten“, der Arzt dem „Kurpfuscher“ Gerechtigkeit widerfahren lassen; eine der erfreulichsten Seiten des hier besprochenen Buches aber ist das ehrliche Bemühen Molls, nach beiden Seiten gerecht zu sein. Wenn er bei aller Begeisterung für seinen Beruf so mancher Standesunsitte mit rücksichtloser Ehrlichkeit zu Leibe geht — dem überwuchernden Spezialistenthum, der über-

triebenen Betonung äußerlicher Standesetikette, dem Fanatismus, der den Kranken zum Objekt der Forschung herabwürdigt —, so freuen wir uns nicht minder der schönen Unparteilichkeit, womit er überall die Verdienste der nichtzünftigen Aerzte anerkennt. Auch der homöopathische Arzt ist in seinen Augen „so zu sagen ein Mensch"; und wiederholt verweist er seine Kollegen, die nichts, aber auch gar nichts von dem verachteten Naturarzt wissen wollen, mit Nachdruck auf die Entwickelung der Massagekur und auf das nützliche Wirken eines Hessing.

Es ist nach meinem Gefühl immer etwas kühn, wenn sich ein Einzelner vermißt, aus seinem eigenen sittlichen Bewußtsein allgemein giltige Normen für das ethische Handeln Anderer abzuleiten. Aber wenn das ernste Streben, gegen sich und Andere gerecht zu sein, der sichere, der einzige Weg zur ethischen Erfassung des Lebens ist, so wird gewiß Niemand dem Verfasser dieses Buches seine Legitimation bestreiten.

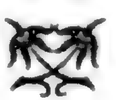
Kleine Vorbehalte sollen nicht unerwähnt bleiben. Bei einigen der zahlreichen und meist treffenden Beispiele aus der Geschichte der Medizin habe ich ungern genauere Quellenangaben vermißt; ich kann dem einen oder dem anderen gegenüber einen leisen kritischen Zweifel nicht unterdrücken. Eigentliche Irrthümer habe ich sonst kaum bemerkt. Die Annahme, daß es im Anwaltstande für statthaft gelte, sich ein Palmarium, einen Lohn nicht für die Arbeit, sondern für den Erfolg versprechen zu lassen, ist nach meiner Erfahrung unrichtig. Von manchen Einzelheiten hätte ich das ohnehin so stoffreiche Buch, zum Beispiel in dem Kapitel, das von der Hygiene handelt, lieber entlastet gesehen. Es handelt sich hier, wie mir scheint, vielfach nicht mehr um eigentlich ethische Fragen, sondern mehr um Fragen der ärztlichen Lebensklugheit. Auch scheint mir, daß sich die Kasuistik mitunter allzu sehr ins Kleine und Einzelne verliert. Aber wo läuft hier die richtige Grenze?

Nicht oft kommt es vor, daß ein Jurist öffentlich das Wort nimmt, um das Buch eines Arztes über Fragen des ärztlichen Berufes zu besprechen. Ich hätte mich Dessen auch nicht erkühnt, wenn Molls Buch nicht gerade dem Juristen eine so reiche Fülle von Anknüpfungpunkten böte. Der praktische Jurist muß nicht nur täglich von Berufs wegen mit dem sachverständigen Arzt zusammen arbeiten: die angeführten Beispiele, die sich ohne Mühe vervielfachen lassen, beweisen auch, wie nah sich oft die Fragen der ärztlichen Ethik mit Haupt- und Grundfragen des Strafrechtes berühren. Jeder von uns Juristen weiß, wie vielfach diese und ähnliche Fälle nicht blos theoretisch unsere Literatur, sondern praktisch unsere Gerichte beschäftigen; ich erinnere nur an das auch von Moll ausführlich behandelte Kapitel von den sogenannten ärztlichen Kunstfehlern. Für den praktischen Juristen muß es von höchstem Werth sein, sich aus dem Buch eines so erfahrenen, scharfsinnigen und

humanen Arztes darüber zu unterrichten, wie man jenseits der Grenze unserer Fakultät über diese Dinge denkt, die wir, wie mir scheint, nach guter alter Juristensitte allzu einseitig unter dem Gesichtswinkel einer formellen Paragraphen-Jurisprudenz zu betrachten gewohnt sind; und kein Jurist wird sich ernstlich mit diesem Buch beschäftigen, ohne daraus seine Anschauungen auf einem der wichtigsten Lebensgebiete zu bereichern. Unter den res humanae, deren Kenntniß uns die berühmte alte Definition der Jurisprudenz zur Pflicht macht, gebührt den von Moll behandelten ein besonders bedeutsamer Platz.

Wie eifrig übrigens gerade jetzt die Aufmerksamkeit auch der jüngeren Juristenwelt diesen Dingen zugewandt ist, beweist eine kürzlich erschienene freiburger Inaugural-Dissertation des Herrn Dr. Dannenbaum, die eine Anzahl der hierher gehörigen Fragen vom Standpunkte des Gesetzgebers mit Einsicht und Geschick beurtheilt; sehr bezeichnend scheint mir auch, daß eine der ersten Stimmen, die Molls Werk öffentlich mit freudiger Zustimmung begrüßt haben, die eines verehrten und verdienten Veteranen der Strafrechtswissenschaft, des früheren Reichsgerichtsrathes Stenglein war. Und wenn sich Molls Ausführungen vielfach mit Anschauungen und Gedanken berühren, die mir als Juristen im Lauf eines langen praktischen Berufslebens vertraut geworden sind und mich selbst zu zusammenfassender theoretischer Betrachtung der durch sie angeregten allgemeinen Fragen gedrängt haben, so gereicht Das dem Buch, dem ich hier öffentlich meinen Dank aussprechen wollte, wenigstens in meinen Augen nicht zum Nachtheil.

Justizrath Dr. Erich Sello.



Tribunal und Szene.

Herr Sudermann legt in seinem neusten Theaterstück dem Grafen Kellinghausen die Worte in den Mund: „Ein berühmter Franzose soll mal gesagt haben: Wenn man mir nachweisen will, ich hätte die Thürme der Notre-Damekirche gestohlen, savez-vous, ce que je fais? J'achète un billet pour la frontière!" Das Citat ist nicht ganz korrekt — dafür mag sich der Brettl-Graf auf berühmtere Muster in der wirklichen Welt ausreden —, schon deshalb nicht, weil man im siebenzehnten Jahrhundert nicht, wie in unserer Zeit der Expreßzüge, ein Billet nach der Grenze nahm; aber Graf Kellinghausen hat Recht: es ist eine famose Anekdote. Sie stammt dem ungefähren Sinn nach von Achille de Harlay, erstem Präsidenten des pariser Parlamentshofes seit 1689 und häufig erwähnt in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Die königliche Ordonanz vom Jahr 1670 hatte den französischen Strafprozeß im Geiste des schriftlichen Geheimverfahrens kodifizirt und der Vertheidigung enge Schranken gezogen: tit. XXVIII art. 1 bestimmte ausdrücklich: Défondons à tous

juges, même à nos cours d'ordonner la preuve d'aucuns faits justicatifs, ni d'entendre aucuns témoins pour y parvenir qu'après la visite du procès. Das heißt: der Angeklagte konnte erst nach der Erhebung des vollen Anklagemateriales den Entlastungbeweis antreten. Damals ereignete sich der berüchtigte Fall der dame de la Pivardière. „Sie wurde im Jahr 1697 angeklagt, in Gemeinschaft mit einem Priester ihren Gatten ermordet zu haben. Im Lauf der Untersuchung stellte sich aber der angeblich Ermordete lebend wieder ein. Ehe nun das Gericht prüfen durfte, ob der Erschienene auch wirklich der echte Herr von Pivardière sei, mußte zuvor die Beweisführung darüber, daß er tot und ermordet worden sei, in gesetzlich vorgeschriebener Weise zu Ende geführt sein. Denn die Behauptung der Angeklagten, ihr Mann lebe noch, war ein fait justificatif" (Hertz: Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert, 1887; die ausführliche Prozeßrelation findet man bei Gayot de Pitaval, Causes célèbres et intéressantes, tome III). In diesem Prozeß war es der berühmte d'Aguesseau, späterer Kanzler und Großsiegelbewahrer Frankreichs, der als jüngster avocat-général am pariser Parlament nach Ueberwindung ursprünglich gehegter Zweifel am zweiundzwanzigsten Juli 1699 zu Gunsten der Angeklagten plaidirte. Brissot de Warville theilt in der Bibliothèque philosophique du législateur (tome IX, 1782) unter anderen folgende Sätze aus diesem Plaidoyer mit: Im Alterthum würden die Richter selbst sich wie ein Mann gegen die Zumuthung erhoben haben, auch nur zeitweilig den Angeklagten an seiner Vertheidigung zu hindern und seine Entlastung gegenüber dem Anklägerbeweis aufzuschieben. Allein schon die klassische Rede, durch die Demosthenes sich gegen die Beschuldigungen des Aeschines vertheidigte, genüge zur Beurtheilung der griechischen Verhältnisse; für Rom bewiesen die Schriften der Rhetoren und vor Allem Ciceros Reden das Selbe: partout il paraît, que l'accusé avait le même privilège que l'accusateur, que l'accusation et la défense marchaient d'un pas égal et que la preuve de l'innocence se faisait en même temps que celle du crime . . La loi ne doit pas souffrir que l'accusateur puisse tout, dans le temps que l'accusé ne peut rien.

Ich überspringe zweihundert Jahre und wende mich nach Deutschland. „Es ist von verschiedenen Seiten glaubhaft bezeugt, daß die Erwartungen, die an die Wirksamkeit der in der Strafprozeßordnung mit Rücksicht auf den Wegfall der Berufung den Angeklagten gewährten Garantien geknüpft waren, sich nur unvollständig erfüllt haben"; so sagen die Motive zu dem Regirungentwurf eines „Gesetzes betreffend Aenderungen der Strafprozeßordnung" vom neunten Mai 1885; und dieses Geständniß wird in der Begründung des Entwurfes von 1894 mit dem Zusatz wiederholt, die Hoffnung, daß die Eingewöhnung der Bevölkerung und der Gerichte in die neue Gesetzgebung von selbst dazu führen werde, einen großen Theil der erhobenen Klagen verstummen zu lassen, habe sich nicht erfüllt. Im Gegentheil: die erwähnten Klagen seien noch allgemeiner geworden. Beide Entwürfe sind bekanntlich gescheitert: zum Glück, denn sie wollten jene schwachen Garantien überhaupt beseitigen, um uns dem zweifelhaften Experiment einer verkümmerten Berufung preiszugeben, die auf ein noch mehr als das vorhandene verkümmertes Vorverfahren gebaut werden sollte. Nach Alledem werden die bereits vor nahezu zwanzig Jahren allen Wissen

den bekannten und von der verantwortlichen gesetzgeberischen Stelle als unerträglich bezeichneten Uebel in ekelhaftem Langmuth weiter geschleppt und ein großes Volk, das den heroischen Aufschwung seines nationalen Erwachens kaum um die Zeitspanne einer Generation hinter sich sieht, bietet in der für die Werthung des öffentliches Geistes κατ' ἐξοχήν symptomatischen Materie der Kriminalpolitik das Schauspiel einer Schlaffheit, die geradezu an die verschrieenen Zustände des ancien régime in Frankreich erinnert. Zwar bestimmt § 158 der St. P. O.: „Die Staatsanwaltschaft hat nicht blos die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und für die Erhebung derjenigen Beweise Sorge zu tragen, deren Verlust zu besorgen steht"; und § 188 verpflichtet auch den Untersuchungrichter, Beweise, deren Verlust zu besorgen steht oder deren Aufnahme zur Vorbereitung der Vertheidigung erforderlich erscheint, in der Voruntersuchung zu erheben. Aber grenzenlos überflüssig und lächerlich wäre es, die hundertmal wiederholten Gründe abermals aufzutischen, weshalb solche Bestimmungen in praxi noch niemals dazu taugten, einem inquisitorischen Verfahren die Gefahr einseitiger Richtung gegen den Angeklagten zu nehmen. Schon, daß § 194 der St. P. O. der Staatsanwaltschaft das Recht giebt, stets Einsicht in die Akten zu nehmen und die ihr geeignet scheinenden Anträge zu stellen, während dem Beschuldigten die Akteneinsicht gänzlich versagt und durch § 147 auch dem Vertheidiger unabhängig von dem Ermessen des Untersuchungrichters erst nach Schluß der Voruntersuchung eingeräumt wird, genügt, um den Beschuldigten im Vorbringen der faits justificatifs häufig unwiederbringlich zu schädigen. So lange die Vertheidigung nicht die gleichen Rechte im Vorverfahren hat wie die Staatsanwaltschaft, sind alle Schutzvorschriften für den Angeklagten das Papier nicht werth, auf dem sie gedruckt stehen. Brieux bringt in der Robe rouge mit jenem lebendigen bon sens, der seit Montaigne und Voltaire ein unveräußerliches Erbgut der Franzosen geworden zu sein scheint, den treu nach der Natur gezeichneten Schwurgerichtspräsidenten auf die Bühne, dem Schuld oder Unschuld, Freisprechung oder Verurtheilung, Leben oder Tod des Angeklagten relativ gleichgiltig sind und der vor nichts zittert wie vor Prozeßverstößen, die eine Kassation der durch ihn geleiteten Verhandlung herbeiführen könnten; und unübertrefflich ist in der Hauptfigur des Stückes, dem Untersuchungrichter Mouzon, der Typus des „schneidigen" Richters ironisirt: während der Zuschauer schon fühlt, daß die Vorgänge auf der Szene einen folgenschweren Justizirrthum vorbereiten, rühmt sich Mouzon seines ihn selbst so übel berathenden Instinktes vor dem erstaunten Abgeordneten Mondoubleau mit den Worten: Il y a, vous le savez, monsieur le député, des grâces d'état. La recherche d'un coupable, c'est un art. Je veux dire, qu'un bon juge d'instruction est moins guidé par les faits eux-mêmes que par une sorte d'inspiration. Diese begnadete Inspiration ist weiter nichts als der Berufseifer — um nicht zu sagen: die Sportsucht — des Fachhandwerkers, den erkennenden Gerichten eine möglichst große Anzahl von Angeklagten so vorzuführen, daß sie verurtheilt werden können; nicht den Schuldigen, sondern Einen schuldig zu finden, ist die Losung. Herr Barwick Lloyd Baker vergleicht in Franz von Holtzendorffs prächtigem „Englischen Landsquire" den zur Aufspürung der Verbrecher angestellten Polizisten mit dem Jagdhüter, der seinem Grundherrn im Herbst so viele

Fasanen wie möglich vor die Flinte zu bringen hat, damit sie geschossen werden können: es liegt nah, den Vergleich auszudehnen.

Ich erlaube mir, über das Untersuchungverfahren des ancien régime Hertz noch einmal zu citiren: „Zweck des Verhörs war nicht lediglich, Belastungmaterial wider den Angeschuldigten zu erhalten; sondern man wollte hier auch dessen Einwände auf die Anschuldigung kennen lernen. In der Praxis verwandte der Verhörsrichter aber thatsächlich seine ganze Kunstfertigkeit darauf, dem Angeschuldigten ein Geständniß zu entlocken. Jousse (Traité de la justice criminelle de France, 1771) rieth, ihn durch eine große Menge von Fragen zu ermüden und wirr zu machen. Die alten Legisten gaben hier ausführliche Anweisung, wie weit verleitliche Fragen gestellt werden sollten. Ja, La Roche Flavin sagt sogar, der Richter dürfe beim Verhör lügen". Treten uns da nicht die Verhörsszenen der Robe rouge leibhaftig vor Augen? Der Richter, der alle professionellen Listen aufbietet, damit der an dem Mord unschuldige Etcheparc sich selbst bezichtige: Je ne demande qu' à vous mettre en liberté. Dans votre intérêt même, avouez! Voici qui vous condamne: quelqu'un vous 'a vu sortir. Un domestique! Und kurz darauf, als der Angeklagte in die Falle gegangen ist und zugegeben hat, daß er die Nacht des Verbrechens außer seinem Hause war: Aucun témoin n'a dit vous avoir vu sortir, pas plus votre domestique que d'autres! Wenn das deutsche Theaterpublikum geglaubt haben sollte, solche Dinge seien etwa nur drüben, jenseits der westlichen Landesgrenze, wahr, so hätte es nur bewiesen, wie wenig es die eigenen Verhältnisse kennt. Die Urtheillosigkeit des selbstgerechten Teutonismus offenbarte sich ja überaus herrlich schon in der unvergeßlichen Dreyfusentrüstung. Item, der Werth einer Strafjustiz ist überhaupt weniger an Sensationfällen als an der geräuschlosen Arbeit zu prüfen, die sie an den gens sans conséquence vollzieht, die Tag für Tag die Gerichtsstuben füllen. Das Stück von Brieux hat das Verdienst, einen Fall dieser Art zu illustriren; und — eigenthümliches Detail! — während die französische Kritik das Recht hatte, dem Dichter einen Thatsachenirrthum vorzuwerfen, das — nach der Reformirung des Code unzulässige — Verhör des Angeklagten ohne Assistenz seines Vertheidigers, entspricht ein solches in Frankreich ungesetzliches Verfahren genau dem in Deutschland geltenden Recht! Saint-Auban (L'idée sociale au théâtre, 1901) schreibt: Aperçue sous un certain angle, il n'est guère de tristesse qui ne tourne à la gaîté... On n'interroge pas l'abîme, on s'en moque et d'une misère on fait une bouffonnerie. Diese bouffonnerie, die robe drôle neben der robe sinistre, bietet Alexander Bisson im Bon Juge. Aus Mouzon wird Leplantois, der unfähige und von den Angeklagten, zuletzt von seiner eigenen Frau und seinem Protokollführer geprellte Untersuchungrichter, der Richter mit dem Spitznamen Père Non-Lieu. Diesen Namen hat man ihm beigelegt, weil alle seine Untersuchungen trotz Verhaftung, Verhören und endlosen Trakasserien seiner Opfer erfolglos mit der Einstellung abschließen. Laurence, seine Frau, hält ihm vor, daß er überall nur Schuldige sehe und doch mit seinen Gewaltmaßregeln nichts erreiche; darauf sagt Leplantois: On ne fait pas d'omelettes sans casser les oeufs! Und Laurence antwortet: Oui, mais toi, tu casses toujours les oeufs et tu ne fais jamais d'omelettes!

Charlottenburg. Dr. jur. Arthur Berthold.

Selbstanzeigen.

Der Theaterdusel. Eine Streitschrift gegen die Ueberschätzung des Theaters. Bamberg 1902. Verlag und Druck der Handelsdruckerei.

Es ist eine mißliche, aber, wie mir scheint, auch dankenswerthe Aufgabe gegen eine Einrichtung zu Felde zu ziehen, die ihre innere Berechtigung völlig verloren hat und nur noch durch die Anstrengungen und das Geschrei Derer am Leben erhalten wird, die ein Interesse oder ein harmloses Vergnügen an dem Bestande der altersschwachen Einrichtung besitzen. In dieses Stadium des Verfalles scheint mir heute das Theater eingetreten zu sein. Es hat die Grundlagen seines Seins, seine Existenzberechtigung verloren, da es dem Volke Das nicht mehr sein kann, was es ihm noch vor Jahrzehnten war. Das Theater hat den Zusammenhang mit der Gegenwart verloren und deshalb natürlich auch den Zusammenhang mit den maßgebenden Theilen des Volkes, auf die es heute nicht mehr wirkt, auf die es aus technischen Gründen gar nicht zu wirken vermag. Ich versuche, den Nachweis zu erbringen, daß das eigentliche Volk, das Volk in seiner Masse, aus ganz klar sich ergebenden sozialen Gründen unseren heutigen Salontheatern völlig fern stehen muß und daß dieses Volk auch jenen sozialen Untergrund nicht besitzt, der nothwendig ist, um Kunst überhaupt empfinden zu können. Ich weise darauf hin, daß es in Berlin etwa hunderttausend Schlafburschen giebt, die kein Heim besitzen und den Raum ihrer nächtlichen Ruhestatt in der Mehrzahl der Fälle mit mehreren anderen Personen theilen müssen; daß in den Berliner Arbeitervierteln sieben Achtel der Bewohner in Höhlen zusammengepfercht leben, deren Luftraum jenes Minimum nicht erreicht, das die Hygieniker für die Gefängnisse verlangen. Das Volk bleibt dem Theater fern, zum Theil aus den angeführten Gründen des sozialen Tiefstandes, zum Theil — und Das trifft hauptsächlich auf den Kleinbürgerstand zu — wegen der Kosten solchen Vergnügens, das noch obendrein in ganz mittelalterlicher Weise eine Eintheilung der Besucher nach Klasse und Besitz vornimmt. Aber auch die gelehrten Kreise bleiben dem Theater fern. Die Männer der Politik, die Menschen, die die Geschichte machen, die Kulturarbeit des Geistes leisten, stehen in einem sehr lockeren Zusammenhang mit dem Theater; ja, es gelingt mir, nachzuweisen, daß selbst die Literaten mit der Bühne wenig Berührung haben. Auf wen wirkt nun eigentlich das Theater? Ich versuche, das Portrait jener eitlen, halbgebildeten Schicht zu zeichnen, die das Theater als Standesvergnügen und Ort bequemer Repräsentation aufsucht. Diese an Zahl kleine Schicht bildet das „Publikum". Da diese Schicht aber weithin sichtbar ist und noch immer das Streben vielfach vorherrscht, es ihr nachzuthun, wird um das Theater herum ein ganz unverdienter Lärm gemacht. Das Interesse für das Theater und dessen Kleinkram erfüllt einen großen Theil der Oeffentlichkeit, so daß jene Atmosphäre erzeugt wird, die ich den „Theaterdusel" benenne. Die davon Befallenen werden der ernsten Zeitarbeit entrissen; sie haben kein Interesse für die großen Kulturaufgaben und bilden die der Entwickelung hinderliche passive Masse der Widerstrebenden. Nach dieser Richtung hin schädigt der Theaterdusel, die Ueberschätzung des Theaters, noch mehr, als das Theater vielleicht in kleinem Umfang zu nützen vermöchte. Auf der anderen Seite wirken rein materielle Momente mit, den Theaterdusel

im Publikum wach zu halten. Der Erfolg eines Theaterstückes bedeutet einen großen Kassenerfolg für den Dichter. Einzelne dieser Erfolge stechen in die Augen und bringen es mit sich, daß viele Leute, die sich dazu berufen glauben, in der Lotterie des Theaters ihr Glück versuchen und also an der Aufrechterhaltung des Theaterdusels ein lebhaftes Interesse haben. Ihn fördert auch die Afterkritik, die sich von der echten Kritik dadurch unterscheidet, daß sie zur Reportage herabgedrückt erscheint und eitlen Strebern eine günstige Gelegenheit bietet, sich selbst in Szene zu setzen. Als Begleiterscheinungen, die aber für den zu erbringenden Beweis des Bankerottes der ganzen Kunstform von Wichtigkeit sind, berühre ich den lächerlichen Mimenkult, wie er namentlich in der Kaiserstadt an der Donau die wunderlichsten Blüthen zeitigt, und den Premierenunfug, der eine Art Sport geworden ist. Ich schließe ferner aus dem ungeheuren Aufschwung der Naturwissenschaften, der dem Menschen im All eine gegen die frühere ganz veränderte Stellung gegeben hat, daß das Suchen nach neuem Stil in der Kunst natürlich begründet ist, von den Meisten aber mißverstanden wird. Als das Neuland der Kunstform deute ich die Umrisse einer „gelebten" Kunst an, nicht einer Lebenskunst, sondern einer Kunst, die etwa in einer künstlerischen Umbildung des Individuallebens wie des Lebens der Gesammtheit praktisch geübt wird, nicht von Darstellern, sondern von lebendigen Menschen. Eine gelebte Kunst, die die Daseinsbedingungen aller Menschen wirklich menschlich gestalten wird. Soziale Praxis wird die neue Wirklichkeitkunst sein, die an die Stelle der Scheinwelt des Theaters treten wird, eine Kunst, die nicht neben unserem Leben gepflegt werden, sondern unser Leben selbst zur Kunst gestalten wird.

Alfred H. Fried.

❦

Gedichte des Wanderers. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Die Stille meiner weiten Einsamkeiten
Raunt wie ein Meer mit klangerfüllten Fernen;
Die Lichte, die den Wandersschritt umbreiten,
Erglänzen mit dem Schein von Segenssternen.

Die Sonne grüßt mein Herz mit ersten Winken
Und giebt der Sehnsucht ihre letzten Strahlen,
Die Augen, die des Lebens Wirbel trinken,
Sind Spiegel tiefer Lust und greller Qualen.

So schreite ich mit betender Geberde
Und fühle rings die Wesenheit sich regen
Und wandre über die geliebte Erde,
Dem Gott, der mir zu gehn befahl, entgegen.

Hamburg-Hohenfelde. Heinrich Spiero.

❦

Der jetzige Stand des Rechtsfalles Ziethen. Chr. Limbarths Verlag (Moritz Schäfer) Wiesbaden, 1902.

Ein wagemuthiger Verleger und der letzte Vertheidiger des als Zuchthäusler gestorbenen Albert Ziethen haben sich vereint, um dem verehrlichen

deutschen Publikum diese Schrift vorzulegen. Sie waren sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, da es sich ja nicht um einen französischen Generalstabsoffizier aus sogenannter „guter Familie“, sondern um den simplen elberfelder Barbier handelt. Trotzdem unternahmen sie es, weil sie glaubten, daß der Tod Ziethens die dem Recht durch den Justizirrthum geschlagene Wunde noch lange nicht geschlossen habe. Ich habe mich nun bemüht, in möglichst einfacher Darstellung eine quellenmäßige Schilderung aller bisherigen Stadien der Sache Ziethen bis auf den heutigen Tag zu geben, und Ermittelungen veröffentlicht, die bisher nicht zur Kenntniß des Publikums gelangt waren. Im Anschluß daran habe ich alle in dem Verfahren gethanen behördlichen Schritte, alle Gerichtsentscheidungen einer Kritik unterzogen und zuletzt als Anhang neue medizinische Gutachten über die „Aussagen“ der tötlich verletzten Frau Ziethen und Auszüge aus psychologisch interessirenden Briefen des Verurtheilten wiedergegeben. Nicht eine Ehrenrettung Ziethens, um ihn als einen Tugendbold hinzustellen, habe ich bezweckt, sondern die Erfüllung der Pflicht, zur Aufdeckung eines tragischen Justizirrthums das Meinige beizutragen.

Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

❦

Tagebuch einer Emanzipirten. Hermann Seemann Nachfolger.

Der Titel verspricht vielleicht Vieles, was die Leser nicht darin finden werden. Etwas Subjektives, Dilettantenhaft-Persönliches, was dem Ganzen fehlt. Mein Wollen war, in einem Roman einmal die Frauentypen in den Vordergrund zu stellen. Statt, wie es durch die lange Kette der Zeiten üblich war, den Männercharakteren volle Entwickelung zu geben, während die Frauen nur in den engen Grenzen des Liebeslebens handelnd vorgeführt wurden. Das Weibesinnenleben hoch entwickelter Frauen darzustellen, sollte versucht werden. Sie sind ausführlich gezeichnet, während die Männer nur schemenhaft in dunkler Ferne angedeutet wurden, wie im Bilde der verschwommene Hintergrund nur gegeben ist, um den Vordergrund hervortreten zu lassen. Zu Schilderungen des Seelenlebens ist aber keine Romanart geeigneter als die Tagebuchform, die deshalb bevorzugt werden mußte. Um dem Ganzen mehr Abwechselung zu geben, zieht eine Idee als Bindendes durch das Buch: der Zweifel des Laien an der Wissenschaft. Ich sagte schon, daß mehrere, völlig verschiedene, aber immer geistig hervorragende Frauengestalten den Mittelpunkt der Schilderung bilden: Frauen mit oder ohne Beruf, verheirathet oder ledig, Instinkt- oder Großgehirnmenschen, für oder gegen die Emanzipation. Alle aber haben Eins gemeinsam: etwas Seelenkrankes, der braven Durchschnittsgesundheit allzu Fernes. Ich wette, Aerzte würden sie als leicht neurasthenisch bezeichnen. Auch die übliche Liebesfadaise fehlt dem Romane nicht. Aber sie ist so selbstgenügsam bleich, schon am eigenen Träumen übersättigt, daß ich jenen tugendsam-strengen Damen mit den niedergeschlagenen Augen nur rathen kann: Lesen Sie mein Buch nicht. Es strahlt eine Keuschheit daraus, — einfach scheußlich!

Leipzig. Elsa Asenijeff.



Sezession und Sezessiönchen.

Nachdem die Münchener Sezession, das Vorbild aller Sezessionen deutscher Kunst, eben begründet war, entfernten sich, nicht gerade still, doch auch ohne sonderlichen Eclat, aus dem neuen Tempel der Eintracht die Herren Schlittgen, Julius Exter, Thomas Theodor Heine, Otto Eckmann, Peter Behrens, Wilhelm Trübner und der selbe Louis Corinth, der jetzt im Lande Preußen ist und neuerdings den Ehrensessel im Rathe unserer Sezession nicht verschmäht hat. Sei es, daß das Unternehmen ihrem Ideal nicht reif war, sei es, daß ihnen die Gesellschaft nicht behagte, die „Richtung“ der Juroren und Hängekommissionäre nicht paßte, — kurz: sie entfernten sich und Jeglicher zog sich grollend in sein Zelt zurück, wo er in kaltblütigerer Verfassung später den impulsiven Schritt mehr als einmal bereut hat. Im Lager der Feinde aber helles Freudengeschrei: „Seht hin“, so hieß es, „Das ist die vielgerühmte Harmonie des jungen Geschlechtes, Das sind die großen Ziele der neuen Kunst, — und darum Räuber und Mörder! Der Kitt hat nicht gehalten und statt der Sezessionen wird es bald nur Sezessiönchen, statt der gebundenen Marschroute einem Ziele entgegen wird es bald nur Exerzirübungen unterschiedlicher Parteien geben“. Und die selben Leute, die bisher nur Worte des Hohns und der Verachtung für die ganze moderne Bewegung gehabt hatten, entdeckten plötzlich ihr Herz für die Abtrünnigen: Herr Exter oder Herr Trübner oder Herr Corinth war ihnen über Nacht der große Künstler geworden, ohne dessen Mitwirkung eine Sezession überhaupt nicht bestehen könne, und Tod und Grab und Vergessenheit ward dieser Sezession geweissagt. Aber die Sezession blieb am Leben, gedieh und ward rund und feist; Einige sagen sogar, zu feist.

Warum ich diese Geschichte aus fast zehnjähriger Vergessenheit hervorhole? Weil sie sich jetzt bei uns wiederholt hat, — mit der selben dramatisch bewegten Handlung und nach außen unter den selben absurden Begleiterscheinungen. Nur mit dem Unterschiede, daß unter den Helden des Abfalls, obwohl sie ganze sechzehn Mann stark sind, kein Trübner, kein Thomas Theodor, kein Exter (trotz Hendrich) ja, nicht einmal ein Eckmann ist. Und eben weil die Majorität in diesem Kreis der Sechzehn — auch wenn man ihre unterschiedlichen Palettenkünste mit noch so wohlwollendem Auge betrachtet — auf jeden beliebigen Kunstmarkt, nur nicht in die gesiebten und gewählten Ausstellungen einer Sezession, hingehört, so wäre der Aufbruch der Herren an sich belanglos und man könnte sich trösten: Gott sei Dank, wieder etwas Platz gewonnen für eine neue Jugend, die an die Thore klopft! Man wird mir ohne Weiteres zugeben: kommt in eine Ausstellung, die nur das Beste vom Jahr bieten soll, von den Malereien des Herrn Höniger und

des Herrn Schlichting auch nur je eine Leinwand, so sind immer noch zwei Bilder zu viel da.

Doch will ich bekennen, daß mich der Auszug Max Uths und Otto Heinrich Engels mit aufrichtiger Betrübniß erfüllt; ich schätze sie nicht nur als Künstler von gewisser Eigenart, sondern auch als selbstlose Männer, denen die Sache ihrer Kunst stets mehr gegolten hat als die Chancen der eigenen Arbeit. Die wirklichen Motive ihres Entschlusses sind unbekannt; daß die Beiden sich nun in eine Gruppe begeben haben, in die sie ihrem ganzen Wesen nach nicht hineinpassen, fühlen sie selbst doch wohl. Und weiter will ich zugeben, daß ich die unvorsichtige Behandlung Skarbinas, den man (zu Gunsten Corinths) nicht mehr in den Vorstand gewählt und durch Ernennung zum Ehrenmitglied glorreich bei Seite geschoben hat, mindestens für einen taktischen Fehler halte. Mag Skarbina als organisatorischer Mitarbeiter auch eine wichtige Kraft nicht gewesen sein; mag er als Künstler sich mehr und mehr den Bedürfnissen eines breiteren Publikums angepaßt haben: seiner charaktervollen Vergangenheit wegen hätte er im Schoß der Sezession ein representative man bleiben müssen; er hat für die Anfangsorganisation der späteren Sezessionisten, für den Verein der „Elf", geblutet, da er sich aus seinem akademischen Meisteratelier von der Regirung herausdrängen ließ.

Der Ausbruch der Sechzehn wäre gewiß eine Privat- und Familienangelegenheit der Sezession geblieben, wenn die rüstigen und kampflustigen Männer nicht in einer langen, polemisch gefärbten Erklärung die Welt mit allerlei Meinungen bekannt gemacht hätten. Diese Meinungen lassen sich auf drei Formeln bringen: Die Sezession hat nicht unsere Erwartungen erfüllt, die Erwartungen nämlich, die wir für uns hegten; Impressionismus und Ausland wurden bevorzugt; die Nase des Geschäftsführers, der zugleich Chef einer Kunsthandlung ist, gefällt uns nicht. Man hat diese Anklagen zu prüfen. Zahlen beweisen zwar an sich nichts, aber sie beleuchten und erklären doch Manches, und da es mir nur auf eine Interpretation der Ereignisse ankommt, so will ich mich der Zahlen bedienen. Einer der gewaltigsten Rufer im Streit war Herr Frenzel: von ihm haben die drei Ausstellungen acht — vorzüglich gehängte — Bilder gebracht. Und acht Bilder haben auch nur Leistikow und Corinth ausgestellt, während Max Liebermann, der Frenzel an Begabung doch nicht viel nachgiebt, und Ulrich Hübner nur sieben, Hans Olde gar nur zwei Bilder in die Sezession geschickt haben. Wie bescheiden sich die wirklich fördernden Kräfte der Sezession zurückhielten, bezeugen Persönlichkeiten wie Dora Hitz (drei Werke) und Reinhold Lepsius (zwei Werke). Niemand wird ernstlich behaupten, daß die Herren Felix Krauß, Karl Langhammer und Lippisch je stärkere Talentproben gegeben hätten als der wackere Mosson; und doch haben sie nicht weniger Bilder als er, näm-

lich fünf, aufzuweisen. Der abgefallene Engel erreicht eine der höchsten Ausstellungzahlen, mit denen die eigentlichen Sezessionisten überhaupt erschienen sind: neun. Das Niveau wesentlich überschritten hat nur Ludwig von Hofmann mit fünfundzwanzig Nummern; da erwäge man aber, daß es Hofmanns Gewohnheit ist, sich in ganz kleinen Pastellstudien auszudrücken, und ferner, daß ein Mann von der anderen Seite, Skarbina, mit zwanzig, zum Theil recht umfangreichen Nummern aufwarten kann. Und zur „anderen Seite" hat man Skarbina so lange zu rechnen, wie sein Name im Sezessiönchen als ein panache verwendet wird.

Sind also die Herren als Aussteller durchaus zu ihrem Recht gelangt, Mancher sogar mehr, als es der Maßstab seines Talentes verträgt: was reden sie dann nur jetzt von der „Richtung" der Anderen? Als sie aus der staatlich beglaubigten Genossenschaft austraten, thaten sies, weil ihnen die „Richtung" nicht paßte; als sie in den neuen Bund eintraten, mußten sie genau wissen, um welcher „Richtung" Fahne sie sich sammeln würden. Oder glaubten sie etwa, daß sie fortan einem Illustratorenbunde für Familienblätter angehören würden? Und was heißt denn überhaupt „Richtung"? Ist Max Uth etwa weniger „Impressionist" als Ulrich Hübner und Hans Olde? Und ist Leistikow „Impressionist"? Oder will es der Herr Looschen von Ludwig von Hofmann behaupten wollen, der ihm die Zunge löste? Oder ist es selbst Max Liebermann, wenn man das Wort mit seinen feinsten Gewichten wägt? Wird das Fräulein Wolf-Thorn, eine kleine Nachahmerin des Anglo-Amerikaners Dannat und des Franzosen Aman-Jean, etwa behaupten wollen, daß sie am Anfang der Dinge weniger von den Franzosen und Engländern beeinflußt worden sei als die so persönliche Dora Hitz und der so intime Lepsius? Haben die „Sechzehn" in ihren Reihen auch nur einen Stilkünstler, der Hans Thoma oder selbst Franz Stassen die Schuhriemen lösen könnte? Wird Herr Höniger zugeben, daß Baluschek mit größerer Ehrlichkeit den „Realismus" des berliner Straßenbildes suche als er selbst? Er wird es nicht zugeben; der Unterschied ist nur, daß man die berliner Wirklichkeiteindrücke dem Baluschek eher glaubt als dem Höniger. Die gleiche Frage nach der Naturtreue kann man Herrn Frenzel vorlegen, wenn man ihm Heinrich Zügel gegenüberstellt; Beide stammen aus dem selben Boot, aber Beide haben sich auseinander entwickelt, weil der Eine eben mehr Talent und Zeitgefühl hat als der Andere. Und wer von den sechzehn Herren, die jetzt so heftig auf „einseitige Richtung" klagen, löst mir das Problem, daß diese „Sezession" mit mehr Wärme und Liebe das Programm der Böcklin und Hans von Marées vertreten hat als irgend eine Künstlervereinigung vorher? Daß sie der Linienkunst Klingers und Stucks einen bevorzugten Platz einräumte? Die Fragen könnte ich häufen. Ich bin mit der internatio-

nalen Sezessionbewegung aufgewachsen, in ihr sozusagen alt und grau geworden und weiß also: immer, wenn über „Richtung“ lamentirt wurde, war die Mittelmäßigkeit auf die begabtere Nachbarschaft eifersüchtig geworden.

Und nun der zweite Punkt: das Ausland. Es zeugt von geringem Geschmack, wenn Leute, die der Kunst des Auslandes, zumal Frankreichs, so sehr viel verdanken, hinterher sich auf den Nationalismus berufen und die edel geübte Gastfreundschaft nachträglich beargwöhnen. Von dieser moralischen Pflicht abgesehen, war es stets die Aufgabe der Sezessionen, internationale Beziehungen zu unterhalten. Eine Sezession ist kein Markt, wo man die Ausländer zeitweilig abschiebt oder aussperrt, wenn der Kurswerth des heimischen Gutes heruntergegangen ist. Auf diesen Standpunkt hat sich bei uns immer nur das amtliche Ausstellungwesen gestellt: draußen im moabiter Glaspalast waren die Ausländer mal willkommen, mal verpönt, je nachdem der Geschäftswind wehte. Es ist klar, daß ein Verein von wesentlich künstlerischer Richtung einen solchen Grundsatz nicht befolgen darf. Uebrigens hat die berliner Sezession ja doch im ersten Jahr eine rein deutsche Ausstellung veranstaltet, um zunächst einmal alle die heimischen Kräfte aufmarschiren zu lassen, die zu der Sonderbildung hingestrebt und sie ins Leben geführt hatten. Doch im Programm hat es immer gelegen, im Zusammenhang mit dem deutschen Betrieb die originalen Meister des Auslandes, zumal Frankreichs, vorzustellen, die das große Kunstideal des vorigen Jahrhunderts begründet haben. Das sollte der Unterschied sein zwischen München und dem berliner Glaspalast auf der einen und der Sezession auf der anderen Seite: man wollte die Talente erster Hand zeigen. Statt Cazin, Billotte und Jettel sollten Monet und Pissarro und statt Besnard sollten Degas und Renoir ausgestellt werden. Man wollte nicht nur das Publikum mit einem anziehenden Entwickelungproblem bekannt machen, man wollte auch ein jüngeres Malergeschlecht für ein folgerichtiges und gesundes Studium des modernen Kolorismus aufmuntern. In der Auswahl der Franzosen befleißigte man sich der größten Vorsicht: ist es Keinem aufgefallen, daß aus den vorwiegend radikalen Epochen Monets, Pissarros und Renoirs fast gar keine Bilder ausgestellt waren, daß man sich vielmehr an die Uebergangszeiten der sechziger und siebenziger Jahre hielt und das letzte Ergebniß des optischen Malstudiums, den Pointillismus, so gut wie ausgeschlossen hat?

Ich bin der Meinung, daß noch viel zu wenig Impressionismus sowohl in dem deutschen wie im ausländischen Theil der Ausstellung geboten wurde; doch ich will diese Meinung Keinem aufdrängen. Numerisch stellt sich das Verhältniß so: 1900 kamen auf 414 Nummern 90 Ausländer, darunter 46 Franzosen; 1901 auf 351 Nummern 76 Ausländer, darunter 36 Franzosen. 1900 also gab es $21^3/_4$ Prozent, 1901 $21^7/_{10}$ Prozent Aus-

länder. Berechnet man das Verhältniß des Auslandes zu Deutschland auf alle drei Ausstellungen, so ergeben sich: $14^1/_2$ Prozent Ausland, darunter $7^1/_2$ Prozent Franzosen. In den deutschen Staatsausstellungen, die einen internationalen Charakter tragen, war der Prozentsatz erheblich größer, aber auch in der Münchener Sezession war er nie geringer.

Als man die Besitzer eines bedeutenden Kunstsalons, die Herren Bruno und Paul Cassirer, von denen heute nur Herr Paul Cassirer verantwortlich gemacht wird, bei der Begründung der Sezession zu Geschäftsführern berief, da war neben der Schätzung ihrer kaufmännischen Gewandtheit und Solidität auch die Auffassung maßgebend: daß bei ihren weiten Verbindungen mit dem Auslande der Weg zur fremden Kunst leichter und bequemer gefunden werden könnte. War es bei dem starken Aufschwung des berliner Kunsthandels an sich schon natürlich, daß die Sezession sich geschäftlich an eine vorhandene Organisation anschloß, so konnte man Das hier um so eher thun, als es sich nicht um reine Kaufleute, sondern um ernste Kenner, nicht um businessmen, sondern um geschmackvolle und geistig bevorzugte Liebhaber handelte. Die Thatsache selbst, daß man Geschäftsleute zu leitenden Führern großer Ausstellungsgeschäfte macht, ist weder neu noch selten: Fritz Gurlitt besorgte dies Amt für die berliner Jubiläumsausstellung; der „Geschäftsführer" Hofrath Paulus, dem die Münchener Sezession in ihrem Werdeprozeß so unendlich viel verdankt, wurde jahraus, jahrein mit der Anwerbung englischer Künstler betraut, weil er auf diesem Gebiete die größte Erfahrung hatte; und nach seinem Abgange hätte man, wie ich sicher weiß, in München gern eine Firma wie Cassirer als „Geschäftsführer" verpflichtet, wenn es nur eine gegeben hätte. Mit der geschäftlichen Verwaltung der diesjährigen düsseldorfer Kunstausstellung wurde die Firma Bismeyer & Krauß betraut. Und die amtliche Vertretung der Berliner Kunst, der „Verein Berliner Künstler"? Eben verpflichtet man, wie es heißt, eine Kunsthändlerin, Mathilde Rabl, als geschäftliche Leiterin des Vereins und seiner Ausstellungen; weil sie aber ihren Handel nicht aufgeben will noch kann, tritt man ihr im „Künstlerhaus" einen Raum ab, wo sie ihre Waare aufhängen und verkaufen darf. Auch nicht der Schatten eines Beweises kann dafür erbracht werden, daß Herr Paul Cassirer in der Sezession die Interessen seines Geschäfts vertreten habe. Seine Verkäufe haben sich ohne Unterschied auf jede Art der künstlerischen Produktion erstreckt. Nie hat er ein Bild ausgestellt, das direkt oder indirekt ihm oder seiner Firma gehörte. Und die ausgestellten französischen Bilder gehörten sämmtlich Amateuren; wie schwierig es ist, solches Gut nach Deutschland zu schaffen, kann nur Der beurtheilen, der diese Werbearbeit einmal mitgemacht hat. Verkauft wurden vom französischen Impressionismus nicht mehr als drei Bilder und von ihnen gehörten zwei einem französischen, das dritte einem

deutschen Privatmann und Liebhaber. Wenn eine so impulsive Natur, ein so bedeutend veranlagter Kenner wie Herr Cassirer auch künstlerisch am Rath der Weisen theilnehmen möchte, so ist solcher Wunsch am Ende begreiflich. Streicht man die glänzenden Summen seiner Verkäufe ein, so darf man dem Kunstfreund, der so ganz in der Sache aufgeht, gewisse moralische und artistische Rechte nicht verweigern. Aber seien wir ehrlich: die „Sechzehn" haben, da sie Herrn Cassirer als den Geschäftsführer ihrer sommerlichen Ausstellungen bestätigten, auch ein moralisches Anrecht auf die Ausstellungen seiner Salons zu haben geglaubt. Das ist menschlich. Da dieser Anspruch nicht befriedigt wurde, stellt sich ihrer Phantasie die Sache so dar: weil im Salon Cassirer eine andere Kunst gepflegt wird als die unsere (wobei man vergißt, daß das „anders" nicht die Gattung, sondern die Talentunterschiede bezeichnet), so droht immer die Gefahr, daß in der Sezession eine andere Kunst als die unsere überwiegt. Auch dieser Trugschluß ist menschlich.

Man kann die Herren in Frieden ziehen lassen. Sie werden ja nicht übel gebettet sein. Denn einen Erfolg haben sie gewiß: sie haben die Regirung bezwungen und zur Inkonsequenz verführt. Bevor die „Sezession" begründet wurde, machten die leitenden Männer den Versuch, im großen Glaspalast eigene Räume mit eigener Jury zu bekommen. Aber die Regirung schlug schlankweg den Antrag ab, mit der Begründung, das Statut schließe eine solche Sonderstellung aus. Jetzt aber schließt das Statut sie nicht aus: denn der Bund der „Sechzehn" erhält seine eigenen Räume und seine eigene Jury. Es geht also doch, — bei etwas gutem Willen. Und warum geht es? Weil in den Augen der Regirung der Austritt der „Sechzehn" eine Schwächung der ihr verhaßten „Sezession" bedeutet. Ich freilich hoffe von ihm eine innere Erstarkung der Sezession. Die Störung ihres Friedens wird vorüber gehen. Und die ganze Revolte wird, wenn erst der Sommer dahin ist, als ein Sturm im Wasserglas erkannt werden. Nicht einen von den frischen, frohen, Jugend kündenden Kämpfen haben wir miterlebt, sondern einen Interessenstreit. Man sollte doch den alten Herakleit und sein schönes Wort schonen; dieser Streit war nicht der Vater der Dinge.

Dr. Julius Elias.



Kleinbahnen.

Im Jahr 1892 hatte Miquels Macht das Kleinbahngesetz geschaffen. Es ist kein Zufall, daß dieses Gesetz in engstem zeitlichen Zusammenhang mit Miquels Steuerreformen steht. Der Grundgedanke, der darin zum Ausdruck kam, war der selbe, der in der ganzen Finanzwirthschaft dieses Ministers

fühlbar war; Alles, was Geld einbringt, wollte er für den Staat, Alles, was Geld kostet, sollten Privatleute machen. Ueber Preußen war damals der Bahnhunger gekommen. Jeder kleine Flecken im Lande wollte Anschluß an die großen Verkehrswege haben und alle Gemeinden umdrängten flehend die Staatsbehörden. Das war eine üble Sache. Die politischen Interessen der Agrarier und der industriellen Bourgeoisie standen auch hier einander schroff gegenüber. Wo der Eine die Bahn haben wollte, da wollte der Andere sie nicht. Das Schlimmste aber war, daß der Staat, dem man zumuthete, eine ganze Reihe unrentabler, hauptsächlich auf den Lokalverkehr angewiesener Linien zu bauen, ein recht beträchtliches Defizit fürchten mußte. Aus solchen Angstwehen wurde das Kleinbahngesetz geboren; es sollte Schranken wegräumen, die seit der Eisenbahngesetzgebung vom Jahr 1838 den Bau von Kleinbahnen gehindert hatten. Da das Kleinbahngesetz in eine Zeit wirthschaftlichen Gedeihens fiel, war seine natürliche Folge eine ungemein lebhafte Bauthätigkeit, die im Allgemeinen aber Fiasko gemacht hat. Die meisten seitdem gebauten Kleinbahnen verzinsen sich schlecht, obwohl fast überall die Adjazenten mehr oder minder große Zuschüsse leisten. Von 230 Straßenbahnen und Nebenbahnen ähnlichen Kleinbahnen haben 60 im letzten Jahr einen Reingewinn nicht abgeworfen. Bei 23 Bahnen betrug der Reingewinn bis zu 1, bei 25 bis zu 2, bei 30 bis zu 3, bei 32 bis zu 4, bei 21 bis zu 5, bei 33 5 bis 10 und bei 6 Bahnen über 10 Prozent des Anlagekapitals. Dieses Bild sieht noch dunkler aus, wenn man daran denkt, daß alle einigermaßen rentablen unter diesen Bahnen städtische Straßenbahnen sind, also mit ungewöhnlich günstigen Verhältnissen rechnen können.

Ich entnehme diese Zahlen einem stattlichen, grün gebundenen Buch: einer Sammlung der Berichte der verschiedenen Kommissionen, die im September 1901 von den Obligationären und Aktionären der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Aktiengesellschaft mit der Aufgabe betraut wurden, den Status und Geschäftsgang zu revidiren. Diese Zahlen stehen gleichsam als Menetekel an der Spitze der Darstellung und sollen darauf hinweisen, daß zum Theil der Ueberschwang der an das Kleinbahngesetz geknüpften Hoffnungen die zu revidirende Gesellschaft zu Grunde gerichtet habe. Dieser Hinweis trifft aber die Sache nicht. Gewiß dankt die Gesellschaft überschwänglichen Hoffnungen ihr Entstehen; die Erleichterung des Bahnbaues mußte einen Ansturm der Leute bewirken, die für ihre Gegend eine Kleinbahn unentbehrlich fanden, und es war nur allzu natürlich, daß in der damaligen Gründerperiode zur Befriedigung solcher Wünsche eine Aktiengesellschaft geschaffen wurde. So gründete denn eine Gruppe, die hauptsächlich aus Landau, der Breslauer Diskontobank, der Nationalbank für Deutschland und der Deutschen Genossenschaftbank bestand, am vierten Januar 1893 die Allgemeine Deutsche Kleinbahn-Aktiengesellschaft. Eine solche, als Finanzirunginstitut für Kleinbahnbau gedachte Gesellschaft hätte vielleicht ganz annehmbare Erträgnisse gebracht, wenn ihre geistigen Leiter nicht eben die Landaus und deren Anhang gewesen wären. Die Gründe des Gesellschaftverfalles führen auf die Methode der Landaus zurück. Der Bericht der Revisoren zählt 43 große Betheiligungen verschiedenster Form an deutschen und ungarischen Bahnen auf. Der Geschäftsbetrieb blieb fast immer in den selben Gleisen. Von einem Bauunternehmer wurde eine Konzession gekauft; der Verkäufer mußte

sich gewöhnlich nicht nur verpflichten, den Bau auszuführen, sondern auch, gegen eine bestimmte Minimalabgabe den Betrieb auf längere Zeit zu pachten. Bei der Auswahl dieser Unternehmer scheint man nicht sehr vorsichtig gewesen zu sein; denn, wie jetzt herauskommt, sind insolvente Leute darunter. Auch wurde die Minimalabgabe in der Regel so hoch bemessen, daß der Unternehmer entweder, wenn er nicht ganz taktfest war, ruinirt wurde, oder, um sein Risiko zu vermindern, gezwungen war, den Bauanschlag hoch zu normiren. Dadurch wurden aber die Baukosten für die einzelnen Strecken ganz erheblich vertheuert. Aus diesen verschiedenen Abgaben bezahlte die Gesellschaft mehrere Jahre hindurch eine stattliche Dividende, die noch dadurch erhöht wurde, daß verschiedene Tochtergesellschaften ansehnliche Beträge an Zinsen und Provision zu zahlen hatten. Das Publikum glaubte natürlich, die Gewinne stammten aus dem Betriebsresultat, und die Gesellschaft konnte außer ihren Aktien annähernd 40 Millionen Mark Obligationen in Umlauf setzen. Das Ende vom Liede war, daß die Bauunternehmer Schwierigkeiten machten oder die Zahlungen einstellten; und der Gesellschaft blieb schließlich nichts Anderes übrig, als den Betrieb für eigene Rechnung zu übernehmen; nun aber füllten die hohen Abgaben der Unternehmer nicht mehr ihre Kassen. So wurde es auch für die Gesellschaft immer schwerer, große Gewinne auszuweisen. Was war zu thun? Man machte, nach den berühmten landauschen Mustern, die Tochtergesellschaften dadurch dienstbar, daß man alle möglichen Objekte auf sie abschob: so waren wenigstens buchmäßige Gewinne zu erreichen.

Von Alledem steht in den Berichten der Revisoren sehr wenig. Sie führen die Lösung der Betriebsverträge in erster Linie auf den Optimismus der Verwaltung zurück. Das ist begreiflich; in den Revisorenkommissionen sitzen zum großen Theil Anhänger der Landaugruppe und Vertrauensmänner der betheiligten Banken; diesen Leuten muß daran liegen, mit Verantwortlichkeiten möglichst wenig belastet zu werden. Den Vorsitz im Obligationärausschuß führte Justizrath Kempner, der ja hinlänglich als der Vertrauensmann der Haute Finance bekannt ist. Während man bei der Revision gegen Sanden und Genossen sämmtliche finanztechnischen Schliche bis auf das letzte Zpünktchen aufdeckte, scheint der Kleinbahnbericht Alles nach Möglichkeit vertuschen und nur das absolut Unverhüllbare der Oeffentlichkeit preisgeben zu wollen. Doch ahnt man Einiges von Dem, was gnädig mit Nacht und mit Grauen bedeckt werden soll. Zugeben wird, daß die Bücher der Gesellschaft nicht gerade musterhaft geführt worden sind. Sehr charakteristisch ist namentlich ein Geschäft aus dem Jahr 1899. Damals wurde — die Eintragung ins Handelsregister datirt vom ersten August — die Schlesische Kleinbahn-Aktiengesellschaft gegründet. 15 Millionen dieses Aktienkapitals zeichnete die Deutsche Kleinbahn-Gesellschaft, eine Million die Nationalbank. Schon am elften August übertrug man Antheile und Forderungen an die Oberschlesische Dampfstraßenbahngesellschaft zum Betrage von 13,48 Millionen Mark auf die neugegründete Gesellschaft: daraus erwuchs der Muttergesellschaft ein Gewinn von 1,432 Millionen. Dieses Geschäft, das jeder Unbefangene nur für eine buchmäßige Schiebung halten kann, wird von den meisten juristischen Sachverständigen gebilligt.

Bemerkenswerth ist, wie verschieden Unregelmäßigkeiten in der Buchung der Betriebskonten von den technischen und den kaufmännischen Sachverständigen

aufgefaßt werden; die meisten Kaufleute verwerfen, die meisten Techniker gestatten solche Manipulationen. Das ist um so auffälliger, als — der Zufall spielt oft ganz sonderbar — einer der technischen Sachverständigen der Stadtverordnetenvorsteher unserer Nachbarstadt Charlottenburg, Herr Eisenbahndirektor Ströhler, ist, ein der Landau-Gruppe nicht sehr fern stehender Herr.

Mit merkwürdiger Beflissenheit werden in dem Bericht der Kommission alle Regreßansprüche als ungerechtfertigt hingestellt. Zu der Annahme, die Geschäftsleiter hätten nicht in gutem Glauben gehandelt, sei, heißt es, kein Anlaß gegeben. Das soll gar nicht bestritten werden. Aber für civilrechtliche Regreßansprüche kommt ja gar nicht der gute Glaube in Betracht, sondern die Frage, ob die Verwaltung die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes angewandt habe. Wenn man nun aber den Dingen nachforscht, die der Bericht verschweigt, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß in allergröbster Weise die Pflicht zu solcher Sorgfalt verletzt worden ist. Denn die Direktoren der Kleinbahngesellschaft: Herr Baurath Griebel, Herr Eisenbahndirektor Erler und Herr Direktor Max Draeger, hatten neben ihrem Hauptamt noch die Stellung von Direktoren oder Aufsichträthen fast sämmtlicher Tochtergesellschaften auszufüllen. So war Herr Griebel bei fast allen Tochtergesellschaften — zum Theil sogar allein — Direktor.

Ausführlich über den Plan zur Reorganisation zu berichten, hat kaum noch einen Zweck. Der Bericht der Revisoren ist so spät erschienen, daß diese Zeilen erst in die Hände der Leser gelangen werden, wenn in den Versammlungen der Obligationenbesitzer schon die Entscheidung über diesen Plan gefallen ist. Ich muß mich deshalb begnügen, das dauernd Interessante herauszugreifen. Vor Allem zeigt auch dieser Reorganisationplan wieder deutlich, wie mangelhaft der Schutz unserer Obligationäre noch ist. Mehr noch als bei anderen Reoganisationen wird hier das Verhältniß von Obligationen zu Aktien verschoben. Wer Obligationen erwirbt, sagt sich gewöhnlich, daß er sich mit mäßigen Zinsen begnügen müsse, da ihm ja eben das ganze Aktienkapital als Garantie zu dienen habe. Der Aktionär aber weiß, daß er Theilhaber der Gesellschaft ist, also bei einem Konkurs Alles verlieren kann. Nun war man bei der Reorganisation der Hypothekenbanken gezwungen, auch den Aktionären gewisse Zugeständnisse zu machen, weil sie die Träger der staatlichen Konzession waren und der Konkurs diese Konzession vielleicht aufgehoben hätte. Den Kleinbahnplan haben die selben Leute ausgearbeitet, die bei den verkrachten Hypothekenbanken thätig waren; und sie haben sich sklavisch an ihr altes Schema gehalten. So heißt es denn auch diesmal, man müsse den Aktionären Etwas übrig lassen, weil sie sonst durch ihren Beschluß den Konkurs herbeiführen könnten. Diese Gefahr liegt hier aber nicht vor, weil die Aktionäre bei einem Konkurs der Kleinbahngesellschaft sicher auch nicht einen Pfennig erhalten hätten. Aber die Aktien waren eben im Besitz der betheiligten Banken und deshalb mußte man ihnen Etwas zuwenden. Bezeichnend ist auch, daß angesichts der riesigen Verluste der Obligationäre das Aktionärkomitee die Dreistigkeit haben konnte, den Vorschlag zu machen, man möge drei Aktien auf eine zusammenlegen; erst nach längerem Handeln verstand es sich zu einer Zusammenlegung im Verhältniß von 6 : 1. Dadurch werden den Obligationären die Kosten der Reorganisation beträchtlich erhöht. Denn außer einer Ueberschuldung von 5,4 Millionen, deren Fortbestehen den Konkurs

herbeiführen würde, ist nun noch ein Aktienkapital von 1¼ Millionen Mark aus den Mitteln der Obligationäre aufzubringen. Außerdem aber verlangt man von ihnen die Herbeischaffung eines weiteren Aktienkapitals von 3,3 Millionen, — mit der merkwürdigen Motivirung, sonst sei das nach § 12 des Statuts nothwendige Verhältniß des Obligationenumlaufs zum Aktienkapital nicht gewahrt. Diese Kosten konnte man den Obligationären sparen, wenn man einfach den § 12 des Statuts änderte. Man hatte aber einmal das fertige Schema der Hypothekenbanken vor sich und übersah, daß durch das Hypothekenbankgesetz jenes Verhältniß zwischen Obligationenumlauf und Aktienkapital unabänderlich festgelegt war, man bei der Reorganisation also Rücksicht darauf nehmen mußte, während es diesmal doch nur einer Statutenänderung bedurft hätte, um das unbequeme Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Jedenfalls müssen die Obligationäre nach dem jetzigen Opfer auch noch jährlich 300 000 Mark an Dividenden herauswerfen, weil die Aktionäre bevorzugt werden sollen. So kommen die Chancen der Zukunft nicht einmal voll den Obligationären zu Gute, denen sie doch ausschließlich gehören. Für zwölf Jahre müssen die Obligationäre auf ihre Zinsen verzichten, wenn sie sich nicht zu dem — nach meiner Ansicht gesetzwidrigen — Modus entschließen, 40 Prozent ihres Kapitalsanspruches aufzugeben und etwa 20 bis 25 Prozent Aktien anzunehmen. Vermuthlich werden die Obligationäre sich für den zuletzt bezeichneten Nothausgang entscheiden, denn schon ist eine Schutzvereinigung gebildet, die sicherlich die Geschäfte der betheiligten Banken besorgen wird. Wenn dieses Heft erscheint, wird wohl über den Wassern wieder Ruhe herrschen. Und ich bin sicher: in einer neuen Aufschwungsperiode wird das Publikum nach wie vor die Obligationen industrieller Unternehmungen kaufen und die Bankdirektoren werden wieder einmal schmunzelnd bemerken, wie Recht der von Georg Siemens so oft mit hoher Anerkennung citirte Franzose hatte, der sagte: Les affaires, c'est l'argent des autres. Plutus.



Artes Liberales.

Zwei Folgen der Rede, die der Kaiser am achtzehnten Dezember gehalten hat, sind an den Grenzen des berliner Kunstreiches jetzt sichtbar geworden. Seit fast vier Jahren haust auf charlottenburger Boden die Berliner Sezession, deren Schöpfer und Präsident Herr Professor Max Liebermann ist. Ihre Ausstellungen, in denen Jeder das stille Walten eines gebildeten Geistes spürt, haben uns zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, in intimen, nicht überfüllten, nicht mit Gips und Goldstuck verprotzten Räumen einen beträchtlichen Theil des Besten kennen zu lernen, was aufrechte Künstler im Lauf der letzten Jahre geschaffen haben. Sie hat ohne Staatshilfe, ohne sich um den lauten oder latenten Widerstand der Regirenden zu kümmern, die alljährlich am Lehrter Bahnhof paradirenden Offiziellen in offener Feldschlacht besiegt. Nicht Alles, was sie sehen ließ, war gut noch gar dauernder Bewunderung gewiß; wer sich aber des bunten Elends der großen Berliner Kunstausstellungen mit ihrem Ehrensaal und ihrer Fülle der Stümperbilder und Handwerkerdenkmale erinnert, wird die Thatsache nicht gering schätzen, daß in der Kantstraße neben den feinsten Deutschen Böcklin und Rodin, Marées und die Brüder

Maris, Israels und Whistler, Manet und Monet, Renoir, Meunier, Lavery, Segantini, Zorn und mancher andere Pfadfinder zu schauen waren. Noch höher vielleicht, daß man sich nicht auf Schritt und Tritt zu ärgern, durch ganze Pfuscherreihen den Weg zu dem Besseren zu suchen brauchte. Dieser Erfolg wurde von Sachverständigen auch nicht mehr bestritten; die Ausstellung der Sezession war in der Zeitungsprache längst das „Ereigniß der Sommersaison" geworden und nur die Pietsche, die Banausen kühlten noch ihr Müthchen an diesen Veranstaltungen. Da hieß es, sechzehn Herren hätten sich von dem Fähnlein der Sezessionisten getrennt. Unbekannte Leute, von denen Keiner bisher durch eine starke Talentprobe aufgefallen war, die nun aber klagten, ihre Persönlichkeit habe sich im Hause der Sezession nicht frei zu „entfalten" vermocht; da draußen herrsche ein Klüngelterrorismus; wer nicht naturalistisch, impressionistisch male, werde kaum noch geduldet; auch seien die Ausländer bevorzugt worden. Die Herren hatten nicht so viele Bilder verkauft, wie ihr Hoffen geträumt hatte, und wurden nun sehr national; am Liebsten hätten sie wohl einen Prohibitivzoll gegen die Einfuhr fremder Kunstwerke gefordert. Trotz ihrem Ingrimm wären sie aber in der Kantstraße geblieben, wenn die Regirung, ohne nach gesetzlichen Bestimmungen zu fragen, auf die sie sich früher selbst gegen den Anspruch der Sezessionistenführer berufen hatte, ihnen nicht eigene Säle und eigene Jury im Meßpalast am Lehrter Bahnhof zugesagt hätte. Um die selbe Zeit wurde durch die still wühlende Agitation eines Grüppchens die Wiederwahl des kränkelnden Herrn Skarbina zum Vorstandsmitglied vereitelt, — wider den Willen der Herren Liebermann, Leistikow und Genossen, die überrumpelt wurden und sich dann vergebens bemühten, Skarbinas Wahl zu sichern. Die beiden Vorgänge hatten nichts mit einander zu thun; es ist schließlich auch gleichgiltig, ob Herr Skarbina, der sich der organisatorischen Arbeit doch fernhalten muß, Vorstandsmitglied oder, wie jetzt, Ehrenmitglied der Sezession ist. Dennoch wurde die Gelegenheit zu einer Fehde gegen die Sezessionisten benutzt. Zunächst natürlich von den Antisemiten, die nicht einsehen wollen, daß der reiche Herr Liebermann seine Stellung nicht durch Geld, Bestechung, Reklame erreicht hat, sondern durch die Kraft eines ungewöhnlichen, von starker Intelligenz bedienten Talentes und durch die unbeirrte Zähigkeit seines nie erlahmenden Fleißes. Liebermanns Kunst ist ganz und gar nicht im üblen Sinn jüdisch; er späht nicht umher, sucht nicht heute zu erwittern, was morgen verlangt werden könnte, sondern ist seiner künstlerischen Ueberzeugung treu geblieben und hat sich gegen eine Koalition feindlicher Mächte und Vorurtheile mühsam durchgesetzt. Aber auch im eben so liberalen wie löblichen Berliner Tageblatt wurde die Sezession angegriffen, weil sie „ihr Program nicht erfüllt habe"; und als Herr Leistikow der Kundschaft des Waarenhauses Rudolf Mosse die Richtigkeit aller erhobenen Anklagen bewies, wurde er nach alten Regeln der Zeitungrabulistik niedergeknüttelt. Darüber und über das alberne Geschwätz der Witzblätter wäre nichts zu sagen, wenn man hinter den Holzpapierwällen nicht deutlich die taktische Absicht erkennen könnte. Keine einzige der gegen die Sezession vorgebrachten Beschuldigungen hat sich als haltbar erwiesen. Keine Persönlichkeit ist an der „Entfaltung" gehindert, keinem Talent, das um Einlaß bat, die Thür gesperrt, keine „Richtung" bevorzugt worden; und daß Ausländer meist stärker wirkten als Deutsche, entsprach eben dem Status einer Kunstentwickelung, deren Wurzeln nicht in deutscher Erde ruhen. Selbst ein Antisemit müßte zugeben, daß es für Liebermann ge-

fährlicher als für die kleinen Leute ist, Israels und Manet auszustellen. Doch im Grunde handelt es sich gar nicht um Kunstfragen. Die wüthenden Künstler wollen nicht im Schatten größerer Könner um ihren Erwerb kämpfen; sie haben, ganz richtig, eingesehen, daß sie im moabiter Bierpark bessere Verkaufsaussichten haben als in der Kantstraße, wo, zwischen starken Kunstwerken, ihre Mittelmäßigkeit unangenehm auffiel. Sie wären ausgelacht worden, wenn nicht kurz vorher der Kaiser den Bannfluch gegen die moderne Kunst geschleudert hätte. Es ist schlimm, einer „Richtung" anzugehören, die dem Kaiser nicht paßt. Da ist auf Staatsaufträge, auf Ankäufe für die Landesgalerien nicht zu hoffen; selbst Herr von Tschudi — der, als er Chamberlains Buch einem Hofherrn borgte, wohl nicht ahnte, welche Wirkung diese Lecture auf den Kaiser haben würde — wird künftig kaum noch Etwas für die „Rinnsteinkunst" thun können. Auch in der Presse, namentlich unter den Annoncenmäcenen, giebt es Leute, die zwar modern scheinen, doch hoffähig werden möchten. Die riethen, fortan für die Sezession nicht allzu scharf mehr ins Zeug zu gehen. Wenn man sagen kann: Wir sind für das Neue, das Werdende, aber gerade deshalb verwahren wir uns gegen engherzige Tyrannis, darf man hoffen, in beiden Lagern Beifall zu finden. Und darauf allein kommt es an. Ein Kaiser bleibt immer ein Kaiser; und wer weiß, wie morgen der Wind weht... Die selbe Erfahrung wird vielleicht der Goethebund machen, der in einem schlecht stilisirten, von echtestem sudermännischen Geist erfüllten Ukas jetzt laut zur Stiftung eines „Volks-Schillerpreises" aufruft. Der Schillerpreis des Goethebundes ist ja die lächerlichste Sache von der Welt; der Plan ist so ungoethisch wie möglich und außerdem völlig zwecklos. Welches deutsche Drama dem durch die Herren Sudermann, Fulda und Dernburg, also durch drei französelnde Feuilletontalente mittleren Kalibers vertretenen „Volk" am Meisten gefällt: Das lehren deutlich in jedem Jahr die Spielverzeichnisse der Luxustheater. Und die glücklichen Sieger in solchem Geschäftskampf brauchen die paar tausend Mark des Schillerpreises wahrlich nicht. Einen Sinn hat der Preis nur, wenn er edlem, noch nicht anerkannten Vollbringen zugesprochen wird. Das aber ist durch ein Massenvotum nie zu erreichen. Auch ist das Gerede von der Blüthenpracht unserer Dramatik und von ihrer Wichtigkeit für das „Volkswohl" eine Selbstberäucherung widrigster Art und doppelt ekelhaft, wenn es die Unterschrift eines Mannes trägt, der sich nicht geschämt hat, eben ein albernes Marktmachwerk auf die Bretter zu bringen. Herr Sudermann wünscht „öffentliche Ehrungen, die alle Stimmen des Beifalls und Dankes zum einhelligen Spruch zusammenfassen und ihm das Gelingen besiegeln." Man darf neugierig auf die Zusammensetzung des Gerichtshofes sein, den der geschickte Organisator seines Ruhmes mit der Erfüllung dieses Wunsches beauftragen wird. Damit das Telos nicht allzu sichtbar werde, wird man zuerst natürlich Herrn Hauptmann krönen. Das Bischen Geld ist ja leicht aufzubringen. Den kapitalistischen Häuptern der Sudermanngemeinde aber wird die Sache einigermaßen unbequem sein. Denn trotz den Ergebenheitphrasen der Protagonisten richtet die Aktion sich schließlich doch gegen den Kaiser und dessen persönlichen Geschmack. Sie ist, wie der Minenkrieg gegen die Sezession, eine Folge der Dezemberrede, auf die — ein Monument von der Zeiten Schande! — keine Künstlerkorporation im Reich die ehrerbietige, unzweideutige Antwort zu geben gewagt hat. Wer es ernst mit der deutschen Kunst meint, kann ihr nur wünschen, sie möge vor der verpöbelnden Wirkung des listig errafften Massenbeifalls eben so bewahrt bleiben wie vor den dörrenden Strahlen höfischer Gunst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 15. März 1902.

Saturnalien.

Prinz Heinrich von Preußen ist auf dem Heimweg nach Europa. Er hat das Recht, müde zu sein. Selbst für den in Pullmans Luxuswagen Reisenden bleiben sechstausend Kilometer eine hübsche Wegstrecke; und jeden Tag dejeuniren, diniren, soupiren, Vereinsausschüsse empfangen, Konzerte anhören, jeden Tag mindestens eine Rede halten: nur ein Kerngesunder darf sich solche Leistung zumuthen. In den offiziösen — also in fast allen berliner — Blättern las man denn auch die ergebensten Lobsprüche; die Widerstandsfähigkeit des Prinzen sei geradezu bewundernswerth. Hier stößt des Betrachters Blick schon auf eine Erscheinung, die, als ein Symptom neuer politischer Sitte, zu kurzem Verweilen ladet. Früher suchten die zur Leitung der Staatsgeschäfte Berufenen Schwierigkeiten zu meiden und für unvermeidliche die Volkskraft zu schonen. Jetzt wird im Deutschen Reich Politik getrieben, als gälte es den Sieg in einer Steeple-Chase; künstlich werden Hecken und Gräben, Hügel, Bäche und Zäune geschaffen und der gedruckte Jubel ist dann jedesmal groß, wenn Mann und Roß die selbst bereiteten Hindernisse nehmen. Das haben wir seit zwölf Jahren recht oft erlebt. Bismarck wird ungnädig entlassen, den Höfen und Diplomaten der Verkehr mit ihm untersagt und bald darauf werden die stärksten Künste angewandt, um ein wenigstens äußerlich korrektes Verhältniß zu dem jäh Gestürzten herzustellen. Ohne die allergeringste Nöthigung werden die Kornzölle, an die allmählich der wüthendste Cobdenit, sogar der unfindbare Nichtsalskonsument sich gewöhnt hatte, herabgesetzt und zwei Lustren später kostet

es, nach einer verwirrenden, alle politische Arbeit lähmenden Agitation, die größte Mühe, die „rettende That“ wieder rückgängig zu machen. Ein Heer, das die Hauptschuldigen strafen soll, wird nach China geschickt und unter Fährlichkeiten einem deutschen Marschall der Oberbefehl zugesprochen; keinem der Hauptschuldigen wird ein Haar gekrümmt, der Oberbefehl wird nicht anerkannt, schließlich ist Jeder froh, wenn die Sache ohne allzu üble Folgen bleibt, und der neckische Herr, der für die Politik verantwortlich ist, nennt die Anstifterin des Boxeraufstandes, die er vernichten wollte, „eine sehr intelligente Dame“ und tröstet die solchen Sonntagsplauderers würdige Hörerschaar mit der Hoffnung, nach den Legionen auch die Millionen eines Tages wiederzusehen, die der tragikomische Kreuzzug verschlungen hat. Wars etwa nicht schwer, den grollenden Genius des Sachsenwaldes ins Schloß zu bringen, die Agrarier für eine Weile zu beschwichtigen und ohne allzu sichtbare Schlappe aus Ostasien die Rückzugslinie zu finden? Nicht schwer, im Verkehr mit Buren und Briten, Russen und Yankees, Polen und Welfen heute bis auf die letzte Spur zu vernichten, was gestern aus Worten des Zorns und der Zärtlichkeit mühsam gezimmert ward? Schwer mags gewesen sein; nur war es eben unnöthig, war nutzlos verthaner Aufwand. Und der Staatsmann, der für solche Penelopeleistung Beifall erwartet, hat nie gelernt, daß der Große sich nicht ohne großen Gegenstand regt. Die gute Censur, die Prinz Heinrich jetzt bekommt, weil er bei Banketten, auf der Eisenbahn, vor Gesangvereinen und Photographen die frohe Laune bewahrt und außer einer Heiserkeit kein Ungemach mitgenommen hat, zeigt an einem kleinen und deshalb leicht zu überschauenden Beispiel das ganze System. Man müßte den Bruder des Kaisers loben, wenn er seine Bequemlichkeit dem Dienst einer großen Sache geopfert hätte; solchen Dienst fordert das Volk von seinen Fürsten, für solchen Dienst sollen sie ihre Kraft sparen. Wars aber nöthig, im Galopptempo des seligen Herrn Phileas Fogg durch die Vereinigten Staaten zu eilen? Ein Prinz hat doch Zeit; und ein Admiral braucht auf dem Lande keinen früheren Rekord zu schlagen. Paul Bourget war acht Monate lang in Amerika, hatte vorher die Bücher von Tocqueville und Bryce mit heißem Bemühen studirt und mußte nach seiner Rückkehr dennoch gestehen, er habe nur Momentbilder, nur eine zu abschließendem Urtheil untaugliche Vision des jungen Riesenreiches heimgebracht. Prinz Heinrich wäre gewiß gern länger drüben geblieben und hätte die Wurzeln der neuen Macht gesucht, deren tropisch schnelles Wachsthum die Weltwirthschaft spürt. Viel hat der geplagte Herr nun nicht gesehen. Vom Salonwagen und vom Ehren-

sitz an Festtafeln aus kann auch der Scharfsichtigste kein Land kennen lernen. Doch war dem Prinzen ja nicht die Aufgabe gestellt, die ökonomische Kraft Amerikas zu erforschen; um Alles, was Europa bedroht, um Getreidebau und Viehzucht, Produktion und Exportmöglichkeit von Kohle und Eisen, Kartellbildung, Rhedereimonopol und Trusttyrannis, brauchte er sich nicht zu kümmern. Er sollte, nach eigener Aussage, „Augen und Ohren möglichst weit öffnen und so wenig wie möglich sprechen". Nicht uns steht ein Urtheil darüber zu, ob der persönliche Zweck der Eilreise erreicht worden ist; und besonderen Dank für die Ueberwindung selbst geschaffener Schwierigkeiten wird ein in ganz anderen Strapazen gestählter Seemann gewiß nicht erwarten.

Das Hindernißrennen geht weiter; und über ein Kleines werden wir vielleicht hören, man dürfe nicht behaupten, daß die kostspielige Aktion Deutschland geschadet habe. Der Weisheit unserer Regirung sei ja gelungen, alle unangenehmen Folgen zu beseitigen und den status quo ante wiederherzustellen. So pflegen die großen weltpolitischen Ereignisse bei uns zu enden.

... Mancher Leser des Berliner Lokalanzeigers, des einzigen Blattes, das ausführliche — sehr oft freilich läppische — Berichte über die Pathenfahrt brachte, mag gestaunt haben, als er am vierten März in einem new-yorker Telegramm las: „Wenn es auch richtig ist, daß die hiesige Presse über die Prinzenreise wenig und Dies an wenig hervorragender Stelle bringt, so trägt dazu doch wesentlich das Prinzip bei, Dinge, die nicht mehr das aktuellste Tagesinteresse beanspruchen, stets beiläufig zu behandeln. In politischen Kreisen außerhalb der Presse steht man genau wie zuvor zu der Prinzenreise. Das heißt: mit abwartender Sympathie, deren Befestigung durch den Takt des Prinzen auch nicht durch hämischen Klatsch von gewisser Seite erschüttert werden kann. In diesen speziell amerikanischen Kreisen herrscht allerdings häufig die Ansicht, daß vielleicht ein bedeutenderer Anlaß zu der Prinzenreise hätte gewählt werden können. Sie betrachten sich selbstverständlich als den gesuchten und gebenden Theil, erkennen aber genug ihren eigenen Vortheil, um ihrer Rolle nicht abhold zu sein." Wer diese mit Wenn und Aber gefütterten Sätze aus der Schmocksprache ins Deutsche überträgt, merkt: die Reisereportage ist den rasch lebenden Amerikanern nach ein paar Tagen langweilig geworden; aus den „politischen Kreisen" wurde den überschwänglich Hoffenden abgewinkt; der Nativistenhaß gegen die Deutschen und die vom Prinzen vielfach ausgezeichneten „Amerikaner mit dem Bindestrich" regte sich wieder; und in der herrschenden Großbourgeoisie blieb das Gefühl zurück, eine schmeichelhafte Huldigung erlebt zu haben, die am Ende auch noch ein-

träglich werden könne. Der Prinz muß selbst diese Stimmung empfunden haben. Er fühlte das Feuer seiner Rede und sprach sogar von dem Bankett der Journalisten, deren Gast er gewesen war und denen er in einem vom Blatt gelesenen Toast den Rang Kommandirender Generale verliehen hatte, nun mit spöttisch gerümpfter Lippe als von einem „Masseninterview", das er, mit Rücksicht auf seinen Reisezweck, geduldig ertragen habe. Die Wirthe werden von diesem seltsamen Tafelepilog eines Enttäuschten nicht sehr erbaut gewesen sein. Trotzdem: im Ganzen ist die Art, wie die deutschen Gäste aufgenommen wurden, dankbar anzuerkennen. Die Amerikaner haben dem Hohenzollern gute Tage bereitet. Das war zu erwarten. Erstens darf jeder Besucher von einigem Ruf, mag er Bourget, Lili Lehmann oder nur Goldberger heißen, drüben stets des besten Empfanges sicher sein. Zweitens ist in dem Lande, wo Mrs. Humbug gern einen Baron als Portier und Mr. Snob einen Grafen als Schwiegersohn miethet, ein Prinz aus königlichem Hause noch immer eine „Sehenswürdigkeit", eine great attraction, die jeder Vanderbilt, Astor oder Armour einmal in seinen vier Wänden haben, jeder von Fortunens Gunst nicht so Gehätschelte von fern wenigstens begaffen möchte. Und drittens hat der Prinz den Republikanern so ungewöhnliche Artigkeiten gespendet, daß ihnen für ein Weilchen warm ums Herz werden mußte. I want your friendship, „ich komme, Ihnen die Freundschaft meines kaiserlichen Bruders anzubieten": Das war eins seiner ersten Worte; und er blieb lange in dieser Tonart. Leise nur klang das Echo wider, — so leise, daß man beinahe wünschen mochte, die Freundschaft wäre nicht so seemännisch offen angeboten worden. Vor der Landung telegraphirte der Prinz an den Präsidenten Roosevelt: „Ich hoffe, daß der Gesundheitzustand des jungen Herrn Roosevelt günstig fortschreitet, und wünsche ihm baldige Genesung. Gestatten Sie mir, Sie und das amerikanische Volk zu dem heutigen Gedächtnißtage von Washingtons Geburt zu beglückwünschen. Ich bedaure sehr, Sie durch eine verspätete Ankunft zu enttäuschen, die durch schwere, anhaltende Weststürme veranlaßt wurde, und sehe mit Freude der Zusammenkunft mit Ihnen entgegen". Die Antwort des Präsidenten war knapper gehalten: „Ich nehme Ihren herzlichen Gruß bei Ihrer glücklichen Ankunft an und danke im Namen des amerikanischen Volkes für die Mittheilung. Ich freue mich darauf, Sie morgen persönlich kennen zu lernen." Kein Wort von dem jungen Herrn Roosevelt — den der Prinz später dennoch im Krankenzimmer besuchte —, von Washington, von Enttäuschung und Sturmgefahr. Dem Fräulein Roosevelt wurden Ehren erwiesen, wie selbst auf den Höhepunkten der

franko-russischen Freundschaft nie der Frau oder Tochter eines Präsidenten. Am Frühstückstisch schrieb Miß Alice dann an den Deutschen Kaiser: „Meteor ist glücklich vom Stapel gelaufen. Ich gratulire Ihnen, danke für die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und sende Ihnen meine besten Wünsche.“ Das Telegramm, bei dessen Stilisirung Vater und Mutter dem Fräulein geholfen hatten, konnte nicht anders abgefaßt sein, wenn der Besitzer der getauften Rennyacht Smith oder Cohn hieß. Neigung zu byzantinischer Knechtsäligkeit darf man den Amerikanern nun nicht mehr nachsagen; sie haben ihrer Republikanerwürde nicht das Geringste vergeben. Fast jeder Redner erinnerte den Prinzen an die Auszeichnung, die ihm gewährt werde, der Mayor so gut wie der Zeitungschreiber. Ein Staatssekretär rief ihm kordial zu: „Bei Ihrer Tüchtigkeit hätten Sies als Bürger der Vereinigten Staaten sicher zum Bürgermeister, vielleicht sogar zum Chef der Marineverwaltung gebracht!“ Immer wurde von Deutschland als von der Heimath großer Denker und Dichter gesprochen, nie von einem eingeborenen Amerikaner den Thaten Wilhelms des Zweiten ein Hymnus angestimmt. Die ganze Haltung der beamteten Volksrepräsentanten mußte den Betrachter mit Achtung erfüllen. Zu bedauern blieb nur, daß Herr von Holleben, der Botschafter — der vor versammeltem Kriegsvolk seinen Rücken vom Prinzen als Schreibpult benutzen ließ —, dem Bruder seines Kaisers nicht gleich im Hafen gesagt hatte, welchen Temperaturgrad festlicher Rednerei er zu erwarten habe; dann wäre die Dissonanz in den von Wirthen und Gast angeschlagenen Tönen von vorn herein vermieden worden. Prinz Heinrich scheint leicht entzündlichen Sinnes; in der Adventzeit des Jahres 1897 sah er auf seines Bruders Haupt eine Dornenkrone und zog aus, „das Evangelium Eurer Majestät erhabener Person zu predigen“; und jetzt noch ist er von der Höflichkeit der französischen Regirung, die im vorigen Jahr seine Post von Bord holen ließ, so gerührt, daß er einem Hafenlootsen in Cherbourg sein dankbares Herz ausschüttete und ihn bat, seiner Gefühle Dolmetsch in Frankreich zu sein. Solche Lebhaftigkeit des Empfindens ist rühmenswerth. Nur sollte sie bei politischen Missionen von kluger Diplomatenkunst der Landessitte angepaßt werden. Rascher Wechsel der Temperaturen führt leicht zu Erkältungen.

Die Amerikaner können zufrieden sein. Als sie den verkümmerten Sprossen des Cid Campeador die Kolonien wegnahmen, tönten aus Europa Flüche zu ihnen übers Weltmeer; jetzt hat die stärkste Militärmacht Europas ihnen gehuldigt, wie aus Westen die Fürsten einst der neuen, üppigen Macht von Byzanz, und die deutsche Bedientenpresse hat ihnen Wochen lang Jubel-

lieder gesungen. Einen sichtbareren — und billigeren — Triumph kann kein Volk sich wünschen. Und dem ersten Akt des Schauspieles werden andere folgen. Schon hat der Judge, der „Kladderadatsch" von New York, ein Bild gebracht, auf dem in der Haltung eines Supplikanten der Deutsche Kaiser mit dem gierig den großen Mund aufreißenden John Bull um die Gunst des Herrn Roosevelt konkurrirt und das die Unterschrift trägt: „Treibt Furcht oder Liebe diese Nebenbuhler? Das ist Witzblattstil, der die Absicht des Kaisers entstellen muß, uns aber erkennen lehrt, wie das heiße Werben von Uncle Sam aufgefaßt wird. Den Weg des Prinzen von Preußen werden bald wahrscheinlich Großfürsten und Herzoge gehen und jeder Fürstenbesuch wird das berechtigte Selbstgefühl der unterm Sternenbanner Wohnenden steigern. Deshalb war der Versuch, die Taufreise zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß aufzubauschen, ein politischer Fehler. Gegen den Plan war nichts einzuwenden, so lange man ihn als private Höflichkeit des Kaisers nahm und sich mit der Hoffnung beschied, die frische Regsamkeit des englisch erzogenen Preußenprinzen werde den Dollarkraten drüben gefallen. Nur durfte man der Sportfahrt nicht das Gedröhn einer Staatsaktion geben. Die Amerikaner sind nüchterne Leute, die sich nicht vorstellen können, ihrer schönen Augen wegen werbe ein Fremder um ihre Freundschaft. Sie sind viel tiefer kultivirt, als das Europäervorurtheil glaubt, aber, wie selbst die genialsten Emporkömmlinge, von dem Hang zu Ueberhebung nicht frei. Graf Bülow sieht zwar „selbst in der fernsten Zukunft keinen Punkt, an dem die Wege der Deutschen und Amerikaner einander durchkreuzen könnten"; wer aber nicht unter so ewig blauem Himmel lebt wie dieser Beneidenswerthe, Der weiß auch, daß wir längst vor solchem Kreuzungpunkt stehen und daß von dem Tag dieses Zusammentreffens der größte Theil unserer wirthschaftlichen Nöthe stammt. Amerika will — und muß vielleicht, um nicht im Fett zu ersticken — Europa mit den Machtmitteln des Kapitalismus unterjochen. Es hat überfließendes Geld, besseren Boden, billigere Kohle und kann bei der Lieferung fast aller Massengebrauchsgüter den älteren Produzenten unterbieten. Solche Urzeugerkraft, nicht die Mörserbatterie eines armsäligen Dardanellenforts, öffnet heute die Thore zur Weltherrschaft. Und in der Stunde, wo wir allen Grund hätten, uns diesem furchtbaren Bedränger stolz, kühn und namentlich kühl zu zeigen, umschmeicheln wir ihn und geben, statt uns mit den Nachbarn zu einem widerstandsfähigen Wehrbund zusammenzuschließen, das Zeichen zu hastigem Wettlauf um des eitlen Riesen Gunst.

Auch diese selbst geschaffene Schwierigkeit wird die Weisheit der uns

Regirenden überwinden, für überwunden erklären. Sie sorgen für Abwechselung, verbrennen heute, was sie gestern anbeteten, und werden morgen die Asche durchstöbern, um unter den verkohlten Resten einen neuen Fetisch zu finden.

Die Amerikaner können lachen. Wer aber hörte je die Schaar jauchzen, die hinter des Weltbezwingers Schimmelwagen durch die Porta Triumphalis dem Kapitol zuschritt? Dürfen wir wirklich frohlocken, weil Amerika triumphirt? Wir haben Freundschaft angeboten und sorgsam abgemessene Höflichkeit als Antwort bekommen. Wir haben zärtlich hinübergewinkt und mit allzu stürmischem Eifer die Spottsucht der Zuschauer geweckt. Und ein Jubel schallt durch das Land, als sei eben das Palladium der Volkheit gerettet worden... Die alten Bräuche erben sich länger von Geschlecht zu Geschlecht, als unser moderner Hochmuth wähnte. In jedem Jahr tauschten für eine Woche in Rom die Günstlinge und die Stiefkinder des Glückes die Rollen. Den Gefangenen wurde die Kette gelöst, die Sklaven praßten an voller Tafel, hatten die Herren von gestern und morgen als gehorsame Diener hinter sich und alle derben und feinen Bande sozialer Zucht waren für die Festtage abgestreift. Die sehnsüchtige Erinnerung an das Goldene Zeitalter ward so gefeiert, das Saturnus-Kronos den Latiern übers Meer gebracht haben sollte. Die Reichen beschwichtigten ihr Gewissen durch milde Gaben, durch Speisung der Darbenden und erkauften spielend für ein neues Jahr die Gewaltrechte des Sklavenhalters. Da, im zweiten Dezemberdrittel, entstand zuerst vielleicht die Weihnachtstimmung, die heute noch den härtesten Ausbeutern das gläubige Herze rührt und sie treibt, mit Opfergeschenken Ablaßzettel und Danksagung einzuhandeln. Saturnalien nennt man seitdem die Feste, deren Hauptwirkung in einer Verkehrung der Alltagswelt beruht. Sind sie uns wiedergekehrt? Jo triumphe! schallt es herüber; Jo Saturnalia! hallt es zurück. Ist während des Werbens um Republikanerfreundschaft die Sehnsucht nach den entschwundenen Tagen kronischer Freiheit und Gleichheit erwacht? Die Zahl der Hungernden wächst, die alten Exportgebiete sperren sich unserem Handel, ganze Stände zittern vor der Gefahr, über Nacht ins Proletariat hinabzusinken: wir aber jauchzen brünstig der Sonne zu, deren erstes Leuchten dräuend eine neue Welt färbt. Jedes Wort, das der Repräsentant der Deutschen zu den Söhnen Washingtons gesprochen hat, lehrt uns den Unterschied ihrer und unserer Volksrechte, Vollsmächte fühlen. Und wir zischen das Freudengebrüll nicht zur Ruhe. Jo Saturnalia!... Es muß wohl so sein. Einmal mindestens in jedem Jahr muß auch der Germane, der Roms Macht seit Jahrhunderten gebrochen zu haben glaubt, Siege feiern, die sein Gegner erfochten hat.

•

Das Publikum.

Ueber das Publikum sind ganz die selben Vorurtheile verbreitet wie über die Kunst und die Künstler. Und sie haben auch die selbe Ursache in der Verallgemeinerung und Einseitigkeit. Am Ende, meint man, wie von den Helden guter Romane, müssen sie sich kriegen: das Werk und das Publikum. Es kann lange dauern und viele Hindernisse können zu überwinden sein: zuletzt endet es doch, hier mit einer Hochzeit, dort mit einem Erfolg. Und dabei wird das Publikum, wie der weibliche Engel im Roman, zugleich über- und unterschätzt. Als der gerechte Richter muß es sein Urtheil schließlich der Wahrheit zuwenden und dem guten Werk seine Gunst bezeugen. Nun ist aber das Publikum weder ein guter und gerechter noch ein schlechter, sondern überhaupt kein Richter. Das ist die Ueberschätzung. Aber es ist auch kein der Kunst Fremder. Es steht dem Werk so wenig objektiv gegenüber wie der Künstler seinem Stoff. Das Publikum ist ein integrirender Theil der Kunst, wie das Weib für die Liebe und wie Der, mit dem man spricht, für die Rede. Oft steht das Publikum im Verhältniß des Gegensatzes zum Werk; ein großer Theil der Kunst ist polemischer Art. Aber Der, mit dem ich streite, steht meinem Kampf ja auch nicht theilnahmelos, als bloßer Zuschauer, gegenüber. Das Publikum ist auch Etwas wie ein Resonanzboden des künstlerischen Instrumentes. Es ist überhaupt eine Mannichfaltigkeit, nichts Einheitliches, sondern vielfach Zerklüftetes, und hat, genau wie die Kunst, unendliche Möglichkeiten in sich.

Die abergläubige Vorstellung vom Publikum stammt aus den aristokratischen Zeiten der Kunst, als eine bestimmte Klasse oder Gruppe das eigentliche Kunstpublikum bildete, dessen Geschmack feststand, so daß, wenigstens für gewisse Zeiten, ein ruhiges und sicheres Verhältniß zwischen der Kunst und dem Publikum sich herausbilden konnte. Es war der Hof, die Akademie, eine Jury, die bestimmte, was gut, und, was schlecht war. Hier fiel gute Kunst und erfolgreiche Kunst zusammen. Weil Einer Etwas schuf, das für gut befunden wurde, mehr noch, weil er arbeitete nach Gesetzen und Regeln, die das Gute schon festgesetzt hatten, hatte er auch Erfolg, wurde in diesem Kreise geehrt und mit den hier geltenden Auszeichnungen belohnt. Der Erfolg bestimmte damals, zunächst wenigstens, nicht die wirthschaftliche Lage des Künstlers. Ein Kranz erhob ihn zu den Göttern, die Aufnahme in eine Gesellschaft machte ihn unsterblich. Der Erfolg hing häufig von einer einzigen Stimme ab. Wer verlangte denn, daß, was dem Augustus oder den vierzig Unsterblichen in Paris gefiel, auch den Bauern in Etrurien oder den Seidenspinnern in Lyon gefallen müsse? Damals war das eigentliche Kunstpublikum eine sehr kleine Gruppe von Leuten, die sich leicht übersehen,

berechnen, bearbeiten ließ. Wenigstens wußte man, was schlechterdings nicht gefallen konnte. Und wenn auch Willkür herrschte, Intriguen gesponnen wurden und die Richter nicht immer auf der Höhe der Bildung standen oder nur auf formale Bildung dressirt waren: man wußte doch, wie Der beschaffen war, der den Werth eines Werkes zu bestimmen hatte.

Wie Alles, wurde auch die Kunst mehr und mehr demokratisirt; wenigstens wurden es ihr Publikum, ihre Richter und ihre Institutionen. Heute identifizirt man geradezu Publikum und Volk. Man bildet sich ein, das Publikum sei so ungefähr die Volksseele in Bezug auf die Kunst, und verwechselt beinahe die Bedeutung von Publikum und Kunst. Oder man denkt an den allgemeinen Erfolg, das vollständige Aufgehen einer Kunst in ein Volk. Volkskunst: Das ist eine Kunst, deren Publikum ein ganzes Volk ist, die für ein ganzes Volk geschaffen wird, über die ein ganzes Volk zu Gericht sitzt. Dieser Zustand aber wird nicht nur eine Tyrannis für die Kunst, sondern auch für das Publikum: für die Kunst, weil ihr damit alle Freiheit und Entwickelungfähigkeit, jede Tradition und Individualisirung abgeschnitten wird; für das Publikum, weil es damit zu einem großen Teig zusammengeknetet wird und um jede Eigenart und jeden Geschmack kommt. Tyrannisirt das Publikum die Kunst, so tyrannisirt die Kunst wieder das Publikum: oder ein Theil des Publikums den anderen. Es wird ein Krieg aufs Messer, aus dem beide Kämpfer zerschunden hervorgehen müssen. Das ist der Zustand, in dem wir leben. Um möglichst Vielen und Allen zu gefallen, muß die Kunst thun, was die Schönheit thut: sich prostituiren. Die Kunst nimmt in diesem Zustande den möglichst allgemeinen Charakter an, stößt bald alles Lokale, Nationale, Individuelle ab und wird schließlich international,' eine große Schablone oder Hure. In Bukarest gefällt, was in Berlin gefällt; in Paris, London, München, Wien, Budapest die selben Bilder, Bücher und Theaterstücke. Dabei wird aber dem Publikum eben solche Gewalt angethan. Jedes Volk und jede Klasse kommt um sein spezifisches Anrecht auf Kunst, Schönheit, Genuß.

Man bildet sich immer ein: das Publikum lasse sich nichts aufdrängen. Als der passivere Theil ist es aber sogar leichter zu tyrannisiren. Das Publikum wird so auf doppelte Weise gebrandschatzt: erstens durch die Künstler, die nun nicht mehr für ein bestimmtes Publikum schaffen und von ihm eine Steuer ihres Unterhaltes verlangen, sondern die, wie ihre Matadore und Mitinteressenten, ein möglichst breites Publikum heranziehen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob es diese Kunst oder dieses Werk überhaupt angeht oder nicht, und ihm doch eine Steuer an Geld und Ruhm abfordern: durch ihre Maschinen (Presse, Reklame, Mode, Klatsch u. s. w.) fangen sie es ein. Zweitens aber thut sich überall aus dem Publikum ein Areopag auf, der

der großen Menge einfach vorschreibt, was sie schön zu finden hat, und dieses Recht auf seine sogenannte Bildung, seinen Geschmack, seine Theilnahme an der Kunst, seine intimere Kenntniß begründet. Es ist das sogenannte Premierenpublikum, das man im Bereich aller Kunstgattungen findet und das sich aus den Kritikern und den tonangebenden Elementen des Publikums zusammensetzt.

Zunächst ist dieser Kampf noch nicht das Schlimme. Es ist der Kampf ums Dasein auf dem Gebiete des Geschmacks. Jeder Fortschritt und jede Veränderung und Erweiterung der Kunst ist nur möglich durch den zähen Krieg des Künstlers gegen das Publikum, das immer die Tendenz hat, zu verharren, und eines Theils das Publikum gegen den anderen. Das Uebel besteht vielmehr in der Beschaffenheit des heute tonangebenden Publikums, das sich vielfach aus den schlechtesten Elementen des Volkes zusammensetzt, Leuten ohne Tradition und Instinkt, oft ganz ohne Bildung und Aufnahmefähigkeit, aber eitel und nach Sensationen lüstern.

Das Publikum verliert alle Freiheit, jedes Selbstbestimmungrecht, jede Individualität; und alle Zwischenstufen werden beseitigt. Daß dieses Werk nicht Herrn Krause in Chemnitz gefällt, sollte gegen seinen Werth sprechen? Aber wenn es nun einmal Herrn Krause in Chemnitz nicht gefällt, muß er es durchaus kaufen oder rühmen? Herr Krause ist ein Dummkopf. Gut. Aber ist ein Dummkopf kein Mensch, hat er kein Recht mehr auf Lebensgenuß, da doch jeder Lebensgenuß heute gerade für die Dummköpfe eingerichtet wird? Oder Herr Krause ist nur in seiner Bildung nicht auf der Höhe der „Modernen“, ihm gefällt ein älteres Werk besser: er liest Goethe und bewundert Raffael. Hat er nicht das Recht dazu? Ihr könnt ihm den Goethe und Raffael ja verekeln, sofern es die Goethe-Philologen und Kunsthistoriker nicht schon gethan haben; aber verschafft Ihr ihm deshalb schon den Genuß an Hauptmann oder Uhde? Oder Herr Krause ist nur von mangelhafter Bildung: er ergötzt sich an Familienromanen, jubelt bei den Blumenthals der alten und neuen Schule und wird begeistert, wenn er Anton von Werner sieht. Es ist traurig im wirthschaftlichen Interesse der Künstler, wenn ein Kleist verhungert, ein Hebbel von der Gnade zweier Weiber lebt, während klotzige Plebejer reich werden; aber schließlich ist Herr Krause in Chemnitz nicht verpflichtet, die sozialen Probleme der Kunst zu lösen und sich wegen der wirthschaftlichen Interessen der Künstler einen Genuß zu versagen, zumal er ja doch keinen anderen dafür eintauschen kann. Macht man das Publikum in seinem weitesten Umfang zum Richter und Kriterium der Kunst, dann ist Herr Krause in Chemnitz gewiß im Recht, wenn er die Wahl hat zwischen Hebbel und Otto Ernst und Jenen ruhig hungern läßt und Dem zujubelt, der ihm am Geschicktesten schmeichelt. Lassen wir alle Unterschiede zwischen guter und schlechter, alter und neuer Kunst. Da ist ein Verehrer von Gottfried

Keller, aber er mag den Wilhelm Raabe nicht. Ein Bewunderer Schumanns findet Richard Wagner abscheulich. Hat das Publikum kein Recht mehr auf seinen Geschmack? Giebt es noch einen Geschmack, wenn er nicht etwas Parteiisches, Sektirerisches, Individuelles haben darf? Ja, giebt es noch ein Publikum ohne das Recht seiner Empfänglichkeit, ein Publikum, das nur zur Hammelheerde bestimmt ist, im Heerbann der Verleger und Agenten steht?

Einen schlechten Geschmack haben, ist an sich noch nichts Entehrendes; es wird erst dann gemein und muß wie die Pest bekämpft werden, wenn der schlechte Geschmack und die Unwissenheit sich die Herrschaft über die Vornehmsten anmaßen, wie es heute in doppelter Hinsicht ist, bei der Demokratie und Plutokratie des modernen Lebens, die die Dummheit in Sachen der Kunst auf den Thron erhebt. Für seinen Geschmack und Geist ist man so wenig verantwortlich wie für seinen Körper. Es ist nicht im Sinn der Volksdiät, Jedem Jedes aufzuzwingen, so in körperlicher wie in geistiger Nahrung. Die Mathematmik hört nicht auf, ihren Werth zu besitzen, weil die größte Zahl der Menschen für sie nicht disponirt ist. Es wäre aber eine Grausamkeit, mit dieser Wissenschaft Die zu quälen, deren Gehirn für sie nicht eingerichtet ist.

Thatsächlich hat ein erzwungenes und brutalisirtes Publikum auch für die Kunst nicht den geringsten Werth. Was will der Künstler? Wirken. Wie wirkt er? Durch die Reaktion des Aufnehmenden. Weshalb ist denn die moderne Kunst so ohnmächtig? Weil ihr das Publikum im höchsten Sinn, der empfangende Schoß des Volkes, fehlt. Der moderne Künstler hat kein Publikum und das moderne Publikum keine Künstler mehr. Jenes ist eine Schaar von Gaffern. Diese sind zu Götzen geworden.

Dadurch, daß die alten Schranken fielen, ist die Geschlossenheit und gesellschaftliche, lokale und nationale Begrenzung des Kunstpublikums gestört. Seitdem ist der Begriff des Publikums weiter, aber auch schwankender geworden. Publikum heißt jetzt Masse oder ein unbestimmtes X, das der Künstler nicht mehr kennt und erreichen kann. Der Baum der Kunst steht frei auf offenem Felde. Die Winde tragen seinen Samen in die weite Welt hinaus, gleichgiltig, wo er niederfällt, auf Stein oder Mutterboden. Wo der Künstler und ob er ein Publikum hat: wer weiß es? Seinen Landsleuten gefällt sein Werk nicht; aber draußen wohnen ja auch noch Leute. Wenn es nur in ein paar empfängliche Gemüther gefallen, wenn es nur einigen begabten Köpfen zur Kenntniß gekommen ist, kann es nicht mehr untergehen, wirkt es in die Zeiten fort, wie jede andere Kraft auch. Jeder Künstler, also jeder künstlerisch produktive Mensch hat ein Publikum, sein Publikum. Einst war eine Kunst verloren, wenn sie einem bestimmten Kreise mißfiel; jetzt braucht sie es nicht mehr zu sein. Worauf es aber jetzt ankommt

und was Künstler und Publikum in gleicher Weise betrifft, ist, daß dem Künstler der Weg zu seinem Publikum nicht versperrt wird. Das Lied, das in Hamburg entsteht, braucht den guten Hamburgern nicht mehr zu gefallen, um zu wirken; aber in Baden oder Köln giebt es vielleicht Manchen, der in diesem Liede gerade seine Seelenoffenbarung entdeckt. In Moskau ersinnt Jemand eine neue Philosophie, — und in Marseille wohnt Einer, der sie vielleicht zuerst begreifen wird. Im neunzehnten Jahrhundert sind die Anerkennungen und Reaktionen in der Kunst und Philosophie oft aus den dem Entstehungort fernsten Ländern zuerst gekommen.

Es giebt eine Skala des Kunstpublikums und eine Unendlichkeit von Möglichkeiten seines Verhältnisses zur Kunst. Ein Mensch, der ein zwar geringwerthiges Produkt genießt, weil es eine bestimmte Empfindung in ihm auslöst oder zum Ausdruck bringt, ist auch für die Kunst werthvoller als tausend Affen, die für den neusten Ibsen oder Böcklin schwärmen, weil es die Mode erheischt, und die doch nichts fühlen oder verstehen. Dabei kann der selbe Mensch in den verschiedenen Künsten sehr verschiedenartig reagiren, so daß er bald auf einer gewissen Kunsthöhe, bald sehr tief steht, die verschiedensten Arten von Geschmack vertritt und doch eine geschlossene Persönlichkeit in Bezug auf Kunst ist. Ja, die Künstler selbst bringen diesen Widerspruch am Stärksten zum Ausdruck; zum Beispiel Goethe, der sich so kalt und ablehnend gegen Bürger, Beethoven, Kleist, Schopenhauer, Heine verhielt und die Kleinsten so zärtlich ermunterte, der bald mit den Modernsten ging, allerdings fast nur im Auslande, dagegen in der Heimath und besonders in der Malerei und Musik etwas altfränkisch blieb. Wir können thatsächlich mit jedem unserer Sinne auf einer sehr verschiedenen Entwickelungstufe stehen geblieben sein: während unser Auge noch ausschließlich für hellenische Kunst disponirt ist, kann unser Ohr schon für wagnerische Musik reif sein; wir können eine sehr idealistisch angelegte Nase haben und im Gefühl wieder hypermodern, nervös, dekadent oder naturalistisch sein; ja, wir können auf gewisse Farben oder Töne in antiker Weise reagiren, während andere wieder in uns moderne, nationale oder lokale Zuschauer und Hörer finden. Unsere Nerven und Gefühle sind wie die Wurzeln eines Baumes und stammen aus den verschiedensten Zeiten. Daher die Widersprüche in unseren Urtheilen, unserem Geschmack, daß wir bald so konservativ und bald wieder so entschlossen und bewußt modern sind; deshalb aber auch unsere Fähigkeit, künstlerische Eindrücke aus den verschiedensten Epochen aufzunehmen.

Die Aufgabe ist nun, dafür zu sorgen, daß jede Kunst zu ihrem Publikum komme. Die Presse, die eigentlich diesen Beruf hat, die Keime des Geistes in die weitesten Kreise zu tragen, hat ihre Aufgabe nur sehr wenig erkannt und noch viel weniger erfüllt. Zunächst ist sie dadurch, daß sie so

früh Partei= und Lokal=Presse wurde, selbst Schranke geworden, statt der Wind zu sein, der über die Lande dahinfährt. Sie hat sich längst in das Gegentheil Dessen gewandelt, wozu sie begründet ward, und beinahe hört sie schon auf, Publizität zu bedeuten. Sie ist längst keine Gewähr mehr, daß selbst die wichtigsten Dinge ins Publikum kommen. Man kann beinahe sagen: Die Zeitung, die die weiteste Verbreitung, das größte Publikum hat, hat die geringste Publizität. Ein radikales Blatt mit kleiner Auflage besitzt sie oder bewirkt sie in höherem Grade als die großen Annoncen=Plantagen mit vielen Hunderttausenden von Abonnenten und Millionen Lesern. In Sachen der Kunst unterschlagen sie so ziemlich Alles. Die Presse ist heute engherziger, als es je die Kirche war; statt eine Befreierin zu sein, ist sie längst eine Zwingburg des Geistes geworden. Die wenigsten Zeitungen kommen auch über das Weichbild ihrer Stadt hinaus; und sofern sie es thun, machen sie an den Grenzpfählen der Partei und der Klasse Halt. Nur wer durch seinen Beruf genöthigt ist, die Presse zu verfolgen, bekommt allenfalls noch ein dürftiges Bild des Geschehens im öffentlichen Leben. Und wenn nicht der Hunger nach Sensation eine Wesenheit der Presse wäre, würde das Publikum durch die Zeitungen überhaupt nichts mehr erfahren.

Es käme darauf an, Organisationen zu schaffen, durch die das Publikum schneller zu seiner Kunst und die Kunst schneller zu ihrem Publikum kommen kann. Erst dann würde das Verhältniß sich fruchtbar gestalten. Man bedenke, mit welchem schweren Gewicht stumpfer Massen die moderne Kunst sich abquälen muß, wie diese Massen auf sie drücken; und wie das Publikum belastet wird mit einer Masse Kunst, die ihm gar keinen Werth haben kann. Hunderte von Büchern und Bildern werden ihm von der Mode aufgezwungen, aus denen es nichts entnimmt, während es für Jeden, der sehen, hören und lesen will, im Schatzhause der Kunst Tausende von Werken giebt, die gerade auf seine Augen und Ohren warten. Welche Zeit= und Kraftverschwendung! Und welche unberathene Verwendung der doch Jedem nur spärlich bemessenen Zeit und Kraft!

Man decentralisire auch in der Kunst! Man befreie sich von dem Aberglauben, gewisse Werke müsse Jeder kennen, der auf Bildung Anspruch macht. Das Buch, dem ich das Meiste verdanke, ist für mich das beste Buch. Es giebt da keine absoluten Normen, weder im Guten noch im Bösen. Die Kunst ist etwas Lebendiges. Sie gehört zum Leben, sie ist Ausfluß des Lebens und Zeugung des Lebens. Es giebt Höhen und Niederungen auch hier. Aber wenn Einer die Höhenluft nicht vertragen kann, so ist Das kein Einwand, — nicht gegen ihn noch gegen die Berge. Man lasse dem Leben seinen Reichthum und verarme es nicht dadurch, daß man seine Zuflüsse verstopft und es einem blödsinnigen Zufall preisgiebt. Es hat sich, auch in

der Kunst, einzig gegen das Leben selbst zu wehren, Kraft gegen Kraft, Kunst gegen Kunst, Geschmack gegen Geschmack.

Aber in der Kunst werden wir Deutschen wenigstens den Schulmeister nicht los. Wir haben uns einen Himmel von Kunst zurechtgemacht, mit dem wir um jeden Preis das ganze Volk oder die ganze Menschheit beseligen wollen. Kunst und Publikum, Künstler und Volk sind Gegensätze geworden, die wir versöhnen zu können glauben. Man nennt Das: Die Kunst ins Volk tragen. Einst glaubte man, den modernen Völkern die Götter Griechenlands aufreden zu können. Heute veranstaltet man Volksunterhaltungen, gründet Vereine, hält Vorträge, — Alles, um die Kunst, und zwar jede Kunst, die je von der hohen Obrigkeit, von Schulen und Kritikern gutgeheißen wurde, dem Volk zu vermitteln. Natürlich ohne jeden Erfolg, außer für die Taschen unserer Volksfreunde; ja, zum Schaden von Kunst und Volk. Zunächst verstehen beide Theile einander doch nicht. Und dann meint man, man müsse dem Volk auch entgegenkommen, die Kunst verwässern, vereinfachen, popularisiren. Durch Nüchternheit, Geistaustreibung, Zerstörung will man das Volk künstlerisch erziehen. Es liegt eine unkünstlerische Tendenz in diesen Bestrebungen, die sich nur aus den geschäftlichen und politischen Trieben der Zeit erklären lassen. Wie bringt man Goethe ins Volk? Man verschleudert ihn für zehn Pfennige. Aber wie macht man Das? Man schneidet so viel von Goethe ab, daß nur übrig bleibt, was noch für zehn Pfennige geliefert werden kann.

Das Schlimmste ist, daß dadurch der Kunsttrieb, der in jedem Volk wie in jedem Menschen steckt und der eng verwachsen mit dem Liebetrieb ist, dabei unberücksichtigt bleibt und sogar zerstört wird. Ein Volk kann nur dadurch künstlerisch gehoben werden, daß man die in ihm steckende, latent in ihm liegende Kunst befreit und seinen Kunsttrieb veredelt. Statt darauf zu halten, daß die Familienblattromane, die Theaterstücke von Erfolg besser werden, erweitern wir noch die Kluft, glauben, daß die Kunst, mit der wir Geschäfte machen wollen, gar nicht schlecht genug sein könne, schmeicheln den schmutzigsten Trieben, nur, um Geschäfte machen zu können, und machen dann für die hungernden oder verhungerten Genies in Schulen und Vereinen Propaganda. Ein anständiger Volkskalender ist für das Volk mehr werth als zehn beschnittene Goethes, gerade auch künstlerisch. Dann aber kommt es noch auf etwas ganz Anderes an. Nie wird ein Volk künstlerisch zu bilden oder zu heben sein, das nicht von Kunst umgeben ist. Wir haben den Begriff „Bierphilister"; und er paßt für uns. Denn wer Stunden lang, und gerade in seinen freien Stunden, die der Unterhaltung und dem Genuß geweiht sind, ohne Mißbehagen bei den geschmacklosen Geräthen sitzen kann, wie sie unsere Seidel und Weißbiergläser sind, Der ist für die bildende Kunst

nicht mehr zu haben. Das Kunstgewerbe ist das eigentliche Kriterium der Kunstfähigkeit eines Volkes; und hier allein kann auch die Reform einsetzen.

Thatsächlich dient der Kunst und dem Volk, wer eine reinliche Scheidung zwischen den verschiedenen Kreisen des Publikums vornimmt, so weit solche Sonderung möglich ist, dabei aber alle Uebergänge frei läßt, so daß sich das Publikum leichter umbilde, neu organisire, auflöse und in neuen Organisationen zusammenschließe. Das Gesetz der Schwere lastet auf Publikum und Kunst, die dumpf zusammenkommen und stumpf auseinandergehen.

Daß die wirthschaftliche Lage der Künstler vom Erfolg abhängt, ist an sich schon ein Unglück, auch für das Publikum. Bei einem natürlichen Verhältniß zwischen Kunst und Publikum kann auch die materielle Lage der Künstler nur gebessert werden. Zu verlieren haben sie heute ohnehin nichts mehr ... Die moderne Kunst wird kompromittirt durch ihr Publikum und das moderne Publikum blamirt sich mit seinen Moden. Eine Kunst, die Erfolg hat, kommt schnell herunter. So emanzipire sich der Künstler vom Publikum und das Publikum von der Mode! Leo Berg.



Napoleons Limonade.

Napoleon Bonaparte saß in seinem Garten auf Sankt Helena in dem Schatten eines mächtigen Feigenbaumes. Vor ihm stand ein kleiner Tisch und auf der Platte ein Glas Limonade. Der Tag war drückend heiß. Dumpf brandete das Meer an die Felsen; die breiten Feigenblätter bewegten sich kaum. Große Fliegen summten schläfrig in der schwülen Luft. Napoleon trug einen losen Leinenkittel und einen großen, breitkrämpigen Pflanzerhut und war so roth wie die Himbeerlimonade, aber keineswegs so angenehm kühl.

„Der Gedanke, daß ich hier mein Leben beschließen werde!" murmelte er vor sich hin. „Und nichts Anderes, um mein Schicksal zu versüßen, als dieses Stück Zucker!" Er ließ es in die Flüssigkeit fallen. Kleine Ringe und Schaumperlen kräuselten auf die Oberfläche empor. „Du hättest mir folgen sollen", sagte eine Stimme. „Mir", eine andere. Hoch über Napoleons Kopf stand eine Wolke; aus ihr formten sich zwei schöne weibliche Gestalten. Eine war blond und sehr jugendlich. Aus ihrem Haupt, das mit einer phrygischen Mütze bedeckt war, blickten zwei feurige Augen und in ihren Händen hielt sie einen schlanken Speer. Die Andere war etwas älter, dunkler und ernster und blickte nachdenklich. Sie trug ein Schwert und einen Helm, aus dem ihre reichen braunen Flechten auf ein leichtes Stahlwamms fielen.

„Ich bin die Freiheit", sagte die Erste.

„Ich bin die Loyalität", sagte die Zweite.

Und Napoleon legte seine Hand in die des ersten Geistes. Da sah er

sich, wie er in den Jugendtagen seiner Siege gewesen war. Ringsum eine Menge, die ihm eine Krone anbot und laut jauchzte. Aber Napoleon wehrte sie ab. Noch zehnmal mehr jauchzten sie nun, umarmten einander und weinten und tauschten Küsse. Schaaren weißgekleideter Jungfrauen schritten vor ihm her und streuten Blumen auf seinen Pfad. Und die Schulden der Schuldner waren getilgt und die Gefangenen ihrer Bande ledig. Alle vierzig Akademiker kamen und brachten Napoleon den Tugendpreis. Und der Abbé Siéyès stand auf und bot Napoleon die Auswahl zwischen siebenzehn Verfassungen. Der wählte die schlechteste. Da saß er denn mit fünfhundert anderen Männern; meist warens Advokaten. Und wenn er „Ja" sagte, sagten sie „Nein"; und wenn er „Weiß" sagte, sagten sie „Schwarz". Und sie litten nicht, daß er Gutes, noch, daß er Böses thue. Und wenn er in den Krieg zog, gaben sie so lange dem Heer Befehle, bis es von einer großen Niederlage heimgesucht wurde. Und der Feind überschwemmte das Land und Brot ward theuer und Wein rar und das Volk fluchte Napoleon und die Freiheit entschwand vor ihm.

Er aber fahndete auf allen Wegen nach ihr; und endlich fand er sie: tot auf der Heerstraße liegend, beschmutzt und blutend von den Tritten der Menschen und Thiere, und das Rad eines Schuttkarrens lehnte auf ihrem Nacken. Und da ihn die Menge zwang, bestieg Napoleon den Schuttkarren. Und Abbé Siéyès und Bischof Talleyrand ritten ihm zur Seite und spendeten ihm geistlichen Zuspruch. So kamen sie bis an die Guillotine, wo Robespierre stand, angethan mit seinem himmelblauen Rock, um den Hals ein blutiges Tuch, aber lächelnd; er winkte Napoleon zu sich heran. Napoleon hatte das Angesicht der Menschen nie gescheut; doch als er Robespierre sah, befiel ihn große Furcht und er floh mitten durch das Volk, als ob es welkes Laub wäre, bis er dahin kam, wo die Loyalität stand und auf ihn zu warten schien. Sie nahm seine Hand in die ihre. Und siehe: ein anderer Volkshaufe drängte herbei und bot ihm eine Krone. Nur ein kleiner alter Mann, der einzige, der einen gepuderten Haarbeutel trug, sagte: „Sieh Dich vor! Nimm nicht, was Dir nicht gehört!"

„Wem sonst gehört sie denn?" fragte Napoleon. „Ich bin ein schlichter Soldat und verstehe mich schlecht auf die Künste der Politik."

„Ludwig dem Verachteten", sagte der kleine Mann: „er ist der große, große Neffe der Prinzessin von Schwaffungen, deren Vorfahren hier zur Zeit der Sintfluth regirten."

„Wo haust Ludwig der Verachtete?" fragte Napoleon.

„In England", sagte der kleine Mann.

Napoleon ging nach England und forschte nach Ludwig dem Verachteten. Aber Niemand konnte ihm Bescheid geben; höchstens hörte er, der Mann müsse in den abgelegensten Gassen zu finden sein. Und eines Tages, als er just eine solche Gasse durchschritt, vernahm er eine klagende Stimme und sah einen Mann, dessen Rock und Hemd zerrissen war und beschmutzt; nicht also aber seine Hosen, sintemalen er keine anhatte.

„Wer bist Du, Du Unbehoster?" fragte er. „Und warum klagst Du also?"

„Ich bin Ludwig der Hochgeschätzte, König von Frankreich," erwiderte Der ohne Hosen, „und wehklage um meine Hosen, die ich verpfänden mußte, weil der Krämer mir auf Rock und Hemd nichts vorschießen wollte."

Und Napoleon kniete nieder und entledigte sich seiner Unterkleider und bekleidete damit den König, zum großen Gaudium der Umstehenden.

„Du hast übel gethan", sagte der König, als er vernahm, wer Napoleon war, „da Du Dich vermaßest, Schlachten zu schlagen und Siege zu erkämpfen, ohne von mir im Geringsten dazu beauftragt zu sein. Doch ich will gnädig sein! Ziehe hin und büße in meinem Dienst einen Arm, ein Bein und ein Auge ein: dann soll Dein Vergehen als gesühnt gelten."

Und Napoleon sammelte eine große Armee, gewann eine große Schlacht für den König und verlor einen Arm. Und er gewann eine zweite größere Schlacht und verlor ein Bein. Dann gewann er die größte aller Schlachten. Und der König saß auf dem Thron seiner Väter und wurde Ludwig der Siegreiche genannt. Aber Napoleon hatte sein Auge eingebüßt. Und er kam vor das Angesicht des Königs und zeigte ihm den Verlust eines Armes, eines Beines und eines Auges.

„Dir ist verziehen", sagte der König. „Ja, ich will Dir sogar seltene Ehre angedeihen lassen. Dir soll gestattet sein, die Kosten meiner Krönung zu tragen, der prächtigsten, die je in Frankreich gesehen ward."

So kam Napoleon um all seine Habe und Niemand hatte Mitleid mit ihm. Nach Verlauf einiger Zeit aber stürmte der Hofgarderobier zu dem König und rief laut klagend: „Verrath! Verrath! Majestät, woher diese revolutionären, republikanischen Hosen?"

„Die habe ich von dem Rebellen Napoleon entgegenzunehmen geruht. Es wäre nun an der Zeit, sie zurückzugeben. Wo steckt der Kerl jetzt?"

„Mit Eurer Majestät Erlaubniß: er liegt auf einem gewissen Misthaufen!"

„Wenn Dem so ist, kann das Leben keinen Reiz mehr für ihn haben. Es wäre also gnädig, ihn davon zu befreien. Außerdem ist er ein gefährlicher Rebell. So gehe denn hin und erdrossele ihn mit seiner eigener Hose. Dann aber sei ihm ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: ‚Hier liegt Napoleon Bonaparte, den Ludwig der Siegreiche vom Misthaufen aufhob.'"

Sie eilten stracks von dannen, fanden aber Napoleon schon tot auf dem Misthaufen und berichteten Solches dem König.

„Er hat mir immer meinen Ruhm geneidet," sagte der König; „laßt ihn deshalb unter dem Haufen verscharren!"

Also geschah es. Nicht lange danach starb auch der König und fand bei seinen Vätern die letzte Ruhstatt. Als aber in Frankreich eine neue Revolution ausbrach, warf das Volk seine Gebeine aus der königlichen Gruft und legte statt ihrer die Napoleons hinein. Und der Misthaufe beklagte sich bitter darüber, daß man ihn um solcher nichtigen Ursache willen aufgestört habe.

... Napoleon entzog der Loyalität seine Hand und sagte nur: „Bah!" Und sein Auge öffnete sich und er hörte das Branden der See und das Summen der Fliegen. Die Hitze fühlte er und die Sonne. Und nun sah er auch: das Stück Zucker, das er in die Limonade geworfen hatte, war noch nicht zergangen.

London. Richard Garnett.



Neue Plastik.

Nachdem die Wuth, Denkmale zu errichten, dreißig Jahre im neuen Deutschen Reich geherrscht und unsere ohnehin spärlich gesäten Talente für Plastik so unheilvoll beeinflußt hat, scheint es Vielen an der Zeit, jede Hoffnung auf eine noch bemerkenswerthe Entfaltung dieses Kunstzweiges zu begraben. Fast zweihundert Jahre schon ruht Andreas Schlüter unter der Erde; und sahen wir seitdem einen Mann von gleicher Kraft und ähnlich zwingender Gesetzmäßigkeit des Stiles erstehen? An Anstrengung und Unterstützung hat es nicht gefehlt; wenn trotzdem seit dem Eintritt der Deutschen in die neuzeitliche europäische Kunstentwickelung in der Malerei zwar mitunter eine erfreuliche Blüthe, in der Bildnerei dagegen ein kaum noch verhülltes Fiasko erzielt worden ist, so läßt Das auf ein Mißverhältniß zwischen Anlagen und gesetzter Richtung schließen.

Etwas vom Bewußtsein dieses Verhältnisses war schon in der Gruppe lebendig. die im Frühling des vorigen Jahrhunderts um Canova in Rom sich bildete; wenigstens suchten Trippel, Dannecker und Schadow die aus ihren Rassenanlagen fließenden realistischen Neigungen gegen das neoklassische Ideal des Italieners aufrecht zu erhalten. Rauch, der Schüler Thorwaldsens, schien dann besonders glücklich in dem Versuch, die romanische Form mit deutschem Geiste zu durchtränken. Das war noch eine Zeit guter Zuversicht. Trotz Goethes vielfach schiefer Stellung zur bildenden Kunst lag über dem Schaffen jener Jahrzehnte Etwas, das man im besten Sinne goethische Kultur nennen könnte. Wer sich stark genug fühlte, lehnte zwar die schulmeisternde Theorie des Alten in Weimar ab, aber er stillte den Durst seiner Seele an goethischer Schönheit und Weltanschauung. Als dann jedoch die zweite Generation der Romantiker mit der Feindsäligkeit der Querulanten gegen Goethe Stellung nahm und es fertig brachte, die so klar angelegte Linie der Entwickelung zu einer nationalen künstlerischen Kultur in krauses Zickzack zu verwirren, entfiel auch den Plastikern die Besonnenheit jenes vermittelnden Bestrebens. Denen, die von den Nazarenern in eine christlich-romantische, mehr oder weniger asketischer Mittelalterei zustrebende Strömung sich reißen ließen, stellten sich als Gegner die entschlossen antiken Vorbildern zuschwörenden Klassizisten gegenüber. Und sichtlich hatten diese Männer noch das bessere Theil erwählt: was man von ehrlichen Epigonen erwarten kann, die ihren Stolz darein setzen, der großen Form und der Schönheit einer Zeit nachzustreben, die zwar nicht wieder gelebt, doch aber der Bildungsehnsucht

als Ziel und Vorbild nahegebracht werden kann, Das haben die Schüler Rauchs reichlich erfüllt. Gerade das zur deutschen Reichshauptstadt gewordene Berlin braucht sich nicht zu verstecken, wenn nach deutscher Plastik dieser Zeit gefragt wird.

Seitdem und über diesen Epigonismus hinaus ist an öffentlicher Stelle bis zu den großen Jahren der Wiedergeburt des Reiches nichts Erhebliches bei uns geleistet worden. Das eben sollte die lange ersehnte Zeit der Erfüllung nun bringen. Der Moment mußte abgewartet werden, der die schlummernden Kräfte auslösen und zu wuchtigen Thaten stählen würde. Vor dreißig Jahren war Das noch felsenfeste Ueberzeugung.

Und nun? Ja, — nun haben wir also den „Kegelschub" in Worms, haben über Rüdesheim die furchtbare Riesenpuppe der Germania, haben in sechshundert deutschen Städten und größeren Dörfern die fast immer widersinnig und geschmacklos aufgedonnerten Standbilder des schlichten Kaisers, den man nun den Großen nennt und in Stein und Erz mit Pomp und Prunk und allegorischem Firlefanz überladet. Ein Glück noch in dieser Wirrniß des Geschmackes ist die dienerhafte Besonnenheit, die gebietet, bei den Denkmälern Bismarcks und Moltkes bescheidener zu verfahren: das Resultat ist dann in den meisten Fällen wenigstens nur Langeweile. Der Tiefstand aber wurde bei der Unsumme von Kriegerdenkmälern zur skandalösen Offenbarung. Von dieser Denkmalpest rettunglos infizirt, scheint nun die deutsche Plastik mit Riesenschritten sich dem Ende zu nahen. Die Vollendung der Siegesallee, der Wettbewerb um das Denkmal für Richard Wagner: Das scheinen mir so ungefähr die letzten Stationen zu sein. Und ich glaube nicht, daß dieser Kunst aus den Märchenbrunnen der Stadt Berlin, selbst wenn sie den kaiserlichen Intentionen gemäß künstlerisch verbessert werden, ein Heiltrank zur Genesung träufeln wird.

Angesichts solcher leider immer sichtbaren, in Stein und Erz ausdauernden Zeugen eines ohnmächtigen Strebens können auch dem vom tiefsten Rausche Befangenen Stunden der Ernüchterung nicht erspart bleiben. Das wissen und fürchten die immer noch Offiziellen gar wohl; und deshalb sorgen sie, wie man alljährlich auf dem großen Kunstausverkauf am Lehrter Bahnhof beobachten kann, dafür, daß der eigene Blick oder der einer zu vorschriftgemäßem Empfinden zu gängelnden Menge ja nicht einmal zum Vergleichen versucht werde. Die Sezessionisten in der Kantstraße verschmähen zwar eine so ängstliche Vormundschaft; aber sie haben die Räume nicht, um den Berlinern über Andeutungen hinaus einmal ein Muster großer Bildnerei imponirend aufstellen zu können. Was nöthig war: endlich einmal Klarheit zu schaffen, nicht durch Beschwatzen von Kunstfragen in Stadtverordnetenversammlungen und Preisjuries, sondern durch das allein mächtige, jeden Einwand einfach

vernichtende Beispiel. Das that die dresdener Künstlerschaft. Bemerkenswerth objektiv schon vor zwei Jahren; mit einem in Deutschland heute nicht mehr gewöhnlichen Muth der selbstlosesten Wahrhaftigkeit aber in diesem Sommer. Hier war einmal ausländische Bildnerei in großem Stil zu sehen.

Jedem, der, bei starker und gesunder Empfindung, von chauvinistischen Suggestionen zeitweilig wenigstens sich frei machen kann, mußte in Dresden eine nicht gern eingestandene Ahnung zur Erkenntniß sich wandeln: daß Bildnerei in den Formen der alten Kultur, Bildnerei des menschlichen Körpers besonders das Erbtheil und Vermögen der lateinischen Völker geblieben ist; mit ihnen aber auch die Fruchtbarkeit dieser Anlagen, die Möglichkeit der Weiterentwickelung in der nämlichen Bahn. Vor den Früchten eines so organischen Wachsthumes in diesen Zweigen der europäischen Menschheit kommt uns die Einsicht, daß wir in der germanischen Linie weder mit hinreichender Kraft noch mit gutem Gewissen das Pfund dieses Schatzes verwaltet haben und verwalten konnten. Daß es uns da eben an natürlichen Anlagen fehlt. Vor zwanzig Jahren schon mochte es Keinem entgehen, der etwa aus dem pariser Luxembourgpalast in den blühenden, sonnigen, von elegantem Leben durchflutheten Garten heraustrat, welchen engen Kontakt die französische Bildnerei mit dem Leben des Tages sich bewahrt hatte. Von allen technischen Vorzügen abgesehen: wie ganz anders gestimmt ging man von dieser Kunst wieder auf die Straße hinaus, mit einem Dankesgefühl gegen eine Welt, die sich zu solchem Reiz der Form steigern ließ, während man früher doch immer, aus unseren mit Abgüssen vollgestopften Museen entlassen, von dem ganz Inkomensurablen dieser beiden Welten, der künstlerischen und der unseres Tages, niedergedrückt wurde. „Aber das Alles ist doch nur Spielerei im Vergleich zur Antike", warf mir damals ein Begleiter ein; „nur Genrebildnerei und im besten Falle doch nur Luxuskunst. Das freilich können wir nicht und wollen wie nicht können; aber wenn wir uns mit unserem umfassenderen philosophischen Geist erst einmal sammeln, dann überholen wir auch auf diesem Gebiete die Franzosen noch zehnmal." So oder ähnlich sprach der zuversichtliche Begleiter. Aber diese „Luxuskünstler" haben Heroen gezeugt und erzogen, — nicht, weil sie besser gewollt hätten als wir, aber weil sie immer besser gekonnt und nur eingeborenen Idealen nachgeschaffen haben. Ein Deutscher des Civilstandes wenigstens konnte in Dresden, wenn er aufrichtig war, nicht anders als mit dem Hut in der Hand vor das Werk Rodins treten oder vor die große Totenmesse in Stein von Bartholomé; und er wird sich des langentwöhnten Schauers vor echter Größe nicht geschämt haben vor der fanatischen Wucht eines Meunier. Ganz aber mag sich ihm die Spannung solcher gesteigerten und vielleicht deshalb unbequemen Empfindung zu einem Erleben des Wunderbaren, zu

sonnenhafter Freude und zu einer Art Märchenseligkeit in dem kleinen Saal gelöst haben, der dem Werk des jung gestorbenen Jean Carriès eingeräumt war. Und hier konnte er, wenn er dem Zauberwerk tiefer ins Gefüge blickte, auch den Schlüssel dieser Wunder finden: er sah das Ringen und den frohen Triumph des unermüdlichen Handwerkers, Das voll auszudrücken, was ihm die innere Empfindung einspricht; nichts, aber gar nichts von außen, von überlieferten Vorstellungen hinzunehmen und lieber da Halt zu machen, wo ein Inhalt, dem die Mittel des Metiers sich nicht fügen, die Form zu sprengen oder leer zu lassen droht. Aus dieser glücklichen Harmonie von Wollen und Vermögen erklärt sich die starke sinnliche Wirkung dieses Künstlers. Weil Alles dem Können nach so vollendet ist, erscheint auch das Gewollte wie durch Inspiration geschaffen, ohne Schweiß und Mühe, wirkt es wieder wie eine Inspiration. Carriès' Kunst gewinnt den stärksten Ausdruck im Psychologischen und in dem des menschlichen Antlitzes besonders. Das ist sein subjektiver Charakter. Der seiner Rassenbegabung nach hervorstechendste Zug aber liegt in der wie Hexerei wirkenden technischen Meisterschaft. Carriès giebt mit der Anschaulichkeit und Sicherheit des Virtuosen ein Vorbild Dessen, was deutsche Künstler, die bisher noch das Glück hatten, nicht mit der Verunstaltung unserer großen Männer und mit der Entstellung öffentlicher Plätze beehrt zu werden, als echte Kunst des Handwerkes anstreben sollten. Keine im Kopf oder in Büchern fertige Kunst soll in das Handwerk hineingetragen werden: Das war das Rezept, als wir vor dreißig Jahren anfingen, das Kunstgewerbe neu zu beleben; der aufrichtigen inneren Empfindung soll ein tüchtiges Können, eine Handwerksmeisterschaft den Ausdruck suchen.

Im berliner Kunstgewerbemuseum hatten wir vor Weihnachten Gelegenheit, Proben solcher Kunst von einem Bildhauer der Handwerksrichtung zu sehen, von Hermann Obrist aus München. Vor Jahren sprach man schon einmal mit Achtung von ihm, als er in der bayerischen Kunststadt das in ihm stark vorklingende Bedürfniß nach Reform des Stiles dem Ornament aller Art von Stickerei und früher bezeichnend Galanteriearbeiten genannten Methoden der Ausschmückung von Stoffen zugewandt hatte. Seine Forderung: jedes Material in seiner Natur zu lassen, ihm nicht durch künstliche Behandlung den Anschein eines anderen zu geben, scheint heute ja schon abgegriffene Münze. Obrist aber überraschte damals nicht so sehr durch das strenge Einhalten dieses Gesetzes als vielmehr durch die unerschöpflich scheinende Gewandtheit, die hier in Frage kommenden Materialien, wie Seide, Wolle, Tuch, Leder, zur künstlerischen Aussprache der in diesen Stoffen überhaupt vorhandenen Möglichkeiten zu bringen, sie selbst als Kunstmittel zu immer sehr glücklichen malerischen oder plastischen Wirkungen zu verwenden. Dabei gab er nur der Natur Abgelauschtes; aber nicht als nachgeahmte

Realität der wirklichen Pflanze, des wirklichen Thieres: aus der Summe der Beobachtungen vieler gesehenen Formen, Zustände und Bewegungen schuf seine Phantasie neue, nie gesehene und doch durchaus mögliche, weil immer gesetzmäßige Organismen. Er erreichte so in Form und Farben eine berückende sinnliche Wirkung, die gar nichts mit der zum Betasten verlockenden Naturtreue gemein hatte, wie sie früher bei solchen Dingen angestrebt wurde.

Vor seinen neueren Bildhauerarbeiten fiel mir, nachdem ich Carriès gesehen hatte, das angewandte Stilgesetz, das dort schon waltete, erst in seiner ganzen Deutlichkeit auf. Ich sagte schon, daß Carriès im Psychologischen und Physiognomischen seine Virtuosität zeigt; davon ist bei Obrist nicht die Rede. Möglich darum, daß es ihn selbst befremden würde, in diesen Vergleich gestellt zu werden. Doch stehen die beiden Künstler auf dem selben gesunden Boden; und Das verbindet sie. Denn auch für Obrist spricht, daß er, wie der Franzose, seine ihm zuständige Begabung durch die hohe Entfaltung des Handwerksgemäßen zu packendem Ausdruck gebracht, daß er mit eben so feinem Kunstgefühl die Grenzen sich gesteckt, aber auch die Tiefen aufgespürt hat, die den im deutschen Wesen begründeten Anlagen eigen sind, die eingehalten und erschöpft werden müssen, wenn wir den Ehrgeiz nach einer nationalen Kunst nicht aufgeben wollen. Freilich kommt bei Obrist ein ethnographisches Moment in Betracht, das ähnlich vielleicht überall, wo wir stärkere Talente für Bildnerei bei Deutschen finden, mitspielt. Vom Vater her fließt allemanisch-schweizerisches Blut in seinen Adern und seine Mutter war eine keltische Schottin. Das würde den von Gobineau gefundenen und neuerdings von Heinrich Driesmans in einem lesenswerthen Buche gut bewiesenen Satz bestätigen, daß erst durch Verschmelzung mit dem Keltenthum das formale Kunstelement bei den Germanen entwickelt wurde.

Für Obrists künstlerische Fähigkeit nach der Seite des Menschlich-Psychologischen hin sprechen einige Portraitbüsten und nicht minder das schon 1887, also bevor von Rodin eine Kunde zu uns gekommen war, entworfene Liszt-Denkmal. Aus einem vorragenden Felsenprofil ist das Antlitz des Meisters herausgehauen. Aber den Schwerpunkt seines Wollens legt der Künstler doch in die Werke der angewandten Kunst. Einer der berliner Schnellkritiker hat auch Obrist unter die Erfinder der abstrakten neuen Kunstlinien eingeordnet; ich finde, er könnte im Gegentheil dazu geboren sein, der Erlöser von aller abstrakten Kunst des Nur-Denkens und des Nur-Empfindens zu werden. Auch hier im Stein, in der Bronze, im Beton ist jede Linie festgehaltene lebendige Bewegung des Natürlichen, der Pflanze, des Wassers, der lastenden Kräfte. Festgehaltene Bewegung; nicht, wie der photographische Apparat bei der Momentaufnahme sie giebt und wie sie, dank Scherls erfolgreichem Bemühen, als Kunst uns vorgeführt wird, vielmehr die aus vielen

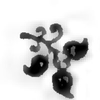
Eindrücken solcher Bewegungen in der Phantasie synthetisch geborene Form. Dieser synthetische Vorgang scheint bei Obrist eben so sehr bewirkt zu werden durch eine Gabe der Beobachtung wie durch eine im Gemüthsleben wurzelnde dankbare Liebe zu den an den Tag tretenden Kräften der Natur. In gewölbtem Rund dringt aus einer der Brüste der Erdenmutter der Quell hervor und der Mensch eilt, dem reinen, erfrischenden Naß ein Sammelbecken zu graben, zu formen, daß es mehr noch fassen und bewahren könne, es zu kleiden mit undurchdringlichem Stoff, daß die köstliche Gabe nicht versickere. Diese Bedürfnisse des Nutzens diktiren ihm die ersten und die doch einzig in der Sache selbst begründeten Gesetze des Stils. Aber auch die Form ergiebt sich aus dem natürlichen Vorgang von selbst: dem emporquellenden Halbkegel entspricht die ausgehöhlte Halbkugel; die natürliche Empfindung muß erst verdorben sein, ehe sie auf eine andere Form hier nur fallen kann. Damit das Becken nicht bersten, sich nicht neigen könne, wird es von Klammern umschlossen, die tief in die Erde hinunter zu ragen scheinen. Damit die brennende Sonne dem heiligen Geschenk die letzende Kühle nicht raube, nutzt der Mensch die starkrippigen, Schatten spendenden Stauden, die das feuchte Erdreich am Orte dieses Mysteriums hervortreibt, und kommt der Sorge der Natur entgegen, die Pflanzen zusammenneigend, zusammenbindend zum schützenden Dach. Sinnende Beobachtung des Nothwendigen und des Nützlichen hat hier einen einwandfreien und doch überzeugend ausdrucksvollen Stil geschaffen, ohne auch nur irgend eine Entlehnung aus einem Gebiete anderer Vorstellungen oder Empfindungen zu brauchen. Um ähnliche Wirkung zu fühlen, brauchen die meisten Menschen heute noch Nymphen mit wirklich quellenden Brüsten, speiende Reptile und mit dem Dreizack bewehrte Wassergötter; ich aber möchte hier auch für die Bildnerei den Anfang einer Wandlung sehen, die unser Geschmack auf einem anderen Gebiete bereits durchgemacht hat: in der Dichtung. Das mythologisch-metaphorisch-allegorische Gesindel des deutschen Lehrgedichtes dankte ab zu Gunsten des deutschen Liedes, das Goethe uns schenkte. Und wenn ich einen Sinn mit dem jetzt so müde gehetzten und oft unklug angewandten Wort „Heimathkunst" verbinden soll, so muß es der sein, der hier sich ausspricht.

Es giebt gewiß gar keine deutsche Kunst und keinen deutschen Stil ohne Beimischung des lyrischen Elementes. Heimliche Lyrik ist das Charakteristikum aller unverdorbenen deutschen Lebensäußerungen. Darum glaube ich, daß wir hier die Anfänge einer deutschen Plastik haben; denn aus diesen Nutzgebilden Obrists klingt Etwas wie die Melodie eines Volksliedes. Totenkult und Heilighaltung der Ahnen sind andere Seiten unseres Wesens, — trotz den Chinesen. Wohin sind wir aber da gerathen? Ueberladene Renaissance-Fassaden mit Votivtafeln und Nischen für schöne — immer weibliche —

Engel schmücken die Stätten, wo unsere Lieben ruhen. In goldenen Buchstaben schreit es die Inschrift des Architravs in die Welt: Die Liebe höret nimmer auf! Offenbar aber ist das ganze Arrangement doch nur für Vorübergehende gemacht. Obrists Modelle von einfachen Grabdenkmälern sind ihrem Zweck entsprechende Anlagen, wieder von schöner lyrischer Gliederung, bieten wirklich Orte, wo man in liebendem Gedenken weilen mag. Vor dem wuchtigen Steinwürfel, der das Grab bedeckt, und eben so zu seinen Seiten schieben sich kleinere Steinwürfel vor, die zum Ruhen einladen. Schlichte Flächen oberhalb, um Töpfe mit blühenden Pflanzen jeder Jahreszeit dort aufstellen zu können, geräumige Seitenwände, um immer frische Kränze dort aufzuhängen, die auf der feuchten Erde vermodern würden, — und gar nichts mehr. Vor Allem gar nichts, das Etwas bedeuten sollte! Das Häufchen Asche, das schließlich einzig von einem Jeden übrig bleibt, der Erde soll es, von der es einst Leben empfing, auch nach Christengebot, wieder gehören. Willkür Ueberlebender soll diesen letzten Rest nicht umherschleppen auf der wilden Jagd Gewinn suchenden Treibens, soll es nicht verstreuen: und darum läßt Obrist die Aschenurne für die Reste eines in den Bergen seines Lebens froh Gewesenen aus einem Felsblock herauswachsen. Bei anderen Urnen wieder ist das Unverletzliche dieser letzten Hüllen des stofflichen Restes durch sinnvolle Konstruktionen der Deckelverschlüsse symbolisch gekennzeichnet: eine Kleinigkeit, sicherlich, aber sie bringt das dumme Wort, das beim Betrachten von Kunst dem Dümmsten heute geläufig ist, zu Ehren: „Das ist empfunden." Als empfunden im besten Sinne berührt mich eine andere Aschenurne, die die Grundform der länglichen Frucht einer Pflanze — vielleicht einer großblüthigen Umbellifere — ins Kolossale überträgt. Der Künstler that fast nichts hinzu. So hebt er die in einem kleinen, ärmsten Samenkorn, deren die Stürme Tausende verwehen, kaum von irgendwem je bemerkte künstlerische Form zum monumentalen Ausdruck und zum Ausdruck der befreiendsten Welteinsicht: der Tod der Blüthe ist Werden der Frucht und neuen Lebens Gewähr.

Sind wir wirklich noch so weit vom Verständniß solcher Symbolik? Sollte nicht die Zeit nah sein, wo wir die Kraft unbeirrten Muthes auch anders ausdrücken können als durch eine Thierbändigerin, die den Fuß auf eine Pantherkatze setzt? Man darf es hoffen, wenn von Vielen das Streben nach neuer Plastik getheilt wird, das Obrist in die Worte kleidet: „Zweckmäßige Gebilde zu steigern, nicht bis zur Schönheit, nein, bis zur Poesie."

Schmargendorf. Max Martersteig.



Selbstanzeigen.

Aerztliche Ethik. Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Thätigkeit. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke, 1902.

Der Zweck meines in elf Kapitel eingetheilten Buches ist, wie schon aus dem Untertitel hervorgeht, die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Thätigkeit zu besprechen. In dem einen Kapital, das die Standesfragen behandelt, versuche ich, die eigentlichen ethischen Pflichten von den Standespflichten abzugrenzen. Das ist um so nöthiger, als in dieser Beziehung eine gewisse Begriffsverwirrung herrscht und die ethischen Pflichten des Arztes gerade von Aerzten oft mit den Standespflichten verwechselt werden. Zum Beispiel kann das Verbot, zu annonciren, nur als eine Standespflicht, niemals aber als eine ethische Pflicht im engeren Sinn des Wortes aufgefaßt werden. Eingehend sind erörtert: die Psychotherapie und ärztliche Politik, das Berufsgeheimniß, das ärztliche Konsilium und das Verhalten des Arztes beim Sterbenden. Hier wende ich mich besonders gegen das unnöthige Quälen des Sterbenden. Man soll nicht, um noch einige Athemzüge auszulösen, allerlei künstliche Manipulationen mit dem Sterbenden vornehmen, allerlei Reize ausüben; vielmehr mögen Arzt und Angehörige daran denken, wie sie selbst dereinst behandelt zu sein wünschen, wenn ihre letzte Stunde gekommen ist. In dem einen Kapitel, das die bedenklichen ärztlichen Maßnahmen erörtert, werden das Recht der Täuschung, der Rath zum illegitimen Geschlechtsverkehr und manches andere hierher Gehörige besprochen. Bei den wirthschaftlichen Fragen stelle ich mich im Wesentlichen auf den Standpunkt, daß die Aerzte ihre Lage verbessern könnten, wenn sie sich bei der Regelung der Honorarfrage nicht zu sehr von falsch verstandenen Standesinteressen leiten ließen. So halte ich die ungenirte freie Vereinbarung des Honorars nicht nur vom Standpunkte des formellen Rechtes, sondern auch von dem der Ethik für ein Recht der Aerzte. Das der medizinischen Wissenschaft gewidmete Kapitel berührt auch die Freiheit der Wissenschaft, die weit mehr durch die menschlichen Schwächen der Forscher selbst, Neid, Mißgunst, Eitelkeit, beschränkt wird als durch die Regirungen. Im letzten Kapitel behandle ich die Vorbildung des Arztes. Die Realschulbildung halte ich für eine durchaus hinreichende Vorbildung und ich trete auch für die Zulassung der Frau zum Studium der Medizin ein. Für die ethische Entwickelung seiner Zuhörer kann das gute Beispiel des Lehrers viel wirken, zum Beispiel das Verhalten des Klinikers dem Kranken gegenüber, das Fernhalten aller Reklame bei der Auswahl und bei dem Inhalt der Vorlesungen. Allerdings wird der medizinische Unterricht erst dann wesentlich verbessert werden, wenn eine größere Decentralisirung eintritt. Das Vorrecht einiger Kliniker, die sogenannten Praktikantenscheine auszustellen, die eine Vorbedingung zur Zulassung zur Staatsprüfung sind, hat zu einer bedenklichen Ueberfüllung vieler Kliniken geführt, so daß man hier nicht mehr von einem klinischen Unterricht sprechen kann. Es handelt sich oft genug nur um eine theoretische Vorlesung, bei der ein Patient zugegen ist, da in diesen überfüllten Kliniken höchstens die zunächst Sitzenden und Stehenden Etwas sehen können. Hoffentlich läßt sich der Minister durch Angriffe nicht abhalten, Reformen einzuführen und den klinischen Unterricht

da, wo eine Ueberfüllung besteht, durch Decentralisirung zu verbessern. Er wird sich damit den Dank der künftigen Aerztegenerationen und der Menschheit erwerben.

Dr. Albert Moll.

❦

Transaktionen. Schauspiel in drei Aufzügen. Eduard Avenarius, Leipzig.

Den glücklichen Transaktionen des Bauunternehmers, der aus unzugänglichen Einöden an der Peripherie der Großstadt neue Stadttheile voll Glanz und Pracht entstehen läßt, sind seelische Transaktionen entgegen gehalten. Die Frau des Großunternehmers lebt inmitten bunter Typen der bürgerlichen Salons in anerzogener Grübelei. In ihrer psychischen Zerfahrenheit wähnt diese Intransigente, das Lebensglück zu erfassen, wenn sie den Jugendfreund dauernd dadurch an sich fesselt, daß sie ihn mit ihrer Schwester verheirathet. Aus diesem Transigiren mit dem eigenen Gewissen entsteht der Konflikt des Stückes.

Moritz von Engel.

❦

Der junge Fellner. Ein junger Mensch aus gutem Hause. Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1902.

Es giebt vorsorgliche Selbstmörder, die sich mit den Abschiedsbriefen und dem Testamentmachen nicht begnügen; sie setzen sich ein letztes Mal an den Schreibtisch und verfassen ein Schriftstück, in dem es heißt: Vom tiefsten Schmerz erfüllt, wird hiermit Nachricht gegeben von dem Ableben des unvergeßlichen Herrn ... und so weiter. Kurz, eine echte und rechte, schlecht stilisirte Todesanzeige. Der Autor, der sich vermißt, sein Buch einem hohen Adel und einem geehrten Publikum selbst vorzustellen, ist in einer ähnlichen Lage wie dieser lächerliche Selbstmörder. Denn die Dichtung ist nichts als ein Dokument, daß man gewesen, und jedes Buch ist eine Leiche oder doch ein Sarg, darin die überwundenen Gefühle, die enttäuschten Erwartungen, die zwecklos verträumten Stunden und Jahre und andere theure Tote liegen. Doch der Leser will keine Totengräberphilosophie, will vielleicht Etwas vom Inhalt hören und Winke haben, auf wen Dieses und Jenes gemünzt und ob das Buch überhaupt kaufens- und lesenswerth sei. Fatal, recht fatal. Das Bischen Inhalt erschöpft sich nämlich im Untertitel: Ein junger Mensch aus gutem Hause. Mancher wird diesen Inhalt tadeln, ihn dürftig und banal nennen; der Autor erwidert auf die noch ungeschriebenen Kritiken schon jetzt: Dieser Tadel bedeutet Lob; der Inhalt ist Nebensache, freilich nothwendige Nebensache, wie das Holzgitter, an dem man die Schlingpflanzen in die Höhe wachsen läßt. Hier ist es das Immergrün der Empfindungen und Gedanken. Ob mein Buch kaufenswerth ist? Der Verleger sagt Ja; der Autor muß leider verneinen. Der Käufer erwartet für sein gutes Geld eine rührende, spannende Geschichte für die langen Winterabende und er wäre darum enttäuscht und betrogen. Meine Geschichte ist nicht rührend und nicht spannend. Und lesenswerth? Je nun, der Autor selbst hat sie freilich mehrmals gelesen, aber Das beweist wenig. Wohlwollende Freunde des Autors waren davon entzückt: Das beweist noch weniger. So mag Jeder sich denn selbst entschließen

Wien. Ludwig Hirschfeld.

❦

Lebensführung. Von Ralph Waldo Emerson, übersetzt von Karl Federn; J. C. C. Bruns, Minden, 1900.

Im Jahre 1837 schrieb Emerson einem Freunde: „Bleib an Deiner Stelle und schreibe. Mögen sie auf Dich hören oder nicht. Das geschriebene Wort bleibt, bis es langsam, unerwartet und in weit entlegenen Orten seine eigene Kirchengemeinde sich geschaffen hat.“ Im Jahre 1856 schrieb er selbst „fröhlich“ in sein Tagebuch: „Ich habe nun seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren Dinge gesagt und ausgesprochen, die man einst neu nannte, und ich habe heute nicht einen einzigen Schüler.“ Vier Jahre nach diesen bescheidenen Worten erschien seine Essay-Sammlung Conduct of Life — das selbe Buch, das ich dem Leser eben unter dem Titel „Lebensführung“ vorlege — und die ganze Auflage wurde in zwei Tagen vergriffen; heute — es ist allerdings wieder fast ein halbes Jahrhundert später — sind seine Werke in alle Sprachen der Kulturvölker übersetzt und er hat gleichsam die chemische Zusammensetzung des Geistes unserer Tage beeinflußt. An dieser Entwickelung ist nichts Auffallendes. Und die Aufsätze selbst, die populärer gehalten sind als irgend ein anderes seiner Werke — sie waren ursprünglich Vorlesungen, die er im Westen der Vereinigten Staaten hielt —, sagen ihren Inhalt im Titel: Sie sind gleichsam eine Ethik und Metaphysik des täglichen Lebens. Sie ziehen mehr Konsequenzen aus seinen Grundanschauungen, als sie diese selbst verkünden, und führen vielleicht gerade darum leichter zu ihm als die früheren Essays. Eins aber zeichnet all diese großen Amerikaner, Emerson so gut wie Whitman und Thoreau, vor den Verkündern neuer Anschauungen aus, die wir gewohnt sind: sie fordern nicht stürmisch die Bekehrung der Anderen zu ihrer Ansicht. Nichts liegt ihnen ferner als die Anmaßung der Prediger und Sektenstifter. Jene Kirchengemeinde, die sich allmählich um ihre Worte bildete, wollten sie nicht gründen. Sie konnten sie fröhlich entbehren. Sie haben sich niemals über Mangel an Anerkennung beklagt. Sie bekümmerten sich nicht um Schüler oder Anhänger, denn sie waren überzeugt, daß ihr geschriebenes Wort organisch die Menschen gewinnen mußte, die geeignet waren, es aufzunehmen. Andere wollten sie nicht, — ja, selbst Diese nicht als blinde Verehrer. Sie waren souverain genug, um auf Beifall und den Hofstaat der Anhängerschaften verzichten zu können. Ihr letztes Wort ist stets: „Du sollst nicht auf des Meisters Worte schwören!“ In Whitmans Gedicht „Ich und die Meinen“ stehen die Verse:

> Ich sage zur Welt: Mißtrau' den Berichten meiner Freunde,
> höre vielmehr auf meine Feinde —; so thue ich selbst.
> Ich sage Euch: Verwerfet Alle, die mich erklären, denn ich kann
> mich selbst nicht erklären.
> Und ich sage Euch noch einmal: Keine Lehre und Schule soll nach
> mir gegründet werden.
> Ich sage Euch: Alles und Jeden sollt Ihr frei lassen, wie ich Alles
> frei ließ . . .

Dieses bescheidene Bedürfniß, nichts zu fordern, was sich nicht organisch ergiebt, sich Keinem aufzudrängen und Keinen zur eigenen Meinung bekehren zu wollen, sondern Jeden gewähren zu lassen nach seiner Art, — ich weiß nicht,

ob es amerikanisch ist: jedenfalls ist es ein charakteristischer Zug moderner Denkweise und vielleicht der wesentlichste Fortschritt in unserer sittlichen Entwickelung. Und jedenfalls charakterisirt dieser geistige Republikanismus, diese Bescheidenheit der Großen die neue westliche Ethik, wie Intoleranz und Hochmuth all die Lehren und Denkweisen asiatischen Ursprunges charakterisiren, die unser geistiges und sittliches Leben leider noch immer beherrschen.

Wien. Dr. Karl Federn.

❦

Perikles. Verlag von Karl Reißner, Leipzig. Preis 50 Pfennige.

Die Art, wie Athen unter eines weisen Mannes Leitung die Friedensperiode benutzte, die ihm erwuchs, nachdem es seinen großen nationalen Krieg beendet hatte, ist lehrreich für alle Zeiten. Vor Allem lohnt es sich, die Persönlichkeit des Perikles, der nicht in der Geschichte erhabener Ahnen ein zuverlässiges Kollegienheft über Politik besaß, zu beleuchten, seine politischen, religiösen und künstlerischen Prinzipien zu zeigen. Perikles war schlicht und einfach, ohne die komischen Unarten des Parvenus. Er verschmähte, durch Prunk und Pomp zu repräsentiren. Gegen Beleidigungen war er nachsichtig; seine Reden waren ernst und sachgemäß, außerdem nicht launenhaft hingeworfen, sondern wohlvorbereitet. Seine äußere Politik war weise. Trotzdem ihm und allen Athenern das Klirren der siegreichen Waffen als ein lockendes Rufen in den Ohren klang, verschmähte er, die Macht zu vergrößern, den atheniſchen Namen in blutigem Pomp über die Erde zu zerren. Auch sein Verantwortlichkeitgefühl, das ihn vor dem Größenwahn sozial hochstehender Dilettanten immer bewahrte, und seine religiöse Ehrlichkeit, die keinen Zwiespalt zwischen Ethik und Praxis duldete, hinderten ihn an kriegerischen Experimenten. In der Religion ließ er die natürliche Entwickelung ihren Gang gehen. Er konnte sich weder mit phrasenhafter und schwülstiger Dankbarkeit in der Romantik verblichenen Götterglaubens noch diktirte er dem Volk die Lehrsätze moderner Freigeistigkeit. Der alte strenge Götterkult und die neuen Dinge, die in der Luft lagen, kämpften und mischten sich mit einander. Das Resultat war eine gereinigte, freiere, zeitgemäße Religion, die einmal den werthvollen Fonds der alten nationalen Erfindungen, aber auch den beweglichen Geist moderner Ideen enthielt. Perikles machte das Wohl und die Vortheile des Einzelnen nicht abhängig von dessen Glauben und Ueberzeugungen, vernichtete nicht nach persönlichem Geschmack mit brutaler Hand in der Seele des Volkes diese Keime, um jene zu fördern. Wie in der Religion war er auch in der Kunst von zu vornehmem Geschmack, um allen Dingen seinen persönlichen Stempel aufdrücken, wie ein Knabe auf jedes Ding seinen Namen kritzeln zu müssen. Frei durfte sich die Kunst entwickeln; er mißbrauchte sie nicht zu politischen oder persönlichen Zwecken, und wenn die großen Werke jener Tage enthüllt wurden, standen nicht die Besten der Nation zürnend bei Seite. So sah der Bürger, der durch Athen wandelte, in den Kunstdenkmalen der Stadt nicht die offiziellen Kundgebungen eines unbeträchtlichen Privatgeschmackes, sondern die Offenbarungen des nationalen Geistes. Die Liebe der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt wurden der schöne Lohn des Perikles.

Posen. Wilhelm Uhde.

❦

Zechenpolitik.

Das Abgeordnetenhaus hat ohne lange Berathung den „Gesetzentwurf betreffend den Erwerb von Bergwerkseigenthum im Oberbergamtsbezirk Dortmund für den Staat“ genehmigt. Dieser Zechenerwerb ist dennoch wichtiger als jeder bisherige Grubenankauf durch den Fiskus. Hätte der Staat die früher ins Auge gefaßte Zeche Konsolidirte Nordfeld in Pfalzbayern erworben, so hätte man nur dem Eisenbahnminister zu gratuliren brauchen, daß er seine Kohlen 1 bis 1½ Mark billiger einkauft. Der jetzt vorgelegte Verstaatlichungplan hat aber eine weit über diese kaufmännische Transaktion hinausgehende verkehrswirthschaftliche und dadurch auch politische Bedeutung. Er hängt innig mit der künftigen Kanalvorlage zusammen; ja, er läßt schon erkennen, für welche der beiden strittigen Tracen des Rhein-Elbekanals die Regirung sich entscheiden wird.

Im Laufe einer fünfjährigen Entwickelung haben sich die Preise für nordwestfälische Grubenfelder auf das Drei- und Vierfache erhöht. Während des Niederganges der Konjunktur sind sie eher noch gestiegen; und zwar ohne eigentliches Zuthun der Spekulation. Die Felder sind seit Jahren in festen Händen, auch die handelbaren Antheile festgelegt und die Gestaltung des Bohrfelderwerthes daher der Jobberei wenig zugänglich. Die Steigerung des Bohrfelderpreises im nördlichen Westfalen ist vielmehr thatsächlich berechtigt.

In den südlicheren, eng besiedelten Revieren sind freie Kohlenfelder recht selten und wenig umfangreich. Sie sind auch von ausgedehnten Grubengebäuden und Zechenvereinen umschlossen und einer selbständigen Zukunft beraubt. Anders im Norden. Der zur Muthung Berechtigte fand hier weite bergfreie Gelände und wenig besiedeltes, also billiges Bauland, — Vortheile, denen allerdings die Abgeschiedenheit von den Verkehrsstraßen und die Nothwendigkeit, Arbeiterkolonien zu bauen, gegenüberstanden. Immerhin haben unsere besten und solidesten Kohlenindustriellen, als vor fünfzehn Jahren die Wirkungen der Schutzzollpolitik sich stärker geltend machten, die Grundlage für die Bildung eines neuen nordwestfälischen Kohlenreviers zwischen Hamm und der Lippe-Mündung gelegt. Von den Eisenindustriellen ist der große wirthschaftliche Gedanke, um das Centrum des Emskanals einen großartigen Kohlenbergbau ins Leben zu rufen und auf diesem wieder eine für den Export arbeitende moderne Stahlindustrie aufzubauen, also mit neuzeitlichen Mitteln die Hansapolitik, die zur Gründung des londoner Stahlhofes führte, wiederaufzunehmen, in dieser Verbindung erst spät gewürdigt worden. August Thyssen, der bei der jetzigen Verstaatlichungaktion die Hauptrolle spielt, ist unter den Wenigen der Erste gewesen; er hat die Entwickelung am Frühesten vorausgesehen und deshalb die feinsten Dispositionen zu treffen vermocht.

Die Entwickelung der nördlichen Felder wurde dadurch gehemmt, daß das Kohlengebirge erst in ziemlicher Teufe angetroffen wird und der Wasserreichthum in den wenig abgezapften Geländen recht erheblich ist. Inzwischen ist aber die Tiefbautechnik, namentlich seit der Einführung des Kind-Chaudron-Verfahrens, ohne Schwierigkeiten zu Teufen von annähernd 1000 Meter vorgedrungen; und die Maschinenindustrie, besonders die elektrische, baut Wasserhaltungen, die den größten Zuflüssen gewachsen sind. Die Wassergefahr hat überhaupt von ihrem Schrecken viel verloren. In der größeren Teufe aber ist ein Reichthum an

werthvollen Flötzen erschlossen worden, der die südlichen Reviere in Schatten stellt. Die früher absolut bezweifelte Zukunft des Nordens ist heute, nach den glänzenden Schachtaufschlüssen der Georg-Marienhütte, der Zechen Minister Achenbach, Ickern und der Bergwerksaktiengesellschaft Hibernia in dem hervorragenden Felde Schlägel und Eisen, ein eben so fester Glaubenssatz der bergbaulichen Kreise Westfalens. Im letzten Jahr sind die glänzenden Ergebnisse der Aufschlußarbeiten im henrichenburger Felde der Gewerkschaft König Ludwig als Bestätigung hinzugekommen. Nach solchen Resultaten haben sich dann die Harpener Bergbau- und die Hibernia-Aktiengesellschaft zu umfangreichen Käufen in der Feldergruppe veranlaßt gesehen, die sich wie ein Gürtel vom Rhein bis nach Hamm hinzieht. Wenn diese Gesellschaften im letzten Jahr etwas zurückhaltender geworden sind, so lag Das daran, daß man die Entscheidung über die Kanalvorlage und damit über die Frage, ob Emscher oder Lippe kanalisirt werden solle, abwarten wollte, — um so mehr, als der Staat, auch aus Rücksicht auf das Kanalproblem, die Konzession der Bahnlinie Hamm-Osterfeld, eines neuen Ausfallweges der nördlichen Zechen nach dem duisburg-ruhrorter Hafen, hintanhielt. Mit dem Ausbau der Emscher verliert natürlich diese Bahn ihre Ausschlag gebende Bedeutung als des kürzesten und billigsten Zufuhrweges nach den Rheinhäfen. Wenn dagegen der Ausbau der Emscher unterbleibt, so wird die essener Industrie von einer unmittelbaren Wasserverbindung mit der Nordsee abgeschnitten. Die nördliche Kohlenindustrie sieht sich auf die allmählich an dem Emskanal entstehenden Eisenwerke und den Export über den emdener Hafen angewiesen, so daß der innere Kohlenmarkt eine Entlastung erfährt. Diese Entwickelung hat das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat durch die Gründung der den Emskanal befahrenden rheinisch-westfälischen Transportaktiengesellschaft mit dem Erfolg unterstützt, daß die vorgeschrittenen nördlichen Gruben durch den Bau von Stichkanälen den Anschluß an den Emskanal suchen. Einstweilen bildet also Dortmund das Herz des neu entstehenden Industriebezirkes. Mit dem Ausbau der Köln-Mindener Bahn tritt Hamm später als Nebencentrum hinzu. Die Ausbaggerung des emdener Hafens wird unseren transozeanischen Dampfschiffahrtgesellschaften gestatten, dort bunkern zu lassen, so daß künftig für den Wettbewerb der westfälischen mit den englischen Kohlen im hanseatischen Gebiet in steigendem Maße die nördlichen Zechen in Frage kommen.

Tritt dann später der Ausbau der Lippe hinzu, so erweitert sich der Rahmen des Bildes ganz wesentlich. Durch den Lippekanal erhält die nordwestfälische Kohlenindustrie einen unmittelbaren und gegenüber den südlichen Revieren wesentlich kürzeren Ausfallweg nach Holland und Belgien; vielleicht wird sie, da sie nur mit Wasserfrachten arbeitet, die englischen Gruben aber mit rasch wachsenden Selbstkosten zu rechnen haben, selbst in den britischen Häfen wettbewerbsfähig, während sich ihr durch den Rhein-Elbekanal eine Chance, auf dem berliner Markt zu konkurriren, eröffnet, bei der sie ebenfalls noch einen Vorsprung vor dem Süden hat. Wichtiger vom nationalwirthschaftlichen Standpunkt ist dann noch die unausbleibliche Niedersetzung einer neuen Eisenindustrie in der ganzen Breite der Nordfront Westfalens, unmittelbar am Wasserwege, mit billiger elektrischer Kraft und abgekürzter Zufuhr für die fremden Erze und abgekürzter Abfuhr für Roheisen, Halbzeug und Fertigfabrikate, sei es nun über

den Rhein, sei es durch den Emskanal oder den Rhein-Elbe-Kanal. Da eröffnet sich also eine großartige Perspektive, und zwar, da der Mittellandkanal in längstens fünfzehn Jahren gebaut sein dürfte, in verhältnißmäßig greifbarer Nähe.

Die Hauptmasse der Gerechtsamen, die von der Regirung jetzt erworben werden sollen, gruppirt sich um den Oberlauf der Lippe und den Dortmund-Ems-Kanal; die Hauptmasse auch in dem technischen Sinn der, so weit bis jetzt bekannt ist, werthvollsten unterirdischen Aufschlüsse; und nochmals die Hauptmasse, so weit fertige Transportwege in Frage kommen. Die verkehrstechnische Begrenzung dieser Gruppe nach Westen ist die in den ruhrorter Hafen auslaufende Strecke Haltern-Recklinghausen der Köln-Mindener Bahn, so daß nach Norden wie nach Westen der Anschluß gesichert ist. Bergrechtlich markscheiden die vohwinkelschen Gerechtsamen nach Westen mit dem kostbaren Felde Schlägel und Eisen, aus dem die Hibernia schon jetzt die größte und werthvollste Menge ihrer Förderung entnimmt und das von einem weitsichtigen Fiskus noch im Jahre 1898 als unbezahlbares Verbindungsglied von selbständigem Werth mit der westlichen Gruppe der anzukaufenden Zeche Vereinigte Gladbeck erworben werden konnte. Aber thatsächlich war hier nicht der Fiskus, sondern der Vorbesitzer Thyssen der Weitschauende. Der Fiskus ist sogar jetzt noch nicht weitschauend, da er seine Gerechtsame nicht durch den Erwerb der nördlich von Schlägel und Eisen niedergebrachten Bohrungen zu einem geschlossenen Felderkomplex abrundet. Zwischen Haltern und Dorsten vermittelt eine Bahn den Zusammenhang der beiden Gruppen. Die Zeche Gladbeck selbst hat Schienenverbindung nach Ruhrort und nach Nordosten durch die Köln-Mindener Bahn. Dicht an der Schachtanlage geht ferner die bereits tracirte Linie der vorhin nach ihrer Bedeutung gewürdigten Bahn Hamm-Osterfeld vorbei, die dann dicht südlich Recklinghausen und dicht nördlich Waltrop passirt, wo sich die Hauptschächte der östlichen Staatsgruben befinden werden. Zwischen beiden Städtchen schneidet diese Trace den Dortmund-Ems-Kanal. Mit einem kurzen Stichkanal ist von der Zeche Gladbeck aus bei Dorsten die Lippe auch im Westen zu erreichen. Ferner führt eine Strecke der Bergisch-Märkischen Eisenbahn dicht an Gladbeck vorbei nach Dorsten. Ein Stichkanal nach Süden zur Emscher hätte eine nahezu doppelt so lange Strecke, und zwar auf industriell dicht besiedeltem Gelände, zu durchlaufen, während die Wasserverbindung nach Norden keinerlei städtisches Gebiet passirt. Dazu kommt, daß die Bergbehörde bei der Tracirung der Emscherlinie von der Zeche Gladbeck forderte, sie solle einen Sicherheitpfeiler stehen lassen. Ist also, obwohl die Regirung bei der Vertheidigung ihrer Vorlage auf die relativ guten Bahnverbindungen der neuen Zechen hinweisen konnte, die Entscheidung für die Lippekanalisirung klar, so wird die der Regirung vor Augen stehende Entwickelung noch deutlicher, wenn man hört, daß eine erste deutsche Bank — sei es vorläufig auf eigene Rechnung, sei es in der Erwartung eines späteren Geschäftes mit dem Staate — sich an der oberen Lippe die Kontrole noch über weitere Kohlenfelder gesichert hat und daß der Fiskus auch nach dem offiziellen Abschluß seiner Zechenkäufe Anstellungen von Kohlenfeldern sich bis in die jüngste Zeit machen ließ. Natürlich ist das Alles heimlich geschehen; neuerdings wird auch ein Stillstand in den Ankaufsprojekten eingetreten sein, damit die Spekulation von den Bohrfeldern abgelenkt wird und die Besitzer des Feldes nicht zu üppige Preise fordern.

An der Lippe entlang bis zum Rhein zieht sich ein Gürtel von Bohrfeldern, über die sich die Firma Thyssen & Co. mit ihren Freunden und Kunden die Kontrole in der Weise gesichert hat, daß sie die Minderheit der Antheile erwarb, die zur Verhinderung des Verkaufes hinreichte. Indem Thyssen so die übrige Eisenindustrie von dem künftigen Ausfuhrweg absperrte, sicherte er auch seinem eigenen, zwischen Lippe und Emscher am Rhein gelegenen Werke Deutscher Kaiser, das seit einigen Jahren bereits den belgischen und holländischen Einfuhrmarkt, kaum bestritten von der Phönix-Aktiengesellschaft, beherrscht, einen überhaupt nicht mehr einzuholenden Vorsprung. Das Werk Deutscher Kaiser ist mit großem Geschick so gelagert, mit Grubenfeldern ausgestattet und arrondirt, daß es die Ufererstreckung des Rheines zwischen Emscher und Lippe fast gänzlich, und zwar so ausschließlich beherrscht, daß die übrigen großen Eisenwerke, zum Beispiel die Gute Hoffnung Hütte, von der unmittelbaren Verbindung mit dem Rhein abgeschnitten sind. Dadurch, daß der Staat zum Lippe-Interessenten geworden ist, erhält Thyssens Absperrungsystem den Schlußstein. Lagert sich am Westende der Lippelinie Deutscher Kaiser wie ein Sperrfort, so hat Thyssen gegen das Ende der Hochkonjunktur auch die Pläne und die Grunderwerbskombination für ein großes Hochofenwerk am Dortmund-Ems-Kanal fertig gestellt; seine Exportpolitik soll einst auf der ganzen breiten Basis des Vierecks Rhein-Lippe-Ems-Kanal die Entwickelung der nordwestfälischen neuen Eisenindustrie beherrschen.

Essen. **Rudolf Klahre.**



Zucker.

Zorn und Freude haben von zwei verschiedenen Seiten her die Verhandlungen der brüsseler Zuckerkonferenz begleitet. Die Geister sind mit solcher Gewalt aufeinandergeplatzt, daß selbst ohne besonderes Verständniß für wirthschaftliche Fragen der Zuschauer merken mußte, wie wichtig die Sache war, um die es sich handelte. Und wirklich ist ja der Zucker zu einem so wichtigen Genußmittel für alle Bevölkerungsklassen geworden, daß an seiner Preisbildung jeder Haushalt interessirt ist. Auch unterscheidet dieses Genußmittel sich insofern von anderen, als der Zucker einen erheblichen Nährwerth besitzt, also für die Volksernährung sehr gut nutzbar gemacht werden kann.

Die Etappen der deutschen Zuckersteuergesetzgebung bezeichnen den Weg der ganzen handelspolitischen Entwickelung in Deutschland. Während der Aera Caprivi wurde, am letzten Maitage 1891, neben einer Aufhebung der Rübenmaterialsteuer und einer Normirung der Verbrauchsabgaben, beschlossen, vom einunddreißigsten Juli 1897 an sollten die Ausfuhrprämien wegfallen. Diese Ausfuhrprämie wurde je nach der Klasse, der der Zucker angehörte, zunächst auf $1\frac{1}{4}$, 2 und $2\frac{1}{4}$ Mark festgesetzt. In den letzten Jahren vor der Aufhebung sollten die Prämien noch etwas ermäßigt werden. Die Aussicht auf Aufhebung der Ausfuhrvergütung hemmte jedoch nach 1891 nicht das Wachsthum der Rübenkultur. Wie behauptet wurde, war daran die Aufhebung der Materialsteuer

schuld, da mit ihr zugleich die Prämie auf besonderen Zuckergehalt der Rüben aufgehört hatte, so daß es nun lohnend wurde, auch in Gebieten mit geringerem Zuckergehalt zu produziren. So dehnte sich denn der Rübenbau immer weiter aus; und als um die Mitte der neunziger Jahre eine sehr günstige Ernte erzielt wurde, stand man vor dem Schreckgespenst der Ueberproduktion. Inzwischen hatte die handelspolitische Anschauung der deutschen Regirungen sich wesentlich verändert. Das System Caprivi-Marschall lag in den letzten Zügen. Nur mit Hilfe der Sozialdemokratie hatte man den rumänischen und den russischen Handelsvertrag noch durchzusetzen vermocht. Die Agrarier organisirten sich zum Kampf und gewannen größeren Einfluß auf die Regirungen. So hatte denn ein Antrag des Abgeordneten Paasche den Erfolg, daß am zwanzigsten Mai 1895 eine von der Regirung eingebrachte Novelle zum Zuckersteuergesetz angenommen wurde, die zunächst einen Aufschub in der Herabsetzung der Ausfuhrprämie vorsah. Diese Novelle war ein Wendepunkt in der deutschen Zuckerpolitik. Wie auf anderen wirthschaftlichen Gebieten, ging man auch hier mit Sturmschritten zum Protektionismus über. 1896 kam ein komplizirtes Steuergesetz zu Stande, das die Ausfuhrprämie nicht nur beibehielt, sondern verdoppelte. Die Verbrauchsabgabe für inländischen Zucker wurde auf 20 Mark für den Doppelzentner festgesetzt.

Der Deutsche hat also auf das Pfund Zucker 20 Pfennige zu bezahlen; der ausländische Zucker bezahlt 20 Pfennige Zoll, während der inländische 10 Pfennige Verbrauchsabgabe an die Steuerbehörde und dazu die Differenz zwischen der Verbrauchsabgabe und dem Zoll in der Regel an die Zuckerproduzenten zu bezahlen hat. Die Folge dieser Zollpolitik war in erster Linie eine Einschränkung des deutschen Zuckerkonsums. In Deutschland betrug der Verbrauch an Zucker auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1900 13,7 Kilo. Danach steht von allen „Kulturländern" Deutschland so ziemlich auf der niedrigsten Stufe. Amerika konsumirte im Durchschnitt der letzten fünf Jahre etwa 28, Großbritanien beinahe 40 Kilo auf den Kopf. Diese Zahlen und namentlich auch die Thatsache, daß die Produktion von Jahr zu Jahr riesig gestiegen ist, zeigen Eins schon deutlich: in Deutschland und auch im Nachbarlande Oesterreich ist der Export zur weitaus wichtigsten Angelegenheit der Zuckerindustrie geworden. Gerade die Gewährung von Ausfuhrprämien mußte ja zu einer ungesunden Ausdehnung des Exportes führen. Die von den Prämien erhoffte Wirkung blieb aus; denn bald unternahmen natürlich auch die anderen Staaten den Versuch, ihrer Zuckerindustrie mit diesem Mittel aufzuhelfen, und so wurde denn überall in den verschiedensten Formen zur Zuckerausfuhr angespornt. Auf dem Weltmarkt sank in Folge dieser Politik der Preis immer mehr. Die Konkurrenz wurde wüst und wüster. Die Folge davon war wieder, daß die Zuckerproduzenten in Deutschland und auch in anderen Ländern vom inländischen Verbraucher sich den Betrag zurückzahlen ließen, den sie auf dem Weltmarkt am Preis nachlassen mußten. Die Prämiensubvention mußte, in Verbindung mit der hohen Verbrauchsabgabe und dem hohen Schutzzoll, zur Kartellbildung förmlich reizen. In Deutschland erhebt denn auch das Zuckerkartell von dem deutschen Konsumenten auf das Pfund eine Extraprämie, die in der letzten Zeit zwischen 7 und 8 Pfennigen geschwankt hat. Jeder deutsche Staatsbürger hat also 10 Pfennige an die Steuerbehörde und 7 bis 8 Pfennige an das Kartell zu zahlen, wenn er ein Pfund Zucker verzehrt. Die Herren vom Zucker-

kartell mußten sich aber sagen, daß eine so rasch vermehrte Zuckerproduktion nicht lange mehr unterzubringen sein würde. Man besann sich jetzt, namentlich, weil seit dem amerikanischen Zuckerkrieg die Produktion der Vereinigten Staaten übermächtig vorherrschend zu werden drohte, auf die Vorzüge des inneren Marktes. Die dabei angewandten Mittel waren wieder sehr charakteristisch für die Art, wie man am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland nationale Wirthschaftpolitik treibt. Man dachte zunächst daran, den Zucker als Soldatenration einzuführen. Die Idee ist an sich, wegen des hohen Nährgehaltes des Zuckers, gar nicht übel. Um diesen Nährwerth ins hellste Licht zu rücken, mußte man so oft wie möglich für den Zucker Reklame machen. Schon am vierten März 1899 wurde in der Deutschen Tageszeitung auch von dem bekannten Agrikulturchemiker Professor Maercker auf die Mittel hingewiesen, die den inländischen Zuckerkonsum heben könnten. Auf der Liste der „kleinen Mittel" stand da „die Einführung des Zuckers in die Ration der Soldaten, die Beseitigung des Saccharin-Unfuges und die Abschaffung des Theezolles." Auch wurde in diesem Artikel verlangt, man solle Zucker in größeren Mengen denaturiren, um ihn als Schweinefutter verwenden zu können, und dieser denaturirte Zucker solle die selbe Prämie erhalten, wie wenn er exportirt worden wäre. Angesichts der ungeheuren Konsumkraft Deutschlands scheint mir der Ausweg, einen Theil der Zuckerproduktion zur Viehfütterung zu verwenden, im höchsten Maße bedenklich; er erinnert an das Verfahren der mittelalterlichen Handelsherren, die, um die Preise hoch zu halten, ganze Schiffsladungen Pfeffer ins Meer versenken ließen.

Maercker empfahl einen höheren Kornzoll, damit die Getreideproduktion wieder rentabel werde, der Landwirth also nicht Rüben zu bauen brauche und die Ueberproduktion von Zucker verschwinde. Darüber wäre höchstens zu reden, wenn seit dem Wachsen der Rübenkultur die Anbaufläche für Brotfrucht zurückgegangen wäre. Da sie aber größer geworden ist, kann man die schlechte Rente des Kornbodens wohl kaum als die Ursache der Zuckerplethora bezeichnen.

Als großes Mittel wurde in der Deutschen Tageszeitung empfohlen: Verzehrsteuer und Prämien für Zucker aufzuheben, um dem inländischen Markt eine größere Kaufkraft zu schaffen, und sich von der immer schwieriger werdenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt zurückzuziehen. Dieser Weg ist aber bisher nicht eingeschlagen worden. Das Zuckerkartell hat vielmehr willkürlich die Preise diktirt und bei dem Versuch, den deutschen Konsumenten zu schröpfen, all die Mittel benutzt, an die uns die moderne Kartellpolitik gewöhnt hat. In einem vom siebenundzwanzigsten Oktober 1900 datirten Schreiben des Kartells heißt es: „In der heutigen Beirathssitzung wurde beschlossen, von den Kartellfirmen einen Revers des Inhaltes einzufordern, daß sie sich verpflichten, künftig mit Personen, die Geschäfte in unkartellirtem Zucker abschließen oder vermitteln oder in anderer Weise den Bestrebungen des Kartells entgegenarbeiten, Geschäfte in Zucker oder Melasse nicht mehr zu machen. Die Kartellfirmen sollen aufgefordert werden, von diesem Beschluß ihrem Kundenkreis ungesäumt Mittheilung zu machen." Diese skrupellose Politik erregte namentlich den Zorn der Unternehmer, die zur Herstellung ihrer Fabrikate Zucker brauchen. Dem Verbandstag deutscher Chokoladenfabrikanten wurden am zwanzigsten April 1901 Abwehrmaßregeln gegen das Zuckerkartell vorgeschlagen; man dachte sogar an die Gründung eigener Zuckerfabriken.

Dieser Bewegung hatten sich in letzter Zeit auch die Händler der Kolonialwaarenbranche angeschlossen; noch vor ein paar Wochen haben allein aus Sachsen, Brandenburg, Hannover und Ostpreußen 821 Kolonialwaarenhändler sich bereit erklärt, die Gründung von Zuckerfabriken auf genossenschaftlicher Basis zu unterstützen.

Dem Elend der Prämienpolitik soll nun die brüsseler Zuckerkonferenz ein Ende machen. Alle dort vertretenen Staaten haben sich verpflichtet, direkte oder indirekte Prämien auf die Erzeugung oder die Ausfuhr von Zucker bedingunglos abzuschaffen. Ferner soll der Ueberzoll — nämlich der Zoll, der den zur Kompensation inländischer Verbrauchsabgaben nöthigen Betrag übersteigt — auf höchstens sechs Francs ermäßigt werden. Die Bestimmungen des Vertrages sollen am ersten September 1903 in Kraft treten. Dadurch würden die deutschen Verhältnisse etwas gebessert; die hohe Verbrauchsabgabe bleibt aber einer großen Ausbreitung des Zuckerkonsums hinderlich. Immerhin ist, als die Beschlüsse der Konferenz bekannt wurden, der Zuckerpreis an den belgischen und französischen Börsen beträchtlich gesunken. Die kartellirten Zuckerfabriken sind natürlich wüthend und in ihrem Organ, der „Deutschen Zuckerindustrie“, las man: „Werden diese Beschlüsse Gesetz, so ist der deutschen Zuckerindustrie und hauptsächlich den Rüben bauenden Landwirthen ein Schlag versetzt, von dem sie sich in vielen Jahren nicht erholen werden.“ Auf den selben Standpunkt hat sich die landwirthschaftliche Centralgesellschaft in Böhmen gestellt; Prinz Friedrich Schwarzenberg nannte die brüsseler Beschlüsse „eine geradezu katastrophale Erscheinung.“ Die böhmischen Landwirthe fordern ein Uebergangsstadium und, als Entschädigung, eine „Herabsetzung der Steuerleistung der landwirthschaftlichen Bevölkerung.“

Das Organ des deutschen Zuckerkartells hat aber in seiner Wuth auch behauptet, unsere Regirung sei in Brüssel nur scheinbar auf die Vorschläge Frankreichs und Englands eingegangen. Die Ratifizirung der Beschlüsse hänge ja vom Reichstag ab und es werde der Regirung ganz angenehm sein, wenn ein ablehnendes Votum sie von einer lästigen Verpflichtung befreie. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde diese Insinuation schroff abgewehrt und gesagt, es sei taktlos, in einem deutschen Blatt die eigene Regirung vor dem Ausland der Doppelzüngigkeit zu beschuldigen. Ganz unverdient aber ist der Vorwurf nicht; Graf Bülow hat in der inneren Politik den Ruhm rückhaltloser Aufrichtigkeit jedenfalls noch nicht erworben. Auch ist einstweilen nicht abzusehen, wie die Regirung die brüsseler Beschlüsse im Reichstag durchsetzen will; oder rechnet sie mit der Möglichkeit, die nächsten Wahlen könnten ihr eine antiagrarische Mehrheit bringen? Uebrigens wird auch die Zuckerpolitik anderer Regirungen in den Parlamenten auf Schwierigkeiten stoßen. Doch darf man nicht vergessen, daß selbst viele Zuckerindustrielle — erst neulich wieder im berliner Kaiserhof — ihre Stimme gegen das unsinnige Prämiensystem erhoben haben. Fallen die Ausfuhrprämien wirklich, dann ist es möglich, ohne Schädigung der Reichsfinanzen die inländische Verbrauchsabgabe um den Betrag herabzusetzen, der bisher nöthig war, um die Prämien zu bezahlen. Jedenfalls wird es interessant sein, zu sehen, ob die vernünftigen brüsseler Beschlüsse nicht nur auf dem Papier stehen bleiben und ob in Belgiens Hauptstadt die Diplomatie greifbarere Resultate erreichen wird als im Haag auf der Friedenskonferenz. Plutus.

Großherzog und Genosse.

„In seiner leutsäligen Weise nahm der Großherzog mitten unter den Sozialdemokraten Platz. Der Abend verlief in jeder Hinsicht zu allgemeiner Befriedigung."

Großherzog: Guten Abend, Herr Abgeordneter. Gestatten Sie, daß ich mich ein Bischen zu Ihnen setze? Man sieht sich so selten ...

Genosse: Bitte. Der Stuhl ist frei.

Großherzog: Danke. Und die Unterhaltung mit mir kompromittirt Sie hoffentlich nicht vor der Fraktion und den Wählern?

Genosse: I bewahre. Ich habe ja schon im Reichstag gesagt, daß ich kein Flegel bin und einer höflichen Frage nie die Antwort schuldig bleibe. Sie haben Ihren Beruf, ich meinen. Und wir schätzen jeden gelernten Arbeiter.

Großherzog: Sehr liebenswürdig ... Sie treiben Ihr Metier, wenn ich so sagen darf, wohl viel länger als ich, haben also mehr Erfahrung.

Genosse: Eigentlich doch nicht. Ich habe Maschinenbauer und Schlosser gelernt, trat dann in die Bewegung und wurde in Offenbach Redakteur. Mein Blatt wurde unter dem ... Sozialistengesetz verboten. Ich machte einen Kolonialwaarenladen auf und bin erst seit 90 Inhaber einer Buchdruckerei.

Großherzog: Höchst interessantes Lebensschicksal. Und nun vertreten Sie hier und in Berlin mein treues Volk. Ja ... Aber diese „Bewegung", von der Sie sprachen, hat, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, doch den Zweck, Unsereinem die Möglichkeit der Berufsausübung zu nehmen?

Genosse: Ach nein. Wir haben von Marx gelernt, daß die Gewalt der persönlichen Initiative in der Weltgeschichte nie weit gereicht hat.

Großherzog: Ganz Ihrer Meinung. Dieser Herr Marx ist offenbar ein anschlägiger Kopf. Namentlich in unserer Position. Alles wird ja in Berlin ...

Genosse: Natürlich. Und überhaupt: wir schätzen das Individuum nicht so furchtbar hoch. Der ganze ideologische Ueberbau könnte zusammenfallen und die ökonomischen Verhältnisse, auf die es allein ankommt, blieben trotzdem unverändert. Ob Sie Kaiser oder Großherzog, Präsident oder Kommerzienrath heißen: uns ists schließlich gleich. Für uns sind Sie eben der Schirmherr der organisirten Ausbeuter. Sie können nicht anders. Die Kapitalistenklasse verlangt es von Ihnen.

Großherzog: Hm ... Cigarette gefällig?

Genosse: Danke; bin noch versehen.

Großherzog: Ich freue mich, so ungemein verständige Ansichten von Ihnen zu hören. Mein Schwager, der Zar, hat mir schon oft erzählt, die Plauderstunden mit Ihrem Parteigenossen Millerand hätten ihm viel Vergnügen gemacht. Sie wissen ja: Niki ist ohne Vorurtheil. Neuerdings aber höre ich von meinen Räthen, in Frankreich, Spanien, Italien sei die gemäßigte Richtung zurückgedrängt und eine — wie soll ich sagen? — ja .. revolutionäre Agitation ..

Genosse: Das stimmt. Damit aber haben wir nichts zu thun. In den romanischen Ländern sind eben die Marxisten noch nicht zur Herrschaft über die Massen gelangt. Auch in Spanien nicht. Genosse Iglesias und seine Leute können nichts machen. Eine Sekte, die eigentlich nur in Bilbao Anhang hat. Die Drahtzieher

sind Anarchisten, unsere Todfeinde. Die wollen offenen Kampf gegen Thron und Altar, gegen Monarchie, Bourgeoispräsidium und Kirche und glauben noch an das Allheilmittel des Generalstrike. Olle Kamellen. Mit denen ist schon Bakunin hausiren gegangen. Von Dem stammt die Sache. In Spanien sind fast alle Gewerkschaften bakunistisch. Und seit das Sprichwort von der anarchie sans adjectif ausgegeben ist, haben die bürgerlichen Republikaner sich zu einem Bündniß mit den Anarchisten bereit erklärt. Ueberall, wo Bakunin gehaust hat, geht seine Saat jetzt auf.

Großherzog: Merkwürdig. Man erfährt doch nie Exaktes. Mir wurde vorgetragen, die Propaganda gehe von Ihren Parteigenossen aus.

Genosse: Selbstverständlich. Sonst wären wir ja nicht die berühmten vaterlandlosen Gesellen, unwerth, den deutschen Namen zu tragen. Und so weiter. Glauben Sie und Ihre Kollegen denn wirklich noch immer, daß Sie je die Wahrheit zu hören kriegen? Nein. Die gekrönten Häupter mögen sich beruhigen. Mit den Rückständigkeiten, die bei den Romanen noch in der Mode sind, hat Marx längst aufgeräumt.

Großherzog: Das ist ja sehr schön. Und dieser Herr Marx hatte also ein besseres Rezept? Was empfahl er Ihnen denn?

Genosse: Die Entwickelung abzuwarten.

Großherzog: Aha. Und die sah er ganz genau voraus?

Genosse: Bis aufs Tüpfelchen. Der Mittelstand verschwindet. Der größere frißt den kleineren Kapitalisten auf. Die Idee des Kapitalismus widerlegt sich selbst. Wenn die erdrückende Mehrheit des Volkes von ihren Arbeitmitteln getrennt und expropriirt ist, hat der Umsturz der Gesellschaftordnung keine Schwierigkeit mehr. Die paar Expropriateure, die dann noch übrig sind, werden eben auch expropriirt und die Stunde des Proletariates schlägt. Bakunin wollte die Kultur vernichten, Marx sie erhalten und erhöhen. Es wäre Unsinn, in den ökonomischen Prozeß einzugreifen. Das kann kein Mensch. Die Entwickelung arbeitet für uns.

Großherzog: Ja. . Und diese Entwickelung wird nach menschlicher Voraussicht noch eine Weile brauchen, bis sie ans Endziel gelangt?

Genosse: Danach fragen wir nicht mehr. Wir haben eingesehen, daß solche Frage unwissenschaftlich ist. Uebrigens ist uns das Endziel nichts, die Bewegung Alles.

Großherzog: Wie denn? Eine Bewegung hat doch nur einen Zweck, wenn sie ein bestimmtes Ziel zu erreichen hofft. Was die Franzosen piétiner sur place nennen, ist auch eine Bewegung, kann Ihnen aber keinen Nutzen bringen.

Genosse: Herr Großherzog, Sie sollten in unsere Versammlungen kommen. Bei Bier und Tabak — danke; jetzt nehme ich gern eine — läßt sich Das nicht so leicht auseinandersetzen. Daß wir aber vorwärts kommen, müßten doch Sie gerade einsehen. Hatten Sie früher Sozialdemokraten in Ihrer Ständekammer? Und wenn Alles glatt geht, kriegen wir im Reichstag siebenzig Mandate.

Großherzog: Sehr möglich. Und dann?

Genosse: Dann? . . Dann sind wir doch ein Stück weiter.

Großherzog: Sicher. Nur . . . Viel wird auch dann nicht verändert sein, denke ich mir. Die Mehrheit bekommen Sie nicht. Denn da Sie gegen das Kapital sind, müssen Sie alle Leute, die noch irgend welches Kapital besitzen oder bald zu erwerben hoffen, gegen sich haben. Und mir sieht es nicht so aus, als sollte es nächstens nur noch Milliardäre und Proletarier geben.

Genosse: Nächstens gewiß nicht. Wer denkt daran? Unsere Leute brauchen

ja auch Zeit, um sich für die Leitung der Produktion vorzubereiten. Inzwischen organisiren wir uns immer besser, schulen die Massen politisch und begnügen uns einstweilen, mit unserer wachsenden Macht der geängstigten Regierung und Bourgeoisie kleinere oder größere Konzessionen abzutrotzen.

Großherzog: Meistens wohl kleinere; solche, die jeder Vernünftige gern bewilligt und die Ihnen die „Entwickelung" — ich gebrauche Ihr Wort — auch ohne Ihr Zuthun gebracht hätte. Die Frage ist nur, ob die Massen damit zufrieden sein werden. Verzeihen Sie: ich verstehe von diesen Dingen ja leider blutwenig. Da wir aber mal gemüthlich bei einander sitzen ... Ich meine, der Moment muß kommen, wo die Massen fragen, ob dem Aufwand der Ertrag, den schweren Opfern die Summe des Erreichten entspricht. In England weiß ich ein Bischen Bescheid. Da ist doch, ohne politische Organisation, für die Arbeiter viel mehr erreicht worden als bei uns; in manchen Kommunen herrschen sie, haben entscheidenden Einfluß auf die Verkehrspolitik und Hoffnung, eines Tages alle Schankwirthschaften an sich zu reißen. Daran ist hier noch nicht zu denken. Die Entwickelung wird es ja bringen; sicher. Aber mir scheint eben, dazu bedürfe es nicht einer Kraftanstrengung, wie Ihre Politik sie seit Jahrzehnten von der Masse verlangt. Sie haben den Leuten doch mehr versprochen als etwas höheren Lohn, etwas kürzere Arbeitzeit und bessere Behandlung.

Genosse: Was wir versprochen haben, wird zur rechten Zeit erfüllt werden. Auch die Mühlen der kapitalistischen Gesellschaft mahlen langsam. In England wäre man längst weiter, wenn die Webbs und Bernhard Shaw nicht das große Wort führten. Unsere Leute sind geduldig und wissen, daß von heute auf morgen nichts zu erreichen ist. Politische Leidenschaft plagt sie nicht. Sie warten ruhig die Entwickelung ab und geben sich zur Zielscheibe für kleinkalibrige Gewehre nicht her. Das könnte den großen Herren freilich passen, uns aber nicht nützen. Hand aufs Herz, Hoheit: würden Sie sich etwa durch eine Revolte einschüchtern lassen?

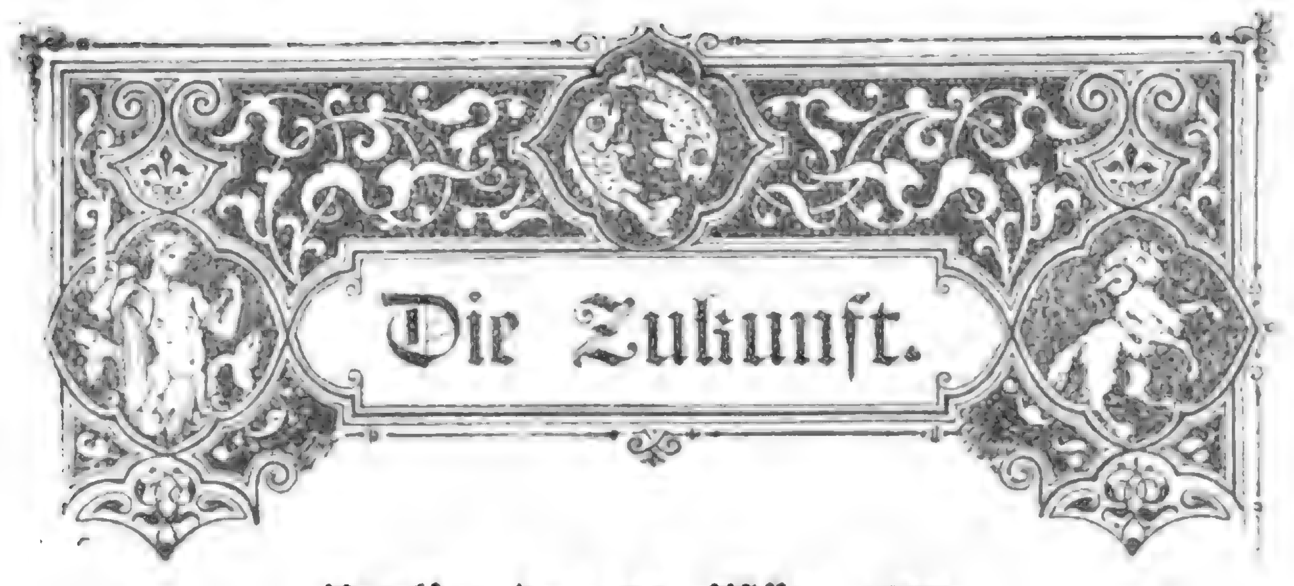
Großherzog: Ich? Natürlich nicht ... Das heißt ... Unter keinen Umständen. Immerhin ... Sie sprechen von der geängstigten Bourgeoisie, der man Konzessionen abtrotzen könne. Ja: wird die Angst noch sehr lange vorhalten? Wenn Sie in so ungemein verständiger Weise erklären, daß Sie sich einzig und allein auf die Entwickelung verlassen und nicht mal im Traum mit dem Gedanken spielen, ein gewaltsamer Eingriff in die Rechtsordnung sei heutzutage noch möglich? Der Bakunin scheint ja ein übler Herr gewesen zu sein. Aber — wir reden ja rein theoretisch, nicht wahr? — die Menschen hat er wohl ganz gut gekannt; namentlich die reichen und mächtigen. Vielleicht besser als der jüdische Herr, auf den Sie so große Stücke halten. Sehen Sie: alle Politik besteht doch aus Machtfragen. Und wer, statt seine Macht zu gebrauchen, sich blind auf eine wirthschaftliche Vorsehung verläßt, Der ...

Genosse: ... steht auf dem Boden der Wissenschaft und giebt sich mit romantischer Ideologie nicht ab. Sie, Herr Großherzog, tragen — verzeihen Sie das Wort — noch die Eierschalen der bürgerlichen Gesellschaft mit sich herum. Sie sind im Grunde genommen, der radikalste Zusammenbruchspolitiker.

Großherzog: Theoretisch, bitte! Aber es war mir ein Vergnügen ...

Genosse: Ganz auf meiner Seite. Wenn wir uns heute auch noch nicht verständigen konnten. Mit reaktionären Bakunisten kann ich nicht paktiren. Doch will ich den schwarzen Fischer bitten, Ihnen die wichtigsten Parteischriften zu schicken. Dann werden wir einander im nächsten Jahr schon um eine Strecke näher sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 22. März 1902.

Palmarum.

Bethania war, als in Judäa der römische Prokurator herrschte, ein stilles Dörfchen am Ostabhang des Oelberges; fünfzehn Stadien nur von Jerusalem entfernt, auf der von Jericho in die Hauptstadt führenden Römerstraße. In der düsteren jerusalemitischen Wüstenei war dieses Fleckchen eine Oase. Feigenbäume, Oliven und Palmen labten den auf weiten Strecken dürren Steinbodens ermüdeten Blick; und in Cedernwipfeln nisteten Taubenschwärme. Aus den engen Mauern der Priesterstadt, die er nicht lieben, in der er nie heimisch sein konnte, schritt Jesus gern hinauf in die Einsamkeit. Zwei der neuen Lehre zugethane Schwestern hausten da, die geschäftige Martha und Maria, die gläubig vertrauende Schwärmerin; mit ihnen Simon der Aussätzige und Lazarus, den des Galiläers Wort aus den Grabtüchern ins Leben gerufen hatte. Im Kreis dieser einfältigen Freunde war gut ruhen; kein Sektenstreit noch Parteienhader störte den Frieden. Und waren, beim Nahen der Nacht, der Worte genug gewechselt, dann lauschte das Auge sinnend dem Schweigen großer Natur. Das Tote Meer und den Jordan sah es von der helleren Höhe; und vom Gipfel des Moria leuchtete das Dach des Tempels herüber. Wie aus Schnee und Gold gethürmt, glänzte der Heilige Hügel, wenn die Sonne schied, wenn sie nach der Weltwanderung wieder dem Osten aufstieg. In fahler Dämmerröthe lag da Jeruschalajim, die Stadt des starren Gesetzes, die längst keine Stätte des Friedens mehr war. Und Jesus, der von dort oben mit einem Blick den mühvollen Weg seines Erlebens umfassen konnte, mochte in Bitterniß

oft der schlimm belohnten Versuche denken, die Kinder der stolzen Schläferin um sein Wollen zu sammeln, wie die sorgliche Henne die Küchlein vor dem Sturm unter schützende Flügel birgt. Umsonst. Am Jordan hatte es angefangen; und drüben saß Kaiphas bei Kerzenschein wohl noch in Hanans Haus und Beide sannen, wie sie leicht und sicher des Volksverführers ledig würden ... Den Ort solchen Denkens lehrt die Gewohnheit lieben. Leise, als zöge ein zärtliches Sehnen sie zur Mutter ihrer Lebenskräfte hinab, bebten die Palmenzweige im Abendwind; zärtliche Andacht schaute aus dem Auge der kleinen Gemeinde zu dem Meister empor; und zärtlich gurrten sogar die Tauben, die aus der Hand des milden Mannes ein Körnchen pickten. Hier war gut ruhen. Hier mußte Einem wohl sein, der den Armen gesendet ward. Bethania: Das ist in Israels Sprache das Haus des Armen.

Auch während des letzten Aufenthaltes im Judäerland hat Jesus im Haus des Armen gerastet. Zögernd nur hatte er, der die Heilige Stadt seit achtzehn Monaten mied, sich auf die Reise gemacht. Doch die Gefährten, die Jünger drängten, wie immer die im Glauben noch Neuen thun: nicht in der Stille, unter leicht geworbenen Galiläern, nein, auf Jerusalems offenem Markt nur, im Herzen der feindlichen Welt, könne er sein Werk krönen, müsse er zeigen, was die Kunst des Menschenfischers vermag. Bald eilte der Ruf des Thaumaturgen, des Heilands der Elenden, der sich den gesalbten Sohn Gottes zu nennen wage, weithin durch die Gegend und wider den Feind überlieferter Ordnung waffnete sich der Haß der herrschenden Priesterfamilien. Schon war das furchtbare Leitwort konservativer Staatsraison gesprochen: „Eines Menschen Tod ist besser als eines ganzen Volkes Verderben.“ Schon war den Häschern befohlen, den Rabbi von Nazareth, wenn er dem Tempel nahe, zu fahen. Noch einmal, in den ersten Wochen des Jahres 33, rettete Jesus sich in die Einsamkeit der Wüste. In Ephron lebte er ungefährdet, bis das Passahfest und mehr noch das Gefühl zu erfüllender Pflicht ihn gen Jerusalem lockte. Vielleicht war die Spröde, deren Sünde zum Himmel schrie, diesmal dem Heil zu gewinnen. Die Jünger waren des Sieges, der greifbaren Nähe des Gottesreiches gewiß. Ernst aber schritt, gesenkten Hauptes, der Meister in ihrer Mitte und trüber denn je vorher klang seine Rede. Sonntag, am neunten Nisan, als er unter sich die Stadt sah, in die er einziehen sollte, grüßte er sie mit heißen Zähren. In Bethphage, einer von vielen Priestern bewohnten Vorstadt, bestieg er die Eselin, die ihm die Jünger losgekoppelt hatten; so sollte, hatte Zacharias prophezeit, zur Tochter Zion in Sanftmuth ihr König kommen. Die herbeigelaufenen Galiläer spreiteten

ihre schönsten Gewänder auf den Rücken des Thieres, daß der Sitz des Herrn würdig sei. Andere deckten den Weg der Eselin mit Festkleidern und Palmenzweigen. „Das Volk aber, das voranging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids! Gesegnet, Der da kommet im Namen des höchsten Herrn!“ Der so Gefeierte aber betrachtete nur das Innere des Tempels und ging in der Dämmerung dann hinauf nach Bethania.

Nichts ward von dieser Nacht, der letzten vor der hebdomas nigra, uns berichtet. Saß die Gemeinde, bis der Morgen graute, beim Mahl? Lehrte der Meister sie kommende Seligkeit demüthig tragen? Wurde ihm gar der Stadtklatsch, das neuste Pfaffengespinnst vorgesetzt? Keine Legende weiß davon zu melden. Immer nur hören wir wieder, aus Wort und Geberde des Galiläers habe tiefe Trauer gesprochen. So war er während der ganzen Reise gewesen, sollte er bleiben bis zum letzten Röcheln auf Golgatha. Die Schatten des Todes, dessen Nahen er ahnte, verdüsterten seine Seele. Ihn täuschte der Hosiannaruf nicht, nicht der Palmengruß rasch begeisterter, rasch beschwichtigter Massen. Die Menschenfurcht vor dem letzten Lebensmorgen stimmte ihn traurig. Alle sagen es, von den Synoptikern bis zu den Rationalisten; Renan sogar, der sonst ein feinerer Psychologe ist, sieht in dem unruhvollen Trübsinn seines Helden une sorte d'agonie anticipée. Und Keiner fühlte, wie klein solche Darstellung Den erscheinen läßt, der als Bringer der froheſten Botschaft, als der Könige König gepriesen wird.

Jeder darf, da die Legende schweigt, selbst sich den Weg in das Räthsel dieser Nacht suchen. Und wer weiß, ob eines Tages uns nicht eines Dichters Mund, so eindringlich, daß wirs wie uralte Schriftverkündung glauben, sagt, daß zwischen dem neunten und zehnten Nisan 33 auf Bethanias Höhe, im Haus des Armen, erst die letzte, schwerste Entscheidung fiel?

... Am vierten Tage danach stand Jesus vor Hanan. Als Gefangener ward er dem greisen Inquisitor vorgeführt, ohne dessen klugen Rath Kaiphas, sein Eidam, nicht handeln wollte; und Evangelien und Talmud lehren uns, daß der Galiläer als mesith, als Verführer der Frommen, angeklagt war. Das würde in unserer Gerichtssprache heißen: er war beschuldigt, den Umsturz der Staatsreligion geplant zu haben; und da die Verdachtsmomente hinreichend schienen, war die Festnahme beschlossen worden. Das Verfahren war in solchem Fall einfach. Zwei falsche Zeugen und zwei brennende Kerzen genügten. Die Strafprozeßordnung forderte die Ueberführung durch den Augenschein: also mußten die Kronzeugen den Angeschuldigten deutlich sehen. Sprach er, der sich unbelauscht wähnte, ein übel auslegbares Wort,

so forderten sie bündigen Widerruf; weigerte er den, so schleppten sie ihn vor das Tribunal, das auf Steinigung zu erkennen hatte. Der Talmud berichtet, daß dieses Verfahren auch gegen Jesus angewandt wurde. Er hat nicht widerrufen. Sein Blick blieb ruhig. Als Hanan ihn verhören will, verweigert er jede weitschweifige Aussage; öffentlich habe er gelehrt, nie sein Denken und Wollen mit des Geheimnisses Schleier bedeckt, und wer seine Tendenz kennen wolle, brauche nur die Schüler, die Gemeinde der Hörer zu fragen. Der alte Hanan wird mit dem Stolzen nicht fertig und schickt ihn zu Kaiphas. Die gedungenen Zeugen sind da. Der Galiläer hat den Tempel geschmäht. Das schon aber ist nach Israels Gesetz Gotteslästerung. Der Angeklagte versucht keine Rechtfertigung; er schweigt, — und der Sanhedrin verurtheilt ihn mit Stimmeneinheit zum Tode. Doch erst durch des Prokurators Spruch kann das Urtheil rechtskräftig werden. Abermals wird der Gefangene weitergeschleppt: im Prätorium soll er sich vor dem Statthalter des Imperators verantworten. Wieder schweigt er. Pontius Pilatus wäre froh, wenn er diese jüdische Sache, die ihn nicht interessirt, unblutig erledigen könnte. Einen Schwärmer braucht man doch nicht gleich hinrichten zu lassen; am Ende kanns dem versteinernden Judenpack, auf das der Römer mit Ekel herabschaut, nicht schaden, daß gegen ihren starren Buchstabenglauben mit des Geistes Waffen Einer zu fechten wagt. Und der junge Rabbi gefällt dem Pontius. Er möchte ihn retten, ihn, unter dem Vorwande der Unzuständigkeit, zu Antipas schicken oder, nach der Passahsitte, begnadigen lassen. Endlich aber muß er nachgeben, weil der Angeklagte selbst jede Beihilfe versagt. Das von den Priestern bearbeitete Volk fordert die Gnade für einen anderen Jesus, der den Zunamen Barrabas trägt. Ringsum heult die Wuth: Kreuziget ihn! Und der Römer muß hören, er sei ein lauer Diener des Caesar Tiberius, da er den Judäergeist zur Empörung treibe, um einen Menschen vor Strafe zu schützen, der sich erfrecht habe, mit dem Titel eines Königs der Juden zu prunken. Schon einmal war Pontius in Rom angeschwärzt und vom Kaiser gerüffelt worden; eine zweite Anklage konnte ihn seine Stellung kosten. Und wenn Jesus sich wirklich den König der Juden nannte .. Im Reich des Imperators darf es keinen anderen König geben. Das Märchen vom Königstitel war schlau ersonnen, um den Römerzorn zu schüren. Der mesith mußte nach dem Gesetz gesteinigt werden; nach römischem Recht starben Sklaven, Diebe, Banditen am Kreuz. Wenn Jesus die schändende Römerstrafe erlitt, war der Nimbus seines Namens nicht mehr zu fürchten, schien er, dem doch nur jüdischer Haß den Untergang bereitet hatte, von den Römern als ge-

meiner Verbrecher gerichtet. Pontius war schwach. Er ging in die Falle. Alles aber, was er vermochte, ohne sich selbst bloszustellen, hatte er für den Angeklagten gethan. Der wollte nicht Gnade, nicht Aufschub der Urtheilsvollstreckung. Er schwieg. Vor Hanas, vor Kaiphas, vor Pontius Pilatus. Ein Wort, eine Regung der Reue konnte ihn retten. Er schwieg. Handelt so Einer, dem die Furcht vor dem letzten Lebensmorgen das Herz beben läßt?

An der jerusalemitischen Stadtgrenze hatte ihn, am neunten Nisan, die Rachsucht emfangen. Sein Maß war längst voll. Die Frommen vom Schlage des harten Joseph Kaiphas fühlten, daß sie ihn der Sicherheit ihrer Macht opfern mußten. Und der Triumph von Bethphage steigerte ihre Wuth, lehrte sie zugleich aber auch erkennen, daß sie es nicht mehr mit einem armen Schächer zu thun hatten, den man geräuschlos würgen könne. Die Passahtage sollten ruhig verlaufen. Wer aber bürgte dafür, daß einem Manne, dem Knaben und Greise, Jünglinge und Weiber Festgewande und junges Grün unter die Füße breiteten, nicht in Schaaren Helfer erstanden, wenn die geistliche Obrigkeit den Arm nach ihm reckte? Mit solchem Manne wird der kluge Politiker, so lange ers irgend vermag, stets gern paktiren. Und in den Häuptern der alten Hohepriestergeschlechter lebte ein starker politischer Instinkt. Das Alles hat Jesus gewußt. Er konnte noch zurück, noch, gerade jetzt, mit dem Feind seinen Separatfrieden schließen. Sein Fuß wankte nicht, aber seine Wimper war feucht. Fürchtete er den Tod? Dem schritt er bewußten Sinnes ja aufrecht entgegen. Nein: sich selbst nur konnte er fürchten, die innere Stimme, seines Weges Ziel und seines Werkes Vollendung.

Er wahr zu ehrlich gegen sich selbst, um sich nicht schuldig zu fühlen,— schuldig im Sinn seiner Ankläger. Deren Glauben sann er ja wirklich Vernichtung, deren Tempel war ihm kein Heiligthum und Alles fast, was sie lehrten, dünkte ihn frevler Aberwitz. Dennoch: ihr Glaube war von den Vätern ererbt, ihr Tempel von inbrünstigem Erinnern geweiht, in ihrer Lehre lebte der süße Friede alter Gewöhnung. Wie neu, wie fremd klang dagegen sein Ruf! Wohl wußte er, daß er die Wahrheit brachte. Doch auf ihre Art war diese wimmelnde Menschheit im ehrwürdigen Wahn glücklich gewesen. Sollte er sie aus diesem Glück aufscheuchen? Durfte ers, auf die Gefahr, daß ihre verkrüppelte Sittlichkeit in das hohe Richtmaß nicht paßte und die Wachen heulend und zeternd dem Erlöser bald vorwürfen, er habe ihnen das Alltagsbehagen, die kleinen Freuden schmutzigen Schachers geraubt? Nicht immer macht das Ueberraschende Glück. Wer eines ganzen Volkes Geist neu kleiden will, mag sich sehr ernstlich prüfen, ehe er die alten Gewänder, die mürb

und fadenscheinig waren, doch vor bitterster Kälte schützten, in Fetzen reißt; sonst kanns ihm begegnen, daß sein angepriesener Stoff nicht reicht und nackte Blöße dem schlechten Schneider die vom Frost gekrümmten Finger entgegenballt. Solche Prüfung stimmt den Sinn nicht heiter. Noch war es Zeit. Alles konnte Sektirerspiel bleiben. Erst wenn die Lehre bis ans qualvolle Ende gelebt war, wenn das Blut des Menschensohnes sie gedüngt hatte, war ihr unwiderstehliche Macht über Menschenherzen gesichert. Trauernd sah das Auge des Galiläers die Menge, die seines Reitthieres Pfad mit Feiertagskleidern pflasterte, und kein Lächeln dankte aus seinem Blick dem Segensruf. Hosianna! Gieb ihm Heil! .. Ach, er bedurfte des Heils. Und nirgends leuchtete, im engen Thal, seiner Sehnsucht nach Klarheit ein Licht.

Auch im Tempel nicht. Mitten im Kerzenschein blieb seine Seele finster. So schritt er, wie oft in Bedrängniß, nach Bethania hinauf.

Da lag die entschlummernde Stadt. In üppiger Sünde entschlief sie; bald kam ja das Fest der Reinigung: bis dahin durfte man getrost Schuld auf Schuld häufen. Der Geizhals zählte den Wucherschilling. Der Priester überlegte, ob seine Macht auch nicht bedroht sei, und spann, wenn er sich nicht ganz sicher fühlte, neue Ränke gegen den ungeberdigen Geist. Auf heißem Lager paarten sich trunkene Leiber. Und hoch über Allem thronte schrankenlos die Gewalt des Caesar Augustus. Ein ganzes Volk war hier geknechtet; und in diesem Volk wieder ein Theil des anderen Sklave. Denn Die da in Höhlen hausten, weit hinten, wo der letzte Lichtschein verglomm, hatten an all der Herrlichkeit keinen Theil, durften nur den Unrath wegräumen, den die Lustjagd der Reichen auf Markt und Straße zurückließ. Spät sanken sie auf ihr hartes Bett und standen im Tagesgrau wieder zur Arbeit gerüstet. Oft hatte ers von der Höhe geschaut. Nie so nah, mit solchem Auge nie wie in dieser Nacht. Hosianna! Gieb ihm Heil! .. Diesen nahm er ja nichts, gab er wirklich nur Heil. Mühsälig waren sie und beladen gewesen ihr Leben lang und er sah sie an Zahl doch die Stärksten. Ein großes Erbarmen beschlich des Unruhvollen Herz; des Zweifels zuckende Flämmchen verloschen und klar lag, ob am Himmel auch kein Gestirn glänzte, vor ihm der Weg. Er durfte ihn bis ans Ende gehen. Für das Gewimmel da unten, dessen Seufzen in Ost und West widerklang, war der Befehl, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, eine Freudenbotschaft. Und trog sein Gedächtniß nicht, so hatten nur Diese ihm mit Palmenzweigen gewinkt, ihr Feierkleid auf den Weg gespreitet.

In der Frühe nach dem Palmensonntag ging er hinab, den Tempel zu säubern, schritt er aus dem Haus des Armen sicheren Fußes nach Golgatha.

✝

Deutsche Soldaten in Feindesland.*)

Drei Kriege hat Preußen seit der Niederwerfung Napoleons des Ersten zu führen gehabt; alle drei hat es, fast ausschließlich in Feindesland, siegreich ausgefochten. Das Verhalten zu Personen und Eigenthum, die unser Heer dort vorfand, ist nur aus Anlaß des dritten, des deutsch-französischen von 70/71, Gegenstand lebhafterer Erörterung geworden.

Im Kriege gegen Dänemark war im Wesentlichen das kerndeutsche Schleswig-Holstein Kampfplatz und Okkupationgebiet. Fanatismus, Volkserhebung, Ausschreitungen der Einwohner kamen kaum vor. Das Heeresaufgebot hielt sich in mäßigem Umfange, den Bedürfnissen der Truppen konnte fast immer auf geordnetem Wege genügt werden. Sogar zwischen den feindlichen Heeren selbst war die Erbitterung nicht so stark wie in anderen Kriegen. Die Briefe des Generals von Goeben, der damals eine Brigade kommandirte, bieten das Bild eines gesetzlich-friedlichen Lebens, das, nur unterbrochen durch die eigentlichen Gefechte, während längeren Verweilens im gleichen Quartier geradezu ins Idyll übergeht: tägliche Krokettpartien des Generals mit der Wirthsfamilie.

1866 waren die ins Feld gerückten Heere unvergleichlich stärker. Aber auch damals trafen die Preußen nicht nur auf dem jetzt reichsdeutschen Kriegsschauplatz, sondern auch in Oesterreich eine deutsche Bevölkerung, konnten sich überall sprachlich leicht verständigen, hatten selbst gegenüber den czechischen Elementen mit Bethätigung von Nationalhaß — damals — kaum zu rechnen, standen nur organisirten Heeren gegenüber. Vor Allem verhinderte die kurze Dauer des Krieges für das außergefechtliche Verhalten ein stärkeres Zurücktreten der Friedensgewohnheiten und die Lockerung strikter Ordnung.

Anders im Kriege gegen Frankreich. Da sind die Franzosen hinterlistiger Tücke, die Deutschen der Gewaltthätigkeit gegen Personen und Sachen, der Entwendung von Kostbarkeiten, des Plünderns, Sengens und Brennens, der unberechtigten und unnützen Grausamkeit beschuldigt worden. Proteste und Leugnen haben nicht viel genützt.

Leider fehlt es, trotz der Fluth von Schriften über den Krieg, an wirklich treuen, plastischen Schilderungen des Kleinlebens. Wie der deutsche Soldat im Durchschnitt sich, namentlich außerhalb des Gefechtes, gegen Personen und Sachen verhielt, in welchem Umfange Ausschreitungen vorkamen, ist weder aus den großen geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Werken noch aus den Berichten einzelner Truppentheile noch aus den Veröffentlichungen individueller Erlebnisse klar zu ersehen. Das scheint

*) S. „Zukunft" vom 23. November 1901: „Humanität im Kriege."

erstaunlich, da Tausende gebildeter Leute den Krieg mitmachten. Doch bleibt die Zahl Derer, die gut beobachten und schildern können, immer beschränkt. Ein großer Theil der Offiziere, namentlich der höheren, stand auch im Felde, insbesondere sobald das Kantonnementsleben wieder anfing, dem intimeren Mannschafttreiben ziemlich fern. In der Erinnerung haben sich gar bald die schärferen Konturen verwischt; ein Helldunkel pietätvollen Gedenkens breitete sich über das ganze Bild. Einen Hang zum Idealisiren findet man nicht gar zu selten für diese Dinge auch bei den fähigsten und erfolgreichsten Offizieren. Sonst wäre die Behauptung des Kriegsministers von Goßler nicht zu begreifen, daß der Krieg dem gemeinen Mann eine „tiefere, ernstere, sittlichere Lebensanschauung" giebt. Das mag bei vielen Gebildeten und einzelnen Ungebildeten zutreffen, die der Kampf fürs Vaterland über sich selbst hinaushebt. Der großen Masse löst der Krieg viele Bande frommer Scheu. Das hat auch 1870/71 die nüchterne Erfahrung bis zum Frieden und nachher gelehrt. Der schlechte Kerl wird noch schlechter, der leichtsinnige noch leichtsinniger, der träge entwöhnt sich der stetigen Berufsarbeit, Alle sind geneigter als sonst, dem Augenblicksgenuß zu fröhnen. Natürlich verwandelt sich der Durchschnitt nicht aus harmlosen Leuten in bestialische Wütheriche; sie thun ihre Pflicht, aber sie sehnen sich nach Hause und befinden sich besten Falles in der Stimmung des Reiterliedes aus Wallensteins Lager, die doch eine „tiefere, ernstere, sittlichere" nicht ist und nicht sein soll. Von dem mannichfachen Schmutz, den das Kriegsleben aufwirbelt, ist der Reine und Edle geneigt, den Blick abzuwenden. Deshalb findet man davon wenig auch in den sonst so schätzbaren Feldbriefen von Rindfleisch, der damals Obergerichtsrath und Landwehr-Offizier war und als Direktor im Justizministerium starb. Wie treu schildern sie aber die Sorgen und Freuden des Tages für Mannschaft, Subaltern-Offizier und Compagnie-Führer, das Verhalten des Einzelnen bei Strapazen, Hitze, Kälte, Hunger, Durst, Elend, Luxus, Schmausen und Zechen. Wie rührend das Bild des preußischen Musterbeamten (im guten Sinn): ohne jede Eitelkeit auf sein Können in der militärischen Gastrolle und doch Bedeutendes in und außer dem Gefecht leistend, voll stolzen, todesmuthigen Patriotismus und doch nie Weib und Kind daheim vergessend, Monate lang in ernst-freudig gehobener Stimmung, mild gegen die Fehler des Kameraden, die der kluge Mann wohl bemerkt. Und die ganze Tragikomik des neuspartanischen Beamtenthumes von dazumal weht Einen an bei den Klagen, daß wegen Reinfalls beim Pferdekauf von den ungeheuren Kriegsemolumenten des Premierlieutenants weniger nach Hause geschickt werden kann, bei der brieflichen Berathung mit der Gattin über eine neue Hose.

Vielleicht das Beste und Gerechteste über das Verhalten der Deutschen

gegen Personen und Sachen in Feindesland hat Gustav Freytag geschrieben, der dem Stabe des Kronprinzen angehörte. Der Plan der „Ahnen“ ist ihm damals aufgegangen. Seine unter den „Politischen Aufsätzen“ von 1870 bis 73 zu findenden Artikel zeigen, auf die Gegenwart angewendet, die Gabe des treuen Beobachters und plastischen Gestalters, den die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ uns Allen lieb gemacht haben. Er kargte nicht mit dem Lobe, aber er mahnte doch, die Gewissen lauter und die Hände rein zu wahren, schon um des eigenen Volkes willen, dessen besten Theile verwildern könnten. Gleich ihm wird jeder wahrheitliebende Augenzeuge neben viel Licht auch den Schatten nicht vergessen dürfen.

Die Verschiedenheit gegenüber den früheren Kriegen beruhte zunächst auf den ungeheuren Ziffern der Kombattanten. Vom Juli 1870 bis Ende Januar 1871 haben Hunderttausende deutscher Soldaten als Feinde auf französischem Boden geweilt; im März 1871, zur Zeit der größten Effektivstärke, betrug die Zahl über 600 000; später blieb noch Monate lang ein starkes Okkupationheer. Allerdings wurden nur fest organisirte Soldatenkörper aufgestellt; der Rahmen von Linien-, Reserve-, Landwehr-, Ersatz-, Garnison-Truppen war so weit, daß er Alles umfassen konnte, was irgend waffenfähig war. Deutschland blieb frei von Invasion; immerhin zeigten sich auch bei uns, für die beabsichtigte Küstenvertheidigung, einige Ansätze allgemeiner Bewaffnung; und von oben her wurde dafür sogar die Parole ausgegeben: „Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen.“ Blieben auch unsere Feldarmeen ungebrochen in Haltung und Mannszucht — sie wurden sogar innerlich immer stärker —, so erlitt doch ihre Verpflegung und Bekleidung nothgedrungen manche Stockungen. Der Winter wurde ganz ungewöhnlich streng und erzeugte dadurch besondere Bedürfnisse. Die gegenseitige Unkenntniß der Sprache schuf viele Mißverständnisse und Schwierigkeiten. Die französischen Heere waren bald durch die unaufhörlichen Niederlagen demoralisirt; sie haben notorisch im eigenen Lande geplündert. Sie wurden dann vernichtet. Unaufhaltsam drangen die Deutschen in den reichen, hoch kultivirten Bezirken vor; die Ortschaften wurden zum Theil von der Bevölkerung verlassen. Neben den neuzubildenden Heeren wurde die levée en masse versucht, die ein Zwitterding zwischen Freischaaren und Volksbewaffnung schuf und den Unterschied zwischen Kombattanten und friedlichen Einwohnern verwischte. Es bildeten sich Gruppen von mehr oder minder lockerem militärischen Gefüge und Habitus, die gegenüber stärkeren Trupps auseinander liefen, kleinere oder Einzelne überfielen, heute die Uniform, morgen die Bluse des Bauern trugen. Mit allen Mitteln wurde der Nationalhaß bei Männern und Frauen entflammt und zum — mindestens passiven — Widerstande gegen alle Anordnungen des Feindes aufgereizt. Daß in der Presse die aus-

schweifendsten Vorschläge hervortraten, bis zur absichtlichen Infektion der Deutschen mit ansteckenden Krankheiten, ist nicht erstaunlich. Aber auch von offizieller Seite kam es zu Aufforderungen, wie der des Präfekten der Côte d'or: „Es ist nicht nöthig, daß Ihr in Masse versammelt und offen Euch dem Feinde widersetzt; mögen nur jeden Morgen unauffällig drei oder vier entschlossene Männer ihr Dorf verlassen, sich verbergen und ohne Gefahr auf die Preußen schießen; Prämien und öffentliche Belobigungen sollen solche heroische Thaten belohnen."

Die Gegenwirkung auf deutscher Seite blieb nicht aus. Befehle und Proklamationen der Oberkommandos versuchten, den Kreis der als Soldaten zu behandelnden feindlichen Gruppirungen scharf zu umgrenzen. Es wurde Uniformirung verlangt, mindestens Kennzeichnung durch untrennbare Abzeichen auf Schußweite, sogar, daß jeder Einzelne durch einen an seine Person gerichteten Befehl zu den Waffen gerufen, in die Listen eines von der Regirung organisirten Corps eingetragen sei. Andere sollten nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, wurden wohl auch mit vieljähriger Zwangsarbeit bedroht. Ein paar Hundert sind erschossen worden, die sich als Civilpersonen gaben und verrätherisch deutsche Soldaten überfallen, Eisenbahnen beschädigt, der französischen Seite militärische Dienste geleistet hatten. Ortschaften, von denen aus oder in denen Dergleichen verübt war, wurden mit Geldstrafen oder anderen Lasten belegt, in schweren Fällen, deren vielleicht fünfzig vorgekommen sein mögen, auch wohl zum Theil niedergebrannt. Die Androhungen gingen noch weiter; so kündigte anfangs Oktober in Beauvais ein offizieller Anschlag Brandlegung an für den Fall der Nichtauslieferung von Waffen und eines Ueberfalles in den Quartieren.

Wo das deutsche Militär seine Anforderungen nicht an französische behördliche Organe richten konnte, weil solche nicht vorhanden waren oder sich nicht willig zeigten, da mußten die Bewohner und deren Habe direkt in Anspruch genommen werden für Quartier, Verpflegung, Vorspann u. s. w. Das brachte dem Anschein, aber auch der Sache nach manche Härte mit sich, die sonst vermieden wäre. Zum Theil waren die Klagen allerdings kindisch; noch jetzt, nach dreißig Jahren, erklingen solche Lamentationen selbst in Schriften, die objektiv sein wollen. Die Brüder Margueritte (in Les Tronçons du Glaive) scheinen es als barbarische Roheit zu betrachten, daß deutsche Offiziere, die aus blutigen Schlachten, Schmutz und Kälte in ein Schloß kamen, sich nicht wie Jungfräulein auf Logirbesuch aufführten, nicht auf Filzsocken umherschlichen, ihre Pfeifen zu rauchen, ihre Abende fröhlich beim Wein zuzubringen, sogar von dem in Menge vorhandenen Champagner zu fordern wagten. Eben so, daß die miteinquartirten Mannschaften sich nicht des selben Respektes wie die dortigen Dienstleute gegen Personen und Sachen befleißigten.

Mit solchem Standpunkt läßt sich nicht rechten. Nicht minder unsinnig aber ist es, den Deutschen einen Vorwurf daraus zu machen, daß dem Schloßherrn, nachdem er schon unendlich viel hergegeben hat, seine letzten Wagen und Pferde abrequirirt werden. Und doch wird dadurch im Roman die Katastrophe herbeigeführt; der Geschädigte, der sich bisher friedlich benommen hat, legt sich gegen die deutschen Soldaten in den Hinterhalt. Wie naiv, zu meinen, daß das gewaltige, im Felde nie voll zu befriedigende Bedürfniß nach Fuhren zurückstehen soll gegen die Rücksicht auf den Eigenthümer eines Luxusstalles! Während zwei große Nationen mit Gut und Blut um ihre Weltstellung ringen, Tausende von blühenden Leibern hinschlachten lassen, Milliarden an Geld hingeben! Ganz andere Opfer mußte die friedliche Bevölkerung bringen. Sie mußte darben, Obdach und Kleidung entbehren, das Feld unbestellt und das Vieh unversorgt lassen, wenn das militärische Bedürfniß es gebot. Ganz selbstverständlich sind solche Opfer in Tausenden von Fällen gefordert und geleistet worden.

— —

August 1870: Ein Regiment hat die Grenze überschritten, bekommt noch die Gräuel des verlassenen Schlachtfeldes von Wörth zu Gesicht, wird in der Nähe einquartirt. Ein Unteroffizier kommt auf Wache in ein Nonnenkloster; dort, wie im ganzen Dorf, werden die Einwohner genau wie im heimischen Manöver behandelt; Essen und Trinken liefert die Truppe, die Quartiergeber schütten Stroh in die Stuben. Der Wachthabende benimmt sich wie ein gebildeter Mann; allmählich zeigen sich statt der ältlich-bäurischen Magd einige Nonnen, mit denen über die zu treffenden Einrichtungen verhandelt wird. Bald folgt ein langes Geplauder mit der Oberin, das Kloster erweist seine Gastlichkeit mit Kaffee, Weißbrot, Butter, Wein, auf die Erde gelegten Betten, die eine Wache eigentlich nicht benutzen darf. Die Soldaten scheiden aus dem Quartier wie in Deutschland; kein barsches Wort ist gesprochen, nicht für einen Pfennig entwendet, nichts ohne Anfrage benutzt, nichts beschädigt. Aehnlich gestaltet sich das Verhältniß auch in den nächsten Quartieren. Im eigentlichen Frankreich freilich macht sich der Gegensatz der Nationalitäten schon mehr geltend. Der müde Soldat muß sich zuweilen abends erst mit den Wirthsleuten herumärgern. Einzelne Häuser sind aus thörichter Furcht verlassen. Niemand weist ihn zurecht. Nach Truppenmärschen von vierzig Kilometern über Berg und Thal, von der Augustsonne beschienen, von Gewitterregen durchnäßt, mit schwerem Gepäck, endlich einige Ruhestunden vor sich, kommt man abends vor verschlossene Thüren. Da hat man weder Zeit noch Lust, den Feldwebel, den Hauptmann, den Maire, den Schlosser aufzusuchen: man schlägt die Thür ein, rafft Stroh und Betten zusammen, wo man sie findet, und kocht sein Essen mit dem ersten besten Material, das

zum Feuern gebraucht werden kann. Von oben her wird noch immer streng auf legale Ordnung gehalten. Eines Spätabends wird die Truppe durch lauten Lärm aus der Ruhe gescheucht; der Oberst schilt auf der Dorfstraße umher, als ob ein Mord verübt sei: in einem leeren Hause hatten die einquartirten Leute die Thür des Weinkellers erbrochen, sich und einige Kameraden versorgt; ein furchtbares Strafgericht wird gehalten. Wenn man sich vier Wochen später diesen Vorfall zurückruft, versteht man die Aufregung gar nicht mehr. Was an Nahrung- und Genußmitteln in verlassenen Häusern zu finden ist, kommt jetzt unzweifelhaft den Einquartirten zu Gute. Größere Weinlager werden gemeldet; es wird wohl ein Posten dazu gestellt, aber nicht, um sie für die Franzosen zu bewahren, sondern, um die Vertheilung unter die Soldaten geregelt vorzunehmen. Auch das herumspazirende Federvieh gilt nicht mehr als völlig sakrosankt. Als aber ein blutdürstiger Major, auf einem großen Hof ungastlich behandelt, sämmtliche Hühner töten und den Mannschaften geben läßt, wird diese ungewöhnliche Hunnenthat viel besprochen und mit deutscher Gründlichkeit auf ihre ethische Berechtigung untersucht. „Barbarische Raubsucht" kehrt sich nicht immer nur gegen den Landesfeind. Die bessere Lebensweise der eigenen höheren Stäbe erregt Kritik und Neid. Beim Durchtreiben von für das Divisionkommando bestimmten Schweinen verschwindet ein Exemplar dieser lange entbehrten Spezies. Einige Korporalschaften, aber auch die Offiziere essen statt des toujours mouton einmal Schweinebraten. Die peinliche Untersuchung bleibt resultatlos.

Noch immer wird, wo ein Eigenthümer zur Stelle ist, von den Einzelnen regelmäßig bezahlt. Manche épiciers und aubergistes, die ihre Lokale offen halten und Vorräthe heranzuziehen verstehen, machen ausgezeichnete Geschäfte mit den durchziehenden oder verweilenden Tausenden. Aber man fängt auch an, reglementwidrig zu requiriren. Die Compagnie kommt abends in eine Stadt; unerwartet wird ein Ruhetag befohlen. Es ist die höchste Zeit, das Schuhwerk in die Kur zu nehmen; was irgend schustern kann, soll von Morgengrauen an arbeiten. Da ist nicht Zeit für den Instanzenzug; der Hauptmann schickt einen Unteroffizier mit sachverständigen Hilfskräften in geeignete Läden. Der nimmt Leder, Nägel u. s. w. in erwünschter Reichlichkeit und unterschreibt seine Quittungen mit N. N., caporal, par ordre du capitaine de la Xième u. s. w. Wir wollen hoffen, daß trotz der Unregelmäßigkeit die Forderungen von der französischen Regirung später honorirt worden sind.

Auch an Fleisch, Mehl, Kartoffeln, Fourage fehlt es manchmal. Größere Requisitionen werden von der Generalität angeordnet. Einzelne Offiziere und Mannschaften erlangen Ruf als erfolgreiche Requisiteure. Bei

einem Regiment ein Lieutenant, sonst Assessor, behäbig gutmüthiger Typus. Sieht man näher zu, so bestehen seine Mittel, um verborgene Schätze hervorzulocken, in einigen Flüchen, die er für französisch hält, Drohungen d'emmener le maire, und, als ultima ratio, ein paar eigenhändigen Schüssen nach der Kirchthurmspitze. Man hat erkannt, daß jede Gelegenheit benutzt werden muß, den entkräfteten Leuten neben dem Nothwendigsten auch Abwechselung zu bieten, Genußmittel zu liefern, Tabak, Cigarren, Wein; das Marketenderwesen war im Allgemeinen, wie Freytag richtig sagt, „erbärmlich". Man schläft im Nothfall auf dem nackten Felde, eine Brigade zum Beispiel in der Nacht zum dritten September auf frisch gedüngtem; aber man verlangt Betten statt des Strohes, wo man sie haben kann. Das militärische Interesse erfordert nicht nur, daß das Heer nicht geradezu verkomme, sondern, daß es möglichst behaglich, dadurch frisch und in guter Stimmung erhalten werde.

Heute stößt man auf vernünftige, willige, morgen auf unverständig trotzige Einwohner. Heute braucht der Mann den Kolben, um eine Thür einzuschlagen, eine Drohung zu verstärken oder auch durch einen Stoß in den Rücken zu bethätigen, morgen schaukelt er die Kinder des Quartiergebers auf dem Schoße, kauderwelscht freundschaftlich: „Guerre malheur pour vous, pour nous", hilft bei der Viehwartung und liebäugelt mit dem Ackergeräth. Junge Mädchen werden den Leuten möglichst aus den Augen gehalten. Brutalitäten gegen das weibliche Geschlecht können nur verschwindend selten vorgekommen sein, sonst hätte man mehr davon gehört.

Man langt vor Paris an, die Cernirung beginnt. Sechs Tage außer Schußbereich von den Forts, zwei Tage im Vorort auf Granatschußweite, zwischen diesen einen Tag auf eigentlichen Vorposten; so wird die Arbeit zugetheilt. Auch das am Weitesten zurückliegende Kantonnement wird ziemlich dicht belegt; ein großer Theil der Häuser ist ausgeräumt und unbewohnt. Es gilt, sich für die Wintermonate möglichst wohnlich einzurichten. Ein Unteroffizier zieht mit großen Leiterwagen aus, um seine Compagnie zu versorgen. Je näher heran an Paris, desto prächtiger die Villen, zum Theil voll Möbel, die Ortschaften verlassen und mit Spuren der pariser Geschütze. Da werden kleine Oefen, Sprungfedermatratzen, Bettstücke, Decken, Stühle, Tische, Küchengeräth u. s. w. aufgeladen. In einer Speisekammer steht Eingemachtes, einige Weinkeller sind gefüllt; man läßt diese Kostbarkeiten nicht verkommen, man ladet sie auf. Kommt man dann als Repli oder Vorposten in solche Ortschaften, so werden die Gartenmauern zur Vertheidigung eingerichtet, Schießscharten ausgebrochen; Zäune, Gartengewächse, Spaliere, Fenster und Möbel müssen dem Vertheidigung=, Alarm=, Raumbedürfniß geopfert werden. Die Luxussachen halten den Griff und Tritt des Mus=

ketiers nicht aus. Zerstörung und Schmutz nehmen überhand. Man wird auch gleichgiltig dagegen und unterläßt die Schonung Dessen, was offenbar der Vernichtung geweiht ist.

Wer jetzt aus der belagerten Stadt heraus, wer aus der friedlichen Heimath herkommt und die einst schmucken und eleganten Villen sieht mit zerschlagenen Fenstern, Möbeln, Spiegeln, beschädigten Kaminen und Fußböden, zertretenen Beeten, voll Unrathes, Der sagt leicht: Hier hausen Barbarenhorden. Was würde er erst sagen, wenn er im vorderen Alarmquartier Boule-Tischchen, ja, prächtig illustrirte Faublas-Ausgaben ins Kaminfeuer wandern sähe! Der Winter ist gekommen mit ungewöhnlicher Kälte, kein Brennholz, keine Kohlen sind in diesen Ortschaften mehr aufzutreiben, auch die Zaunpfähle und alle gröberen Holzmöbel sind aufgebraucht. Granaten summen um die Häuser; nebenan hat heute eine eingeschlagen, ein Dutzend Musketiere getötet und verwundet. Leute, die man vor wenigen Stunden noch frisch und gesund sprach, sieht man mit abgeschlagenen Beinen liegen, die Knochenstümpfe hervorragend. Jeden Augenblick kann das Gefechtssignal ertönen. Unthätig hat man vierundzwanzig Stunden zuzubringen. Da soll der Soldat frieren aus Rücksicht auf Möbel und Bücher? In den ersten Dezembertagen wird das Regiment an eine andere Seite der Hauptstadt zur Verstärkung geholt; Stunden lang dauert der Marsch auf den spiegelglatt gefrorenen Wegen, kein Offizier bleibt auf dem ausgleitenden Pferde. Nun liegt die Truppe bei der grimmigen Kälte bewegunglos auf offenem Felde, Stunde auf Stunde verrinnt, nichts im Magen, zu sehen nur die Toten und Verwundeten, die aus den vorn kämpfenden Massen zurückgebracht werden. Es wird dunkel; halb erstarrt fragt man bang: Rücken wir ein für die Nacht? Ohne Erlaubniß werden einige Feuer angezündet, aber der Feldherr selbst wettert über die Eigenmächtigkeit und läßt sie auslöschen; der Feind soll die Aufstellung nicht sehen. In der elften Stunde dürfen im nächsten Dorf einige Häuser belegt werden, aber gefechtsbereit, Kopf an Kopf. Steinfußböden, nicht ein Bett oder Stuhl, geschweige eine Lagerstätte. Ein Unteroffizier entdeckt in einer Ecke einen schmierigen Sack, kriecht mit einem Musketier hinein und verbringt so die Nacht. Und die kalten Dezembernächte in erster Vorpostenlienie, auf ein paar hundert Meter Entfernung vom Feinde, wo der Wachthabende von einem Doppelposten zum anderen läuft, beständig Patrouillen abschickt und empfängt, mit Händen und Füßen die Leute unaufhörlich wachrütteln muß, damit sie sich nicht der einschläfernden Macht der Kälte hingeben, — sind sie doch für rechtzeitige, nicht um eine Minute unnöthig verspätete Alarmirung von ein paar tausend Kameraden verantwortlich! Kommt man dann totmüde und verklammt wieder unter Dach und Fach, so ist man wenig geneigt, lange nach einem Stück Brennmaterial,

nach einer weniger kostbaren Waschschüssel, einer weniger eleganten Kochstelle zu suchen. Und die Reste eines Salons verwandeln sich in eine Trümmerstätte. Auch andere Bedürfnisse hat die Kälte hervorgebracht. An Shawls, warmen Tüchern, Schlafdecken schleppt die Truppe bei den kurzen Märschen innerhalb der Cernirung Unglaubliches mit sich herum. Drei, vier Herren- oder Damenhemden werden übereinandergetragen, wollene, baumwollene, seidene Strümpfe mit den Fußlappen; an solchen Dingen bieten die Villen reichen Vorrath. Eine Glaceelederfabrik liegt verlassen und zum Theil zerschossen in der Vorpostenlienie: Alles läßt sich aus dem dort lagernden Material zum Schutz gegen Kälte und Nässe die Stiefelschäfte bis hoch hinauf verlängern; nützt es nicht viel, so sieht es doch martialisch aus.

Das Alles dient dem Bedürfniß oder doch dem Behagen des Tages. Aber auch Anderes wird nicht liegen gelassen. Unabweisbar drängt sich die Meinung auf, die Sachen in diesen verlassenen Heimstätten seien herrenlos; Monate lang dehnt sich die Belagerung aus. Wo weilen die Eigenthümer? Werden sie je zurückkehren oder in Paris umkommen? Täglich kann Artilleriefeuer oder ein großer Brand Alles zerstören; unkontrolirbar fluthen Tausende hindurch. Da werden die luxuriösen Toilettegegenstände neugierig durchkramt, lachend benutzt, zur Vorweisung an Kameraden mitgenommen, verdorben. Kleinere Pretiosen werden „gerettet"; Bilder werden aus dem Rahmen genommen und „gerollt". Thoren bepacken sich auch mit größeren Gegenständen, die sie doch beim Abmarsch wegwerfen müssen. Hin und wieder findet man wohl auch Gelegenheit zur Versendung von „Andenken" oder gar zum Verkauf an Marketender. Aber die Aneignung von Werthsachen bleibt doch seltene Ausnahme. Wurde Solches einem Offizier nachgesagt, so fand die That im Kreise seiner Kameraden überwiegend Mißbilligung. Und die gefürchteten Armeegendarmen mit dem metallenen Ringkragen passen scharf auf. Gar mancher Troßwagen muß die Beute wieder abladen. Reichthümer können nur in ganz vereinzelten Fällen nach Hause gebracht sein; und auch dann schlief die Nemesis noch nicht. Nach Jahren setzte es harte Strafe, als die Verausgabung gestohlener Werthpapiere versucht wurde.

Die Belagerer von Paris hatten es verhältnißmäßig gut. Schlimmere Entbehrungen brachten die Belagerungen von Metz und Belfort, die Märsche von Metz nach Orleans, die Kämpfe an der Loire. Röcke, Hosen, Unterzeug, Schuhwerk konnten nicht ergänzt werden, unglaublich abgerissen oder auch mit buntscheckigen Surrogaten kamen die Truppen daher. Noch stärker zeigten sich dort die Bedürfnisse des Nothstandes; der Soldat, der leben, der marsch- und gefechtsmäßig bleiben mußte, befriedigte sie, wo und wie er konnte. Unbedenklich, wo der Eigenthümer fehlte; aber auch den Anwesenden konnte die Hergabe des letzten Viehstückes in Tausenden von Fällen

nicht erspart werden. Wer sich darüber wundert oder es barbarisch findet, verwechselt den Krieg mit einem Schäferspiel.

Prüft man die Klagen, die damals und bis in die neuste Zeit über unser Verhalten erhoben werden, so findet man, daß häufig nicht sowohl die sachliche Maßregel als die Form Empörung erregt hat. Auch jetzt ließ man nicht selten Klagen über das brüske Benehmen eines englischen Befehlshabers gegen Aerzte, Pfleger, Gewerbetreibende im Transvaal, während die That selbst nach Kriegsgebrauch unanfechtbar ist. 1870/71 war es die kühle Strenge, die Reserve, das schweigende Beharren gegenüber allen Deklamationen, was unseren Offizieren verdacht wurde. La morgue glaciale des Prussiens! Manchmal mag sie unnöthig übertrieben worden sein, im Uebermuth des Siegers oder, um Vornehmheit zu markiren. Im Wesentlichen beruht der Gegensatz auf der Verschiedenheit des nationalen Temperamentes, auf den erprobten Traditionen unseres Heeres und seiner Befehlsführung; auch erforderte der Ernst und die Eile des Augenblickes nachdrückliche Entschiedenheit. Ein Unteroffizier macht in einer Vorstadt von Rheims für das Bataillon Quartier; friedlich schreibt er mit der Kreide seine „Sechs Mann", „Zwei Unteroffiziere" u. s. w. an die Hausthüren. Plötzlich wird die eine aufgerissen, ein dunkler Blusenmann stürzt heraus, mit großem Schwamm und ungeheurem Eimer, und beginnt, zu wischen. Einige Besonnene rufen: Que fais-tu, malheureux? Der patriotische Fanatiker: Je nettoie ma maison! Und mit einem Gestus! Der Unteroffizier lacht; die Sache ist ungefährlich. Rheims wimmelt von Truppen, das Fourierkommando ist zur Stelle. Bald kommt das Bataillon, der Mann erhält seine Einquartirung und hat sie nicht ermordet. Aber ein kleiner erbitterter Disput hätte ihm sicher wohlgethan. Statt Dessen Hohn! Oder bei Paris. Der Fourieroffizier kommt in einem ziemlich verschonten Vorort in eine bewohnte Villa. Madame — im Unterrock — ruft Monsieur, einen berühmten Maler. Dialog. Monsieur: „Ich bin von jeder Einquartirung befreit; hier die Bescheinigung des preußischen Generals von K. Lassen Sie mich Ihnen erzählen: Nous étions plongés dans la plus profonde misère, nous cherchions les miettes de pain dans les ordures, quand un jour un groupe de cavaliers passa par ici. A qui cette maison? demande un officier, un prince, simplement vêtu, comme sont tous vos princes. A Monsieur C. Comment, au célèbre peintre C? On m'appelle. C'est vous, le peintre C.? Oui, mon prince. Eh bien, je décrète que M. C. reste exempt de loger des militaires". Der Offizier: „Bedaure, wir sind sehr beengt, der Herr General von K. gehört einem ganz anderen Corps an; ein Offizier, zwei Pferde, zwei Mann." Morgue prussienne!

In vielen Fällen war das Verhältniß zwischen Quartiergebern der höheren Stände und deutschen Offizieren friedlich und artig. Wurde nachher und wird auch noch vielfach versucht, über die gaucherie und die schlechte Aussprache sich lustig zu machen, so konnten doch nur die Allerverbohrtesten verkennen, daß der deutsche Offizier, wenn auch national nuancirte, so doch gute Manieren hat und daß mangelhaftes Französisch ein größeres Maß von Bildung involvirt als völlige Unkenntniß irgend einer fremden Sprache, wie man sie bei den Franzosen allgemein fand. Mitunter wurde versucht, durch Liebenswürdigkeit gegen die Offiziere im Herrenhause deren Anforderungen für die Mannschaften in den Wirthschaft- und Bauern-Gebäuden herabzustimmen; hin und wieder nicht ohne Erfolg. Weit seltener, als die Fluth von schlechten Romanen und Novellen über die Kriegszeit es darstellt, ist unter der Maske von Freundlichkeit Verrath versucht worden; und nun gar die zahlreich von den Verfassern vorgeführten romantischen Konflikte zwischen Liebe und Pflicht! Voreingenommenheit gegen die Barbaren, glühender Patriotismus, Scheu vor der öffentlichen Meinung ihrer Landsleute haben die anständigen Französinnen den Deutschen 1870/71 innerlich fern gehalten, auch so weit sie äußerlich mit ihnen in Berührung kamen, was meist nach Möglichkeit vermieden wurde. Von ihrem Verhalten darf man nur mit der höchsten Achtung sprechen. Daheim soll es nicht überall eben so gewesen sein; nach dem Kriege wurde in einer preußischen Mittelstadt die Tochter eines Generals wegen ihres unvorsichtigen Benehmens gegen kriegsgefangene französische Offiziere längere Zeit gesellschaftlich boykottirt.

Viele Deutsche lernten in Frankreich mit einigem Erstaunen, daß der weibliche Theil des Volkes nicht, wie die Literatur manchmal glauben macht, aus Dirnen besteht. Aber sie lernten auch von dieser Klasse genug kennen. Die betreffenden Einrichtungen der französischen Städte waren den meisten Deutschen etwas Neues; die fremde Sprache, einige Mädchen verschönten ihnen, was im Grunde eben so gemein ist wie zu Hause; Unregelmäßigkeit und Gefahr des Kriegslebens, fern vom Einfluß sittsamer Frauen, setzten über Skrupel hinweg. Es ist peinlich, von diesen Dingen zu sprechen, aber doch heilsam und jetzt wohl an der Zeit, nachdem man so lange Jahre, zuletzt noch bei den Jubiläumsfesten, aus Pietät geschwiegen hat. Nicht blos junge Männer, nicht blos Unverheirathete, nicht blos die Grade bis zum Hauptmann aufwärts unterlagen der Versuchung. Besonders abstoßend wirkte die Offenheit, womit Derartiges betrieben wurde, die zahlreiche Anwesenheit und der ungenirte Verkehr Jüngerer und Aelterer, vieler Ehemänner, Alle natürlich uniformirt, in öffentlichen Häusern, wo auch vor der ganzen Gesellschaft schamlose Schaustellungen vorkamen. Aeußerlich anständiger verlief ein Ball, den im Frühjahr 1871 ein paar hundert Offiziere bei Paris mit

den von dort in Schaaren herausgefluthcten Dirnen veranstalteten; immerhin...! Einige collages waren weitbekannt; Mancher wird sich noch erinnern, wie die femme eines Premierlieutenants mit ihm vom Fort herunterzureiten und angetrunken unter dem Thorweg eines eleganten Restaurants durchzugaloppiren pflegte. So wirkte ein noch nicht einjähriger Krieg auf das an Material und Disziplin beste Heer der Neuzeit.

Im Ganzen darf man aber getrost behaupten, daß kein großes Heer in Feindesland sich je besser und humaner geführt hat. Man braucht deshalb nicht in leere Renommistereien einzustimmen wie die jüngst aus berühmtem Munde gehörte: „Vom Höchsten bis zum Niedrigsten sei im deutschen Heere Jeder nur von sittlichem Pflichtgefühl durchdrungen gewesen." Auch wir waren nur fehlsame Menschen und nichts Menschliches war uns fremd.

Altona. Julian Witting.



Pangermanismus in der Musik*).

Ich habe mich nicht verändert: die Welt hat sich verändert. Das sage ich im Hinblick auf Richard Wagner. Und will es begründen.

1876 konnte es heißen: die Wagnermanie ist eine verzeihliche Verirrung, die Wagnerfurcht ist eine Kinderkrankheit. Heute müßte man den Satz umkehren. Denn die Wagnerfurcht hat sich fast gänzlich verloren und die Wagnermanie hat — in Frankreich wenigstens — geradezu beängstigende Dimensionen angenommen. Die 1880 als fanatische Wagnerianer galten, werden jetzt der Lauheit beschuldigt. Zunächst könnte es scheinen, als handle es sich im Grunde nur um den alten Streit zwischen Philistern und Künstlern; doch drängt sich uns bald die Erkenntniß auf, daß der Kampf andere Motive hat.

---

*) Die Reaktion gegen Wagner, die längst zu erwarten war, hat in Frankreich jetzt begonnen Seit „Siegfried" in szenischem Prachtgewande auf den Brettern der pariser Opernbühne erschienen ist, hat man — nicht nur von Chauvinisten — häufig gehört und gelesen, der Enthusiasmus für den Wagner der Tetralogie sei zum großen Theil ja doch nur Heuchelei; im Grunde, hieß es, langweilten sich die Leute bei diesen dunklen, melodielosen Mysterien, die dem gallischen Genie so fremd seien wie einem Hellenen die Skythensitte. Sacht erst regt sich freilich der Widerwille. Immerhin ist es gerade jetzt ganz interessant, zu sehen, wie sich im Kopf eines so feinen Musikers, wie der Schöpfer von „Samson und Dalila" einer ist, die „Wagner Gefahr" malt. Nicht, wie Nietzsche, den Christen bekämpft Saint-Saëns, sondern den nationalen Künstler, dem er die fürchterlichsten germanocentrischen Pläne zuschreibt. Seine Glossen beweisen wieder, wie schwer es selbst den geistvollsten Franzosen der älteren Generation heute noch wird, sich von der Zwangsvorstellung zu befreien, Deutschland strebe mit allen Mitteln nach einer Welttyrannis, der alle anderen Kulturen sich unterwerfen müßten.

Der Philister will heutzutage nicht mehr als Philister gelten; der Bourgeois ist Künstler geworden. Er begnügt sich nicht damit, Kunstliebhaber, Kunstmäcen zu sein: er will Kunstrichter sein. Mit welchem Recht und mit welcher Sachkenntniß, kann man sich leicht vorstellen. Diese Liebe zur Kunst, die sich bei unserer Bourgeoisie in Formen äußert, wie etwa die Liebe eines Herings zur Auster, zeitigt zunächst nur eine tolle Sammelwuth, die sich auf allerhand Trödelkram und verstaubten Plunder erstreckt. Auf der Suche nach einer künstlerisch stilvollen Einrichtung greift der Bourgeois nicht nach schönen, vornehmen Möbeln von solidem Bau und fester Linienführung, die ihrem Zweck entsprechen, zu einander passen und einheitlich wirken. Nein: er nimmt, was er findet, wenn es nur etwas Außergewöhnliches, Altmodisches, Fremdländisches und Fremdzeitiges, — kurz, ein abnormes, seltenes Stück ist. Er verwendet Meßgewänder als Bettdecken, Wärmflaschen als Wanddekoration; er baut Tafelgeschirr in Rokoko-Portechaisen auf; er erleuchtet sein Schlafzimmer mit orientalischen Kirchenampeln; er setzt sich auf Holzpuffs, nicht größer als eine Hand, mit meterhohen Füßen und Schnitzereien, die Einem ins Fleisch schneiden, und bildet sich dabei ein, den allerfeinsten Kunstgeschmack zu entwickeln, nur, weil er nicht den landläufigen Wald- und Wiesengeschmack hat. Das naive, sich natürlich gebende Publikum liebt nur die Kunst seines Landes und seiner Zeit; aus einem sehr einfachen Grunde: weil es keine andere kennt. Das Verständniß für das Antike, Exotische erschließt sich nur dem Berufenen, dem Fachmann; und um als Fachmann zu gelten, stürzen sich Hinz und Kunz mit Todesverachtung in das Labyrinth der Antike und des Exotischen.

Diese erheuchelte Vorliebe für das Exotische, das Bizarre zeigt sich auch im Reich der Töne; daher der Enthusiasmus, den wir in Paris wie in der Provinz bei gewissen Musikaufführungen erleben, von denen das Publikum kein Wort und keinen Ton versteht.

. . . Ein großer Theil der Menschheit ist heutzutage in einem Geisteszustand, den ich als unheilbare Sehnsucht nach Weltbeglückung, Welterlösung bezeichnen möchte. Damit sind nicht die Genies gemeint, Menschen, die als Reformatoren geboren werden, noch auch Leute, die für gewisse Spezialgebiete maßgebende Autoritäten sind. Es handelt sich vielmehr um das vielköpfige Ungeheuer der Kunstenthusiasten, die ohne Berechtigung, mit einem durch keinerlei Sachkenntniß getrübten Urtheil, Vorträge und Brochuren über ernste, schwerwiegende Zeitfragen verzapfen und deren einziges Rüstzeug aus Schlagwörtern zusammengesetzt ist. Der Eine theilt der Zeitung ein Projekt mit, wie die Erde an allen vier Enden abzugraben und sämmtliche Flüsse der Welt auf einmal zu kanalisiren wären; ein Anderer reicht der medizinischen Akademie eine Arbeit ein, die vom Aether des Feuers, der Triebkraft des Sauerstoffs und ähnlichen Dingen handelt. Und über solche Wahnideen wird noch geredet und gestritten. Solche „Genies um jeden Preis“ giebt es in den Gebieten der Politik, der Künste und Wissenschaften; sie haben uns die Anarchisten, die Impressionisten beschert; sie bescheren uns jetzt die fanatischen Wagnerianer, die weder im Lärmschlagen noch im Tyrannisiren und Extravagiren von Jenen wesentlich verschieden sind. Richard Wagner hat sein reformatorisches Werk sehr geschickt inszenirt und alle poetisch oder musikalisch Ehrgeizigen um seine Fahne, seine Person geschaart.

In umgekehrter Form — algebraisch ausgedrückt: in umgekehrter Proportion — ist diese Manie das Schreckgespenst für jede Neuerung, das ständige Vormundschaftgericht zur Erhaltung der Menschheit, ein lächerliches Gottesgnadenthum der verbrauchten Kunstformen und Formeln, die Wagnerfurcht in der Musik.

In meinem beschränkten Unterthanenverstand dünkt mich, daß man sich vor solchen Uebertreibungen nicht genug hüten kann und zur Bekämpfung dieser Wahnideen all seine fünf Sinne zusammennehmen muß. Ich halte an der Ueberzeugung fest, daß die Kunst den Geist erfreuen, aufrichten, nicht herabziehen soll. Sie soll die Menschenseele heilsam beeinflussen, ihr heiliges Feuer soll den Geist erleuchten, erwärmen, nicht aber verzehren. Sehen wir einmal von allen ästhetischen Bedenken ab! Schon die Gefahr, die von Deutschland her droht, müßte uns eines Besseren belehren: die Gefahr, Frankreich ganz in ersterbender Anbetung der deutschen Musik versinken zu sehen.

Prophetischen Geistes sprach Victor Hugo schon 1864: „Musik ist das Losungwort für Deutschland. Gesang ist für Deutschland die Lebensluft; es lebt und webt im Liede. Wie der Ton als Ausdrucksmittel einer primären Universalsprache zu uns redet, so theilt Deutschland seine Gedanken und Empfindungen der Welt auf der harmonischen Grundlage der wunderbaren Klangphänomene mit. Aus den Wolken quillt der Regen, der die Erde befruchtet; aus der Musik quellen die deutschen Empfindungen, die die Weltseele ergreifen." Das ist in dem Shakespearebuch des großen Dichters zu lesen. Die deutsche Musik bringt uns eben nicht nur Musik, sondern das deutsche Empfinden, die deutsche Seele. Wir könnten uns nichts Besseres wünschen, wenn diese Seele dem Genius Schillers gehörte, wenn die Leier des großen Dichters mit der Harfe Beethovens zusammenklänge, um uns in unsterblichen Tönen das Lied der Freiheit zu singen, das Lied der allgemeinen Liebe und Verbrüderung.

Ist Dem so?

„Ehrt Eure deutschen Meister! Schützt Eure Künstler! Mag dann das Heilige Reich in Dunst zergehen: uns bleibt unwandelbar die heilige deutsche Kunst." So klingt der Schlußakkord in den „Meistersingern von Nürnberg." Wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, hört hier deutlich den Schlachtruf des Pangermanismus, der unserer romanischen Rasse den Krieg erklärt. Wer in Frankreich für solche Ideen Propaganda macht, mag seine Gründe haben; es wird aber wohl erlaubt sein, anderer Meinung zu sein. Es wird erlaubt sein, nicht, zum höheren Ruhme des Heiligen Deutschen Reiches, daran mitzuarbeiten, daß wir mit unserer nationalen Kultur „in Dunst zergehen".

So lange es anging, war ich bestrebt, die Kunstfrage von allen ihr fremden Fragen zu trennen. Was mir aber 1876 möglich schien, scheint mir heute unmöglich. Wer weiß? In einigen Jahren kann es wieder möglich werden. Man soll nicht verzagen; der Pangermanismus vergeht, die Kunst besteht. Die Musik als Ausdrucksmittel einer primären Universalsprache ist das Sprachrohr der Weltseele, nicht einer dominirenden Rasse.

Weil Beethoven der Weltseele zustrebte und ihr allein sang, weil seine Kunst nicht eine spezifisch deutsche, sondern eine internationale, eine allgemein menschliche Kunst war: darum bleibt er der Größte, der einzige wahrhaft Große.

Paris. Camille Saint-Saëns.



Brüsseler Zucker.

Im Deutschen Reichstag erklärte der Reichsschatzsekretär Freiherr von Thielmann neulich: Deutschland müsse sich an der internationalen Zuckerkonvention betheiligen, um die Interessen seiner Zuckerindustrie zu schützen. Einem Urtheil darüber, ob die jetzt vorliegende Konvention den deutschen Interessen wirklich förderlich ist, muß eine Betrachtung der Lage der Produktion und des Verbrauchs vorangehen. Die gesammte Zuckererzeugung betrug:

	Rübenzucker	Rohrzucker	Zusammen:	
1871	1051	1869	2920	Millionen Tonnen
1881	1898	2205	4103	"
1891	3437	3160	6597	"
1901	6841	3852	10693	"

Während also noch vor dreißig Jahren der Rohrzucker den Weltmarkt fast völlig beherrschte, hat jetzt der Rübenzucker das weitaus größere Absatzgebiet. Unter den Rübenländern nimmt Deutschland mit 2,3 Millionen Tonnen, also dem dritten Theil der Gesammtproduktion, den ersten Platz ein. Ihm folgen Oesterreich-Ungarn mit 1,3 Millionen Tonnen, Rußland und Frankreich mit je einer Million. In die letzte Million theilen sich Belgien, Holland, Nordamerika, Italien, Rumänien, Schweden. Besondere Beachtung verdient die rapide Entwickelung des Zuckerrübenbaues in den Vereinigten Staaten. Man begann die Produktion dort 1892 mit 12000 Tonnen; sie stieg 1898 auf 32000, 1900 auf 77000 und 1901 auf 150000 Tonnen. Mit diesem schnellen Steigen der Produktion hielt der Verbrauch nicht Schritt. Die sichtbaren Bestände im Weltmarkt sind heute um eine Million Tonnen größer als in den Vorjahren. Die schnelle Steigerung der Rübenzuckerproduktion wurde vor einigen Jahren noch nicht so fühlbar, weil in Folge des Aufstandes in Kuba die dortige, im Höhepunkt auf eine Million Tonnen gelangte Zuckerproduktion fast völlig zu Grunde gegangen war. Die Rübenzuckerleute trugen sich mit der angenehmen Hoffnung, es werde sehr lange dauern, bis an der Stelle einmal verwüsteter Kulturen neue Zuckerplantagen erstehen würden. Diese Hoffnung war eitel; innerhalb dreier Jahre hat das amerikanische Großkapital die Verwüstungen des Krieges beseitigt und Kuba hat heute mit rund neunhunderttausend Tonnen Produktion den früheren Höhepunkt bereits annähernd wieder erreicht. Aber auch in den anderen für die Rohrzuckerproduktion geeigneten Gebieten haben die amerikanischen Zuckerleute zu arbeiten verstanden. Sie haben die Produktion auf Hawaii, in Louisiana und Porto Rico bereits auf 700000 Tonnen Rohrzucker gesteigert. Im Jahr 1901 bezogen die Vereinigten Staaten, die einst den bedeutendsten Absatzmarkt für europäischen Rübenzucker boten, nur noch 12 Prozent ihres Bedarfes von hier.

Die Amerikaner haben bei der Hochzucht ihrer Zuckerkulturen nur dasselbe Rezept befolgt, das in den Rübenzuckerländern, insbesondere auch in Deutschland, lange Jahre hindurch angewandt worden war: prohibitiver Zollschutz und direkte staatliche Zuschüsse. Nach Deutschland konnte und kann noch heute nicht Zucker eingeführt werden. Der Zoll beträgt 20 Mark für den Doppelzentner. Und ist das Anderthalbfache des jetzigen Weltmarktpreises. Ferner wurde, so lange die Rohstoffsteuer bestand, eine als direkte Prämie wirkende Vergütung zu

Unrecht vom Staate bezahlt, — insofern zu Unrecht, als beim Export eines Zentners Zucker mehr Rohstoffsteuer zurückgezahlt wurde, als bei dem fortgeschrittenen Stande der Technik von dem Fabrikanten vorher thatsächlich an den Staat bezahlt worden war. Es ist unzweifelhaft, daß dieser gesetzliche Zustand ein Unfug war und daß damals die Zuckerfabrikanten einen ungerechten Gewinn gezogen haben; dieses Unrecht wurde aber — unter Zustimmung der landwirthschaftlichen Vertreter — längst beseitigt. Die Wirkung dieser Reform auf die materielle Lage der Zuckerindustrie, aber auch auf die Reichsfinanzen geht drastisch aus der folgenden Zahlenreihe hervor:

	Es betrug die Brutto-Einnahme aus der Zuckersteuer	davon erhielt die Zuckerindustrie beim Export	davon erhielt die Reichskasse Netto
	Millionen Mark	Millionen Mark	Millionen Mark
1871—75 jährlich	58	4	54
1876—81 „	77	27	50
1882—85 „	134	87	47
1886—87 „	142	108	34
1887—88 „	120	105	15
Nach der Reform			
1893—94 jährlich	93	11	82
1900 „	160	33	127

Ich gab diese Zahlen, um zu beweisen, daß die früher von den liberalen Wirthschaftpolitikern mit Recht gerügte falsche Steuerpolitik, an deren Existenz aber auch heute noch Viele glauben, thatsächlich längst beseitigt ist. Die jetzt nur noch gewährten niedrigen Exportprämien sind nur eine gerechte Zurückzahlung der von den Fabriken vorher thatsächlich gezahlten Betriebssteuer und ein geringer Ausgleich für die Fesselung des inländischen Verbrauchs durch eine unerhört hohe Verbrauchsteuer.

Zucker ist kein Luxusartikel, sondern ein Nahrungmittel, und zwar, ohne Steuerbelastung, jetzt das billigste aller existirenden Nahrungmittel. Die Nährwertheinheit kostet bei Fleisch dreimal, bei Brot zweimal mehr als bei unversteuertem Zucker; hier hält sie ungefähr die selbe Preislage wie in Futterkartoffeln, Kleien, Oelkuchen und sonstigen Viehfuttermitteln. Nur weil der Staat — ein beispielloser Vorgang — von diesem Nahrungmittel eine Steuer von zehn Pfennigen für das Pfund erhebt, bleibt der Verbrauch seit Jahren in den engen Grenzen von 20 bis 24 Pfund auf den Kopf; dabei ist für den deutschen Konsumenten die Ausgabe fast so hoch wie für den englischen Konsumenten, dessen Verbrauch sich bei gleicher Geldausgabe auf 80 bis 90 Pfund beläuft.

Als man der deutschen Zuckerindustrie die alten Prämien nahm, nahm man ihr nur einen ungerechten Vortheil; indem man ihr aber zu gleicher Zeit die riesige Konsumabgabe aufbürdete, legte man ihr eine eben so ungerechte Last auf und trieb sie gewaltsam auf den Weltmarkt hinaus, damit sie dort die Konsumenten sich beschaffe, denen im Heimathlande der Steuermaulkorb den Mund verschloß.

Eine ähnliche verkehrte Politik trieben auch die anderen Rübenländer;

nur dadurch stellten einige von ihnen ihre Zuckerexportindustrie günstiger, daß sie höhere Ausfuhrprämien gewährten als Deutschland. So giebt Frankreich 9 Mark für den Doppelzentner gegenüber durchschnittlich 3 Mark in Deutschland. Während so die Rübenländer unter künstlicher Behinderung des heimischen Konsums ihren Zucker auf den Weltmarkt drängten, erhielt der Rohrzucker in den letzten Jahren eine immer steigende Vergünstigung auf mehreren für ihn wichtigen Märkten. Die Vereinigten Staaten begannen schon 1897, die Wirkung der Rübenzuckerexportprämien dadurch auszugleichen, daß sie dem Grundzoll einen Zuschlag in Höhe der Prämie zu Gunsten des nicht prämiirten Rohrzuckers hinzufügten. 1899 folgten einige englische Zuckerkolonien diesem Beispiel, im vorigen Herbst schlossen die australischen Staaten sich ihm an. Jetzt steht im Parlament der Vereinigten Staaten ein Antrag zur Beschlußfassung, wonach die ganze kubanische Zuckerproduktion einen Zollvorzug von zwanzig Prozent (gleich 3,60 Mark für den Doppelzentner) künftig genießen soll. Aber auch die bis vor wenigen Jahren noch angewandte, gänzlich veraltete Technik hat inzwischen auf den meisten Rohrzuckerproduktionstätten modernen Betriebseinrichtungen Platz gemacht, so daß heute Rohrzucker für 8 Mark loco Verschiffunghafen schon mit Gewinn produzirt werden kann, während der selbe Preis loco Hamburg für den deutschen Rübenzuckerfabrikanten bereits Verlust bringt.

Als die früher erwähnten, thatsächlich ungerecht hohen Prämien dem deutschen Rübenzucker genommen worden waren, dehnte der Zuckerrübenbau sich trotzdem noch aus; er war zwar nicht mehr so lukrativ wie vorher, aber immerhin noch Gewinn bringend, denn der Weltmarkt zahlte damals noch auskömmliche Preise. Als diese später immer tiefer sanken, hatte sich zur selben Zeit die Rentabilität des Getreidebaues und die Kultur anderer Handelsgewächse so sehr verschlechtert, daß aus diesem Grunde viele Landwirthe der Rübenkultur sich zuwandten, in dem Glauben, diese sei doch wenigstens relativ einträglicher als die anderen Kulturen. Eine halbwegs wirksame Hilfe schien diesen wie den alten Rübenbauern durch die 1899 erfolgte Kartellirung der deutschen Zuckerindustrie sich zu bieten. Ich halte jede vernünftige Kartellirung für nützlich, vertrete insbesondere die Kartellirung aller landwirthschaftlichen Produktionzweige grundsätzlich. Aber ich setze dabei voraus, daß das Kartell zweckmäßig organisirt werde und eine rationelle Preispolitik treibe, die dem Produzenten einen gerechten, mäßigen Nutzen läßt und den Konsumenten nicht ungebührlich belastet. Diesen Voraussetzungen entspricht aber das deutsche Zuckerkartell nicht. Eine detaillirte Beweisführung für diese Behauptung würde hier zu weit führen; ich kann nur die Thatsache feststellen, daß das Kartell den Konsumenten ungefähr drei Mark für den Centner mehr abnimmt, als wirthschaftlich gerechtfertigt ist, während zu gleicher Zeit die Rübenbauer und Rohzuckerfabrikanten den ganzen Preisdruck des Weltmarktes tragen müssen: den ganzen Vortheil schlucken die Raffinerien. Also: auch die Kartellirung hat dem Rübenbauer nicht in dem erwarteten Maße geholfen; und so ergab sich in Summa jetzt diese Situation: Ueberproduktion an Rüben- und Rohrzucker; starke Beschränkung des heimischen Verbrauches durch unbillige Konsumsteuern; Preisdruck im Weltmarkt durch die Exportprämien für Rübenzucker; Erleichterung der Rohrzucker-Konkurrenz durch stetig verbesserte Technik und durch Einräumung einer Vorzugsstellung für Rohrzucker in wichtigen Verbrauchsgebieten.

Bei dieser Sachlage konnte man jedenfalls den Versuch billigen, eine internationale Konvention zu Stande zu bringen, durch die über sämmtliche Zuckerproduktiongebiete Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt worden wäre und die durch Beseitigung aller den Verbrauch beschränkenden Steuern für die gestiegene Produktion Absatz geschaffen hätte. Nach den vorangegangenen Verlautbarungen der deutschen Regirung müßte man glauben, daß für ihre Betheiligung an der brüsseler Konferenz diese Erwägungen maßgebend gewesen seien:

Erstens: Es ist für den deutschen Export offenbar gleichgiltig, ob Deutschland eine Prämie gewährt, diese aber durch einen entsprechenden Zuschlagszoll im Importlande wieder paralysirt wird oder ob wir die Prämie nicht geben und dafür von dem Zollzuschlag befreit bleiben.

Zweitens: Da Deutschland nicht höhere Prämien hat als irgend ein anderes Rübenland, wohl aber niedrigere Prämien als manche andere Länder, so wird — wenn alle Länder die Prämien abschaffen — Deutschland innerhalb der Gesammtkonkurrenz des Rübenzuckers im Weltmarkt künftig offenbar nicht schlechter, wahrscheinlich aber besser dastehen als jetzt.

Drittens: Wenn in allen Verbrauchsländern der Erde die den Konsum hindernden Zölle und Verbrauchssteuern fallen, dann wird der Verbrauch so schnell steigen, daß immerhin ein Weltmarktpreis sich herausbilden und dauernd befestigen wird, der hinreichen kann, auch die Rübenzuckerindustrie lohnend zu beschäftigen, selbst wenn die Technik der Rohrzuckerindustrie sich noch weiter entwickelt. Vorausgesetzt natürlich, daß auch die Vorzugsstellung des Rohrzuckers auf den amerikanischen und kolonialen Märkten beseitigt wird.

Es hat heute, nachdem die Konvention bereits vollzogen ist, keinen Zweck mehr, zu untersuchen, ob eine so gestaltete Vereinbarung trotz ihrem anscheinend ganz rationellen Gedankengang nicht dennoch Nachtheile für die deutsche Produktion bewirkt hätte. Heute kann es nur noch interessiren, festzustellen, daß die thatsächlich vollzogene Konvention in jedem Hauptpunkt ungefähr das Gegentheil Dessen enthält, was die deutsche Regirung durch ihre Betheiligung erstreben zu wollen vorgab. Das schon hätte sie stutzen lassen sollen, daß gerade England den Zusammentritt der internationalen Konferenz verlangt hatte. Englands Markt war mit Zucker aus aller Herren Länder überladen. Der hamburger Exportpreis für deutschen Rohzucker schwankte in der letzten Campagne zwischen sechs und sieben Mark pro Zentner. England selbst produzirt nicht ein Pfund Zucker; vom Standpunkt manchesterlicher Wirthschaftpolitik mußte also England frohlocken, daß die Deutschen, Russen, Oesterreicher, Franzosen so thöricht sind, den Kaffee bitter zu trinken, nur um den Engländern zu Schleuderpreisen Zucker zu verkaufen. Daß dieses selbe England nun plötzlich gegen diese Zuckerfluth einen Damm errichten wollte, mußte also von vorn herein schärfstes Mißtrauen gegen seine letzten Ziele erwecken. Des Pudels Kern war auch in der That: das bisherige manchesterliche Prinzip des Konsumenteninteresses durch das volkswirthschaftlich richtigere Prinzip des Produzenteninteresses zu ersetzen. Statt billigen Rübenzuckers soll künftig theurer Kolonialzucker den englischen Markt beherrschen. Unsere Freihändler merken gar nicht, wie sehr sie ihrer selbst spotten, wenn sie diese englische Zuckerpolitik als einen volkswirthschaftlichen Fortschritt bejubeln.

Das thatsächliche Ergebniß der brüsseler Konvention ist:

1. Ein wichtiges Exportland für Rübenzucker, Rußland, das zugleich eine hohe Exportprämie gewährt, hat sich der Konvention überhaupt nicht angeschlossen. Das Prinzip: daß aller Rübenzucker prämienlos sein, also zu gleichen Rechten künftig im Weltmarkt konkurriren solle, hat also ein ziemlich großes Loch.

2. Ein wichtiges Verbrauchsgebiet, die Vereinigten Staaten, sind gleichfalls nicht angeschlossen. Dort bleiben also neben exorbitanten Rübenzuckerzöllen zugleich die Vorzugszölle für Rohrzucker bestehen. Dadurch bleibt dieses wichtige Absatzgebiet dem europäischen Zucker gesperrt und der Rohrzucker behält einen erheblichen Vorsprung.

3. Andere wichtige Verbrauchsländer — Spanien, Italien, Rumänien, Schweden — sind zwar der Konvention beigetreten, haben aber im Artikel 6 das Recht erhalten, auch künftig sowohl direkte Produktionprämien für heimischen Zucker gewähren als auch beliebig hohe Schutzzölle auflegen zu dürfen, — und zwar so lange, wie ihre heimische Produktion den Bedarf noch nicht übersteigt, sie also noch nicht exportiren. Die Möglichkeit, in diese Verbrauchsgebiete eindringen zu können, ist dem deutschen Zucker also gleichfalls versperrt.

4. Die Hauptsache: Auch Großbritanien hat sich das Recht vorbehalten, beliebig hohe Zuckerzölle auflegen zu dürfen, und es hat sich das Recht gewahrt, das durch die Konvention den Rübenländern untersagte System der Prämiengewährung in seine selbständigen Kolonien künftig einzuführen. Das ist unbestritten. Als vorerst noch unentschieden mag man betrachten, ob darüber hinaus England nicht sogar die Möglichkeit behalten hat, im Zolltarif des Mutterlandes künftig dem Kolonialzucker eine Vorzugsstellung zu gewähren. Ueber meine Auslegung des hier einschlägigen zweiten Absatzes des Schlußprotokols ist in der Tagespresse eine Kontroverse entstanden, die, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht entschieden ist. Aber selbst wenn die von der deutschen Diplomatie angenommene Auslegung dieses Protokoltheiles sich als richtig erweist, könnte England den selben Effekt einer Sonderstellung des Kolonialzuckers auf dem Markt des Mutterlandes dennoch auf indirektem Wege herbeiführen. Es hat unbestritten das Recht behalten, in den selbständigen Kolonien beliebige Prämien gewähren zu dürfen. Wenn es also im künftigen Zolltarif des Mutterlandes einen Zuckerzoll von — sagen wir — zwölf Mark einführt, den selben Betrag aber — oder einen Theil davon — in der exportirenden Kolonie als Prämie gewährt, dann ist der deutsche Rübenzucker thatsächlich differenzirt, auch ohne daß diese Thatsache im britischen Zollgesetz geschrieben steht.

5. Damit aber Deutschland nicht nur entgangene Vortheile, sondern wenigstens auch einige direkte Nachtheile aus der ganzen Konvention zu verzeichnen habe, hat es die Verpflichtung übernommen, außer der Prämienabschaffung seinen Schutzzoll, der jetzt 10 Mark für den Zentner beträgt, auf 2 Mark 40 Pfennige herabzusetzen, damit jede künftige — auch durchaus rationell organisirte — Kartellbildung unmöglich, es dafür aber dem prämiirten englischen Kolonialzucker künftig möglich gemacht wird, sogar in das deutsche Verbrauchsgebiet einzudringen.

Diese brüsseler Konvention ist ein Monstrum. Selbst den neudeutschen Diplomaten habe ich bisher ein solches Stück nicht zugetraut, so sehr bescheiden meine Ansprüche an ihre Kunst bisher auch waren. England hat, wenn Deutschland ihm nicht zu Willen wäre, einfach mit Strafzöllen gedroht, — und vor dieser Drohung

ist man angstvoll zurückgewichen. Daß Englands Handel nach Deutschland wichtiger ist als der deutsche Handel nach England und daß deshalb auf einen groben englischen Klotz ein noch derberer deutscher Keil gesetzt werden mußte: Das beachten die deutschen Handelsdiplomaten natürlich nicht, die noch jüngst in der Zolltarifkommission mit dem ganzen Rüstzeug des Auswärtigen Amtes gegen die Einführung von Schutzzöllen für das deutsche Gärtnergewerbe protestirten „weil ein deutscher Gemüsezoll eine beträchtliche Aufregung unter den italienischen Gemüsebauern hervorrufen würde".

Ich begreife bei all diesen Vorgängen nur Eins nicht: warum Herr von Richthofen, der diese Argumentation zu Gunsten italienischer Gemüse von sich gab und jene englische Zuckerkonvention für zweckmäßig hält, deutscher Staatssekretär ist und nicht italienischer oder englischer.

Edmund Klapper.



Die Generalbilanz.

Alle großen Bankinstitute haben nun ihre Bilanzen veröffentlicht; es lohnt, sie noch einmal Revue passiren zu lassen. Man darf die Bankbilanzen nicht immer nur als Ausweis über den Status einzelner Erwerbsinstitute betrachten, sondern muß in ihnen ein Barometer sehen, von dem man den in der Finanzwelt herrschenden Atmosphärendruck ablesen kann. Als die Schatten der Krisis sich herniederzusenken begannen, waren es zunächst auch die Bankbilanzen, aus denen kundige Thebaner den baldigen Zusammenbruch der Kreditwirthschaft prophezeien konnten. Namentlich sei hier an die bedenklichen Symptome erinnert, die im vorigen Jahr die Bilanz der Dresdener Bank erkennen ließ, an ihr außerordentlich hohes Acceptenkonto und das Anschwellen des Debitorenkontos.

Inzwischen ist denn auch die große Reinigung erfolgt und wiederum verrathen diesmal die Bankbilanzen, welche Veränderungen im Wirthschaftorganismus vor sich gegangen sind. Die Abschlüsse der meisten Institute zeigen einen ganz wesentlichen Rückgang der Geschäfts- und Kreditanspannung. Zunächst sind die Accepte wesentlich eingeschränkt worden. Eine Aufstellung ergiebt folgendes Bild:

Acceptenkonto (excl. Avale).	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	55,73	61,92	+ 6
Nationalbank für Deutschland .	26,67	15,59	— 11
Berliner Bank	27,86	13,07	— 15
Darmstädter Bank	36,9	36,9	+ —
Schaaffhausenscher Bankverein .	23,—	21,9	— 1
Diskontogesellschaft	89,09	84,97	— 4
Breslauer Diskontobank . . .	21,54	14,—	— 7½
Dresdener Bank	131,—	102,—	— 29
Deutsche Bank	140,—	142,—	+ 2

Als Resultat dieser Aufstellung ergiebt sich für die zum Vergleich herangezogenen Institute eine sehr große Verschiedenheit. Die fühlbarste Abnahme zeigen: Nationalbank, Berliner Bank und besonders Dresdener Bank, also die Institute, die sich nach dem Urtheil aller sachkundigen Kritiker in den guten Tagen zu stark engagirt hatten. Die Gesammtabnahme der Accepte beläuft sich auf rund 60 Millionen Mark. Das ist im Verhältniß zur Gesammtwirthschaft nicht gerade viel. Unter dem Drang der Umstände waren einzelne Institute genöthigt, mit ihrem vorher allzu reichlich gespendeten Kreditsegen sparsamer umzugehen; doch kann man auch jetzt noch nicht sagen, daß die Kreditbasis, auf der angeblich unsere Industrie sich schon wieder zu neuen Siegeszügen rüstet, sehr gesund aussieht. Man darf eben nicht vergessen, daß wir, trotz der Zuversicht weitherziger Optimisten, noch immer in einer Krisenzeit leben, wo man so viel wie möglich mit baarem Gelde, so wenig wie möglich aber mit Kredit arbeiten soll.

Sehen wir uns nun weiter an, wie es mit den Kreditoren der Banken steht, so stoßen wir auf eine ganz ähnliche Erscheinung.

Kreditoren:	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	73,32	92,2	+ 19
Nationalbank	74,6	53,3	— 19
Berliner Bank	27,8	13,06	— 14
Darmstädter Bank	74,—	76,7	+ 3
Schaaffhausenscher Bankverein .	114,—	96,—	— 18
Diskontogesellschaft	179,—	223,—	+ 44
Breslauer Diskontobank . . .	70,74	23,—	— 38
Dresdener Bank	282,—	228,—	— 54
Deutsche Bank	530,—	629,—	+ 99

Um auf Grund dieser Aufstellung zu einem richtigen Resultat zu kommen, darf man nicht so mechanisch rechnen wie vorher. Unter den Instituten, die eine Vermehrung der Kreditoren und Depositen aufweisen, sind zwei, Diskontogesellschaft und Berliner Handelsgesellschaft, bei denen die Verhältnisse nicht normal genannt werden dürfen. Die Handelsgesellschaft hat die Firma Breest & Gelpcke, bei der sie bisher kommanditarisch betheiligt war, in sich aufgenommen und in ihre Bücher sind also die einzelnen Konten aus den Büchern dieser Firma übergegangen. Aehnlich ists bei der Diskontogesellschaft, deren einzelne Bilanzposten durch die Uebernahme der Firma Rothschild in Frankfurt a. M. beträchtlich angeschwollen sind. Die meisten der übrigen Effektenbanken aber haben einen außerordentlichen Rückgang der Kreditoren zu verzeichnen. Es wäre nun falsch, im Kreditorenkonto nur solche Gelder zu suchen, die den Banken vom großen Publikum anvertraut werden; oft sind da auch die Gelder zu finden, die sich die Banken selbst geborgt haben. Immerhin liefert aber der Blick auf die Abnahme der Kreditoren einen Maßstab für den Rückgang des Vertrauens zu den einzelnen Banken. Nach unserer Tabelle beträgt der Gesammtrückgang 143, der Zuwachs allein bei der Deutschen Bank aber fast 100 Millionen. In

einem Theil der fehlenden 40 Millionen haben wir wohl das Kapital zu sehen, das vom Publikum den Banken entzogen und zur Deckung von Verlusten und Schulden gebraucht wurde. Ein Theil der Guthaben des Publikums dürfte, ohne daß es zur Abhebung kam, mit den hohen Kursen spurlos verschwunden sein; es hatte eben Gewinne repräsentirt, die nur auf dem Papier standen. Deutlich tritt das charakteristische Moment des abgelaufenen Jahres hervor: daß nämlich das Publikum von überall her sein Geld zurückzog und in die Deutsche Bank trug. Dieser Umstand erklärt zum Theil vielleicht den heute so niedrigen Geldstand. Ohne Zweifel ist die Flüssigkeit des Geldes ein Zeichen der Krisis. Das Mißtrauen, das sich an den Fortgang der industriellen Entwickelung heftet, hindert natürlich den Kapitalisten, Industriepapiere zu kaufen. Nach alter Erfahrung verstärkt sich aber die sinkende Tendenz des Zinsfußes, sobald das Kapital sich in einer Hand sammelt, da der durch die Konzentration gekräftigte Geldgeber sich mit einem geringeren Zinsfuß begnügen kann. Im Verhältniß zu ihrem Aktienkapital hat die Deutsche Bank einen so erheblichen Theil von Kreditoren- und reinen Depositengeldern, daß sie mit ganz geringen Zinsen auf dieses riesige Kapital schon einen beträchtlichen Theil der Dividende herauswirthschaften kann. Die allgemeine Kreditlage auf Grund einer Zusammenstellung der Effekten- und Konsortialkonten zu beurtheilen, ist nicht gut möglich, da diese Konten eine Vermehrung oder Verminderung des nominellen Betrages der eigenen Effekten- und Konsortialbetheiligung nicht erkennen lassen, sondern nur ihre Werthverminderung oder — in diesem Jahr wohl höchstens in ganz seltenen Fälle — ihre Wertherhöhung. Wichtig aber ist eine Betrachtung des Wechselkontos. Da zeigt sich das folgende Bild:

Wechsel-Konto.	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	52,36	56,38	+ 4
Nationalbank	45,3	33,4	— 11
Berliner Bank	19,78	15,81	— 4
Darmstädter Bank	26,	28,	+ 2
Schaaffhausenscher Bankverein*).	—	—	—
Diskontogesellschaft	—	—	—
Breslauer Diskontobank . . .	32,05	15,5	— 16½
Dresdener Bank	150,5	109,2	— 41
Deutsche Bank	299,7	344,7	+ 45

Wir haben also auf der einen Seite eine Abnahme der Wechselbestände um 72, auf der anderen Seite allein bei der Deutschen Bank wieder eine Zunahme um 45 Millionen. Wenn man nun bedenkt, daß ein Theil der Ver-

*) Der Schaaffhausensche Bankverein führt Kassa- und Wechselbestand in einem Posten auf, so daß wir ihn hier außer Betracht lassen müssen. Das Selbe gilt für die Diskontogesellschaft, deren Bilanz überhaupt wieder den höchsten Rekord an Unklarheit erreicht hat.

mehrung des gemeinsamen Kassa- und Wechselkontos bei dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Diskontogesellschaft auf Rechnung des Wechselkontos zu setzen ist, so sieht man auch hier, daß die Geldsurrogate sich nicht wesentlich verringert, sondern sich nur von einer Bank zur anderen verschoben haben. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Reichsbank in ihrer letzten Bilanz von 1901 für etwa 50 Millionen weniger deutsche Wechsel als im vorigen Jahr aufführte. Will man nun selbst diese ganze Verringerung einer Konsolidirung unserer Kreditverhältnisse zuschreiben, so scheint mir doch die Abnahme der in der Welt herumschwimmenden Wechselverbindlichkeiten noch nicht genügend zu sein, selbst dann nicht, wenn man die Vermehrung des Baarbestandes der Reichsbank als ein allgemeines Symptom der vorhandenen Baarmittel ansehen will.

Der letzte für unsere Betrachtung wesentliche Faktor einer Bankbilanz ist das Debitorenkonto. Auch dieses Bild wollen wir betrachten:

Debitoren.	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	102,39	125,7	+ 23
Nationalbank	74,25	50,35	− 24
Berliner Bank	68,48	40,2	− 28
Darmstädter Bank	99,—	96	− 3
Schaaffhausenscher Bankverein .	161,—	136	− 25
Diskontogesellschaft	181,7	196,57	+ 15
Breslauer Diskontobank . . .	48,24	36,62	− 11
Dresdener Bank	281,3.6	224,7	+ 14
Deutsche Bank	285,2	298,7	− 56

Hier ist eine ganz außerordentliche Verminderung der Kreditgewährungen zu konstatiren. Darüber wird Niemand staunen. Die meisten Banken waren, da ihnen selbst die Gelder entzogen wurden, gezwungen, auch die Kreditgewährung erheblich einzuschränken. Als verdienstlich ist aber anzuerkennen, daß die Deutsche Bank die ihr zuströmenden Gelder nicht nur zu neuen Buchkrediten verwandt, sondern sie in leicht flüssig zu machenden Aktivkonten angelegt hat. Dadurch ist denn auch die Generalbilanz unserer Kreditwirthschaft gegen das Vorjahr etwas gebessert worden. Trotzdem ist der Eindruck noch nicht so, daß man vollkommen beruhigt in die Zukunft sehen kann. Ein Hang zu soliderer Ausgestaltung des Kreditwesens ist ja nicht zu verkennen. Soll diese Entwickelung aber zu völliger Gesundung führen, so braucht sie von zwei Seiten her Unterstützung. Zunächst müssen die Bankdirektoren klug und vorsichtig genug sein, um dem langsam genesenden Wirthschaftkörper nicht gleich wieder neue Ausschweifungen zuzumuthen. Schon in den paar Monaten des neuen Jahres scheint aber des Guten wieder zu viel geschehen zu sein. Und selbst der gute Wille der Einzelnen ist machtlos, wenn die Verhältnisse ihm nicht zu Hilfe kommen. Die erste Voraussetzung einer gedeihlichen Entwickelung ist, daß Deutschland vor neuen schweren Erschütterungen bewahrt bleibt. Eine solche Erschütterung würde aber durch jede Aenderung der amerikanischen Verhältnisse bewirkt; und es sieht nicht so aus, als ob wir von dieser Seite auf Schonung zu rechnen hätten.

Plutus.

Selbstanzeigen.

Der Bergmann von Falun. Lipsius & Tischer in Kiel. 1902.

Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Falun bildeten den Gegenstand der Inaugural-Dissertation von Georg Friedmann, Berlin 1887. Zum Theil ist der Stoff, so viel mir bekannt, in nachstehenden Bearbeitungen verwerthet worden: G. H. von Schubert: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, Dresden 1808. Hebel: Unverhofftes Wiedersehen. Rückert: Die goldene Hochzeit. Trinius: Die Bergmannsleiche. Hoffmann: Die Bergwerke zu Falun. Oehlenschläger: Den litte Hyrdedreng. Kopenhagen 1818. Franz von Holstein: Der Haideschacht (Oper) und Nachgelassene Gedichte. Grazia Pierantoni-Mancini: La miniera di Faluna. Bologna 1879. Frederika Bremer: I Dalarne. Hugo von Hoffmannsthal: Das Bergwerk zu Falun. Warum ich nun den Bergmann Matts Israelsson immer noch nicht ruhen lasse, nachdem er fast fünfzig Jahre in den schwefligen Grubenwassern der „Marderfellgrube" bei Falun und dann noch dreißig Jahre im gläsernen Sarge im Bergamte zu Falun gelegen hat? Weil meine Bergmannsmär die einzige ist, die den ganzen Zeitabschnitt von der Verschüttung bis zur Auffindung umfaßt und nicht erst, wie die übrigen Bearbeitungen, so weit sie sich überhaupt an das Thatsächliche halten, mit der Auffindung einsetzt.

Annaberg im Erzgebirge. Hauptmann z. D. Georg Postel.

❧

Mittelmeerfahrt von Guy de Maupassant. Deutsch von Marie Madeleine. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Bei meiner ersten Reise durchs Mittelmeer war Homer mein bester Freund. An diesen Küsten lernt man die Odyssee erfassen und aus der Odyssee beleben sich uns diese Küsten mit den von hoher Schönheit verklärten Erinnerungen der Menschheit. Auf meiner zweiten Reise über das Mittelmeer war Maupassant, der Moderne, mein Führer. Sagte mir Homer, was hier war, sagt mir Maupassant, was hier ist. Und er sagt es mit dem dichterischen Ausdruck moderner Naturandacht. Wie wir die Stimmen von Meer, Himmel und duftiger Küste verstehen, welche Tiefen vor ihnen in uns widerklingen: wer vermöchte es uns lebhafter, farbiger, sonniger zu sagen als Maupassant? Und sein schönstes, sein reinstes, sein frohestes Buch hat noch kein deutscher Verleger dem deutschen Volke gebracht? Die Maison Tellier und alle anderen Pikanterien aus seiner feinen Feder sehen wir täglich neu gedruckt. Der Tag, an dem ich Maupassants „Mittelmeerfahrt" veröffentlichen konnte, gehörte zu denen, wo es mich freut, Verleger zu sein. Felix Heinemann.

❧

Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg. Mit Abbildungen. München, Haushalter. 1,50 Mark.

Wie ich in meinem in der „Zukunft" vom vierzehnten September 1901 erschienenen Aufsatz versprochen habe, führe ich nun in dieser Sonderschrift auf Grund der veröffentlichten Pläne den, wie ich meine, vollen Beweis, daß es sich hier „in Allem um eins der schlimmsten jemals erdachten Restaurationprojekte

handelt, dem leider gerade ein so ungemein werthvoller Burgbau zum Opfer fallen muß." Auch das Gutachten der königlich preußischen Bauakademie, das Ebhardts Entwürfe als besonders werthvoll empfiehlt, wird entsprechend beleuchtet.

München. Hofrath Dr. Otto Piper.

Bi mi tau Hus. O. Lenz in Leipzig.

Wie überall, so schwinden auch bei uns in Pommern die alten Sitten und Gebräuche nach und nach dahin. Der Tagelöhner zieht von Gut zu Gut, der Städter lebt völlig in hochdeutschen Ideenkreisen, ja, er versteht den niederdeutsch sprechenden Landbewohner nicht einmal; und der Gutsbesitzer, der Pastor, der Lehrer, kurz, Jeder, der auf dem Dorfe zu den „Gebildeten" gehört oder sich dazu rechnet, sieht meist mit unberechtigtem Hochmuth auf diesen Paganismus unserer niederdeutschen Landbevölkerung herab und dünkt sich hocherhaben über ihre alten Bräuche, die plattdeutsche Sprache, ihre Redensarten und Sprichwörter. Was ich nun seit langen Jahren aus dem Volksmunde hörte und emsig niederschrieb, habe ich unter dem Titel „Bi mi tau Hus" (Bei mir zu Hause) in plattdeutscher Sprache zusammengestellt und hoffe, daß dem Leser, der sich mit der deutschen Volkskunde beschäftigt, mein Werk eine Fundgrube und ein Ansporn zu weiteren Forschungen sein wird. Er kann in meinem Buche Mancherlei finden, was ihm die alten „Kathenweiber" nie anvertrauen werden, weil er nicht in ihrer Mitte aufgewachsen ist und sie in ihm den „Gebildeten" scheuen, der doch nur über sie und ihre Ansichten lacht.

Friedenau. Margarethe Nerese-Wietholtz.

Der neue Adel. Rathschläge und Lebensziele für die deutsche Jugend. Berlin 1902. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Bücher, die, wie meins, den Zweck haben, jungen Männern bei ihrem Eintritt ins Leben Rathschläge und Verhaltungmaßregeln zu geben, sind in der deutschen Sprache selten. Wenn ich mir aber die Erfahrungen meiner eigenen Jugend und mancherlei Erscheinungen, die ich täglich vor Augen habe, vergegenwärtige, so muß ich trotzdem behaupten, daß ein starkes Bedürfniß nach solcher Belehrung vorliegt. Nicht angeborener Hang zu Ausschweifung und Trägheit, nicht Verführung durch schlechte Gesellschaft sind in den meisten Fällen der wahre Grund, wenn junge Menschen, die im Elternhause zu den besten Hoffnungen berechtigten, draußen moralisch und physisch zu Grunde gehen, sondern wirkliche Unkenntniß der drohenden Gefahren und der rechten Mittel, ihnen zu begegnen. Niedrige Leidenschaften bekämpfen, heißt aber nicht, alle Leidenschaften ausrotten, sondern, niedrige Leidenschaften durch höhere, reinere ersetzen. Mein Buch versucht, durch Entwickelung der heroischen Seite im Charakter des Jünglings Menschen mit moralischem Rückgrat, kraftvolle Individualitäten mit reinen und hohen Zielen herauszubilden. Aber dieser neue Adel wird nur durch harte Arbeit in der Welt draußen und in der stillen Werkstatt des eigenen Innern errungen. „Wer ein rechter Edelmann werden will, muß zuvor ein rechter Mann sein; und wer ein rechter Mann werden will, muß zuvor ein rechter Arbeiter geworden sein."

Paul von Gizycki.

Theater.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Diese Verse schrieb Goethe im Jahre 1827, auf der Schwelle zwischen zwei Jahren, die, mit den Monumenta Germaniae historica, mit Grimms Rechtsalterthümern, Lachmanns und Simrocks Nibelungen-Ausgaben, nach der Korsenzeit den Deutschen die ersten Wehen einer nationalen Renaissance brachten. Drei Jahrhundertviertel sind seitdem verlebt; doch den Völkern ist kein „gleicher Himmel", des greisen Dichters Traum von der Weltliteratur ist nicht Wahrheit geworden. Eben noch fühlten wirs. Wie ein Gott, wie ein gottähnlicher Volksbeglücker mindestens ist Victor Hugo in Frankreich verherrlicht worden. Verherrlicht? Das Wort paßt nicht; denn herrlicher konnte der clarissimus seinem Volk durch keines Künstlers Gebild, keinen Festhymnus werden. Es war Anbetung drei Jahrzehnte nach der Apotheose. Nie vielleicht, auch nicht in der Hellenen musischer Zeit, ward so ein Dichter gefeiert, nie eines Dichters Werk mit so stolzer Treue als Nationalschatz gehütet. Und dem Volk, das nur die Vogesengrenze von Frankreich trennt, hat dieser Nachbarheros nie gelebt. Noch heute kann der Deutsche, selbst wenn er von frechen Spatzen, die an Hugos Steinbild den Schnabel wetzten, sich nicht die Stimmung verderben ließ, kaum begreifen, welchen Anspruch gerade dieser Poet auf so hohe Ehren habe. Ein großer Denker war der Mann sicher nicht, der von der Philosophie des Jahrhunderts nur die Lust am Aufspüren der Antinomien gelernt zu haben schien und dessen unklarer, doch froher Christenschwärmerei alle Welträthsel sich in einen — am Ende stets siegreichen — Kampf des Guten wider das Böse lösten. Une âme violente et grossière nannte ihn Veuillot; Lemaitre hat den Denker unbarmherzig verhöhnt; und Zola hat gesagt, Hugos ganze Philosophie gipfle in der Aufforderung an die Mitmenschen, in den Himmel zu klettern und einander brüderlich zu umarmen. Ein großer Dichter? Auch wenn man ihn nur in das Maß seiner Landsleute rückt: Corneille kannte die Leidenschaften, Racine die Psyche des Menschen besser, Lamartine, der reichste Lyriker der Franzosen, war stärker, Musset feiner als Gestalter einer poetischen Welt. Victor Hugo hat den Menschen, den in Heerden neben ihm hinlebenden, nie kennen gelernt; seine Weltvision, seine Psychologie, sein Erlöserwahn dünken uns kindisch. So

ward er von Marx und von Nietzsche, den Antipoden, verworfen. Keiner hat, selbst Schiller nicht, vor ihm aber so alle Künste rauschender, berückender Instrumentation beherrscht; und nach ihm nur Einer: Richard Wagner. Die Beiden gehören zusammen. Beide haben für die Idee der Freiheit gelitten, den Wunsch ihrer Jugendträume im Alter erfüllt gesehen und, oft mit Gespensterwaffen, gegen die Rebarbarisirung der Menschheit gekämpft. Beide waren im großartigsten, das Lachen verscheuchenden Stil eitel und fühlten sich, seit die satirische Grundstimmung dem Bewußtsein priesterlicher Weihe gewichen war, als arbiter mundi. Beide wollten als revolutionäre Denker, als Erneuerer des Glaubens bewundert sein und sind uns doch nur die Erneuerer einbildnerischer Kräfte. Beide haben die Ausdrucksfähigkeit ihrer Kunstsprache ins Unerhörte gesteigert und — Tigres compatissants! Formidables agneaux! „Der Reinste war er, der mich verrieth!“ — bis in die Greisenjahre sich die Knabenfreude an grell blendenden Antithesen bewahrt. Wie von Wagner, darf man von Hugo sagen: sein rastlos bewegter Geist war der Strang an der Riesenglocke seines Talentes; an diesen Strang hingen sich alle neuen, neu scheinenden Gedanken, Hoffnungen, Wünsche, alle transszendente Sehnsucht und Menschenthierbrunst, — und oben erklang dann die Wunderweise. Der Unübersetzbare ist den meisten Deutschen unverständlich; den Franzosen ist er der vates, der „Dichter an sich“, der stärkste Sprachschöpfer ihrer modernen Geschichte. Er rief den um ihr nationales Lebensrecht ringenden Griechen den Muth stählende Grüße zu (Les Orientales). Er zeigte, zu welcher Höhe in den Reichen der Freiheit das Talent sich erheben kann (Ruy Blas), und nahm die Schmach vom Haupt der liebenden Sünderin (Marion Delorme). Den Glanz und das Grausen des Mittelalters erweckte seines Wortes Gewalt zu neuem Leben (Nortre Dame de Paris). Die Kämpfe in der Vendée (Quatre-vingt-treize) und des Krieges gegen Deutschland (L'année terrible) wurden ihm zu Riesenfresken. Er hat vor dem großen Napoleon gekniet, den kleinen Napoleon mit harter Geißel gepeitscht (Les Châtiments), das Epos vom Elend der Massen (Les misérables) geschrieben, gegen Rechtsbeugung und Recht heuchelnden Menschenmord die Stimme erhoben, Jean Valjean und Claude Gueux geschaffen und sechzig Jahre lang ohne Ermatten das Hohe Lied von den gesta Dei per Francos gesungen. Wenn Frankreich liebte, haßte, in seiner Qual verstummte: er fand dem Gefühl das kraftvoll weithin dröhnende Wort und sprach aus, was Alle zu hören lechzten. Und wie sprach er! Nur im Reich der Sprache hat seine revolutionäre Leidenschaft dauernde Spur hinterlassen. Für seinen politischen Glauben hat er nicht Schlimmeres als Rochefort und mancher Andere gelitten und Lamartines Bild, des schlichten Dulders, strahlt uns heute in hellerer Farbe als das des großen Poseurs. Mit Recht aber durfte er sich rühmen, den Wörterstaat umgestürzt

und alle Privilegien des klassischen Sprachgebrauches gebrochen zu haben. Die tropische Kraft, den Schwung und Prunk der Rede erhielt er sich bis in eine Zeit, da Anderen die Worte müde schon von der Lippe schleichen, die Bilder verblassen. Was er von Dantons Rhetorenmacht sagte, galt mehr noch von ihm selbst:

> Un torrent de parole énorme qu' il dirige,
> Un verbe surhumain, superbe, engloutissant,
> S'écroule de sa bouche en tempête et descend
> Et coule et se répand sur la foule profonde.

Bis in die Tiefen der Volkheit ist der Strom seiner Worte gesickert und im breiten, vom Sturm zerwühlten Bett ist eine Unterströmung bis an ferne Küsten gelangt. Dem Manne, dessen bildkräftige Lyrik Goethe als der Lamartines an Werth gleich lobte und den Nietzsche als den Pharus am Meere des Unsinns auf die Tafel seiner „Unmöglichen" schrieb, muß Eins Jeder lassen: er hat gewirkt. Nicht auf Freiligrath nur und andere Halbnaturen; der lyrische Lenz der Slavenwelt und die nationale Romantik der Skandinaven, deren stärkster Exponent uns der noch nicht von Philistermystik umnebelte Björnson war, konnte nicht, so nicht ohne den Strahl erblühen, den Hugos Sonne über Europa hinsandte. Auch er war der Sohn seiner Väter; Chateaubriand, Walter Scott, Byron, Vigny, Sainte-Beuve sogar und die Deutschen der Klassikerzeit hatten seinem dunklen Wollen den Weg gewiesen und zu der spanischen Lebensart war mancher Blutstropfen in ihm. Aus Ererbtem und Erlesenem aber schuf er, schuf das — nach Goethes Sprachgebrauch — Dämonische in ihm sich eine Persönlichkeit. Sie ragte nicht so hoch, leuchtete nicht in so fleckl0s reiner Helle wie Schillers, an den die wallende Pracht der hugoschen Rhetorik immer wieder erinnert; Schiller war wirklich, wie der Freund von ihm zu Eckermann gesagt hat, noch wenn er sich die Nägel beschnitt, größer als der ganze Troß der Nachfahren. Doch der Vergleich darf uns nicht ungerecht machen. Victor Hugo war einer von den großen Zauberern, deren Wortgewalt das verwandte Volk sich in süßer Trunkenheit beugt. Der Widerhall des Erfolges und die Sucht, den ihm stets als Muster gezeigten Lamartine zu überflügeln, haben ihn oft aus der Klarheit in den Dunstkreis lärmender Mystagogen gelockt; nicht ein Dichter nur: ein Philosoph, der politische Führer seines zwischen Heroenkult und Freiheitdrang unsicher einhertastenden Volkes und der Beherrscher des europäischen Geistes wollte er sein, — und solcher Weltheilandsrolle war er nicht gewachsen. Auch er aber hatte, was Goethe an Byron rühmt: „die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen"; und über die Dauer eines Artistenruhmes hinaus bleibt ihm der Name eines starken Wirkers gesichert. Er gehört zu Denen, die aus dem Buch der Geschichte nicht wegzuradiren sind, deren tiefe Spur nie

versanden kann und deren Geistes Jeder einen Hauch gespürt hat, auch wenn er nie eine von ihnen geschriebene Zeile las. Wie der frühere Minister Gabriel Hanotaux, der ihn in schlichter, von Schwulst freier, alle Hugos Werden determinirenden Kräfte auf seiner Wage nachwägender Rede im Pantheon pries — fast könnten wir das Land beneiden, das so kultivirte Minister hat —, so kennt ihn, kaum minder intim, der épicier im Kramladen, der Arbeiter in der Fabrik; an der Hand dieses Dichters hat mancher Bauer mit frommem Schauder den Tempel von Notre Dame de la poésie betreten, mancher Bretone den Weg zum Verständniß des Lebens der travailleurs de la mer gefunden. Deshalb war diesmal das Volksfest keine Spektakelposse. Es war echt in jeder Geste und jedem Ton; echt auch darin, daß Rodins Meisterwerk verschmäht und ein konventionelles Galadenkmal von Barrias dem Volkshelden enthüllt wurde. Des Mobs Majestät hat für neue Kunstregungen ein eben so sicheres Gefühl wie ein von Gottes Gnade geweihtes Haupt.

In dem selben Jahr, da Goethe im epigrammatischen Vers nach einer Weltliteratur langte, entstand Hugos Vorrede zum „Cromwell", das Theatermanifest der Romantiker, auf das der Dichter nicht weniger stolz war als ein anderer Victor, Cousin, auf das Verhältniß zu seinen deux illustres amis Hegel und Schelling. Der später von Heine so arg gezauste Philosoph hatte eben die Uebersetzung der kartesischen Hauptwerke veröffentlicht und für die intellectuels, die sich auch damals so voraussetzunglos wähnten wie vorher Descartes und nachher Mommsen-Brentano, gab es an der Unfehlbarkeit dualistischer Weltbetrachtung nun nicht den leisesten Zweifel mehr. Von fast allen Lehrkanzeln herab scholl die Botschaft, der Mensch bestehe aus zwei einander fremden, einander feindlichen Theilen, aus Seele und Leib. Der alte, neu schillernde Gedanke mußte dem Vereinfachungbedürfniß Hugos, seiner Unfähigkeit zu Abstraktionen einleuchten; er hing sich an den Strang seines Geistes und oben tönte die Glocke weithin übers Land. Tu es double, tu es composé de deux êtres, l'un périssable, l'autre immortel, l'un charnel, l'autre éthéré, l'un enchaîné par les appétits, les besoins et les passions, l'autre emporté sur les ailes de l'enthousiasme et de la rêverie, celui-ci enfin toujours courbé vers la terre, sa mère, celui-là sans cesse élancé vers le ciel, sa patrie: Das hat, so heißt es in den Programmsätzen des Cromwelldichters, das Christenthum zu dem Menschen gesagt. Und weil dieses Wort stehen blieb, währt von der Wiege bis zur Bahre der Streit zweier allgegenwärtigen Prinzipien um die Herrschaft über das Menschenschicksal. Von solchem Streit lebt das Drama; erst seit die Erkenntniß seiner unmeidbaren Nothwendigkeit ins Bewußtsein trat: de ce jour le drame a été créé. Einst sang die Menschheit ihren Traum; dann erzählte sie ihr Thun; jetzt stellt sie ihr Denken dar. Auf die Zeiten der Lyrik und

des Epos ist die dramatische Epoche gefolgt. Une sorte de dieu fluide coule aux veines du genre humain. Der Gott hatte schon aus dem Menschen gesprochen; doch erst in den Tagen des Christenempfindens war im Reich der Dichtung Raum für das zweizinkige Gabelthier, la bête humaine. Fort deshalb mit dem thörichten Vorurtheil der Pedanten, nur das Schöne sei werth, Gegenstand künstlerischer Darstellung zu sein; auch die häßlichste Mißgestalt, auch das Scheusälige muß der Dichter zeigen, der beide Seiten menschlichen Wesens dem Betrachter vors Auge rücken will. Mit eifernder Leidenschaft fordert Hugo sein Recht, die ganze Wahrheit zu sagen; seine Wahrheit: daß alles Menschenerleben ein Kampf zwischen zwei bewegenden Kräften ist, die er le sublime und le grotesque nennt. Das war alexandrinische Gnostikerweisheit. Und die Menge, die selbe, die heute Rodin schimpft und Barrias, den ewigen Barrias, krönt, heulte vor Wuth und schrie, ein schamloser Verächter ewiger Kunstgesetze zerre die Poesie in den Rinnstein herab.

Victor Hugo schien für das Theater geschaffen. Nur wenige Vorstellungen lebten, mit der Kraft großer Visionen, in seinem Hirn. Er dachte in Bildern; und da er, nach Renans feinem Wort, niemals Zeit hatte, Geschmack zu haben, waren die Riesenfresken seiner Gedanken über die Menschheit, das Ziel des Daseins, die Demokratie, Napoleon, die Phosphorospflicht der Weltherrscherin Paris, das im Elend keuchende Volk und die Humanisirung des lachenden Thieres mehr bunt als klar, recht für die Rampenbeleuchtung gemacht. Ein Gott, der sein eigener Priester ist und auf das einfachste Anbetungbedürfniß rechnet, ein Aigaion, der die Bretter erbeben läßt. Ihn plagten nicht Skrupel noch Zweifel; jeder Effekt war ihm willkommen und die Hand zitterte nicht, die den berühmten, tausendmal verhöhnten Vers niederschrieb: Je m'appelle Ruy Blas et je suis un laquais. Und dennoch ... Wohl hat auch von der Bühne herab der Wortrausch gewirkt. Gerade da aber, im grellen Licht, sah man allzu deutlich, daß unter den Prunkgewändern die Knochen fehlten. Das Theater fordert den Schein lebensfähiger Menschlichkeit und Hugo gab ihm fast immer nur beredte Schatten. Als er in die Akademie aufgenommen wurde, begrüßte Salvandy ihn mit der doppelsinnigen Bosheit: Vous avez introduit l'art scénique (l'arsénique) dans notre littérature. Das war ein netter, ins Schwarze treffender Witz. Wie schnell aber ist der durch Arsenverbindungen künstlich gesteigerte Glanz seiner Farben verblichen! Hugo hat noch erlebt, daß die Länder der racinischen Andromache und Berenice den Franzosen vertrautere, klarer erkennbare Gebiete waren als das Spanien Hernanis und das Britenreich der Cromwell, Carr und Maria Tudor. Und als er starb, hatte sich, trotz der großen Romantikerrevolution, auf den Brettern, die eine Welt bedeuten sollen, nicht das Geringste verändert.

Wird der Ausgang der neuen dem aller alten Theaterrevolten gleichen?

Vor ein paar Jahren, als so emsig gestrebt wurde, die ganze Wahrheit, la vérité vraie, auf die Bühne zu bringen, den Menschen in ein bestimmtes und bestimmendes Milieu zu stellen, nicht ferner mehr streng Böse von Guten, Schwarze von Weißen zu scheiden, die Klapperstorchteleologie und den Kinderstubendualismus zu verbannen, konnte man glauben, es handle sich um den Versuch, ein monistisch-kausales Drama zu schaffen; und man durfte in einiger Spannung erwarten, ob in der Poetenwelt eines persönlichen Schöpfers solchem Bemühen ein Erfolg beschieden sein könne. Heute ist von so hoch fliegenden Wünschen nichts mehr zu merken. Die drei Haupttreffer des schwindenden Theaterjahres heißen: „Es lebe das Leben", „Das große Licht" und „Alt-Heidelberg". Von der Emission der Firma Sudermann ist hier schon gesprochen worden. Das „große Licht" ließ Herr Felix Philippi leuchten, ein von keinem Gewissensbedenken angekränkelter handfester Theaterarbeiter. Inhalt des Dramas: einen großen und edlen beneidet ein kleiner Künstler; der große triumphirt und führt die Braut heim, der kleine wird wahnsinnig und stürzt sich von der Kirchthurmspitze aufs Straßenpflaster herab. Die dunkelste Hintertreppe, auf die kaum der Schein noch — und den Schein nur fordert das Schauspielhaus — lebensfähiger Menschlichkeit fällt. Alles, wie es im vergilbtesten Bretterregelbuch steht. Ein Bürgermeister, ein Stadtrath, der das Stück sieht, muß sich sagen, daß es in Kommiteesitzungen und bei der Entscheidung über kommunale Kunstaufträge nie und nirgends so zugehen kann, wie Herr Philippi es schildert; ein Künstler, daß niemals ein Künstler so dachte, so fühlte, so sprach wie hier der hehre Meister und sein vom Neid zerbeizter Gesell. Keine Spur auch nur des Versuches, den Größenwahn des Neidharts ätiologisch zu erklären. Thut nichts: Jeder verstehts, am Schluß jedes Aktes krachts, — und das liebe, höchst moderne Publikum läuft in Haufen hin. „Beseht die Gönner in der Nähe: halb sind sie kalt, halb sind sie roh." Frischer und forscher wird uns die rührende Mär von dem prinzlichen Corpsburschen erzählt, der, um auf ein Thrönchen zu klettern, von Heidelbergs Herrlichkeit, von den Couleurbrüdern und dem Liebchen scheiden muß. Hier waren feine Konflikte zu finden. Die innere Unwahrhaftigkeit eines Verhältnisses war zu zeigen, das den Fürstensohn in die Rolle des unter Gleichen kneipenden Kommilitonen zwingt und ihm die Pflicht des stramm gehorchenden Fuchses gegen Jünglinge aufbürdet, die ihn morgen umwedeln werden. Aus Bonn haben wir eben ja erst gehört, daß solche Klippen nicht leicht zu umschiffen sind. Und es wäre lohnend gewesen, „illuminirt und fresko", nach Schillers Mahnung, uns sehen zu lassen, wie der Mummenschanz einer Scheinkameradschaft auf die Psyche eines für den Thron Erzogenen wirkt, ob er ihm nicht am Ende leicht für Lebenszeit die Lust an schauspielerischem Wesen einflößt. Doch der Verfasser, Herr Meyer-Förster, hat mit Feinheiten früher üble Erfahrungen gemacht. Was hilft

dem Darbenden der Kenner ermunternder Zuruf? „Euch ist bekannt, was wir bedürfen: wir wollen stark Getränke schlürfen.“ Herr Meyer sah den schlimmen „Rosenmontag“ und sprach, mit Recht, zu sich selbst und zu Anderen: Das kann ich auch; und das studentische hat vielleicht ein noch größeres Publikum als das „militärische Milieu“. Dann stand er in stiller Betrachtung vor Benedixens „Bemoostem Haupt“, dachte wehmüthig der Zeit, da er, ein kecker Draufgänger, in den Saxo=Saxonen die süßliche Sentimentalität und die falsch klingende Fröhlichkeit kindischer Studentenromane verhöhnte, ging hin und schrieb, ganz im einst verspotteten Stil, für die reifere Jugend die Wundermär von Alt=Heidelberg. Wer will ihn tadeln, weil er dem leichten Erfolg nachlief? Für ärgere Sünde ward Herr Hartleben mit reichem Gewinn nicht nur, sondern, von Schlenthers, des Burgtheaterschmocks, Gnaden, sogar mit dem Kronensold und der Ehre des Grillparzerpreises belohnt.

Studentenszenen kommen auch in dem Schauspiel „Die Kollegin“ vor, das Herrn Katsch, einem Maler, in dilettirender Laune entstanden ist; und auch dieses Stück hat der in die Wolle gelangte Markthelfer der „werdenden Bühnenkunst“, wie in dem bei Spemann erschienenen Buch zu lesen ist, „für Wien und Polizeirayon“ dem Hofburgtheater gesichert. Also ists gewiß ganz modern? Denn wenn Herr Schlenther seine gangbare Waare auch von gut eingeführten Grossisten, von Blumenthal, Moser, Schönthan bezieht und mit brechendem Herzen dem Hauptmann seiner Ideale die Bühnenpforte sperren muß, so wird er einem noch unbekannten Lieferanten sicher doch nur die neusten Muster abnehmen. Und richtig: die Kollegin ist ein Professorentöchterlein, das den Doktor gemacht hat und im Injektorium eines physiologischen Institutes arbeitet. Von Mikroskopie, Mikrotomie, Kochsalzlösung und Ganglienpräparaten wird viel geredet. Schon die Personenliste weist recta ins Reich der modernsten Wissenschaft. Schade nur, daß der modische Aufputz zu der Geschichte, die uns umständlich erzählt wird, nicht besser paßt als ein starkes Kunstwerk in die Puppenallee. Fräulein Marianne Hagemeister hat Physiologie studirt und ist, ohne daß der Vater, ein Universitätprofessor, Etwas davon ahnt, zum Doktor promovirt worden: sehr schön, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Studium und Doktorhut aber haben nicht das Geringste mit der Thatsache zu schaffen, daß Marianne sich von ihrem Lehrer, den wir für einen genialen Experimentator halten sollen, verführen läßt und sich tötet, als der glatte Streber der Tochter eines Geheimrathes, der im Kultusministerium „Dezernent für das Unterrichtswesen“ ist, Neudorf heißt und Althoff sein soll, die Hand zum Ehebund reicht. Die Sache könnte genau so verlaufen, wenn Marianne Falzerin, Mäntelprobirmamsell, Telephonistin, Blumenmedium oder Maschinenschreiberin wäre; dann wäre solcher Verlauf sogar noch eher möglich. Denn daß ein Dozent, der Karriere machen will, so mir

nichts, Dir nichts die Tochter eines Ordentlichen Professors im Laboratorium entjungfert und am nächsten Tage fidel hinläuft und eine Andere freit, glaubt selbst der Parterregründling doch wohl nur im Theater. Und selbst da glaubt er nicht, daß die gelben und rosigen Püppchen, die vor ihm schwatzen und zappeln, naturwissenschaftlich geschulte Menschen sind. Die würden anders reden, in anderen Vorstellungen leben. Herr Katsch hat seine Hampelmänner und Wachsdamen einfach falsch gemeldet. Die Meßbudengeschichte aber zieht den zahlungfähigen westöstlichen Pöbel ins Lessing-Theater der Lebenden.

... So sieht es zwölf Jahre nach der Genesis der Freien Bühne auf deutschen Theatern aus. Wie zu Lopes, zu Goethes, zu Hugos Zeit, so denkt heute noch das Parterre: „Lose faßliche Geberden können mich verführen; lieber will ich schlechter werden, als mich ennuyiren." Alles Bessere bleibt ohne Resonanz. Ein Theaterverein hat den „Münchhausen" des Herrn Herbert Eulenberg aufgeführt, ein Schauspiel, das alle Male und Mängel irrlichtelirender Anfängerschaft zeigt und den großen Lügner, Don Quixotes verlorenen Vetter, in eine sentimentale Ehebruchsaventiure niederzieht, das von blankem Poetengeschmeide aber förmlich funkelt: es gefiel nicht, weder den spärlichen Vereinsgästen noch den berufenen Wegweisern durchs Dramendickicht. Der selbe Herr Eulenberg hat in der — bei Reclam erschienenen — Tragoedie „Leidenschaft", einer ganz einfachen, ganz schlicht vorgetragenen Geschichte, die „wo und wann Ihr wollt, spielen kann", die stärkste und, trotzdem der Dichter in Shakespeares Riesenspur wandelt, persönlichste Talentprobe gegeben, die seit manchem Jahr in deutschen Landen gesehen ward: kein Thespiskärrner scheint geneigt, die noch unverzollte Last auf seinen Wagen zu bürden. Herr Arthur Schnitzler, den der Erfolg doch schon bekannt gemacht und gesegnet hat, harrt vergebens noch immer der Stunde, die sein reifstes Werk, den „Schleier der Beatrice", auf einer großen Bühne zum Leben erweckt. Und seine „Lebendigen Stunden", drei sehr feine und ein effektvoller Einakter, von denen noch zu reden sein wird, mußten nach kurzer Frist dem Coulissenschmöker des Kollegen Sudermann weichen. Auch Herr Max Dreyer wird sich, weil er dem Sehnen des liberalen Gelichters nicht so reichliche Konzessionen gemacht hat wie im „Probekandidaten", diesmal nicht allzu lange halten. Die Schnurren, die er erzählt, sind ja nicht viel werth, könnten kürzer, mit sichererem Takt vorgetragen sein und verrathen manchmal eine merkwürdige Unkenntniß der Gesellschaft, aus deren intimstem Leben sie gegriffen sein sollen. So plump läßt ein Wirklicher Geheimer Rath, den die Fruchtbarkeit des Portierpaares ärgert, sein sexuelles Unvermögen von der Ehefrau nicht verhöhnen. Mit so derber Deutlichkeit wird selbst bei mecklenburgischen Stichwahlen nicht um Stimmen gefeilscht, — selbst wenn die Diebin des Biberpelzes mit ihrer den besonderen Formen proletarischen Daseinskampfes angepaßten Moral von der Spree ins Obotritenland überge-

siedelt ist. Immerhin stehen die kleinen satirischen Schwänke hoch über der Bazarwaare der Philippi und Otto Ernst. In einem wird sogar eine lange im Hirn nachhallende Frage gestellt. Soll man Kindern sagen, wie im Mutterleibe das Kind entsteht? Herr Dreyer antwortet, ohne der individuellen Art des zu ernüchternden Seelchens und den Lehren der Kinderpsychologie erst nachzufragen, mit einem resoluten Ja. He has no children, könnte Macduff dem schnell mit dem Wort Fertigen zurufen. Gerade hier aber klatschen Herr Omnis und Frau Toutlemonde in heller Begeisterung. Keiner und Keine von ihnen würde handeln wie Dreyers Bürgerfrau Alving, Alle würden die Sucht der Kleinen fürchten, weiter und immer weiter zu fragen, — so weit, daß auch der Aufgeklärteste einem Hosenmätzchen endlich die Auskunft weigern muß. Doch man ist ja im Theater. Da kann man mal modern thun und den starken Geist spielen. Das kostet nichts; und so ernst ists ja auch gar nicht gemeint. Nur darf aus dem Geplänkel kein Feldzug werden. Hätte Herr Dreyer sein Thema tiefer gefaßt und an dem Kinderspaß zu zeigen gewagt, daß der Storch zum Heuchelsymbol einer Christensittlichkeit geworden ist, die Jeder auf der Lippe trägt und Jeder in seinem Handeln von früh bis abends verleugnet: es wäre ihm übel bekommen. Wer geht denn ins Theater, um zu erfahren, daß wir keine Kultur haben, keine haben können, haben wollen? Für sein Geld will man sich amusiren. Ein frecher Witz ist erlaubt — namentlich, wenn, wie in der Dreyerwelt, dicht neben dem Lästerer die bourgeoise Moral mit strenger Tantenmiene Masche an Masche strickt —; wirds aber Ernst, sollen etwa gar sittliche Werthe geprüft und gewogen werden: Gute Nacht, Herr Dreyer! Bei Sudermann oder Blumenthal, in Alt-Heidelberg, bei Philippi sehn wir uns wieder ... Das Ewig-Bretterne hat gesiegt. Und das ausgehungerte Publikum ist froh, daß es eine Weile nicht Modernität und Freude an tranches sanglantes de la vie réelle zu heucheln braucht, und stürzt sich mit gierigem Gewieher auf die Schüsseln, die es so lange in Schmerzen entbehren mußte.

Wer jemals bedacht hat, wie wenig sich in Jahrtausenden das Wesen der dramatischen Massenkunst geändert hat, konnte nicht staunen, da die Aenderung sich auch auf Kommando nicht einstellen wollte. Völker von alter Theaterkultur haben diesen Wahn stets belächelt. Ihnen ist ein Schauspielhaus nicht das delphische Heiligthum, wo man den großen Räthselfragen der Menschheit die lösende Antwort sucht, sondern eine Stätte ernster oder heiterer, erwachsenen Sinnen genügender Unterhaltung. Wirklich: im Theater handelt sichs nicht um die heiligsten Güter der Völker Europas. Vor einer Weltliteratur im goethischen Sinn bleibt der leidenschaftlos greinende Chauvinismus neuer Teutonen wohl noch lange bewahrt. Der Theaterhimmel aber wölbt sich schon heute über allen Bourgeoisien in gleicher Pracht und wohlgemuth mögen sie da, ohne Patriotenbeklemmung, sich gleicher Gabe erfreuen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 29. März 1902.

Venezianisches Tagebuch.

Wir fuhren an Santa Maria della Salute und an der Dogana vorbei. Ein Umweg; aber es lohnt. Vor den kleinen Kanälen hatte Kollege Globetrotter mich noch auf dem Bahnhof gewarnt: zu mesquin für den ersten Eindruck. Hatte wohl Recht. Jedenfalls war die Fahrt einfach traumhaft schön. Famos schon, daß man von der Stazione direkt in die Gondel klettert. Und dann auf dem kohlschwarzen Ding fast ohne Geräusch durch die Nacht. In den weichen Kissen sitzt man wie ein König und die Kerle fahren, als hätten sie Akkumulatoren im Kahn. Lauter dunkle Paläste. Die Leute scheinen hier früh ins Bett zu kriechen. Alle paar Sekunden nannte mein ortskundiger Begleiter einen Patriziernamen, bei dem ich mir nichts denken konnte. Wer kann alle venezianischen Nobili kennen? Nur einmal — ich glaube, es war beim Palazzo Vendramin — drehte der Gondoliere den Kopf und sagte: Da starb Richard Wagner. Sonst blieb er stumm. Gott sei Dank: wenigstens jetzt noch keine Fremdenindustrie. Kaum das Eintauchen der Ruder hörte man. Alles schwarz, zu beiden Seiten Gespensterschlösser und oben zwischen Wolken einzelne Sterne. Dicht vor dem Rialto lugte der Mond einen Augenblick lang hervor. Aber die Dunkelheit hatte auch ihren Reiz. Beinahe erschrak ich, als aus einem Kanälchen abgerissene Töne eines zärtlichen Liedes zu uns klangen. Hier war auch schon die Punta della Salute und der Markuskanal und gleich hieß es: Aussteigen! Der Chef mit Gattin logirt im Hotel Britannia; hoffentlich nehmens unsere Burenschwärmer ihm nicht übel. Ich bin bei Danieli abgestiegen. Mehr Aussicht als Komfort. Na-

türlich nur Ceylonthee, an den ich mich, trotz oft gescholtener Anglophilie, in diesem Leben nicht mehr gewöhnen werde. Amusant aber, wie aus dem alten Palazzo ohne viel Aufwand eine Fremdenkaserne gemacht ist. Da die Katze das Mausen nicht läßt, nahm ich, was an bedrucktem Papier aufzutreiben war, mit ins Bett. Nichts Neues. Noch immer die asiatische Franco-Russe, die moskowitische Spionengeschichte, Skandal in Wien, Verlängerung der Legislaturperioden und Wahlagitation frommer Damen in Frankreich, allerlei Tatarennachrichten über Unruhen in Nikolais Reich; und die kleine Frau des armen Jungen, der Kaiser von China spielen muß, soll, mit der Hilfe eines emsigen Verwandten, in die Hoffnung gekommen sein. Das kann einen Thronerben und, wenn die Sache bis dahin überhaupt einigermaßen hält, neue eklige Verwickelungen geben. Meinetwegen. Kiautschou ist zum Glück nicht mein Dezernat. Ein Bischen Goethe sollte den Kleinkram wegspülen; Italienische Reise. Weit kam ich aber nicht, trotzdem nebenan Geschirr aufgeräumt wurde. „So ist denn auch Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstiget hat." Da klappte ich das Buch zu und löschte das Licht.

Am anderen Morgen, als ich auf der Piazzetta stand, hätte ich mich am Liebsten beim Ohrläppchen genommen, um mich zu mahnen, daß ich nicht zum Vergnügen hier bin. Es bleibt ein Traum. Der Dogenpalast, Gothik mit Venezianerspitzen, San Marco, romanisirtes Byzanz, die Prokurazien, die alte Bibliothek, — und drüber ein Himmel, eine Sonne, wie wir sie nicht ahnen. Das ist Orient, nicht Italien. Ich saß bei Quadri vor der Thür und dachte nichts, sah nichts als diese wundervolle Coulisse. Und ertappte mich plötzlich mit einer langen Tüte in der Hand und eifrig bei der Arbeit, den Tauben Futter zu streuen. Die kamen in Schwärmen, waren ganz zahm, setzten sich auf den Hut und die Kleider. Ein Anblick für Götter. Aber nicht für den Chef, der gerade vom Campanile her über den Platz schritt. Ein wahrer Segen, daß mein letztes Körnchen eben weggepickt war. Der Fürst, der neben dem Chef ging, hätte mich als sanften Täuberich in einem Epigramm für Berlin und Umgegend verewigt; und mein Adel ist nicht hoch genug, um solche Scherze mit der Aussicht aufs nächste Revirement überdauern zu können. Bin ja nicht auf der Hochzeitreise hier, sondern in kaiserlichem Dienst. Und soll, zwischen Broccoli und Gelato, große Politik machen helfen.

* * *

Der Chef will alle erreichbaren Zeitungstimmen über den neuen asiatischen Zweibund hören. Er hält die Sache für wichtig, für einen bösen Schlag

gegen England, dem, sagt er, immer mehr Felle wegschwimmen. Er scheint die verstärkte Intimität der nations alliées et amies nicht erwartet zu haben. Merkwürdig; überhaupt sein Interesse für öffentliche Meinungen auf Holzpapier. Wir wissen doch, wies gemacht wird. So dumm sind, trotz der Decadence, die Leute in London auch heute noch nicht, daß sie sich über die Wirkung ihres Japanervertrages getäuscht haben könnten. Mußte ja in Paris und Petersburg einschlagen. Ob nun auf Adlerpapier abgemacht, ist wirklich farcimentum. Unglaublich, wie der Aberglaube an Allianceen heutzutage grassirt. Solche Sachen sind doch nur for show. Bismarck pflegte zu sagen, gewöhnlich sei das Beste von der Freundschaft schon weg, wenn feierliche Verträge geschlossen werden. Die Staaten fechten doch nur da, wo für sie was zu holen oder zu verlieren ist. Und daß die Franzosen in Asien den Russen das Licht halten würden, war nie zweifelhaft. Fragt sich blos, wie lange der Zar ruhig bleiben kann. Er will keine Expansion; Wittes Vorstellungen, nur bei eingeschränkten Militärausgaben seien wirthschaftliche Reformen möglich, haben ihm sehr eingeleuchtet und er möchte à tout prix Frieden halten. Eines Tages aber kann der Preis zu hoch werden. Offenbar gährts, wie in den vierziger und achtziger Jahren, wieder mal unter den Gebildeten. Dazu unten sozialistische Regungen. Die Noth kann zwingen, ein Ventil zu öffnen. Und dann giebts eigentlich nur das Mittel des Krieges. Auch Alexander der Zweite ist gezwungen worden, gegen die Türken loszugehen. Die Russen sind die Einzigen, die nicht viel riskiren; ihre Niederlagen haben ihnen immer genützt und nach einer großen nationalen Erhebung hält der Kitt wieder eine Weile. Die Militärpartei, die in diesem Klima nie ausstirbt, ist schon lange ungeduldig, weil der Gossudar sich gar so wenig um die Armee kümmert. Bei uns hat man sich abgewöhnt, mit der Möglichkeit rascher Veränderungen zu rechnen, und meint, Alles werde hübsch sacht im alten Gleis weitergehen. Dabei können wir jeden Tag einen neuen Papst, einen neuen Kaiser von Oesterreich und im zweitgrößten deutschen Bundesstaat einen neuen Regenten haben, — ganz abgesehen noch von den katholischen Prinzessinnen, die anderswo auf die Thronfolge warten. Von Jahr zu Jahr wird es schwerer, in dem europäischen Porzellanladen zu hausen, ohne was zu zerbrechen. Die Situation fordert die Schöpferkraft eines Politikers, der ohne Brille sieht; und der Chef liest Zeitungen und streichelt den Pudel.

Richthofens probritische Rede war ja höchst verständig. Er kennt die Engländer aus Egypten, wo sie, mit äußerster Brutalität allerdings, eine Riesenarbeit geleistet haben, und weiß, daß sie nicht so zu verachten sind, wies

dem fernen Betrachter des Transvaalkrieges scheint. Der wird auch mal zu Ende gehen und dann wird die Welt wieder anders aussehen. Hier, vor dem Markuslöwen, denkt man unwillkürlich an Campo Formio und an Bonaparte. Schließlich haben damals doch die Engländer angefangen; sie scheuten sich nicht, ihren Handel ruiniren zu lassen und Milliarden zu opfern, um dem verhaßten Korsen die Zähne zu zeigen. In wirklicher Lebensgefahr werden sie wieder so handeln, einerlei, ob Rosebery jetzt das Rennen gewinnt oder, wenn Salisburys Marasmus nicht mehr zu verdecken ist, von Chamberlain um eine Nasenlänge geschlagen wird. Richthofen that also das Beste, was in letzter Zeit bei uns prästirt wurde; klug, ohne Superlative und für Zünftige deutlich genug. Nur wars abermals ein neuer Ton und der Kanzler „durch Unpäßlichkeit an das Zimmer gefesselt". Die Diplomatie hat sich sehr verschiedene Verse darauf gemacht und im Amt selbst sieht man noch nicht ganz klar. Wir kommen nicht vom Fleck. Jeder schielt uns von der Seite an, als möchte er sagen: Was wollt Ihr eigentlich? ... Ich will auf den Lido hinüber; vielleicht vertreibt das Salzwasser mir die trübe Laune.

Die fremde Schönheit dieser Stadt lastet auf mir. Wer hatte mir denn erzählt, Venedig sei voll von süßer Zärtlichkeit, recht ein Nest für die Flitterwochen? Ich merke nichts davon. Alles düster, als wäre, am hellen Mittag, die Tragoedie über diese Plätze geschritten. Wohin das Auge schaut: Armuth, Verfall; in finsterer Majestät blickt das Elend aus allen Winkeln. Die Paläste, deren Bewohner ich bei der Einfahrt schlafend glaubte, stehen das ganze Jahr leer und noch sah ich keinen gut angezogenen Venezianer. Auch die leichten Dirnchen nicht, von denen Goethe schwärmt. Die Frauen sind, mit den schwarzen Brusttüchern, der Morbidezza, dem kunstvoll gewölbten Haar, auf ihre besondere Weise fast immer schön; sie dürften in diesem Landschaftbild nicht anders sein und schon ihr Gang muß den Deutschen entzücken. Un port royal, selbst in Lumpen. Aber so ernst, mit so traurig brennenden Augen. Eine nur fand ich vergnügt und Die bekannte sich unter den Prokurazien als Austriaca aus Fiume. Abends sogar, wenn die Stadtmusik auf San Marco Bizet, Offenbach und Verdi, viel Verdi spielt, wandelt die Menge mit einer Leidensmiene umher, als hätte sie eben ein furchtbares Unglück heimgesucht. Schwarze Priester, schwarze Frauen, schwarze Gondeln in den Kanälen: eine Totenstadt, die, ehe sie starb, mit dem Rest ihrer Habe die Kirchen geputzt hat. Unvergeßlich bleibt mir der Blick vom Campanile auf den graugrünen Morast, den die Ebbe aus den

Lagunen gemacht hatte. Aus einem Sumpf war nach Aquilejas Fall das Wunder sacht aufgestiegen und in dem Sumpf verwittert es nun.

* * *

Jetzt stehen uns also die hochpolitischen „Entrevues“ bevor. Prinetti, vielleicht auch Zanardelli, der immerhin von besserem Kaliber sein soll. Trotzdem muß ich mich bei dem Gedanken ein Bischen schütteln. Wieder der alte, rostige Apparat. Wieder den Dreibund für ein Weilchen zurechtflicken. Natürlich: wer hat denn den Muth, ihn, wie der wilde Herr Bebel sagt, in den Orkus fahren zu lassen? Wenn noch irgend Jemand daran glaubte, wäre nichts einzuwenden; so aber ... Man braucht sich nur vorzustellen: die Italiener sollten gegen Frankreich, die Czechen gegen Rußland marschiren, die Habsburger ihre Balkanposition aufs Spiel setzen, um das Prestige des Deutschen Reiches ins Unermeßliche zu steigern. Eben so gut könnten wir auf eine neue Katharina Kornaro hoffen, die uns ein Reich schenkt. Und in solchen Chimären lebt und webt der Chef. Bringt er den neuen Dreibundvertrag fertig, dann wird er ganz aufrichtig glücklich sein und sich selbst einbilden, für sein Vaterland Etwas geleistet zu haben. Dabei ist er intelligent. Ein Räthsel. Als die Gräfin damals nach Wien fuhr und Phili beschwor, ihren Mann weit vom Schuß zu lassen, schien es Ernst. Als er dann doch in die Sache reinging, mußte man glauben, er habe was zu sagen und nicht nur persönlichen Ehrgeiz kleinen Stils. Ich werde nie begreifen, wie das Beschwichtigen, Vertuschen, Bereden Einem Vergnügen machen kann. Ein trauriges Handwerk. Eine Sache muß man wollen, nicht sich. Er aber ist selig, wenn er recht viele Verträge in den Archiven sammeln und in den Zeitungen lesen kann, Deutschlands Weltmacht sei abermals gewachsen. Man sollte glauben: nourri dans le sérail il en connait les détours. Keine Spur; ungetrübte Jünglingsfreude an Allem, was nach „Errungenschaft“ aussieht. Einstweilen loben die Leute ihn; also hat er Recht. Und wenn er übermorgen einen anderen Weg geht, wird er wieder gelobt. Die Deutschen sind noch immer gute Leut' und bringens als Einzelne weit. Hier aber, in der Biberrepublik, fand unser Dichter ja wohl das Epigramm:

> Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher
> Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
> Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
> Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint.

... Una gondola! Ich habe mir Verrocchios Colleoni angesehen. Dieser gewissenlose, nicht mal an Erfolgen allzu reiche Condottiere hatte sicher nicht

solche Haltung, nicht diese staatsmännische Ruhe in den Zügen. Wahrscheinlich Troupier gewöhnlichen Schlages. Wer will voraussagen, in welcher Gestalt Einer von den Führenden in der Vision der Völker fortleben wird?

* * *

Bei Tisch heute die heiterste Stimmung, trotzdem mit dem Essen hier nicht viel Staat zu machen ist. Wir waren Alle geladen und saßen lange. Der Fürst, der vorher die Giudecca durchstreift hatte, stach mit blanken Witzworten um sich, daß es eine Lust war. Die ältesten Anekdoten wurden belacht und der Chef, der sich selbst sonst nicht zur Scheibe hergiebt, amusirte sich, als er beim Eis geneckt wurde: ob er denn wirklich auf Granita beißen wolle. Schließlich kam das Gespräch auf die Geschichte der Stadt. Woran die Republik Venedig eigentlich zu Grunde gegangen sei. An den Shylocks, sagte Einer; durch Die seien die Antonio, Bassanio, Graziano ruinirt worden. Das war nicht ganz ernst gemeint. Die meisten Stimmen erklärten sich für die Ansicht, die Republik habe für die Stärkung ihrer Wehrmacht nicht genug gethan. Ein Volk, dessen Handel solchen Umfang angenommen hatte, das einen großen Theil des Güteraustausches zwischen Orient und Occident vermittelte und das Bild des geflügelten Löwen über die Meere trug, mußte sich zu Wasser und zu Lande so waffnen, daß es dem stärksten Gegner trotzen konnte. Venedig aber wurde mit seinen fünfundneunzig Galeeren von Genua geschlagen, blieb, selbst in der Zeit seines üppigsten wirthschaftlichen Gedeihens, fast immer so schwach, daß es sich kaum der Barbaresken erwehren konnte, und wäre schon viel früher von seiner Höhe gesunken, wenn es sich nicht durch ein kluges System wechselnder Verträge gehalten hätte. Ueberall suchte und fand die Republik Bundesgenossen: im Kirchenstaat, in Frankreich, Spanien, Oesterreich, Polen, Rußland, heute da, morgen dort und übermorgen beim Feind von vorgestern. Diese alten Dogen und Nobili, sagte der Chef, waren Realpolitiker in unserem Sinn; wenn sie besser für ihre Flotte gesorgt hätten, wären sie ziemlich unangreifbar gewesen. Mir scheint, warf ich ein, daß von all den vielen Verträgen ihnen doch nur die genützt haben, die für einen bestimmten Augenblickszweck zwei harmonirende Interessen zusammenbanden, und daß die künstlich geschaffene Republik am Ende das Schicksal aller Welthändlerstaaten erlitt, die von den an der Peripherie unvermeidlichen Schwankungen im Lebenscentrum erschüttert werden ... Abends erhielt ich eine Chiffrirarbeit, bei der ich um den Sonnenuntergang kam. Ob ich meiner Karriere heute genützt habe? Der alte Chlodwig hatte Recht: immer einen schwarzen Rock anhaben und den Mund halten, wenn man in Preußen vorwärts will.

*

Wo liegt Rom?

Wo liegt das Rom der ersten Päpste? Zwischen der Stadt Ephesus und ihrem Hafen: so beantwortet Dr. H. Lisko die von ihm selbst aufgeworfene Frage. In dem merkwürdigen Buche „Roma Peregrina" (Berlin, F. Schneider & Co. 1901) konstruirt er die Kirchengeschichte der ersten beiden Jahrhunderte in folgender Weise.

Der Mittelpunkt der kleinasiatischen, ja, der ganzen Christenheit war im nachapostolischen Zeitalter Ephesus. Daß Johannes hier seine Residenz aufgeschlagen und als Patriarch der kleinasiatischen Kirchen gewaltet hat, wird allgemein anerkannt; und daß Paulus drei Jahre daselbst geweilt hat, erzählt die Apostelgeschichte. Noch heute wird ein alter Thurm auf dem Gehügel zwischen der Stadt und dem Hafen das Gefängniß des Paulus genannt. In der That hat Paulus, wenn auch nicht gerade in diesem Thurme, so doch in dem Römerkastell, das auf den Hügeln stand, gefangen gesessen. Daß er in Lebensgefahr geschwebt hat, lassen seine später etwas tendenziös überarbeiteten Briefe an die Korinther noch erkennen. Er habe bei sich selbst schon das Todesurtheil über sich gesprochen gehabt, schreibt er im zweiten (1,9); er habe mit wilden Thieren gekämpft, im ersten (15,32). Er ist nämlich wegen der Sammlung, die er für die armen palästinensischen Glaubensgenossen veranstaltete, verhaftet und erst wieder freigelassen worden, nachdem er aus einem Thierkampf in der Arena unversehrt hervorgegangen war. In dieser Zeit hat er die Gefangenschaftbriefe geschrieben: die Briefe an die Epheser, die Kolosser, die Philipper, an Philemon und den zweiten Timotheusbrief „so weit er echt ist". Auf den Handschriften dieser Briefe steht die Bemerkung: wurde in Rom geschrieben. Eine Citadelle wird oft robur genannt und dieses Wort ließ sich griechisch mit ῥώμη wiedergeben. Auch kann die römische Kolonie, die sich zwischen der Griechenstadt und dem Hafen angesiedelt hatte, Rom genannt worden sein. Und da Rom durch seine Staatsgewalt auf allen Punkten des damaligen orbis terrarum gegenwärtig war, mag es Brauch gewesen sein, den Namen auf die wichtigsten Verwaltungcentren zu übertragen; hat doch später Arelat das gallische und Konstantinopel das neue Rom geheißen. Eine Münze zeigt die Göttin Roma, die eine Dianenstatue hält, mit der Inschrift: ἐφεσίων ῥώμη. Wir haben uns also in vielen der Fälle, wo altchristliche Urkunden Rom nennen, das ephesische zu denken. Hier, nicht im italischen Rom, hat Johannes sein Martyrium bestanden (die Legende läßt ihn zu Rom in siedendes Oel getaucht werden) und von hier ist er dann nach Patmos in die Verbannung gegangen. Von hier sind die beiden Hirtenschreiben des Clemens, der den Beinamen Romanus führt, an die Korinther ergangen, sei es, daß Diese sich mit der Bitte

um Schlichtung ihrer Wirren nach Ephesus gewandt hatten, sei es, daß das ephesische Rom aus jener Machtvollkommenheit eingegriffen hat, die ihm seine Apostel verliehen. Denn auch Petrus, der drittgrößte Apostel, hat hier geweilt und von diesem „Babylon" aus seinen ersten Brief geschrieben. Der Johannesschüler Ignatius, Bischof von Antiochia, wurde von Trajan verurtheilt, nach Rom transportirt und dort zur Ergötzung des Volkes ein Fraß der Bestien zu werden. Auf der Reise nach Rom richtete er an sechs Gemeinden (an die Ephesier, Magnesier, Trallier, Römer, Philadelphier, Smyrnäer, lauten die Ueberschriften) und an Polykarp die sieben Schreiben, die uns erhalten sind. Auch hier ist mit Rom das ephesische gemeint, und da die Griechenstadt und die Römerstadt jede ihre besondere Christengemeinde hatten, so darf man sich nicht darüber wundern, daß der Märtyrer außer dem Briefe an die Ephesier auch einen an die ephesischen Römer geschrieben hat. (Dagegen scheint zu streiten, daß nach dem „Martyrium" des Ignatius Trajan in seinem Urtheil παρὰ τὴν μεγάλην Ῥώμην spricht; aber Lisko mag wohl das „große" für ein späteres Einschiebsel halten).

Wenn nun von den Bischöfen dieser hochangesehenen Gemeinde in gleichzeitigen Urkunden und Schriften gar nichts verlautet, so erklärt sich Das daraus, daß ihre Namen in das Verzeichniß der Bischöfe des italischen Roms eingeschmuggelt worden sind. Dieses Verzeichniß nennt nach den ersten Kirchenhäuptern Petrus und Paulus als Vorsteher der römischen Gemeinde: Linus, Anenkletus, Clemens, Euaristus, Alexander, Xystus, Telesphorus, Hyginus, Pius, Anizet, Soter, Eleutherus, Viktor, Zephyrinus, Kallistus. Die ersten Zwölf waren Bischöfe der ephesischen Römergemeinde. Die Namen der gleichzeitigen Vorsteher der italischen Römergemeinde sind unbekannt. Wie in Ephesus eine christliche Römerkolonie, so gab es in Rom eine christliche Kolonie von Fremden, besonders von Orientalen, die mit ihrer geistlichen Metropole Ephesus in lebhaftem Verkehr standen. Diese Roma Peregrina hat die ephesische Gemeinde gebeten, ihr einen Geistlichen zu schicken, der für sie die Glaubensgeheimnisse nach der Sitte ihrer Heimath verwalte. Zuletzt siedelte ein ephesischer Bischof, Viktor, nach Rom über, um dort ein kirchliches Weltreich zu gründen, und wurde aus einem ephesischen Vikar für die römische Peregrinengemeinde Bischof von Rom; die angesehensten Kirchenhäupter, wie Irenäus, mißbilligten diese Uebertragung des Primates.

Die in solchem Unternehmen hervorbrechende Tendenz war schon lange von der Klerisei des ephesischen Roms gehegt worden. Die Johannesjünger, die den greisen Apostel beherrschten und nach seinem Tode die ephesische Gemeinde regirten, fälschten den echt apostolischen Geist und brachten das paulinische Christenthum in Vergessenheit, indem sie mit der griechischen Philosophie und ihrer Erbin, der Gnosis, Fühlung suchten, aber auch ein neues Gesetz

aufrichteten und nach weltlicher Macht und Pracht strebten. Aus dem Kreise so gearteter Johannesjünger ist das vierte Evangelium, wahrscheinlich ein Werk des Presbyters Johannes, hervorgegangen; Männer dieses Kreises haben den synoptischen Evangelien, der Apostelgeschichte, den paulinischen Briefen durch tendenziöse Ueberarbeitung die Gestalt gegeben, in der sie uns heute vorliegen. Das echte paulinische Christenthum wurde in einem kleinen Kreise von Eingeweihten als Geheimlehre fortgepflanzt, bis ins Mittelalter hinein. So hat der den apostolischen Vätern beigezählte Verfasser des Buches, das der Hirt des Hermas genannt wird, in dunklen Bildern und mit sinnreichen Anspielungen die Geschichte der Unterdrückung des echten Christenthumes durch die ersten römisch-ephesischen Päpste bis zum Jahre 139 erzählt und durch Mahnung zur Buße zu retten gesucht, was zu retten war. Auch die Märtyrerakten sind voll solcher Anspielungen. Wenn Cäcilia ihrem Verlobten Valerian das Geheimniß anvertraut, daß sie einen Engel habe, der ihren Leib bewache und Jeden zerschmettern werde, der sie zu berühren wage, so bedeutet Dieses, daß die römischen Päpste die Geschichte ihrer Kirche gefälscht haben und daß ihn deren Zorn vernichten werde, wenn ihn seine Wahrheitliebe (die sei mit der Liebe zu Cäcilien gemeint) über die Grenzen schweigender Verehrung des Geheimnisses hinaus zum offenen Bekenntniß treiben sollte. Einen Versuch zur Wiederherstellung der echten Kirche machte im Anfang des dritten Jahrhunderts Hippolytus, der bisher für einen in Rom residirenden Gegenbischof des Papstes Kallistus gehalten worden ist; er verlegte den Sitz des Peregrinenbischofs nach Ephesus zurück und richtete dort das apostolische Patriarchat wieder auf. Nach dieses Mannes Tode ist kein solcher Versuch mehr gemacht worden.

Was von diesem mit einem unglaublichen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn errichteten kühnen Hypothesenbau, in dem immer ein Vielleicht und Wahrscheinlich das andere stützt, sich als haltbar erweist, haben die Fachgelehrten zu untersuchen. Dem Verfasser dürfte es aber auch nicht ganz gleichgiltig sein, zu erfahren, wie sein hochinteressantes Buch auf einen schlichten Bibelleser wirkt, der die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte nur oberflächlich und von ihren Quellen sehr wenig kennt. Manches klingt mir plausibel; zum Beispiel der Beweis dafür, daß Hippolytus in Ephesus residirt hat und der bisher unter dem Namen Ambrosius bekannte ἐργοδιώκτης des Origenes gewesen ist, scheint mir überzeugend, obwohl man in der Realencyklopädie von Herzog und Plitt (6,142; ich habe freilich nur die zweite Ausgabe von 1880) liest: „Die aus einem Mißverständniß entsprungene Behauptung, daß er seinen Sitz im Orient gehabt habe, kommt nicht mehr in Frage“, und Hase der selben Meinung ist. Uebrigens warnt der gründliche und ehrliche Josef Langen, der als Altkatholik wenigstens kein

dem Papstthum günstiges Vorurtheil hegte, in seiner Geschichte der römischen Kirche wiederholt davor, dem Hippolytus Alles zu glauben, was er von seinen römischen Gegnern erzählt. Also Das und manches Andere läßt sich hören. Aber die meisten Konstruktionen Liskos kommen mir allzu künstlich vor. So, wenn er im Pastor des Hermas aus anklingenden oder synonymen Worten die Namen des römischen Bischofverzeichnisses herausliest, zum Beispiel: auf den siebenten Vorsteher, Alexander, weise das in dem betreffenden Abschnitt öfter vorkommende Wort φόβος hin; denn Das bedeute ursprünglich, eben so wie Alexander, Abwehr oder Verscheuchung. Noch gezwungener erscheint die mehrmalige Doppeldeutung von Allegorien. Wenn in einer Parabel des Pastor gesagt wird, der Herr des Ackers bedeute Gott den Vater, so sagt Lisko weiter: und Gott der Vater bedeutet den Apostel Johannes. Wenn Tertullian in der Schrift De Pallio die Sittenverderbniß seiner Zeit unter den Bildern der in Weiberkleidern gehüllten Helden Herkules und Achilles geißelt, so sieht Lisko noch tiefer und entdeckt die durch Rom verdorbene ephesinische Kirche unter der Hülle. Wenn Hippolytus die Thiere der danielischen Visionen als die vier Weltreiche der Babylonier, Perser, Makedonier, Römer deutet, so sind nach Lisko mit dreien davon die Päpste Eleutherus, Zephyrinus, Kallistus gemeint. Sehr unwahrscheinlich ist, daß das Geheimniß von der Identität Roms mit Ephesus so streng gewahrt worden sein soll. Warum hat Tertullian die Uebersiedelung des Kirchenregimentes von Ephesus nach Rom, „die damals die Herzen aller Christen in Bewegung und Spannung hielt", mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt? Lisko antwortet: „Noch standen die Christen als eine verschwindende Minorität der überwältigenden Majorität des Heidenthumes gegenüber. Noch standen sie täglich in Gefahr, daß erneute Verfolgungen über sie verhängt würden; da würde es ein Verrath an der allgemeinen Sache des Christenthumes gewesen sein, hätte einer der christlichen Schriftsteller es wagen wollen, von den im Innern des Christenthumes vor sich gehenden Kämpfen nach außen deutliche Kunde zu geben". Aber Tertullian ist doch zu den Montanisten übergegangen, die eine offenkundige Spaltung verursachten und die orthodoxe Kirche bekämpften; was konnte ihn da zurückhalten, auch von einem Streit zu sprechen, der so ungefährlich verlief, daß ihn erst Lisko wieder entdeckt hat? Haben sich doch überhaupt die Christen jener Zeit nicht gescheut, ihre Streitigkeiten öffentlich zu verhandeln, wie eben Tertullian selbst und auch Hippolytus. Wenn Dieser die übrigen Vergehungen seiner römischen Gegner erzählt und rügt: warum soll er gerade die verschwiegen haben, die ihm nach Liskos Ansicht so verhängnißvoll erschienen sein muß: die Usurpation des der ephesischen Kirche gebührenden Primates?

Das Erstaunlichste aber bleibt, daß Hippolyt die spätere Entwickelung

des Papstthumes vorausgesagt haben und daß diese Prophetie in seinen Betrachtungen über den Antichrist enthalten sein soll. „Wie nahe lag es, daß Hippolytus dies Römerreich des Papstthumes meinte, wenn er sprach vom Kommen des Antichrist in Verbindung mit dem römischen Reich“, mit dem nach der allgemeinen Ansicht der Christenheit eben das damals bestehende Römerreich gemeint war. Auch unter der großen Hure der Apokalypse soll Hippolyt nicht mit der Masse seiner Glaubensgenossen das christenschlachtende heidnische Rom, sondern mit den Ketzern des ausgehenden Mittelalters und mit den Reformatoren das päpstliche Rom verstanden haben. „Werke des Antichristen waren beide Römerreiche, dem heidnischen Römerreiche aber war es bestimmt, Das scheint er im Folgenden sagen zu wollen, unterzugehen durch das päpstliche Römerreich.“ Haben denn die Päpste die Barbaren gerufen und jene Sittenverderbniß, jenen Pessimismus und jene soziale Zersetzung erzeugt, die dem schon lange nicht mehr römischen Völkergemisch des Weltreiches die Kraft zum Widerstand raubten? „Noch merkte in Rom kaum Jemand das Unheil, das als ein nicht endenwollender Jammer mit der Ankunft der ephesischen Priester über die Stadt gekommen war, jetzt aber noch im ersten Aufdämmern stand. Nur der auf hoher Warte stehende Hippolytus schaute in die Ferne der Zeiten hinaus und sah das kommende Unglück für das Römervolk, das seit dem dritten Jahrhundert als eine schleichende, an Allem zehrende Krankheit den ganzen Organismus des Römerreiches zerstörte.“ Theodor Mommsen, Otto Seeck und Houston Stewart Chamberlain — Gibbon ist leider tot — mögen entscheiden, ob die bisher bekannt gewordenen Ursachen des Zerfalles des Römerreiches so wenig genügten, daß noch ein paar unbekannte Priester aus Ephesus kommen mußten, das Strafgericht an der großen Hure der Apokalypse zu vollziehen. „So wie es hier [in der Schilderung, die Hippolyt vom Antichrist entwirft] in symbolischer Weise geschildert wurde, hat das italienische Papstthum sich in der That im Laufe der Jahrhunderte in der Christenheit zur Darstellung gebracht. An seiner Wiege stehend aber hat Hippolytus, in die Fernen der Geschichte sehend, ihm seine Geschichte vorausgesagt, hat gesprochen von dem endlichen Gericht, das Christus einst über das Papstthum abhalten würde.“ Voraussetzunglos, wie sie ist, hat die protestantische Wissenschaft in der Voraussetzung, daß Prophezeiungen so unmöglich seien wie alle anderen Wunder, die biblischen Bücher oder Theile von Büchern, in denen erfüllte Prophezeiungen vorkommen, in die Zeit nach der Erfüllung datirt; so soll das Matthäusevangelium nicht vor dem Jahre 70 geschrieben sein können, weil in seinem vierundzwanzigsten Kapitel die Zerstörung Jerusalems beschrieben wird. Nun gehörte eigentlich keine übernatürliche Erleuchtung dazu, vorauszusehen, daß die jüdischen Zeloten über Jerusalem das Schicksal Karthagos und Numantias

heraufbeschwören würden. Dagegen würde es die Leistungen des Jesaja, Deuterojesaja und die des Daniel, dem die Kritik das nach ihm benannte Buch abspricht, weit übersteigen, wenn Hippolytus die Größe, Macht, Herrlichkeit und die Ansprüche des mittelalterlichen Papstthumes vorausgesehen hätte, denn von diesen weltgeschichtlichen Erscheinungen waren damals nicht etwa blos die Keime noch nicht zu sehen, sondern es waren überhaupt noch keine vorhanden. Die römische Christengemeinde hatte reiche Mitglieder, war verweltlicht und ihr Bischof hatte über reichliche Geldmittel zu verfügen. Das ist bezeugt. Aber in welcher Großstadt des römischen Reiches wäre Das nicht der Fall gewesen? Die „Gemeinden der Heiligen“ haben schon zur Apostelzeit, wie Jeder aus den Apostelbriefen weiß, ihre Namen immer nur so lange verdient, wie sie sehr klein waren und unter dem Druck von Verfolgungen standen. Viktor, nach Lisko der erste ephesische Papst im italischen Rom, hat einen Versuch gemacht, sich als Oberbischof aufzuspielen. Das ist ebenfalls bezeugt. Man stritt in der Christenheit darüber, ob Ostern am vierzehnten Nisan oder am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond zu feiern sei. Die Kleinasiaten waren Quartodezimaner, wie man die Beobachter der ersten Praxis nannte. Viktor veranlaßte die Abhaltung von Synoden zur Beseitigung der Differenz, und da die kleinasiatischen Synoden erklärten, bei ihrer Praxis bleiben zu wollen, so erklärte er die Kleinasiaten für ἀκοινωνήτους, was man als Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft oder auch blos als Kündigung der Kirchengemeinschaft deuten kann. Jedenfalls hat Niemand, außer vielleicht Viktor selbst, die Kleinasiaten für exkommunizirt angesehen; und seine „Bannbulle“, wenn es eine war, ist ein Kolophoniumblitz gewesen. „Dieser erste Versuch, eine Herrschaft der römischen Kirche über die andere geltend zu machen, ist gänzlich mißlungen“, schreibt Langen. Wenn er aber auch gelungen wäre: wie konnte im Anfange des dritten Jahrhunderts ein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen, das Haupt einer verachteten religiösen Sekte werde eine politische Weltherrschaft aufrichten? Die Christen waren, wie Lisko in einer der vorhin angeführten Stellen selbst sagt, eine verschwindende Minderheit und jeden Augenblick konnte eine neue Verfolgung ausbrechen, die sie vernichtete, wie denn später Decius und Galerius wirklich geglaubt haben, es werde ihnen gelingen, das Christenthum auszurotten. Und was die weltliche Herrschaft der römischen Kirche begründet hat, die Völkerwanderung, war noch gar nicht eingetreten. Den Zerfall des römischen Reiches konnte ein weiser Politikus nach der Niederlage des Kaiser Valens bei Adrianopel weissagen, die weltliche Herrschaft der Päpste über ein mittelitalisches Gebiet ein Zeitgenosse Gregors des Großen (590 bis 604), als sich dieser Papst (der aber in seinen Homilien nicht eine glanzvolle Zukunft der Kirche, sondern den nahen Weltuntergang prophezeit hat) nach dem Lango=

bardeneinfall genöthigt sah, die Regirung und den Schutz des von den byzantinischen Beamten und Truppen im Stich gelassenen römischen Gebietes in die Hand zu nehmen. Aber die eigentliche Grundlage der späteren Macht der Kirche, die Erziehung der nordischen Nationen zur Kultur, gewann erst von Karls des Großen Zeiten ab größeren Umfang; um das Jahr 800 hätte ein weitschauender Mann allenfalls voraussehen können, welche Stellung Kirche und Papstthum um das Jahr 1200 einnehmen würden.

Nicht weniger wunderlich wie die dem Priester Hippolyt zugeschriebene Prophetenrolle sieht eine Selbsterniedrigung aus, die dem Paulus zugetraut wird. Lisko macht dem italischen Rom weder das Martyrium der beiden Apostelfürsten noch die Apostelgräber streitig. Aber er ermittelt mit seinem unglaublichen Scharfsinn, daß Petrus und Paulus die Ueberführung ihrer Leichname nach Ephesus angeordnet haben, daß diese Anordnung ausgeführt worden ist, daß aber die Römer diese kostbaren Reliquien wiedergeholt und die Apostel so ein zweites Martyrium erlitten haben. Von dem mancherlei Unevangelischen, was aus Egypten in die Kirche eingeschleppt worden ist, erscheint mir der Leichen, Knochen- und Gräberkult als das Widerwärtigste. Wie tief stellt Lisko, der dem Paulus eine solche Anordnung zutraut, diesen Apostel des Geistes unter den Märtyrer Ignatius, der den Römern — mögen es nun die ephesischen oder die italischen gewesen sein — geschrieben hat, sie möchten nicht etwa Schritte zu seiner Rettung thun, da er sich ja nach dem Martyrium sehne, sie möchten vielmehr die Bestien bereden, ihn vollständig aufzuzehren, damit sie nicht nachher Umstände mit der Bestattung etwa vorhandener Ueberreste hätten! (Der entscheidende Satz ist so schön, daß er im Urtext hergesetzt zu werden verdient: Μᾶλλον κολακεύσατε τὰ θηρία, ἵνα μοι τάφος γένωνται, καὶ μηδὲν καταλίπωσι τοῦ σώματός μου, ἵνα μὴ κοιμηθεὶς βαρύς τινι γένωμαι.) Ja, wie tief stände ein solcher Paulus sogar unter einem Franz von Sales, der auf die Frage, wie er bestattet zu werden wünsche, geantwortet haben soll: Schickt meine Leiche auf die Anatomie, dann nützt sie wenigstens noch der Menschheit!

Aber Lisko heftet nicht nur dem Charakterbilde des Paulus einen — mild gesagt — fremdartigen Zug an: er bringt alle hergebrachten Vorstellungen vom Charakter der großen Apostel und ihrer Schulen in Verwirrung. Döllinger nennt Fichte als den ersten, der die Kirchengeschichte in die petrinische Periode der katholischen Gesetzlichkeit und die paulinische protestantischer Geistesmacht eingetheilt und die Erwartung gehegt habe, einst werde ein johanneisches Zeitalter der Liebe anbrechen, das die Gegensätze verschmelzen und verklären werde. Diese Vorstellung hat sich in weiten Kreisen bei edlen Seelen eingebürgert; und ihr fehlt wahrlich nicht die Berechtigung. Zwar wird sich die chronologische Aufeinanderfolge vor dem Richterstuhl einer kritischen Ge-

schichtbetrachtung kaum aufrecht erhalten lassen. Es hat zu allen Zeiten Gesetzesmenschen, Geistesmenschen und liebende Seelen, Mystiker gegeben und es wird immer diese drei Menschenarten geben. Und wenn auch im Wechsel der Zeiten bald die eine, bald die andere vorherrscht, so begründet doch diese Vorherrschaft keineswegs die Eintheilung der ganzen christlichen Zeit in die genannten drei Perioden. Dem petrinischen Zeitalter der römischen Kirchenherrschaft ist ein paulinisch-johanneisches der Gnosis und Spekulation vorhergegangen, auf das kurze paulinische Zeitalter der jungen Reformation folgte die härteste Gesetzesknechtschaft in allen drei oder vier Kirchen und heute ist wiederum, wie im Staat, so auch in den Kirchen das Gesetz weit stärker als etwa im Völkerfrühling von 1848. Also die drei großen Perioden lassen sich nicht aufrecht erhalten, aber die drei Elemente sind vorhanden und entsprechen dem Charakter der drei Apostel, nach denen sie benannt werden, so weit wir ihn aus dem Neuen Testament kennen. Lisko dagegen läßt, wie schon erwähnt wurde, den paulinischen Geist durch den weltlich-hierarchischen der Johannesjünger verdrängt werden und nennt, um unsere Vorstellungen vollends auf den Kopf zu stellen, die in der Opposition zu Rom stehende Christenheit, die in Ephesus den paulinischen Geist erhalten habe, auch noch die petrinisch-katholische.

Doch das Alles überlasse ich, wie gesagt, den Fachgelehrten. Ich wollte nur darstellen, wie die neue Auffassung dem Laien vorkommt. Mir persönlich ist es auch ganz gleichgiltig, wie die Entscheidung fällt. Mögen Linus und seine ersten zwölf Nachfolger in Ephesus oder in Rom gelebt haben: für mich bleibt die Kirche in allen Stadien ihrer Geschichte, was sie mir gewesen ist: das Produkt eines natürlichen, aber von Gott planvoll geleiteten Prozesses, der im Großen und Ganzen nicht anders verlaufen konnte, als er wirklich verlaufen ist, wenn auch vielleicht die lebendigen Elemente des Prozesses so weit frei sind, daß sie im Einzelnen nicht nothwendig alle die Dummheiten, Nichtswürdigkeiten und Grausamkeiten begehen mußten, die leider die Geschichtet berichtet. Wenn Lisko die vermeintliche Uebertragung des Primates nach Rom und die Aufrichtung der päpstlichen Herrschaft beklagt, so sehe ich darin vielmehr eine Nothwendigkeit und einen Segen. Denn ohne die festgefügte Kirche des Abendlandes würde die europäische Christenheit das Schicksal der orientalischen getheilt haben. Alle ihre persönliche Tapferkeit hätte den Germanen nichts genützt, wenn sie als vereinzelte, undisziplinirte und mit einander verfeindete Stämme den Europa überfluthenden Schwärmen der Sarazenen, Mongolen, Slaven, Normänner gegenübergestanden hätten.

Nicht ganz so gleichgiltig wie die Geschichtkonstruktion Liskos ist mir sein Zukunftstraum, weil ich den darin ausgesprochenen Wunsch nicht theile. „Der Tag, an dem der oberste Träger der katholischen Kirchengewalt den

Entschluß fassen würde, unter Rückkehr zu apostolischer Einfalt in Lehre und Verfassung, den Schwerpunkt des katholischen Kirchensystems wieder in den Orient zurückzuverlegen, würde ein Tag des Friedens und des Segens sein nicht blos für die katholische Kirche. Er würde den christlichen Völkern Europas die Freiheit bringen, nach der sie nun seit so langen Jahrhunderten schon sich sehnen; er würde gestatten, die Fäden der Liebe und Versöhnung wieder inniger zu ziehen zwischen den christlichen Konfessionen, die heute in so schroffer Feindschaft und Bitterkeit einander gegenüberstehen." Es wohnen in Europa noch ein paar Dutzend Millionen Menschen, die am katholischen Kirchenwesen hängen: mit inniger Liebe, wie sie selbst, mit Fanatismus, wie die Gegner sagen. Ob die nun den Papst zu den wesentlichen Bestandtheilen ihres Kirchenwesens rechnen, ob sie einen Papst haben wollen oder nicht: Das geht uns Freidenker, Protestanten oder wie wir uns sonst nennen wollen, gar nichts an. Brauchen sie aber einen Papst, so hätte es trotz allen guten Verkehrsmitteln unserer Zeit keinen Sinn, wenn sich das kirchliche Oberhaupt der Franzosen, Rheinländer, Bayern, Spanier, Italiener mitten unter die Türken und Schismatiker setzen wollte. Den Gegensatz der Konfessionen und den daraus entspringenden Streit halte ich nicht für ein Unglück, sondern für einen Segen und für eine Nothwendigkeit; ihn mit Gift und Galle im Herzen und mit vergifteten Geisteswaffen oder gar mit Pulver und Blei zu führen: dazu nöthigt doch wahrhaftig nicht die Anwesenheit des Papstes in Rom. Den Satz von der Freiheit verstehe ich nicht. Das Papstthum hat in den Zeiten seiner weltlichen Herrschaft auch gegen die Freiheit viel gesündigt. Aber heute ist es nicht der Papst, der auf Sizilien hungernde Arbeiter niederschießen läßt, der in Gegenden, die uns näher liegen, nationalen Minderheiten den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet und Unzählige ins Gefängniß sperrt, weil sie ihre verfassungmäßigen Rechte ausgeübt haben, etwa das Recht der freien Meinungäußerung oder das Koalitionrecht.

Welches immer auch das Schicksal dieses merkwürdigen Buches in der Gelehrtenwelt sein mag: etwas Gutes wird es ohne Zweifel stiften; es wird außerhalb dieser kleinen Welt das Interesse für die ersten Jahrhunderte des Christenthumes wecken, die der Masse selbst der Gebildeten so völlig unbekannt sind. Es wird den Gebildeten einen Begriff von dem reichen Geistesleben und von den Verfassungskämpfen dieser Gründungperiode geben und den Wunsch erregen, es möchten die heute mit solchem Eifer betriebenen Forschungen das Dunkel aufhellen, das den Entstehungprozeß der altkatholischen Kirche immer noch bedeckt, obwohl deutlich erkennbare interessante Einzelheiten in solcher Fülle, wie sie Lisko hier darbietet, daraus hervorschimmern.

Neisse. Karl Jentsch.

Roland Bismarck.

Seit jeder Einzelne, kraft der verbrieften kapitalistischen Parasitenfreiheit, Antheil am Genuß und an der Leitung der Künste hat, das ganze Leben der modernen Kulturmenschheit von holden Dekorationmotiven umflossen ist, bemüht sich auch die monumentale Skulptur, einen Stil hervorzubringen, der mit den Leistungen unserer noch freigiebig das Nachttöpfchen des Arbeiters schmückenden Kunstindustrie korrespondirt. Im Jargon des breiten Gassenrealismus oder theatralisch aufgeputzter Sentimentalität schmeichelt die der fürstlichen Baukunst blutverwandte Bildnerei den Ansprüchen der denkfaulen Menge. Das profane Anschauungbedürfniß hat sich in den Straßendenkmalen eine historische Bilderfibel ersonnen, mit deren Hilfe nationale Geschichte nach offizieller Anleitung buchstabirt wird. Indem die Masse sich die Künstler zu Diensten zwingt, verlangt sie von diesen, ihrer primitiven Begriffsform entsprechend, Darstellungen von banal sinnfälliger Deutlichkeit. Das demokratische Selbstbewußtsein mit der konstitutionell gefärbten Staatsauffassung begegnet dem von einengenden Gesetzen erzeugten und genährten Herrschergroll; den bronzenen Volkshelden wird die marmelsteinerne Pracht des dynastischen Heroenthums entgegengestellt. Politische Plastik! Das Publikum dieser Kunst für Alle, das vom Proletarier bis zur Excellenz reicht, will, daß der feierlichst Ausgehauene jedenfalls aussehe, wie man ihn „im Leben gekannt hat". Wie könnte es anders sein? Barbarisch ist ja nicht solcher vulgäre, dem engen materialistischen Empfinden aber natürliche Wunsch, sondern der Umstand, daß den Massen die Macht, der Kunst Befehle zu diktiren, zugefallen ist, daß der aristokratisch geborene Künstler der Dumpfheit indisziplinirter Instinkte eben so unterworfen ist wie der Händler oder parlamentarische Politiker. Gevatter Schneider kontrolirt die Hosen eines Denkmalhelden, der Schuster die Stiefel, der Soldat die Uniform und den Gang des Pferdes und der heftig denkende Zeitungleser kritisirt an der Hand von Leitartikeln den Ausdruck des Gesichtes. Am Sockel mag dann, wenn oben die Alltagslogik befriedigt ist, die Bildung ideale Allegorien entziffern. Die Schule sorgt vor, daß solche Bilderräthsel stets im Geiste des Hellenismus gegeben und verstanden werden, daß die verdorrten Hülsen antiker Kulturfrüchte herbstlich durch unsere ganze Civilisation rascheln. Nur das theaterhaft Eindeutige hat Geltung; denn lebendige Empfindungen sind vieldeutig und es gehört Geist dazu, sie philosophisch zu gruppiren. Wer die Hilflosigkeit unseres Geschlechtes dem natürlichen Gefühl gegenüber an einem bequemen Beispiel studiren will, beobachte die Besucher des neuen Pergamon-Museums. Die erhabenen Bruchstücke können Temperamente zu Thaten entflammen, das Kulturgleichniß eröffnet der idealen Unternehmunglust weite Perspektiven;

das sehr kluge Publikum aber blättert professorenhaft im Katalog und lernt vergessene Götternamen auswendig. Darum versteht es die mythologischen Metaphern der Denkmalskunst so gut. Vor den plastischen Berühmtheiten der Straße finden sich alle „Schichten der Bevölkerung" einmüthig in der Bewunderung des hellenischen Ideals. Leider verhindert diese nationale Idiosynkrasie, daß der Realismus sich konsequent auslebt und dem plastischen Bildwerk neben der Form auch die Farbe des Lebens verleiht. Man denke nur: die Siegesallee naturalistisch angemalt! Und noch eine Schlußfolgerung bleibt zu ziehen, wenn die Skulptur sich im Geiste jener Malerei, deren oberster Priester einer Anton von Werner ist, vervollkommnen will. Was der Zeit fehlt, ist das plastische Panorama. Wir sehnen uns nach dem Todesritt von Mars-la-tour in Marmor, nach der Erstürmung der Takuforts in farbigem Thon, — mit wirklichem Wasser.

Einer so gearteten Kunst ist die Aufgabe zugefallen, nachdem die Städte des Reiches mit Sieges- und Kaiserdenkmalen versorgt sind, dem ersten Kanzler würdige Standbilder zu schaffen. Dieser suggestiven Aufgabe gegenüber flackert nun doch ein Rest poetischen Empfindens auf und wir erleben, daß der große Stoff den Bildhauern die Unzulänglichkeit ihrer üblichen Mittel und Mittelchen fühlbar macht. Sofort aber geräth der Künstler auch mit seinen Auftraggebern in Konflikt. Den guten Bürgern ist es einerlei, ob es sich um Wrangel, Schulze-Delitzsch oder Bismarck handelt; sie wollen das übliche Postament und den Kanzler darauf, wie sie selbst ihn auf der Straße gegrüßt haben. Der Bildhauer ahnt Etwas von der genialen Lebensenergie, die im Organisator des Reichsgedankens verkörpert war, und sucht in den Kammern seiner Phantasie nach einem Symbol, das dem Leben lebendig antworten könnte. Die Kaiser Wilhelm und Friedrich! Lieber Gott: Das ließ sich machen. Das war Handwerk. Aber diese Individualität sträubt sich noch als Erinnerungmumie gegen die Schablone und der Geist des Toten klopft mit überlegenem Spott an das Allerheiligste der Künstlerseele, ob nicht ein einziger Ewigkeitgedanke darinnen wohne. Doch nur zaghaft antwortet es dem prüfenden Ruf; und tritt eine Idee schließlich ans Licht der Sonne, so ist es ein weltfremdes Wesen, gekleidet in verstaubte Gewänder längst verschollener Romantik. Doch selbst hiergegen revoltirt der Bürger; die Menge schreit: wir wollen nicht Poesie, sondern Wahrheit!

Der Grundirrthum liegt im System. Die Künstler glauben, einer großen Idee im Straßendenkmal gerecht werden zu können. Der Held des Pantheon als Park- und Promenadendekoration! Die in Stein gefaßte Monumentalpoesie, die heroischen Gefühlskomplexen antwortenden Silhouetten, der in Form erstarrte, plastisch umschriebene Seelengehalt: diese Bestandtheile wahrhaft großer Denkmalskulptur fordern die Folie der Architektur, wie der

Ton die Resonanz. Auch diese alte Wahrheit setzt sich allmählich wieder durch; doch auch ihr gegenüber verräth sich der im langen Schlendrian müßig gewordene Kunstverstand. Die artistische Logik wird nicht zu Ende geführt und die Folge ist ein neues Kompromiß.

Eine lehrreiche Konkurrenz um ein Bismarckdenkmal hat Hamburg erlebt. Dort ist ein Werk mit dem ersten Preise gekrönt und zur Ausführung bestimmt worden, das mit deutlicher und darum verstimmender Absicht von der naturalistisch-hellenistischen Schablone abweicht und die Aufgabe im Wesentlichen architektonisch faßt. Darob ist nun wie über eine große That gejubelt worden; selbst Berufene versichern, eine neue Aera der Denkmalkunst beginne mit dieser Arbeit. Einmüthig haben Jury und Kommission sich für das Werk entschieden und fast eben so einmüthig hat die Bürgerschaft Hamburgs in den dort sehr umfangreichen Zeitungspalten der „Oeffentlichen Meinung" ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben. Das ganze Schauspiel — das von einem gewissen Standpunkt, des großen Interesses wegen, erfreulich ist —, beweist wieder, wie beschämend gering unsere Kultur ist. Wenn es eine „Richtung" giebt, so ist Alles trefflich, denn ein offizieller Maßstab nimmt dem Urtheil des Einzelnen die Verantwortung; es kommt nur zu ärgerlichen Kämpfen, wenn es unerläßlich wird, eine Kunstmode durch eine neue zu ersetzen. Seit Jahren schon wird gegen den Portraitnaturalismus der Denkmalkunst geschrieben; die Schriftsteller haben immer wieder betont, der psychische Gehalt einer Aufgabe müsse monumental zum Ausdruck gebracht werden. Nun endlich antwortet eine That der Forderung; denn das Alles haben Schaudt und Lederer in ihrem Entwurf zur Wahrheit gemacht. Man sieht jetzt aber klar, wie wenig es sich dabei um Prinzipien handelt, und die alte Weisheit, die auszusprechen man sich fast schämt: daß nur das Wie in der Kunst gilt, kommt noch einmal zu Ehren.

Das hamburger Denkmal ist für eine Anhöhe in der Nähe des Hafens gedacht. Von Bruno Schmitz haben Schaudt und Lederer gelernt, wie man die natürlichen Terrainsilhouetten architektonisch zu übersteigern hat, um Monumentalwirkungen zu erzielen. Als Architekturleistung im Sinne von Schmitzs Thurmgedanken ist der Entwurf gut und auch selbständig genug. Auf den nach oben sich verjüngenden Unterbau hat Lederer, den steilen Silhouetten des Architekten folgend, eine in Gothik gekleidete Rolandsfigur gestellt, der zwei Adler zu Füßen hocken. Die Gestalt im grade herabfallenden Mantel, mit senkrechtem Schlachtschwert schließt sich der Architektur formal logisch, aber leblos an. Das fertige Werk, das auf der Anhöhe durch seine Dimensionen weithin sichtbar sein wird, kann eine starke dekorative Note im Stadtbild werden und jedenfalls bedeutender wirken als etwa die berliner Siegessäule. Aber es wird ein Leuchtthurm des nationalen Gedankens

sein, eine Hansasäule, ein granitenes Reichsplakat; niemals ein Bismarckdenkmal. In etwas anderen Worten sagen die Bürger das Selbe; ihre Gründe jedoch weichen ab. Sie wollen einen Bismarck, wie sie ihn gesehen haben, den konventionellen Portraitkitsch im akademischen Musenreigen. Trotzdem sich nun die gekrönte Leistung über solche Irrthümer erhebt, leitet sie nicht im Geringsten eine neue Aera ein. Diese stilistisch-symbolische Richtung der Skulptur mußte eines Tages kommen. Malerei, Kunstgewerbe und Architektur bewegen sich längst im „Jugendstil“; nun schwenkt die dekorative Plastik auch ein und man wird es erleben, wie stolz die guten Hamburger, die sich heute noch ärgern, nach fünf Jahren auf das Erstgeburtrecht ihres Denkmals sein werden. Die Mode war längst reif für die erste That; nun werden weitere Werke dieses Stils schnell folgen. Aber es ist gut, sich zu erinnern, daß eben so laut von einer neuen Epoche gesprochen wurde, als das Palais Mosse den staunenden Berlinern enthüllt wurde, als Makart seine Riesenleinwände der Oeffentlichkeit übergab und Sudermann seine „Ehre“ offenbarte. So Etwas verfliegt wieder und dient nur der öffentlichen Meinung zur gesunden Emotion. Der hamburger Fall zeigt deutlich, wie geartet die Vorstellungen von Bismarcks Persönlichkeit sind. Ein gothischer Roland, in dreißig Meter Höhe gegen den blendenden Himmel gesehen, ein landsknechtartiger Schlachtenvorbeter genügt den Gelegenheitideologen der entscheidenden Kommission für ihr Verehrungbedürfniß. Das kennzeichnet die Schätzung des Genies. Wie Viele giebt es wohl, die von dem Selbstbezwinger innere Freiheit gelernt haben: nur sie wären kompetent, über ein Denkmal, das ihm gerecht werden soll, abzuurtheilen. Das würde dann ein Wallfahrtort sein. Dieses wird eine Sehenswürdigkeit.

Mit der Originalität der Schöpfung ist es nicht weit her. Die Architektur ist abgeleitet von Schmitz und Wallot; aber doch konsequent und mit gesundem Gefühl. Alles in Allem eine erfreuliche Leistung der jungen, sich endlich vom Gipsornament befreienden Baukunst. Lederers Modell hat viele Ahnen in der Kunstgeschichte. Das wäre an sich nicht unbedingt entscheidend, wenn der Künstler, dem eine nicht gewöhnliche böhmische Virtuosengeschicklichkeit zu Gebote steht, aus den Anregungen ein neues Ganzes zu machen gewußt hätte. Das Rolandsymbol ist im Grunde banal und hat selbst vor dem allegorischen Apparat der Begasschule nicht innere Größe voraus. Es ist neuer als die hellenistischen Gleichnisse in Bronze und Marmor, nicht tiefer. Diese plakathafte Gemeinverständlichkeit, der Zeitungsgeruch darin, die Aufdringlichkeit der in Stein gefaßten Parlamentsphrase: das Alles ist für den stillen Verehrer der großen Persönlichkeit äußerst fatal. Dieses ist nicht die Pose der Siegesallee, aber die „sezessionistische“; nicht ein produktives Temperament hat Bleibendes geschaffen, sondern ein sehr geschickter Nachempfinder den Baum kräftig geschüttelt, als die Zwetschen reif waren.

Das nationale Bismarckdenkmal bleibt zu schaffen. So lange Kommunen oder Höfe den Auftrag ertheilen und viele Sinne befriedigt sein wollen, scheut das bildende Genie vor diesen Aufgaben zurück. Nur unter dem Mäcenatenthum eines Einzelnen könnte Etwas entstehen, das den Besten der Nation zum Orte der Andacht wird. Fürst Herbert hätte aus dem Mausoleum seines Vaters ein Nationaldenkmal machen können. Kreis hätte es an einem selbstgewählten Platze des Sachsenwaldes bauen müssen, so, wie ers in seinem nur mit einem dritten Preise ausgezeichneten Entwurf der Konkurrenz vorgeschlagen hat: als Pantheon. Durch den Wald wandelt man hinauf, tritt durch die weltabscheidende Pforte und wird durch Dunkel in den Raum geführt, wo ein erhabenes Bildwerk aus feierlicher Architektur herauswächst: eine Verkörperung des rastlosen Bautriebes in der Menschennatur, des die Nothwendigkeit lenkenden und von ihr gelenkten faustischen Herrscherwillens, des höchsten, erhabensten Verantwortlichkeitgefühles. Vielleicht könnte Klingers gesammelter Kraft der Wurf gelingen, solchem Bildwerk eine Ewigkeitform zu finden; daß Kreis der Mann wäre, mit ihm Großes zu vollbringen, hat er bewiesen. Es kommt ja nicht auf die „Richtung" an. Der Riese muß von einem seines Geschlechtes begriffen werden; dann ergiebt sich die Form von selbst und wird staunend als die allein richtige erkannt. Nicht der Menge zu Dank darf das Werk angelegt sein; wie Bismarck im Anfang von Haß und Wuth umheult war, so wird auch das seinem Geiste kongeniale Denkmal den leidenschaftlichen Widerspruch herausfordern müssen.

Die dauernde Umgestaltung der Kunstwerthe, die alle Brücken zur Vergangenheit zerstört und nur den Fernblick dahin vom diesseitigen Ufer gestattet, vollzieht sich im Stillen und nach Gesetzen, deren leises Wirken den Meisten verborgen bleibt. Es kann nicht geleugnet werden, daß ein schwacher Abglanz dieser Kulturarbeit in dem hamburger Denkmal sichtbar ist; und in diesem Sinne mögen Anspruchslosere von dem Ergebniß der Konkurrenz immerhin befriedigt sein. Im Grunde aber schadet solche vorzeitige Verflachung und Popularisirung den kaum sich ihrer selbst bewußt werdenden neuen Ideen mehr als das absolut Feindliche. Wenn diese Massenpoesie Lederers — wie es sehr wahrscheinlich ist — Recht behält, so ist die fortzeugende Kraft des echten, wahrhaft großen modernen Kunstgedankens in den Fundamenten erschüttert. Sollte sich Herr Omnis schon jetzt dieser einzigen Hoffnung auf Kunstkultur bemächtigen und in seiner Weise damit verfahren, so ist der Zukunft das Urtheil gesprochen und der Koriolanstolz der paar schaffenden Genies mag sich bei Zeiten an den Gedanken gewöhnen, daß es einst nöthig sein wird, auf der Gasse zu betteln: Eure Stimmen! Eure süßen Stimmen!

Friedenau. Karl Scheffler.

❦

Lieutenant Velsen.

In der „Feldmarschall-Kneipe", wie die Weinstube genannt wurde, in der die zahlreichen verabschiedeten Militärs, die in der kleinen Stadt lebten, sich jeden Vormittag zum Raisonnirappell zu versammeln pflegten, war auch heute eine stattliche Korona beisammen. Die Zahl der Herren, die dort ihre halbe Flasche Mosel oder Rothwein tranken, war vielleicht noch etwas größer als sonst, denn am Morgen war das neuste Militär-Wochenblatt erschienen und hatte zahlreiche Veränderungen und Verabschiedungen gebracht, die nun lebhaft erörtert wurden. Namentlich die plötzliche Pensionirung eines den Meisten persönlich bekannten Hauptmanns, der noch vor kurzer Zeit während seines Urlaubs als Gast am Stammtisch geweilt hatte, erregte großes Aufsehen und man zerbrach sich den Kopf darüber, was ihn veranlaßt haben könne, so plötzlich seine Verabschiedung zu erbitten. Vor allen Dingen aber sprach man auch davon, wie sich fortan wohl seine Zukunft gestalten möge. Man wußte, daß er eine zahlreiche Familie besaß, aber nur über ein geringes Vermögen verfügte, so daß er gezwungen sein würde, sich nach einer anderen Thätigkeit umzusehen.

„Ja, ja, meine Herren", nahm da ein General das Wort; „wenn man Das immer so wüßte, was war und was wird! Zwei banale Fragen; und ihre Antworten enthalten unser ganzes Geschick. Das ist mir vor vielen Jahren einmal so recht klar geworden, als es sich um einen mir lieben Kameraden handelte; und wenn ich wüßte, daß ich die Herren nicht langweile . . ."

Der General sah sich im Kreise um. Man merkte dem alten Herrn an, daß er darauf brannte, seine Geschichte zu erzählen, und selbstverständlich widersprach ihm Keiner.

„Es ist schon lange Jahre her," hub er an, „und ich stand damals in Z. in Garnison, wo ich das dortige Jäger-Bataillon befehligte. Ich kann wohl sagen, daß es die schönste Zeit meiner militärischen Laufbahn war. Höhere Vorgesetzte wohnten nicht in der Stadt, ich war der selbständige Herrscher aller Reußen, die außerdienstlichen Verhältnisse waren die denkbar angenehmsten und der Dienst an der Spitze einer Truppe, die aus ausgesuchten Mannschaften bestand, war die reine Freude. Das Offiziercorps war tadellos, selten sah ich ein besseres, und unter den jungen Offizieren war besonders einer, der mir gleich am ersten Tage durch seine ganze Erscheinung, durch seine Haltung, na, überhaupt in jeder Hinsicht auf das Vortheilhafteste auffiel. Seinen wirklichen Namen möchte ich nicht nennen; sagen wir, er hieß Velsen.

Also Velsen war, wenn ich mich nicht irre, damals, als ich das Bataillon übernahm, zweiundzwanzig Jahre alt; aber trotz seiner Jugend hatte er in seinem ganzen Wesen etwas sehr Festes, sehr Bestimmtes und Ruhiges. Er war selbst ein hervorragender Schütze, ein brillanter Exerzirer und Turner und besaß die große Gabe, Das, was er selbst konnte, Andere in einer so leichten, fast spielenden Art zu lehren, daß seine Leute bei allen Besichtigungen und Vorstellungen stets den Vogel abschossen. Und wie ich ihn im Dienst sogar älteren Kameraden oft als Muster hinstellen konnte, so auch außer Dienst. Seine Eltern waren tot, aus einer Familienstiftung bekam er einen Zuschuß, der so gering war, daß ich oft nicht begriff, wie er mit seinen Mitteln reichte. Er

machte Alles mit, war stets tadellos angezogen, hatte keinen Pfennig Schulden und immer baares Geld in der Tasche. Stets war er heiter, lustig und liebenswürdig. Dabei ehrgeizig, ohne ein Streber zu sein, im Verkehr zuvorkommend, ohne zu kriechen. Alle mochten ihn gern, ich an der Spitze, und ich kann wohl sagen, ich habe ihn wie einen Sohn geliebt. Er ging bei uns aus und ein, auch meine Frau schloß ihn in ihr Herz und ohne Velsen ging es fast nicht mehr bei uns. So war es natürlich, daß ich ihn, als der Posten neu besetzt werden mußte, zu meinem Adjutanten machte; und während der drei Jahre, die wir dann zusammen gearbeitet haben, lernte ich seine glänzenden Fähigkeiten naturgemäß noch näher kennen. Er war ungemein begabt, mit einem militärischen Blick ausgestattet, der mich auf das Höchste in Erstaunen setzte, und von einem Talent, anzuordnen und zu disponiren, das bewundernswerth war. Er verstand die große Kunst, einen Befehl so abzufassen, daß er absolut nicht mißverstanden werden konnte, — na, und Ihnen, meine Herren, brauche ich nicht erst zu sagen, wie unendlich schwer Das ist."

Ein zustimmendes Gemurmel wurde laut und der Herr General benutzte die Pause, um sich die Lippen anzufeuchten; dann fuhr er fort:

„Für mich war es klar, daß Velsen eine große Zukunft vor sich hatte. Ich habe immer die Ansicht vertreten, daß man es einem neugebackenen Lieutenant, wenn er zum ersten Mal vor der Front steht, ganz genau ansieht, ob aus ihm Etwas wird oder nicht. Ausnahmen giebt es natürlich — ich erinnere nur an Moltke —, aber die Ausnahmen bestätigen bekanntlich nur die Regel. Ich wußte, Velsen werde es einst weit bringen, ich prophezeite ihm wenigstens eine Division und die höheren Vorgesetzten, die oft mit mir über ihn sprachen, stimmten mir vollständig bei. Natürlich mußte er auf die Kriegsakademie. Ich ließ ihm Zeit, damit er sich gründlich vorbereiten könne; und wie ich gar nicht anders erwartet hatte, bestand er das Examen spielend und wurde einberufen. Als er nach drei Jahren zurückkam, hatte er das Zeugniß für den Generalstab in der Tasche. Zuerst wurde er für ein Jahr, dann dauernd in die große Bude kommandirt und von ganzem Herzen freute ich mich mit ihm über diesen Erfolg und diese Auszeichnung.

Der Zufall fügte es, daß ich das Kommando über mein Bataillon an dem selben Tag in andere Hände legte, wo Velsen zum ersten Mal zum Generalstab einberufen wurde. Bei dem Abschiedsessen, das für uns Beide zugleich stattfand, versprach Velsen mir auf meine Bitte, auch in Zukunft in mir seinen besten Kameraden und treusten Freund zu sehen und mich stets brieflich über sein körperliches Befinden, über seine Arbeit und seine Thätigkeit auf dem Laufenden zu erhalten. Das geschah auch; im Anfang korrespondirten wir fleißig, dann aber wurden die Briefe nach und nach seltener und schließlich hörte die Korrespondenz ganz auf.

Da kam der Tag, den ich schon deshalb nicht vergessen werde, weil er mein fünfzigster Geburtstag war. Ich hatte mich schon am frühen Morgen gewundert, nicht wie sonst mit der ersten Post einen Glückwunsch von Velsen vorzufinden; denn zu den Festen beglückwünschten wir einander regelmäßig. Als aber auch am Mittag noch keine Zeile von ihm da war, fing ich an, unruhig zu werden. Was war mit ihm los? Irgend ein Unglück mußte ihm zugestoßen



sein. Gegen Abend kam, wie immer, die Ordonanz und brachte mir unter den vielen Dingen, die der Erledigung harrten, auch das Militär-Wochenblatt. Da ich Gäste bei mir hatte, wollte ich es ungelesen bei Seite legen, aber schließlich warf ich doch einen Blick hinein. Und das erste, was ich las, lautete: „Hauptmann Velsen vom Großen Generalstab in Genehmigung seines Abschiedsgesuches der Abschied mit der gesetzlichen Pension bewilligt“ . . . Meine Herren, ich glaubte, der Schlag solle mich rühren . . . Velsen verabschiedet! Er sollte seine glänzende Carriere, seine große militärische Zukunft geopfert, freiwillig auf Alles verzichtet haben? Das konnte, das durfte nicht sein. Und doch: schwarz auf Weiß hielt ich die Schreckenskunde in der Hand und las sie immer und immer wieder. Was war vorgefallen? Was hatte ihn veranlaßt, so plötzlich zu gehen? Ich habe Ihnen erzählt, wie nah Velsen mir stand; so können Sie sich denken, wie mich die Nachricht erschütterte. Und mit keiner Zeile hatte er sich an mich gewandt, mit keinem Wort mir gegenüber sein Vorhaben geäußert! Was lag vor? Ich wollte, ich mußte es wissen. Ein Telegramm, das ich an ihn absandte, brachte mir die Mittheilung, daß er noch in Berlin sei. Ich nahm sofort Urlaub und fuhr zu ihm. Trotzdem ihm die Stunde meiner Ankunft unbekannt war, hatte ich das Glück, ihn zu Haus zu treffen. Obwohl ich ihm zürnte, weil er seinen Abschied eingereicht hatte, freute ich mich doch auf das Wiedersehen mit ihm; aber als er mir nun gegenüber stand, erkannte ich ihn kaum wieder. Seit ich ihn zum letzten Male gesehen hatte, war er ein ganz Anderer geworden: sein Humor, seine frische Lebendigkeit waren verschwunden und er, der nur wenig über dreißig Jahre alt sein mochte, machte den Eindruck eines alten, müden Mannes. Und ohne daß er mirs sagte, wußte ich, daß Schweres ihn bedrückte, daß große innere Kämpfe seinem Entschluß, die Armee zu verlassen, vorausgegangen waren.

Ich drang in ihn, sich mir anzuvertrauen, und schließlich rückte er mit der Sprache heraus. Und wie so oft, galt auch hier das Wort: Où est la femme?

Auf der Eisbahn hatte er ‚sie‘ an einem schönen Nachmittag kennen gelernt; er hatte ihr einen kleinen Dienst leisten können und daraus hatte sich eine harmlose Unterhaltung entwickelt. Wie sich bald herausstellte, waren sie Beide Meister in dem Sport des Eislaufs; sie liefen zusammen, zeigten einander neue Kunststücke und, last not least, fanden Gefallen an einander. Velsen glaubte, in der jungen Dame, der er sich vorgestellt, die aber natürlich ihren eigenen Namen nicht wiedergenannt hatte, ein junges Mädchen kennen gelernt zu haben, das nicht nur sehr hübsch, sondern ihm auch gesellschaftlich ebenbürtig war, und so bat er für den nächsten Tag um ein neues Zusammentreffen, das ihm auch gewährt wurde. Er hat mich versichert, zu dieser Bitte habe ihn lediglich der Wunsch getrieben, mit einer ihm gewachsenen Partnerin dem Sport huldigen zu können; und ich glaube ihm. Aber: kleine Ursachen, große Wirkungen. Dem ersten Zusammentreffen folgte bald ein zweites und drittes, schließlich sahen sie sich täglich, und wenn Das aus irgend einem Grunde doch nicht angängig war, korrespondirten sie mit einander. Die junge Dame war nicht zu bewegen, ihren Namen zu nennen oder irgend welche Auskünfte über ihre Familie zu geben, und Velsen gab es endlich auf, weiter in sie zu dringen, da er jedesmal die Antwort erhielt: ‚Genügt es Dir nicht, daß wir uns lieben? Ist Deine

Liebe etwa davon abhängig, daß Du weißt, wer ich bin?' Sie waren glücklich in ihrer Liebe, bis eines Tages das furchtbare Erwachen kam. Eines Nachmittags stürzte das junge Mädchen zu ihm ins Zimmer, gestand ihm unter Thränen, daß sie die Folgen ihres Verkehrs nicht mehr verheimlichen könne, und beschwor ihn auf den Knien, sie nicht zu verlassen, ihr die Ehre wiederzugeben und sie zu heirathen. Und nun erst erfuhr er, wen er so oft in seinen Armen gehalten, geküßt und geliebkost hatte: das junge Mädchen war die Tochter eines kleinen Beamten, der seinem einzigen Kinde unter großen Opfern eine gute Schulbildung hatte zu Theil werden lassen. Na .. Um es kurz zu machen, meine Herren: nachdem sie ihm mit den heiligsten Eiden geschworen hatte, vor ihm noch nie einen Mann geliebt zu haben, gab er ihr in der Bestürzung des ersten Augenblickes, von Mitleid getrieben und von dem Wunsche geleitet, ihre Thränen zu trocknen, sein Ehrenwort, sie zu heirathen. So weit ich es zu beurtheilen vermag, hätte ihn in manchem anderen Beruf dieses Eheversprechen nicht gezwungen, seinen Abschied einzureichen; als Offizier aber mußte er gehen: erstens, weil er das vorgeschriebene Kommißvermögen nicht besaß, dann aber auch, weil seine zukünftige Frau nach Dem, was vorgefallen war, gesellschaftlich in Offizierkreisen einfach unmöglich war.

Meine Herren, ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu schildern, wie mich seine Worte erschütterten. Unfähig, einen Gedanken zu fassen, starrte ich den armen Belsen an, der entsetzlich unter seinem Schicksal litt. Offen und ehrlich gestanden: ich begriff nicht recht, wie er sich hatte verleiten lassen, übereilt und unüberlegt das Heirathversprechen zu geben. Denn ich glaube, darüber sind wir doch wohl Alle einig, daß Belsen auch dann der Ehrenmann geblieben wäre, der er war, wenn er mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung des jungen Mädchens und mit Rücksicht auf seine ganze Zukunft dieses Versprechen nicht gegeben hätte.

‚Was nun, Belsen?' fragte ich, als er geendet hatte.

‚Ja, was nun?' gab er resignirt zurück. ‚Jetzt heißts, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Was wird, wie und ob es überhaupt glückt, wer kanns sagen?'

Bis in die späte Nacht saß ich bei ihm; und als ich ihn endlich verließ, da war mir, als hätte ich einen lieben Menschen plötzlich durch den Tod verloren. Ich wußte, ich würde ihn nicht wiedersehen... Und ich habe ihn auch nie wiedergesehen."

„Und was wurde später aus Belsen?" fragte theilnahmevoll ein alter Oberst, als der General jetzt schwieg und langsam und feierlich sein Glas leerte, als weihe er es dem Andenken eines braven Kameraden.

„Wie es vorauszusehen war", antwortete der General, „wurde die Ehe natürlich so unglücklich wie nur irgend möglich. Beide litten entsetzlich unter Dem, was der Heirath vorausgegangen war, und Belsen konnte seine Verabschiedung nicht überwinden. Zu dem Unglück im Haus gesellte sich die Noth um das tägliche Brot. Belsen besaß nichts als seine Pension, die für ihn allein vielleicht gereicht hätte, die für eine Familie aber unmöglich reichen konnte. Er wohnte und lebte in den bescheidensten, um nicht zu sagen ärmlichen Verhältnissen, er schränkte sich ein, so weit ers vermochte, aber die Sorge wich nicht von seiner Schwelle. In der größten Noth wandte er sich einmal an die Familien-

stiftung, die ihn früher unterstützt hatte; aber seit er die Ehe geschlossen hatte, lebte er für die Seinen nicht mehr. Noth lehrt arbeiten. Und er hat versucht, was er konnte, um Geld zu verdienen. Er mußte verdienen, nicht nur für sich und seine Frau, sondern vor allen Dingen für seinen Jungen, den er abgöttisch liebte. Was hat er nicht Alles angefangen, um es zu was zu bringen! Wir wissen ja, wie schwer es für einen verabschiedeten Offizier ist, eine Thätigkeit zu finden. Als Reisender und als Agent hat er sein Glück versucht, er hat sich vor keiner Arbeit, vor keiner Demüthigung gescheut; aber so oft er sich um eine feste Anstellung bewarb, war ihm seine frühere Laufbahn hinderlich: Allen war es unangenehm und peinlich, einen ehemaligen Generalstabsoffizier als Angestellten zu haben. Jedesmal, wenn er versuchte, durch seine früheren Beziehungen und Verbindungen Arbeit zu finden, erhielt er die Antwort: ‚Ja, wenn Sie nicht verheirathet wären, dann ließe sich vielleicht Etwas für Sie thun, aber so . . .‘ Und ein Achselzucken war dann der Schluß der Rede.

Das Alles habe ich erst viel, viel später erfahren, als er mir einen ganz verzweifelten Brief schrieb. In der höchsten Noth wandte er sich an mich und fragte an, ob ich ihm drei Jahre lang ein jährliches Darlehen von zweitausend Mark gewähren wolle. Nach drei Jahren sollte ich die Summe zurückerhalten. Er habe einen Plan, den er mir heute noch nicht auseinandersetzen könne, der ihm aber Muth und Kraft zu neuer Arbeit geben und ihn dereinst ruhig sterben lassen würde. Natürlich erfüllte ich seine Bitte; ich hatte ihm so oft vergebens meine Hilfe angeboten, daß ich mich aufrichtig freute, ihm durch die That beweisen zu können, daß ich nach wie vor sein bester Freund war. In heißen Worten dankte er mir und bat mich, ihm die jährlich versprochene Summe in vierteljährlichen Raten zu senden, deren Empfang er mir jedesmal bescheinigen werde. Und diese geschäftsmäßig abgefaßten Quittungen waren das Einzige, was ich von ihm als Lebenszeichen erhielt.

Die drei Jahre gingen dahin, da erhielt ich, wenige Tage, nachdem ich die letzte Rate an Velsen abgesandt hatte, durch einen Rechtsanwalt die ausgeliehenen sechstausend Mark zurück und zugleich ein Schreiben, das mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Velsen hatte das Geld, das ich ihm geliehen, benutzt, um die Prämie einer Lebensversicherung, die auf den Namen seines Sohnes lautete, zu bezahlen. Nach drei Jahren war die hohe Summe, für die er sich eingekauft hatte, auch bei Selbstmord fällig; und ohne Arbeit, ohne Verdienst, ohne eine Möglichkeit, jemals für die Seinen sorgen und für die Zukunft seines Sohnes Etwas zurücklegen zu können, war er aus grenzenloser Liebe zu seinem Kinde freiwillig in den Tod gegangen. Die Zinsen des Kapitals reichten aus, um fortan die Seinen vor aller Noth zu schützen.

Sehen Sie, meine Herren: Das ist die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte . . . Das Lebensschicksal eines Offiziers, der zu Großem berufen schien, der später im Kampf mit dem Leben ruhmlos sterben mußte und den die Welt verurtheilte, weil er sich selbst den Tod gab.“

Der General schwieg und blickte in Gedanken versunken vor sich hin: und Niemand wagte, ihn zu stören.

Dresden. Freiherr von Schlicht.



Selbstanzeigen.

Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Einzelne Gedichte auf einzelnen Blättern — jedes für sich käuflich — sollen in erster Linie Jedermann in den Stand setzen, sich seine eigene Anthologie nach völlig freier Wahl zu schaffen. Art und Weise ihrer Zusammenstellung sollen dem persönlichen Ermessen überlassen bleiben. An keinen fremden Geschmack mehr gebunden, auf dem denkbar kleinsten Raum und in denkbar bequemster Form unter Vermeidung aller unnützen Kosten gerade Das und immer genau Das, was der Einzelne für seinen speziellen, jeweiligen Zweck begehrt und braucht, zusammen zu haben —: Das ermöglicht zum ersten Male diese Sammlung. Sie tritt schon mit ihrem Beginn — dem ersten Tausend ihrer Blätter — in einem Umfang und einer Reichhaltigkeit vor die Oeffentlichkeit, wie bisher keine andere sie aufzuweisen vermag. Schon in diesen tausend ersten Blättern muß und wird Jeder wenigstens einen Theil Dessen finden, was er sucht, und schon jetzt sollen sie ihre hundertfach verschiedenen Zwecke erfüllen, von denen hier wenigstens einige berührt seien. Denn wenn die innere Nothwendigkeit dieses Unternehmens seinen Werth besser als alle Worte beweist und es in Wahrheit seiner Absicht, ein volksthümliches zu werden, nahe kommt, so gehen diese Blätter in ungezählter Menge überall von Hand zu Hand: ob hier eine Mutter aus den Eltern- und Kinderliedern ihr Kind die ersten Reime lehrt oder selbst Echo und Trost für eigene Freuden und Schmerzen bei ihnen sucht; ob der Lehrer seine Schüler anweist, aus den gesprochenen Gedichten zu lesen und zu lernen, was bisher die kostspielige Anschaffung eines ganzen Buches erforderte, oder der Verein an seine Mitglieder die am Abend gesungenen Gedichte vertheilen läßt, die bis dahin mühsam abgeschrieben oder eben so mühsam zusammengesucht werden mußten; ob der sich zu einer Reise Rüstende den Bedarf der nächsten Zeit zusammenstellt, den er früher nur mit dem Ballast einer kleinen Bibliothek, und auch so noch unzureichend, zu bestreiten vermochte, oder der Spazirgänger bei seiner Wanderung in die Natur ein paar Blätter in die Tasche schiebt, die er sonst mit der Last eines Buches beschweren mußte; ob hier ein Blatt dem Briefe als Gruß beigelegt wird oder dort jede beliebige Menge in eigener Auswahl als Geschenk dient: immer und überall muß sich in diesen und hundert anderen Fällen leicht und rasch der Zweck dieser Sammlung erfüllen, den ihr Name verspricht. Schon das erste Tausend dieser Meisterdichtungen wendet sich somit an alle Kreise. Geleitet von dem einzigen Grundsatz: Alles auszuschließen, was entweder keinen eigenen dichterischen Werth oder nur rein literarhistorische Bedeutung besitzt, mit einem Wort: was keine wahre Lebensdichtung ist, habe ich nur da eine Ausnahme gelten lassen, wo mir dieser dichterische Werth durch die lange Gunst weiter Volkskreise über den eigenen hinaus ersetzt zu sein schien und ich nicht glaubte, fortlassen zu dürfen, was so Vielen schon zum Gemeingut geworden war. John Henry Mackay.

❦

Haschisch. Erzählungen. Südwestdeutscher Verlag, Frankfurt a. M.

Der Held meines Buches hat, einem Zeitstrom folgend, alle zweckvolle,

wenn man will, ethische Gestaltung des Daseins abgelehnt und sein ganzes Erleben auf den verfeinerten Verstand und eine unaufhaltsame Einbildungskraft gestützt. Die Darstellung des Haschischrausches bot mir die Möglichkeit, den Inhalt dieser verfehlten Jugend, als einer Kette seltsamer Sensationen, in dem Brennpunkt einer einzigen Nacht zusammenzufassen und zugleich alle Schranken der Wirklichkeit — besonders des Raumes und der Zeit — zu durchbrechen. Das Erwachen aus dem Rausch künden die Schlußworte an: „Ich war von einer schrecklichen Krankheit genesen, die mich schon dem Tod hatte ins Antlitz schauen lassen; was aber nun mit der neuen Gesundheit beginnen?" Ich glaube, die letzte Konsequenz einer Lebensanschauung unerbittlich gezogen zu haben, die heute als Gegenwirkung gegen das verlogene Pathos der herrschenden Sittlichkeit und die schablonenhafte Entgeistigung unseres äußeren Lebens viele feinere Geister ergreift und ihre Fruchtbarkeit hemmt. Oskar A. H. Schmitz.

❦

Marianne Wildenberg. Piersons Verlag, Dresden. Preis brochirt 4 Mark.

Meine erste größere Erzählung ist ein Buch der Liebe geworden, dem ich nur den Wunsch mit auf den Weg geben will: Möchte es einige Freunde finden! In ihm versuchte ich meine Ansichten über Liebe und Ehe niederzulegen. Ich schilderte, wie eine wahrhaft ideale Liebe zwischen Mann und Frau in unserer Zeit kaum noch anzutreffen ist, wie die verkehrten Sittenbegriffe, die sich die Menschen selbst erschaffen haben und nach denen Töchter und Söhne erzogen werden, diese wahre, große Liebe ertöten, ersticken müssen, wie die Ehe heutzutage mehr oder weniger nur noch eine Versorgung, ein Handel, ein Geschäft ist. Auch wollte ich einer Klasse von Menschen, die mir besonders auf die Nerven fallen und die man leider überall — nicht blos in „Wellershausen" — findet, den Philistern und Pharisäern männlichen wie weiblichen Geschlechtes, einen Spiegel vor die Augen halten und ihnen zurufen: Schaut nur hinein und erfreut Euch an Eurem Bilde! Hans Karlsen.

❦

Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart 1902, Karl Krabbe.

Das Buch will nicht etwas dem literarisch gebildeten Publikum längst Bekanntes, die Zeichnung der Jugendgeschichte und der Jugenddichtung Goethes und Schillers, in nur wenig anderer Form wiederholen. Die Tiefen ihres Jugendlebens sollen aufgeschlossen und in diesem Wühlen und Gähren, in diesem Ringen und Streben, in ihrem titanischen Fühlen und Sehnen, das doch ein so heißer Drang nach edel menschlicher und harmonischer Ausgestaltung beherrscht, die Mächte ihrer Geistes- und Charakterentwickelung aufgedeckt werden. Durch dieses bis zu ihrem dreißigsten Jahre reichende Doppelportrait jugendlicher Persönlichkeitbildung möchte ich aber dem aufstrebenden Geschlecht zugleich das Auge öffnen für Das, was wahrhaft deutscher Wesensart eigen und förderlich ist. Das Werk ist ein Wort an die Gegenwart, ein Versuch, ihr zu zeigen, wohin der Werdegang unseres Lebens gehen muß: wie der an sich berechtigte realistische Zug der Zeit doch für die Bedürfnisse unseres Volkes unbedingt einer Läuterung, Vertiefung und Vergeistigung bedarf.

Bremen. Julius Burggraf.

❦

Fanny Roth. Eine Jung=Frauengeschichte. Hermann Seemann, Leipzig.

In dieser kleinen Geschichte wollte ich darstellen, wie das jungfräuliche Mädchen, selbst wenn es zu den hochbegabten gehört, wie die junge Künstlerin Fanny Roth, nicht fähig ist zu bewußter Wahl in der Ehe, „weil das Mädchen im Banne seines unerlösten Blutes überhaupt nicht wählen, überhaupt nicht entscheiden kann". Erst dann, wenn das Blut beruhigt ist, wenn der rothe Nebel nicht mehr vor den Augen wogt, ist das Weib reif geworden zur Wahl, zur Erkenntniß des richtigen Mannes, der nach aufstrebenden Gattungsgesetzen zu ihr gehört, um mit ihr „das Eine zu zeugen, das mehr sein soll als Die es schufen . . ." Darum ist es auch nicht zufällig, sondern mit Absicht dargestellt, daß Fanny Roth schon nach ganz kurzer Bekanntschaft dem Mann in die Arme sinkt, zu dem sie am Wenigsten gehört: als der Stärkste, der Männlichste, der Gegensätzlichste tritt er in ihr Leben, mitten in ihrer sehnsüchtigen Mädchenzeit, wo sie, vertieft in ihre künstlerische Arbeit, doch seltsam beunruhigt ist von irgend einem fernen Rauschen und Branden, dem feierlichen Pathos des rothen, verlangenden Stromes, der warm und üppig durch ihren Körper fließt. Erst als Frau kommt sie zur Besinnung und zur Kenntniß jenes fremden Mannes, den sie geheirathet hat, ohne zu wissen, wer er war. Eine decidirte Zweitheilung des Buches war nöthig: Fanny Roth als Mädchen und als Frau. Darum mußte auch der erste Theil, der das Mädchen in der Zeit seiner gefährlichsten Sehnsucht darstellt, in aufsteigender Linie rücksichtlos bis zu jener Brautnacht entwickelt werden, die der Höhe- und Wendepunkt ihres bisherigen, der Anfangspunkt ihres neuen Lebens ist. Engherzige Beurtheiler werden mir die Schilderung dieser Brautnacht sehr verübeln. Gewiß ist das Ausmalen intimer Vorgänge abstoßend und verwerflich, wenn es lediglich diese Dinge „an sich" betrifft, wenn es dürftiger und alleiniger Selbstzweck ist; nicht aber da, wo es in enger Verwebung mit ernsten, schicksalsschweren Gedanken und der nothwendige Grund und Boden ist, aus dem die Ideen des Lebens emporwachsen, — blitzartig beleuchtet, wie graue, dämmernde Zinnen, die uns täglich von ferne grüßen. Der zweite Theil gipfelt endlich, nach schweren Krisen, Stürmen und schmerzgeborenen Erkenntnissen, in der erlösenden That der Trennung: „Weit hinter ihr lagen die Leiden des Mädchens. Als erlöster Mensch, frei wie die Dinge im Raum, hielt sie ihr Geschick in der eigenen Hand. Tausend Möglichkeiten lagen, der Befruchtung harrend, in ihr: das ungezeugte Kind in ihrem Schoß, das zum Licht kommen mochte, wenn sie den guten Genossen fand oder wenn sie stark genug war, allein ein Schicksal zu formen. Und tausend Freuden der Seele und tausend frohe Kräfte, die da in der Geige schliefen. Und auch ihr Theil von dem großen Leid der Natur, vom Schmerz der Welt . . . Aber Fassung lag über Allem, was kommen mochte. Ihre Leiden und Freuden — Das fühlte sie — konnten sich nun anpassen der trostreichen Milde, dem lächelnden Begreifen der Natur; nun, da die Sehnsucht, die allein keine Fassung erträgt, von ihr genommen war, — die Sehnsucht des Geschlechtes . . ."

Wien. Grete Meisel-Heß.



Drei Staatsanleihen.

Der niedrige Zinsfuß ist zu verlockend. Täglich steigt der Rentenkurs und alte, solide Finanzmänner haben ihre Freude dran. Die großen Aktiengeschäfte gedeihen nicht mehr. Wenigstens wird in diesem Genre nicht Neues mehr geschaffen; nur Kapitalabrundungen, Fusionen, Sanirungen führen zu neuen Aktienemissionen. Dafür aber taucht der Urväter Hausrath wieder auf, — die Rentengeschäfte, auf die einst unsere soliden Bankfirmen so stolz waren.

Zwei Sorten von Rentengeschäften muß man sorgsam unterscheiden. Bei der einen haben die Staaten von dem niedrigen Kursstand den Nutzen, daß sie billig verzinsliche Anleihen aufnehmen können. Bei der anderen wirkt der gesunkene Zinsfuß nur indirekt; er drängt das Publikum zu Anleihen zweifelhafter Art, wenn sie nur 1 oder 2 Prozent höhere Zinsen versprechen. Zu der ersten, vornehmen Sorte gehört die Konversion der ungarischen Rente. Ungarn hat eine ganz merkwürdige Entwickelung durchgemacht. Sein Staatskredit war im Ausland allerlei Schwankungen unterworfen. Und doch ist verhältnißmäßig früh eine — allerdings garantirte — ungarische Goldanleihe auf einen so niedrigen Zinsfuß gestellt worden, wie er sonst nur in viel westlicheren Ländern üblich ist. Die Uebernahmekonsortien und auch die Kapitalisten hatten dabei freilich einen ganz besonderen Extraprofit am Kurs. Denn die ungarische Goldrente, die heute weit über Pari steht, wurde im Jahre 1882 mit etwa 73 gehandelt, verzinste sich also mit ungefähr $5^1/_2$ Prozent. Gerade das ungarische Beispiel spricht für die alte Lehre, daß Staaten, die auf eine schnelle Entwickelung hoffen, klug handeln, wenn sie ihren Gläubigern 1 Prozent Zinsen mehr bewilligen, dafür aber sich einen höheren Uebernahmekurs ausbedingen. Denn schreitet die Entwickelung im erhofften Tempo vorwärts, so kann man den Zinsfuß herabsetzen. Was man aber einmal zu wenig an Kapitalwerth erhalten hat, bekommt man nie wieder zurück: Das ist der Profit der Kapitalisten. Ungarn hat namentlich in Deutschland einen merkwürdig guten Ruf. Man spricht von ihm wie von einem Wunderlande der Zukunft. Warum? Die liebe österreichische Schlamperei bietet dem immerhin jugendfrischen Magyarenstaat ja eine wirksame Folie; in Ungarn fördert man die Industrie und bemüht sich, alle Kräfte der Volkswirthschaft durch staatliche Unterstützung zu stärken. Trotzdem ist der hohe Ruhm wohl ein Bischen übertrieben und nicht zum geringsten Theil auf die Lobhudeleien der jüdisch ungarischen Presse zurückzuführen, die damit einen etwas überschwänglichen Dank für die unbedingte jüdische Vorherrschaft in Ungarn abstattet. Jedenfalls ist es eine Folge dieses Ruhmes, daß man nicht nur Ungarn jetzt einen vierprozentigen Zinsfuß bewilligt — Das wäre ja nichts Besonderes —, sondern daß der ungarische Staatsminister wagen kann, seine vierprozentigen Staatsobligationen glatt in vierprozentige Stücke umzutauschen, die auf Kronenwährung lauten. Damit ist das Gelingen der österreich-ungarischen Valutaregulirung insofern bescheinigt, als der Beweis für das Vertrauen der auswärtigen Finanzwelt zur österreich-ungarischen Goldwährung erbracht ist. Die Ungarn scheinen viel eifersüchtiger als die Oesterreicher bemüht, in Bezug auf die Goldwährung keine Konzessionen zu machen, — vielleicht, weil sich an den Namen ihres Landsmannes Wekerle die Reorganisation des österreich-ungarischen Finanzwesens knüpft.

Es handelt sich bei der ungarischen Konversion um keine Kleinigkeit; über 1100 Millionen ungarischer Werthe werden davon betroffen. Wie die Transaktion volkswirthschaftlich wirken wird, läßt sich vorläufig noch gar nicht sagen. Vielleicht ist die Konversion das beste — wenn auch ein unfreiwillig gewähltes — Mittel zur Industrieförderung, weil große Kapitalmassen dabei in Bewegung gesetzt werden und weil viele Leute sich mit niedrigerem Zinsfuß nicht begnügen, sondern lieber bei industriellen Unternehmungen mitschmausen wollen.

Wie Ungarn, so profitirt auch Rußland wieder von dem billigen Zinssatz. 300 Millionen Mark der neuen Anleihe sollen demnächst in Deutschland und Holland zur Subskription aufgelegt werden. Das ist in gewissem Sinn ein politisch bedeutsames Ereigniß; denn wenn es auch nicht zu den Seltenheiten gehört hat, daß große Beträge von Obligationen russischer Eisenbahngesellschaften an deutschen Börsen untergebracht wurden, so ist doch seit anderthalb Jahrzehnten eine selbständige russische Anleihe mit direkter Unterstützung der deutschen Finanzmächte nicht mehr aufgenommen werden. Seit Bismarck 1886 der Seehandlung die Beleihung russischer Papiere verbot und damit einen höchst originellen Finanzkrieg begann, war das Schwergewicht der russischen Pumppolitik nach Frankreich hinübergeglitten. Der französische Geldmarkt zeigte sich eine Weile sehr aufnahmefähig; und da die Russen der französischen Eitelkeit zu schmeicheln verstanden, erhielten sie jede Summe, die sie brauchten. Und sie brauchen nicht gerade wenig. Der russische Etat für das Jahr 1901 — der neuste ist mir im Augenblick nicht zugänglich — sah bereits 275 Millionen Rubel an ordentlichen Ausgaben für den Staatsschuldendienst vor. Das gesammte Schuldkapital, das Rußland an äußeren und inneren Anleihen zu verzinsen hat, wird unter Einschluß der neusten Anleihe auf etwa $6^1/_4$ Milliarden zu beziffern sein. Das ist eine ungeheure Schuldenlast; und nur etwa $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Milliarden sind als Bahnschulden zu rechnen. Vielleicht haben solche Erwägungen die französischen Bankleute veranlaßt, vorläufig auf die Unterbringung russischer Anleihen zu verzichten. Eigentlich sollte man meinen, gerade die Zeit, wo für Ostasien ein franko-russisches Bündniß mit Emphase angekündet wird und Herr Loubet sich zur Meerfahrt nach Petersburg rüstet, müsse der Emission neuer Russentitres in Frankreich günstig sein. Allerlei Gerüchte behaupten denn auch, pariser Financiers hätten sich um die Anleihe beworben. Herr Mankiewitz, der Direktor der Deutschen Bank, war vor einiger Zeit in Petersburg; und an diese Geschäftsreise haben sich natürlich Kombinationen verschiedenster Art geknüpft. Angeblich wollte die Deutsche Bank gemeinsam mit dem Crédit Lyonnais die Anleihe übernehmen. Sehr glaubhaft klingt diese Legende nicht; schon deshalb nicht, weil die Franzosen eben thatsächlich mit Russenwerthen überfüttert sind.

Der russischen Anleihe ist bei dem heutigen Geldstand der Erfolg sicher. Das Publikum hat eine gewisse Vorliebe für russische Werthe; es hat bisher ja auch damit keine schlechten Erfahrungen gemacht. Eine andere Frage ist freilich, ob die gute Meinung, die das Ausland von der russischen Finanzwirthschaft hat, wirklich begründet ist. Rußlands Goldwährung ist eine Treibhauspflanze: sie entspricht durchaus nicht den Verhältnissen eines Agrarstaates, wie Rußland es noch immer ist. Die russische Industrie ist vorläufig mit ausländischem Geld geschaffen und die hohen Schutzzölle dienen einstweilen nicht, wie

vielleicht anderswo, dem Schutz heimischer Kapitalisten, sondern sind bestimmt, ausländischen Geldgebern eine Extraprämie zu sichern. Als Agrarstaat ist Rußland von den Ländern, auf die sein Export angewiesen ist, abhängig; freilich ist sein Hauptexportartikel, Getreide, ein den Handelskontrahenten heute unentbehrliches Nahrungmittel. Wittes Industriepolitik vermehrt vorläufig aber die Abhängigkeit vom Ausland. Mit Recht hält man Rußland für ein reiches Land. Unermeßliche Schätze ruhen ungehoben in seinem Boden. Nur kann dieser tote Reichthum leider nicht zu Zinszahlungen benutzt werden. Je weiter die Entwickelung eines Landes vom Agrarstaat zum Industriestaat vorschreitet, um so größere Mengen mobilen Kapitals bringt es hervor und wird so allmählich in den Stand gesetzt, wegen der Menge des vorhandenen Baargeldes auf niedrigem Zinsfuß zu leben und sich vom Ausland zu emanzipiren. Witte, der seine Sache versteht, hatte vermuthlich den Wunsch, durch die künstliche Züchtung einer Industrie die Entwickelung zu beschleunigen. Das Experiment wäre als glänzend gelungen zu betrachten, wenn sich hinter den Schutzzollmauern wirklich eine national russische Industrie entwickelt hätte. Da aber das Ausland vorläufig einen ganz überwiegenden Theil an der russischen Industrieentwickelung hat, ist der Erfolg bis jetzt noch ein durchaus negativer: die Dividenden der russischen Aktiengesellschaften wandern eben ins Ausland. Sie schaffen nicht in Rußland selbst neues Kapital, sondern in Belgien, Frankreich, Deutschland, England. So wird das russische Reich von Fremden ausgebeutet und bleibt von ihnen abhängig. Jahr vor Jahr müssen neue äußere Anleihen aufgenommen werden; es sieht aus, als ob die alten Zinsversprechungen nur durch Kontrahirung neuer Schulden erfüllt werden könnten. Herr Witte hat das große Glück, Finanzminister einer absolutistischen Monarchie zu sein; die parlamentarische Kritik hat er nicht zu fürchten, die Zeitungen kann er verbieten, wenn sie ihm zu unangenehm werden, und obendrein hat er selbst noch ein sehr gutes Preßorgan zur Verfügung, das sein Loblied recht laut singt. Deshalb gilt er immer noch als der Mann, dem Rußlands Größe zu danken ist; und deshalb können unsere Finanzgruppen russische Anleihen als erstklassige Anlagen verkaufen. Ich muß gestehen, daß auch ich lange der Ansicht war, Rußland werde schließlich auf eigenen Füßen den Entwickelungsgang zum Industriestaat antreten. Diese Hoffnung scheint sich jedoch nicht zu erfüllen. Dann aber sinkt die Bonität der russischen Anleihen auch für Den, der nicht glaubt, daß die jüngst auf dem Newskijprospekt entrollte rothe Fahne als ein den Kapitalisten schreckendes Symptom zu betrachten ist.

Im Uebrigen kann ich nur immer wieder hervorheben, daß volkswirthschaftlich die Hergabe unseres billigen Geldes an Rußland zu bedauern ist. Entweder erfüllen sich Wittes Hoffnungen doch eines Tages noch: dann haben wir uns einen furchtbaren Konkurrenten großgepäppelt. Oder Rußland bleibt vom Ausland abhängig: dann wird es nach dem mit unserem Gelde bezahlten Ausbau seiner Bahnlinien Amerikas Beute; namentlich die sibirische Bahn dient der Vorbereitung der amerikanischen Invasion. Wo und wann aber hat je schon die hohe Finanz nationalen Bedenken Einfluß auf ihre Entschlüsse gestattet?

Wenn wir bei der ungarischen Konversion und bei der russischen Anleihe sehen, wie eine Legende die Finanzgeschäfte erleichtern kann, so erinnert uns die neue griechische Anleihe daran, daß auch Griechenland einst durch eines frommen

Mythos Wirkung für seine Anleihen Abnehmer im Ausland fand. Unsere humanistische Schulbildung hat damals schweres volkswirthschaftliches Unglück verschuldet; hätten wir nicht die Gestalten Homers und der hellenischen Tragiker so lieb gewonnen, dann hätten wir den Neugriechen nicht unser Geld anvertraut. Das selbe Motiv führte in England zur Unterstützung des griechischen Freiheitkampfes. Und seitdem dauert die Pumpwirthschaft. In den achtziger Jahren brach der Strom hellenischer Anleihen auch nach Deutschland hinein; dann kam der Bankerott und der Treubruch. Als das Geld verloren war, zeigte sich zum Ueberfluß auch noch, daß die Nachkommen der homerischen Helden zu Operettensoldaten geworden waren. Nach dieser Erfahrung kommt man nun mit einer neuen griechischen Anleihe und hofft, die etwas höheren Zinsen werden trotz der fehlenden Sicherheit Käufer locken. An die deutschen Börsen freilich wird man die Anleihe nicht bringen; aber man veröffentlicht doch in deutschen Blättern hochtönende Prospekte, worin man sogar von Rechtsgarantien zu sprechen wagt. Das neue Griechenland und verbriefte Rechte: solche Worte sollte man vor zurechnungfähigen Leuten wirklich nicht mehr in einem Athem nennen. Plutus.



Notizbuch.

Von den vielen Briefen, die mir über die neuste Bewegung im katholischen Lager zugegangen sind, möchte ich einen abdrucken, weil er mit sichtlicher Sachkenntniß und anerkennenswerther Nüchternheit über die Vorgänge urtheilt, die, namentlich seit Ehrhards Buch und die ihm allzu hitzig zustimmende Rede des innsbrucker Professors Wahrmund bekannt geworden sind, meist mit mehr Heftigkeit als Verständniß besprochen werden. Von der Sitte, protestantischen Lesern nur ganz verzerrte oder mindestens tendenziöse Darstellungen katholischen Kulturlebens zu bieten, sollte man sich in Deutschland endlich befreien. Auch wer im Katholizismus den Todfeind sieht, muß doch den Wunsch haben, diesen Feind zunächst kennen zu lernen. Bisher ist deutschen Lesern noch nicht einmal verrathen worden, daß der Professor Ehrhard an Stellen, wo er sie wahrscheinlich selbst nicht erwartet hatte, Unterstützung gefunden hat. Von Männern, die es wissen können, höre ich, daß der breslauer Kardinal Kopp bei der Kurie sehr nachdrücklich für Ehrhard eingetreten ist und daß der Kardinal-Staatssekretär Rampolla, einer der Schwarzen Männer unserer Zeitungschreiber, einer sehr hohen deutschen Dame, die ihn für Ehrhards Buch freundlich zu stimmen versuchte, geantwortet hat, falls überhaupt — etwa von Wien aus — der Antrag gestellt werde, das Buch mit einem Censurverbot zu treffen, so werde der Bescheid wahrscheinlich ablehnend ausfallen. Der wesentliche Inhalt des Briefes, den ich erhielt, lautet:

„Auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens ist unter den Katholiken Europas, Amerikas und Australiens eine Bewegung für Reformen entstanden. Wer den Tablet, die vorzüglich geleitete englische Kirchenzeitung, liest, kann feststellen, daß dort die Fragen kirchlicher Traditionen, zum Beispiel über den eigentlichen Ursprung des Rosenkranzgebetes und andere, mit einer so

wohlthuenden Offenheit erörtert werden, wie sie bei uns zur Zeit noch unmöglich wäre. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Review von St. Louis ein anerkanntes Organ echt kirchlicher Reform auf den einzelnen Gebieten des inner- und außerkirchlichen Lebens geworden. In Italien hat die soziale Frage zu heißen Kämpfen geführt, die Veranlassung gab, auch die Auffassung der Katholiken aus einem verknöcherten Hyperkonservatismus auf die berechtigte Höhe moderner Anschauungen zu heben. In Frankreich hat Monsignore Mignot, der Erzbischof von Albi, ein wissenschaftliches Programm für den Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts aufgestellt, das in seiner lichtvollen Klarheit allen Anforderungen unserer Zeit gerecht wird. In Oesterreich ist Professor Ehrhard mit seinem bekannten Buche hervorgetreten, wodurch die Geister — nicht nur in Oesterreich — zur Aussprache und Verständigung über einschneidende Fragen des wissenschaftlichen und religiösen Lebens hingeführt werden sollen. In Portugal regen sich die Katholiken mit Macht, um durch entschiedenen Zusammenschluß im politischen Leben und durch scharfe Vertheidigung der katholischen Kirche in der Presse eine Besserung der zerfahrenen Verhältnisse herbeizuführen. In Australien hat man Alles modernisirt, um die katholische Kirche im Kampf ums Dasein nicht ins Hintertreffen gelangen zu lassen. Ueberall pulsirendes Leben, neue Vorschläge und Pläne, eifriges Bestreben, zu bessern. Wenn nicht in jedem einzelnen Fall die gewählten Mittel in jedem Punkt dem zu erreichenden Zwecke genau angepaßt waren, so hat Das keine besonders große Bedeutung. Ein kleiner Mißerfolg deckte den begangenen Fehler auf und dann wurde bald Besserung geschafft. Im Allgemeinen kann man sich nur recht von Herzen freuen, wenn in weiten katholischen Kreisen der Gedanke langsam zum Durchbruch kommt, daß neue Zeiten neue Mittel erfordern, daß man in kommenden Geisteskämpfen neben dem Schilde des Gebetes auch das haarscharf geschliffene Schwert der intellektuellen Ueberlegenheit führen muß, wenn man bei der Vertheilung von Sonne und Schatten — so wichtigen Faktoren des Kampfes — nicht übervortheilt werden will.

In Irland hatte diese moderne Bewegung nur ganz geringe Wellen geschlagen. Schärfste Zuspitzung der Gegensätze im ökonomischen Streit ließ Gelehrte, Priester und Volk nicht zur Ruhe kommen und so ergab sich eine gewisse Stauung in der Praxis, die dadurch nicht beseitigt wurde, daß andauernd Forderungen erhoben wurden, die auf eine Besserung der Bildunganstalten im katholischen Sinne abzielten. Einer der besten lebenden Romanschriftsteller, der, weil Katholik, weil katholischer Priester, nur in engen Kreisen bekannt geworden ist, hat in seinen Romanen in der liebenswürdigsten Form auf die Schäden hingewiesen, an denen Irland krankt, an denen das treu katholische Volk langsam zu Grunde gehen wird. Obgleich die Winke nicht unbeachtet blieben, fehlte doch immer noch eine Zusammenfassung, die ex professo sich mit den irischen Verhältnissen beschäftigen, die zur Aussprache anregen, die einen Kampf der Meinungen erzeugen und dadurch greifbare Reformvorschläge ins Leben rufen sollte. Weihnachten 1900 erschien nun bei Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. Limited in London und bei Hodges, Figgis & Co. Limited in Dublin ein Buch, das Aufsehen erregte. Im November 1901 konnte schon die sechste Auflage erscheinen, über deren Höhe ich allerdings nicht unterrichtet bin. Michael J. F. Mc Carthy B. A., T. C. D. und Barrister-at-law, bespricht den Zeitraum von

1895 bis 1900 unter dem Titel: Five years in Ireland. Dieses Buch hat die merkwürdigsten Mißverständnisse hervorgerufen. Zunächst ist es nicht besonders gut disponirt und leidet erheblich an dem Umstande, daß der Verfasser viele Fragen anschneidet, deren Beantwortung er in einem folgenden Buch zu geben verspricht. Ferner ist der Ton der Darstellung sehr lebhaft, manchmal sogar heftig, wodurch die Argumente viel von ihrer Kraft verlieren. Endlich ist der Verfasser leicht zu Verallgemeinerungen auf Grund von vereinzelten Vorkommnissen geneigt, was als unwissenschaftlich bezeichnet werden muß. Für Jeden, der Irland kennt, unterliegt es nun auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß der Verfasser an sehr vielen Punkten den Finger auf offene Wunden gelegt hat. Allen Klassen und Gesellschaftkreisen wirft er vor, daß sie über vergangenem Unrecht brüten, dadurch isolirt werden und so den geistigen wie materiellen Ruin des Landes fördern helfen. Der Drang nach Rache und der fortwährend gehegte Gedanke, wie man das verhaßte England demüthigen könne, nehmen alle Kräfte der Nation in Anspruch und verhindern jeden modernen Aufschwung, der allein im Stande wäre, die Mittel zu gewähren, den Engländern heimzuzahlen, was sie durch drei Jahrhunderte an den Iren gesündigt haben. Der katholische Klerus ist aus dem Volke hervorgegangen, nimmt Theil an diesem ganzen Sehnen des irischen Volkes und macht sich so in gewissem Sinn zum Mitschuldigen an den Folgen dieses Systems. Wo der Verfasser diese Dinge berührt, hat er den ungetheilten Beifall Aller gefunden, die ein besonderes Vergnügen an jeder Blosstellung des katholischen Klerus haben. Ich muß durchaus zugeben, daß die meisten der heftigen Vorwürfe des Verfassers gegen die irische Hierarchie aller Grade eine gewisse Unterlage haben, muß jedoch auch als objektiv Denkender die Verallgemeinerungen auf Grund eines spärlichen oder gar zweifelhaften Materials als durchaus unberechtigt entschieden zurückweisen. Wenn demnach unter dem irischen Klerus in nationaler und kirchlicher Beziehung auch Vieles faul ist, so ist die Darstellung Mc Carthys doch nicht als vollkommen getreue Schilderung der Uebelstände anzusehen; man begreift, daß die Aufnahme des Buches in Irland eine durchaus feindliche war und daß die Feinde der katholischen Kirche ihm zujubelten. Wer ein Buch mit Verstand zu lesen weiß, kann aus diesem viel lernen, vor Allem aber, daß kritische Dinge auch kritisch zu behandeln sind; und dieser Grundsatz scheint dem Verfasser fast unbekannt zu sein.

Nicht mit der selben schroffen Ablehnung, immerhin aber mit Protesten wurde das Büchlein des Monsignore Mignot über das wissenschaftliche Programm des Katholizismus bedacht. Der Bischof von Nancy trat in einer Schrift gegen die Ideen des Buches auf, erfuhr aber auf der ganzen Linie den schärfsten sachlichen, wenn auch ruhig gehaltenen Widerspruch. Die Art, wie der streitbare Bischof von Nancy gegen die katholische Laienwelt und einige ihrer Führer auftrat, muß man leider maßlos nennen. Während ich schreibe, wogt der Streit hin und her und es ist noch nicht abzusehen, welches Ende er nehmen wird.

Ehrhards Buch über den Katholizismus im zwanzigsten Jahrhundert hat es im Laufe von fünf Monaten schon zu acht Auflagen gebracht. Im Anfang war der Widerspruch im katholischen Lager schüchtern; nach und nach hat er aber größeren Umfang angenommen. Der Dompfarrer Braun in Würzburg, P. Schwentert aus der Gesellschaft Jesu, Baron von Morsey und Sophie Görres

in Wien sind die Hauptrufer im Streit; sie haben unter dem Patronate des Kardinals und Fürsterzbischofes Dr. Gruscha von Wien die ganze Sache aus dem Stadium der verstandesmäßigen Erörterung in die Volksversammlungen hineingetragen. Der Redemptorist P. Rößler hilft ihnen getreulich an dem Werk, das nicht geeignet ist, Probleme lösen zu helfen, sondern nur, Leidenschaften aufzustacheln. Professor Schrörs in Bonn und der Jesuit P. Duhr haben sich in maßvoller Form und in bedingt anerkennender Weise über das Buch ausgesprochen, obwohl sie nicht unerhebliche sachliche Ausstellungen machen. Im Pastor Bonus hat der trierer Seminarprofessor Dr. Einig, der bekannte Gegner Beyschlags, das Buch fast ganz abgelehnt, ohne in die thörichten Anklagen eines Braun, die Insinuationen Schweykerts, die plumpen Angriffe Morseys oder die undelikaten Denunziationen eines Rößler zu verfallen. Die ganze konzentrische Hetze gegen Ehrhard hat natürlich den Zweck, ihn aus seinem Lehramte in der theologischen Fakultät der wiener Universität zu verdrängen. Es ist tieftraurig, daß der alternde Kardinal von Wien sich von den genannten Elementen bethören ließ, den Volksversammlungen beizuwohnen, in denen diese unwürdige Hetze betrieben wird. In wohlthuendem Gegensatze dazu steht die Thätigkeit eines anderen Kardinals, der die Kurie rechtzeitig über die große Bedeutung des Buches so aufklärte, daß die von jenen Männern so sehnlichst gewünschte Censurirung Ehrhards nicht erfolgen wird. Dem trierer Professor Einig, der die Gelegenheit benutzte, um, nach dem Muster des Bischofes von Nancy, den Laien und der katholischen Presse mit verbindlichem Lächeln einige derbe Hiebe zu versetzen, hat sein Vorgehen in der Kölnischen Volkszeitung eine so gründliche Abfuhr eingetragen, daß ihm und seinem Auftraggeber dabei bang geworden sein mag.

Wie in Frankreich, so ist auch im deutschen Sprachgebiet der Widerstreit der Meinungen im katholischen Lager recht heftig geworden. In beiden Fällen handelt es sich um die Frage, ob der Hyperkonservatismus oder ein den Zeitverhältnissen entsprechender freierer Geist zum Siege gelangen wird. Man darf jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß dabei keine einzige Frage, die das eigentliche Wesen der katholischen Kirche berührt — kein Dogma, keine Sittenlehre und keine wichtige Frage der Organisation — berührt wird. Der Streit ist interessant für Den, der darin steht, wie für Den, der von außen zuschaut. Viele Akatholiken betrachten diesen Geisteskampf mit Mißtrauen oder Angst, weil sie eine innerliche Erstarkung der katholischen Kirche befürchten; andere, denen der Verstand kühl geblieben ist, begrüßen mit Rudolf Eucken diese Bewegung herzlich und versprechen sich von ihr einen allgemeinen Kulturgewinn."

* * *

Seit dem letzten Monat des Jahres 1900 sitzen fünf Direktoren und Aufsichträthe der Spielhagen-Banken in Untersuchunghaft. Jetzt ist ihnen die Anklageschrift zugestellt worden und die Staatsanwaltschaft hofft, die Hauptverhandlung werde im Juni beginnen können. Dann sind seit dem Tage der Verhaftung anderthalb Jahre verstrichen. In offiziösen Blättern ist gesagt worden, man dürfe sich über die lange Dauer der Voruntersuchung nicht wundern, da es sich um „verwickelte Transaktionen bei neun Gesellschaften" handle. Das mag richtig sein; und gegen die Nothwendigkeit, die gewissenlosen Manöver schlauer Bankpiraten mit sicher packendem Griff zu entschleiern, soll hier gewiß nichts gesagt werden. Keine Trans-

aktion aber kann so verwickelt sein, daß Sachverständige zu ihrer vorläufigen Aufklärung achtzehn Monate brauchen. Die Strafprozeßordnung bestimmt im Paragraphen 201: „Das Gericht beschließt die Eröffnung des Hauptverfahrens, wenn nach den Ergebnissen der Voruntersuchung der Angeschuldigte einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig erscheint." Waren sechzehn Monate nöthig, um festzustellen, daß die Brüder Sanden, die Herren Puchmüller, Heinrich und Eduard Schmidt einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig sind? Vielleicht; weil die der preußischen Staatsanwaltschaft zugetheilten Beamten für schwierige Handelsprozesse nicht vorgebildet sind und die äußerste Mühe aufwenden müssen, um sich auf diesem fremden Gebiete tastend zurechtzufinden. Solcher Eifer ist rühmenswerth; und wenn, wie in den Finanzprozessen gegen Polke und Sternberg, trotz aller Mühe die Staatsanwälte gegen die Erfahrung der in der Welt des Kapitalismus heimischeren Vertheidiger nicht aufkommen können, dann darf man die Schuld nicht den Personen zuschreiben. Die Institution, die aus stillerer Zeit stammt, entspricht den heutigen Bedürfnissen eben nicht mehr. Das giebt auch jeder gescheite Staatsanwalt zu. Natürlich soll man nicht Spezialisten züchten, sondern nur dafür sorgen, daß dem öffentlichen Ankläger die Welt der verwickelten Transaktionen nicht ein Bereich schreckender Wirrniß ist und kein Angeschuldigter achtzehn Monate lang in Untersuchunghaft auf den Tag des Gerichtes zu harren braucht.

* * *

Im letzten Heft des Jahres 1901 sprach ich von dem Studenten Walter Fischer, der, weil er sein Liebchen getötet hatte, vom gothaer Schwurgericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden war. Ein kranker, psychisch belasteter Junge, der unter dem Gefühl seiner Häßlichkeit litt, den starken Geist spielen wollte, von Eifersucht geplagt war, einen Doppelselbstmord plante und schließlich, als er das Mädchen abgeschlachtet hatte, nicht den Muth fand, sich selbst ins Jenseits zu befördern. Das Reichsgericht, das die gegen Schwurgerichtsurtheile eingelegte Revision fast immer verwirft, hob in diesem Fall das Urtheil auf. Ein Medizinalrath, dessen Patient der Vater des Studenten früher gewesen war, hatte, unter Berufung auf § 52 der Strafprozeßordnung, die Aussage über die Gesundheitverhältnisse des Herrn Fischer senior verweigert, der ihn von der Pflicht zur Amtsverschwiegenheit nicht entbinden wollte. Nach der — ertraglosen — Vernehmung dieses Sachverständigen war der Angeklagte nicht gefragt worden, „ob er Etwas zu erklären habe". Verletzung der im § 256 St.P.O. gegebenen Vorschrift. Das ist nicht immer ein durchschlagender Revisiongrund. Diesmal muß der Reichsgerichtssenat wohl aber alle Momente, die auf erbliche Belastung schließen lassen konnten, für erheblich gehalten haben. Das Urtheil wurde also aufgehoben und die Sache zu neuer Verhandlung nach Weimar verwiesen. Wieder forderte Fischer senior von seinem Arzt Wahrung des Berufsgeheimnisses und Fischer junior hatte, als er gefragt wurde, zu diesem Punkt nichts zu erklären. Doch die weimarer Geschworenen waren milder als die Laienrichter der Vorinstanz und statt der zehn Jahre Zuchthaus bekam der Student fünf Jahre Gefängniß. Von den Sachverständigen hatte der Eine, Ganzer, „völlige Unzurechnungfähigkeit", der Andere, Binswanger, „verminderte Zurechnungfähigkeit" angenommen. Natürlich machte das Gutachten Binswangers, der als Psychiater den Ruf feinster Erkenntnißfähigkeit hat, den tieferen Eindruck. Die Geschworenen konnten in dieser Lage nichts Anderes thun als: dem Angeklagten mildernde Um-

stände zubilligen. Allerlei Laiensentimentalität hat sich gegen das Urtheil erhitzt und gesagt, es sei ein Skandal, daß Fischer nicht freigesprochen wurde. Dieser Zorn ist ganz unberechtigt. Der Student hat, nach eigenem Geständniß, den Vorsatz gehabt, das Mädchen zu töten, und hat diesen Vorsatz ausgeführt. Daß er die That „in einem Zustand krankhafter Störung“ begangen hat, ist anzunehmen. Wird sie dadurch weniger antisozial? Die Entrüsteten leben noch in den alten Vorstellungen von Verbrechen und Verbrecher. Fischer hat einen Menschen getötet und mußte deshalb für eine Weile wenigstens unschädlich gemacht werden. Auch der entschiedenste Determinist konnte nicht anders urtheilen. Und ob der Jammerort, wo der arme Junge fünf Jahre lang eingesperrt wird, Gefängniß oder Irrenhaus heißt, ist im Grunde höchst gleichgiltig. Ueberlebt der Student dieses Lustrum des Grauens bei leiblicher Gesundheit, dann war die im Verhältniß zu dem Delikt milde Freiheitstrafe für ihn vortheilhafter als die Ueberweisung an eine Heilanstalt. Und wird er das Opfer einer deutlich sichtbaren Psychose, dann muß er nach § 493 St. P. O. „in eine von der Strafanstalt getrennte Krankenanstalt gebracht werden.“ Wieder mal also viel Lärm um nichts. Interessant ist an der Sache nur das alte Bild: genau der selbe Thatbestand und dennoch ganz verschiedene Urtheile zweier Instanzen. Darüber hat Hebbel schon das Nöthige gesagt, als er im Neuen Pitaval die Geschichte vom Magister Tinius gelesen hatte und entsetzt in sein Tagebuch schrieb: „Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitpflege!“



Lebendige Stunden.

Zola hat vor zweiundzwanzig Jahren einen Artikel geschrieben, dem er den Titel gab: L'encre et le sang. Eine Polemik gegen Cassagnac, der gesagt hatte, ein Politiker sei, als Mann der That, doch ein anderer Kerl als so ein trauriger Held von Stahlfeder und Tintenfaß. Das war ein Fressen für den Dichter der Rougon-Macquart, der damals noch nicht ahnte, daß er selbst eines Tages im zähesten Koth politischer Gassenkämpfe einherstampfen würde. Mit neidenswerthem Romantikerstolz zog er für die souveraineté des lettres vom Leder. Wo, rief er, sind heute denn die Reiche Alexanders, Karls, Bonapartes, wo all die Fabelschätze, mit denen in unruhvoller Geschäftigkeit die Männer der That den Menschenbesitz gemehrt haben sollen? Rom ist tot, aber Vergil lebt. Napoleon hat uns in ein Blutmeer geschleppt, Lavoisier die Wurzel unseres Erkenntnißvermögens befruchtet. Die klug geführte Feder tötet sicherer als Hieb und Stich; fragt nur Voltaire, Hugo, Paul Louis Courier. Zappelt Euch nur müde, Ihr Hampelmänner der hohen und höchsten Politik, lächelt, als „positiv Handelnde“, als Männer praktischen Wirkens, verächtlich über den armen Schächer, der in seiner stillen Stube Nächte lang einsam vor seinem Tintenfaß sitzt: wer weiß, ob sein Hirn nicht in geräuschloser Arbeit ein Werk zeugt, das alles Denken revolutioniren, das Antlitz der Welt Euch völlig verändern wird? Wir Cerebralmenschen lenken der Völker Sinn, gewähren und

versagen den Nachruhm, wanns uns beliebt; Achill selbst und der schlaue Odysseus wären nie lebendig geworden, wenn Homer nicht ihre Thaten gesungen hätte. Aus diesem letzten Satz hat Herr Sudermann („Das Ewig-Männliche") einen netten Vers gemacht; und der Grundgedanke der ganzen Diatribe könnte Herrn Arthur Schnitzler zum Plan der „Lebendigen Stunden" angeregt haben. Könnte; vielleicht kennt der wiener Dichter Zolas Artikel gar nicht. Einerlei. Mir fiel die Literatenfehde ein, als ich Schnitzlers jungen Helden den Vorwurf, seine ganze Schreiberei sei schließlich doch nichts „gegen eine lebendige Stunde", mit den Worten abwehren hörte: „Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus." Die kranke Mutter dieses Jünglings, der in der Zeitungwelt schon als ein Großes verheißender Dichter gefeiert wird, hatte gefühlt, daß der Anblick ihres langen Leidens, ihr qualvolles Stöhnen dem Sohn die zur Arbeit nöthige Ruhe nahm, und, um ihn zu befreien, sich selbst getötet. Sie konnte noch zwei, drei Jahre leben. Und der greise Freund, dem sie Alles war, der letzte Sonnenstrahl in seinem grauen Herbst, schilt in bitterer Rede den cerebrasthenischen Sohn, dessen eitler Poetenwahn die Mutter aus dem Leben getrieben habe. Was, so etwa zürnt der feine Philister, ist Euch stolzen Gecken Leben und Sterben des Nächsten? Ein Stoff, eine Sensation, aus der Ihr ein Bild, eine Melodie, eine spannende Geschichte, ein Drama macht. Ich kannte Einen, der neben seinem toten Buben am Klavier saß und ganz selig blickte, weil ihm eine neue Weise eingefallen war. Und Ihr dünkelt Euch höher als wir einfachen Menschen, die ihren Acker, ihr Gärtchen bestellen und freudig auf alle Ehren der Welt verzichten würden, um für eine Stunde nur ein liebes Leben zu fristen. Beide sprechen klug. Antonio und Tasso hadern in einer engen Kleinbürgerwelt; und mit dem Sorrentiner könnte der Wiener rufen: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide." Er wird arbeiten. Und gelingt ihm ein Werk, das Menschenherzen erfreut, kann er seinen Schmerz gestalten, „statt ihn in nutzlosen Thränen hinströmen zu lassen", dann ist „die Mutter nicht vergeblich gestorben" ... Ungefähr so meinte es Zola auch.

Nur war er seiner Sache sicherer. Herr Schnitzler, der seiner Sache ganz sicher ist, hat die Artisten ohne zärtliches Vorurtheil in der Nähe gesehen und an mancher schamlosen Exhibition sich geärgert. Da ist ein Bretterkönig, der seine intimsten Erlebnisse zu Schaugerichten ausschlachtet. Gestern erst jauchzte das liebe Publikum ihn wieder vor die Rampe und er neigte mit bescheidenem Stolz das noch immer lockige Dichterhaupt. Jeder wußte: Die sich da zwischen Leinwänden als Prinzessin spreizt, ist die Frau des Verfassers, er selbst Gottfried, der Held des Stückes. Das also haben die Beiden mit einander erlebt. Sehr pikant. Die Kissen des Brautbettes werden gelüftet; und jetzt blinzelt Einer dem Anderen

zu: Das geht gegen den Schwiegervater! Großer Erfolg. Wenn die Frau ihn morgen betrügt, wird der Meister wieder ein Stück daraus machen, Genre Ehebruch, und wieder bejubelt werden. Qualis artifex! Und so war es immer. Hjalmar Ekdal wurde nicht erst in der neudeutschen Herrscherzeit des Photographen geboren. Im Florenz Cosimos findet der von der Reise heimkehrende Maler Remigio seine Frau im Arm eines schlanken Schülers. Die Ehebrecherin tötet in brünstiger Wuth den heißen Buhlen, der ihre Sinne überrumpelt hat und nun den gehaßten Meister mit Schande und Mord bedroht. Und da er die Rasende im Triumphgefühl ihrer Rache über den zuckenden Leib des hübschen Knaben gebeugt sieht, hat Remigio nur den einen Wunsch: die Gelegenheit, die ihm solches Modell schenkt, nicht zu versäumen. Der Schimpf ist vergessen, kein Gedanke fürchtet die Folgen der blutigen That: nur der Artist scheint in dem starren Menschenbild noch zu leben ... Herr Schnitzler hat dieses kurze Drama, das uns aus einer modernen Bildergalerie mit Traumgeschwindigkeit ins alte Florenz reißt, „Die Frau mit dem Dolche" genannt. Es ist das schwächste der Einakterreihe, deren innere Einheit der Gesammttitel „Lebendige Stunden" andeuten soll. Ein tragischer Witz, dessen Haupteffekt längst nicht mehr neu ist. Schon vor fünfzig Jahren haben Barrière und Thiboust ihn in den Filles de marbre angewandt und gezeigt, daß den modernsten Parisern, Moralisten und Dirnen, im Athen der Alexanderzeit Menächmen zu finden sind. Auch hier aber die selbe Idee wie in dem Gespräch zwischen Philister und Dichter, das selbe Streben, den Betrachter, diesmal freilich in anderer Beleuchtung, erkennen zu lassen, wie der Drang gestaltender Kräfte dem Willen zur That die Flügel lähmt, wie der in der Freude des Schauens Lebende, nach Befruchtung der Assoziationcentren Lechzende zu entschlossenem Handeln untüchtig wird. Der Maler, der homme de lettres sieht in dem leidenschaftlich erregten Weibe nur das Modell, das seiner Kunst nützen kann, und bedenkt im Hochgefühl seines Schöpferwahns nicht, daß es die ihm angetraute Frau ist, deren Brunst ihn im Brennpunkt des Willens traf. Die Sinne fast jedes lange mit Kunstmitteln Arbeitenden verfeinern, verzärteln sich so, daß ihm nach und nach ein doppeltes Bewußtsein entsteht und er sich manmal, im heftigsten Affekt sogar, beim Selbstbehorchen ertappt. Er hört sich leben. Er ist außer sich, möchte vor Wuth aufbrüllen und sänftigt sich selbst: Pst! Du könntest Kopfschmerzen bekommen und sollst nachher noch ein Feuilleton schreiben! Er lauscht entzückt dem kosenden Wort eines Mädchenmundes und unter dem Sitz des erregten Paarungtriebes spricht eine Stimme: Woher hat sie doch diese Wendung? Von Prévost oder D'Annunzio? Er greift, um seinen Zorn zu entladen, nach einem Glas und der Komoediant in ihm flüstert: Wirf lieber das andere, das schon einen Sprung hat, gegen die Wand! Die alte Anekdote von Talma, der am Sterbebett der Mutter in tiefster Wesenserschütterung Schrei und Geberde des Entsetzens studirt.

Einen kleinen Provinztalma finden wir in dem dritten Stück: „Die letzten Masken“. Florian Jackwerth, ein schwindsüchtiger Schmierenmime, liegt im wiener Kran'enhaus, ahnt nicht, daß er knapp noch eine Woche zu leben hat, und „studirt“ (Lieblingsausdruck aller Schauspieler). Alles; Aerzte, Kranke und Wärterpersonal. Alles kann für den Beruf zu brauchen sein. Besonders interessirt ihn der Journalist Rademacher, der in einem „Extrakammerl“ neben ihm liegt. Auch ein Opfer der Berufspflicht. Mit großen Hoffnungen und Entwürfen hat er angefangen; aber das Glück lachte ihm nicht und er mußte noch froh sein, da er als Zeilenschinder irgendwo unterkriechen konnte. Immer gegen seine Ueberzeugung schreiben, Tag vor Tag, um nicht zu verhungern, den erbärmlichsten Ausbeutern dienen, sich als ein Verachteter auf offenem Markt prostituiren ... Der Ekel würgt ihn. Und Andere, die weniger Talent und gar keinen Charakter hatten, sonnten sich während der selben Zeit in Fortunens Gunst. Da ist sein Jugendfreund Weihgast. Ein Hohlkopf. Eine leere Attrape. Die eigene Frau hielt es nicht bei ihm aus und suchte in Rademachers schmalem Bett ein Bischen Lust. Das ist nun lange her. Alexander Weihgast aber ist ein berühmter Dichter geworden. Zwar ist sein Ruhm erschwindelt. Hinter seinem Rücken lachen die Leute ihn aus. Doch er hat eine rührige Clique, ist schlau und fast die ganze Presse schmeichelt dem Modetheatraliker. Ach, — nur einmal diesem Jämmerling die ganze Wahrheit sagen, Alles ihm ins Gesicht speien, was an Grimm und Galle so lange aufgespeichert ward! Dann würde der Journalist, der sich über seinen Zustand nicht täuscht, ruhig sterben. Er überredet den Arzt, den berühmten Mann abends noch ins städtische Krankenhaus zu holen. Das wird eine Szene für Florian. Doch ohne Probe, sagt der olmützer Roscius, geht so was im entscheidenden Augenblick nachher nicht. Stellen Sie sich vor, ich sei Ihr Jugendfreund; die Stichwörter werde ich bringen: los! Und der Fiebernde kreischt seinen Haß, seine Verachtung, den heimlichen Erfolg seiner Sexualkraft einem Komoedianten ins Antlitz. Als dann der richtige Weihgast kommt, ist der Totkranke erschöpft, der Worte Köcher geleert. Der Freund aber enthüllt sich als Gemüthsmenschen. Ganz Kameradschaft und hochmuthloses Mitleid. Viel durchgemacht. Man wird eben alt; und die Jungen trampeln auf Einem herum, als ob man schon unter dem Hügel läge. Wüste Gesellen. Dazu eine kranke Frau, einen leichtsinnigen Sohn; ja, wenn man sein Leben noch einmal beginnen könnte! Unterkriegen aber lassen wir uns nicht, mein Lieber; in der nächsten Saison, bei meinem neuen Stück, sollen die frechen Bengel Augen machen. Beinahe stumm lauscht Rademacher der glatten Rede. Was soll er sagen? Er hat sich vorhin ja, bei der Probe, Luft geschafft und starrt jetzt, als sähe ers zum ersten Mal, das übertünchte Menschengehäuse an, das da morsch und brüchig vor ihm steht. Mag der Armsälige den berühmten Dichter und glücklichen Ehemann weitermimen. Der

Journalist fühlt den Tod nahen und hat mit Menschen, die morgen noch leben müssen, nichts mehr gemein; und: „Nachwelt giebts auch nur für die Lebendigen". Des Schauspielers Rath war gut. Es genügt, wenn man die Grobheiten, die man auf dem Herzen hat, „innerlich sagt". Rademacher braucht nichts mehr, keinen Freund, keinen Neid, kein Licht; ein paar Bretter nur noch. Und Florian kann an ihm das Sterben studiren. Die lebendige Stunde, nach der er sich sehnte, in der er den Willen endlich zur That rüsten wollte, hat dem Zeitungschreiber nicht getagt. Einmal hat er sich aufgerafft, offen die Wahrheit zu sagen; was in Fieberträumen als Züchtigung eines Wichtes, als ein gewaltiges Strafgericht gedacht war, wurde eine Theaterprobe im Spital. Rademachers Schicksal war, bis an den Rand des Grabes sich prostituiren zu müssen.

Nicht Jeder empfindet die Prostitution als Passion. Manon Lescaut läßt sich vom Eintagsliebsten gern Spitzen, Kleider und Halsketten bezahlen und würde, lebte sie unter uns, aus ihren Abenteuern mindestens zwanzig Bände machen. An solchen Exhibitionistinnen ist heutzutage kein Mangel. Das Genie der Sand stilisirte noch Lust und Leid wechselnder Liebe und ließ ein feines Ohr höchstens ahnen, wo aus dem Kunstgebild persönliches Erleben sprach. Darüber sind wir längst hinaus. Rüstige Fräulein stellen die Niederlagen ihrer Jungferntugend unverhüllt zur Schau, lassen sich, wenn ihrem Schoß ein „natürliches" Kind entbunden ward, im Klüngel als moderne Madonnen anbeten, verhökern die blutigen Bahrtücher ihrer Magdschaft und schleppen, was sie gestern in schwüler Stunde erlebten, übermorgen schon auf den Büchermarkt. Eine von Vielen zeigt uns Herr Schnitzler in dem allerliebst frechen Schwank „Literatur". Frau Margarethe ist ihrem Mann, einem Baumwollfabrikanten, entlaufen, weil sie von ihm in jedem Sinn, physisch und metaphysisch, unbefriedigt war. Zum ersten Tröster kürt sie einen Tenoristen. Von Wien kommt sie auf dem Venuswagen nach München, geräth unter Literaturzigeuner und leimt ihr beflecktes Leben mit dem eines feisten Empörers zusammen, der lyrische Gedichte und Skizzen schreibt und bei schwarzem Kaffee der Menschheit einen neuen Morgen verheißt. Als sie eine Weile mit dem Lümmel gehaust hat, merkt sie, daß Dichten nicht so schwer sein kann, wie sie früher dachte. Sie versuchts: und es geht. Viel Erotik, möglichst eindeutig, freie Rhythmen: Das lernt Jeder und erst recht Jede schnell leisten. Die Briefe an den Liebsten werden abgeschrieben, seine Worte, das Stammeln seiner erwachten und ermattenden Gier sorgsam notirt. Gegen unwillkommene Kinder kann man sich mit dem Komfort der Neuzeit schützen; die poetischen Wehen, die auf jede heiße Nacht folgen, sind ehrenvoller und bringen Gewinn. Sexualbeichten einer Dame verkaufen sich immer gut. Ewig aber mag ein hübsches Judäerkind doch nicht in einem Dachstübchen an der Isar den Launen eines Geniesimulanten leben. Ein wiener Sportsman befreit die Langende aus der Enge. Feines Verhältniß.

Herr Clemens glaubt, daß seine Grete „nichts von Alledem erlebt hat", was in ihren Gedichten steht, „daß es nur Phantasien sind." Herr Clemens wird sie sogar heirathen, wenn sie sich verpflichtet, der Poesie zu entsagen ... Der derb zupackende Centaur der Freudenau, der sich nur betrügen läßt, wenn er betrogen sein will, das mit allen Salben geschmierte Literaturweibchen, das sich, je nach der Marktlage, auf Papier oder Laken prostituirt, und der gedunsene bohémien, der, nach Jackwerths Rezept, seine Neider „innerlich ohrfeigt": alle drei Gestalten sind so flott, mit so sicherer Psychologenkunst gezeichnet und ihre Reden blitzen so von organisch erwachsenem Witz, daß man an Courtelines kleines Meisterwerk Boubouroche denken muß, dem Herr Schnitzler wohl die Anregung zu seinem Satyrspiel dankt. Der Absicht des Dichters, die beiden Welten des Willens und der Vorstellung in wechselndem Licht zu zeigen, ordnet das Stückchen sich wirksam ein und beleuchtet ein letztes Mal, mit dem grellsten Strahl, das unfügliche, unnützliche Treiben einer Gauklergattung, deren feinste, anständigste Exemplare von Ibsens Borkman und Ibsens Irene im Ton tiefster Verachtung Dichter genannt worden sind.

Nietzsche war von der souveraineté des lettres nicht so felsenfest wie Zola, sein „Unmöglicher", überzeugt. Den geliebten Griechen sagte er nach: „Sie wußten, daß einzig durch die Kunst das Elend zum Genuß werden könne. Zur Strafe für diese Einsicht waren sie aber von der Lust, zu fabuliren, so geplagt, daß es ihnen im Alltagsleben schwer wurde, sich von Lug und Trug freizuhalten; wie alles Poetenvolk solche Lust an der Lüge hat und obendrein noch die Unschuld dabei". Und er entschuldigt den Künstler, der „nicht in den vordersten Reihen der Aufklärung und der fortschreitenden Vermännlichung der Menschheit steht"; die Kunst habe neben anderen auch die Aufgabe, „erloschene, verblichene Vorstellungen ein Wenig wieder aufzufärben. Zwar ist es nur ein Scheinleben, wie über Gräbern, das hierdurch entsteht, oder wie die Wiederkehr geliebter Toten im Traum; aber wenigstens auf Augenblicke wird die alte Empfindung noch einmal rege und das Herz klopft nach einem sonst vergessenen Takt." Beide Seiten der besonderen, frischer Luft verriegelten Welt, in die Herr Schnitzler uns einführen wollte, sind in diesen Sätzen bezeichnet ... Wer von den Dreien „Recht hat"? Jeder, wenn man ihn recht versteht: Nietzsche, Zola und Cassagnac. Der wiener Dichter, der Einzige aus der Naturalistenplejade, der sich zur Künstlerreife entwickelt hat, zeigte, als feiner Gestalter, in vier kleinen Bildern uns eben ja selbst, daß ein Mann, der nicht ficht, auf der Agora nicht den Willen zur Macht stählt, daß ein Stubenhocker, der nichts vor sich hat als sein Schreibzeug, dennoch auf eigenem Grund ein Schöpfer sein kann.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06578 8922

